

Beatrix Heintze



Deutsche Forschungsreisende in Angola

Ethnographische Aneignungen
zwischen Sklavenhandel,
Kolonialismus und Wissenschaft

Lembeck

Angola hat, besonders im 19. Jh., zahlreiche deutsche Forschungsreisende angezogen, die aber nur selten Berücksichtigung finden. Ihnen widmet sich dieses Buch, das zugleich Neuinterpretation, Handbuch und Anthologie ist. Darüber hinaus vermittelt es grundsätzliche Einblicke in die Geschichte der Ethnologie.

30 Kurzbiographien geben Hinweise zum Lebenslauf der Forschungsreisenden mit den Hauptdaten und dem Verlauf der Reise(n) in Angola, ihren Zielen, den Veröffentlichungen, sowie zu ethnographischen Sammlungen und visueller Dokumentation. Sie werden durch Textbeispiele aus den Werken der betreffenden Afrikareisenden ergänzt. Ein besonderes Augenmerk wird jeweils auf das Bild gerichtet, das sich die deutschen Reisenden von den afrikanischen Menschen gemacht haben, sowie auf die Art und Weise und den Kontext, in dem ihre späteren Publikationen über diese Begegnungen zustande kamen. Spezialbibliographien zu jedem der Forscher vermitteln erstmals eine umfassende bibliographische Übersicht.

Über die biographischen Aspekte hinaus geht es im wesentlichen, vor allem in der ausführlichen Einführung, um die Entstehungsbedingungen und die Entstehungsgeschichte unserer Quellen, um die spezifischen Umstände und den allgemeinen Kontext der Produktion unseres Wissens. Abbildungen einiger Skulpturen aus den mitgebrachten ethnographischen Sammlungen, die wir heute als Meisterwerke afrikanischer Kunst bewundern, bilden einen eindrucksvollen visuellen Kontrast zu den meist abschätzigen Urteilen ihrer Sammler über diesen „Fetischkram“.

Dr. Beatrix Heintze ist seit 1969 als Ethnologin und Historikerin Mitarbeiterin am Frobenius-Institut in Frankfurt am Main. Sie forscht zur Geschichte und Ethnographie Angolas, zur historischen Fotografie und Wissenschaftsgeschichte sowie zu methodischen Fragen. Sie publizierte zahlreiche historische und ethnologische Studien, darunter zuletzt *Alfred Schachtzabels Reise nach Angola 1913–1914* (1995) und *Studien zur Geschichte Angolas im 16. u. 17. Jh.* (1996).

BEATRIX HEINTZE

**DEUTSCHE FORSCHUNGSREISENDE
IN ANGOLA**

**ETHNOGRAPHISCHE ANEIGNUNGEN
ZWISCHEN SKLAVENHANDEL, KOLONIALISMUS
UND WISSENSCHAFT**

Kurzbiographien mit Selbstzeugnissen und Textbeispielen

Verlag Otto Lembeck
Frankfurt am Main

Coverbild: Sammlung Alexander v. Homeyer: „Holzgeschnitzter Fetisch der Luba“ (tatsächlich: Zepter der Chokwe). SMPK zu Berlin, Museum für Völkerkunde, Afrika III C 778.

Fotos: D. Graf (Abb. 1, 7), R. Herter, Rheinisches Bildarchiv (Abb. 8), MV-Fotoatelier (Umschlagfoto, Abb. 2–5, 10, 11), W. Schneider-Schütz (Abb. 12, 13)
Foto-Reproduktion: Peter Steigerwald, Frobenius-Institut (Abb. 6, 9)
Karten: Gabriele Hampel

Zweite veränderte Auflage 2007

Die vergriffene Buchausgabe wurde unter dem Titel *Ethnographische Aneignungen. Deutsche Forschungsreisende in Angola* (Frankfurt am Main: Lembeck 1999) veröffentlicht.

© Beatrix Heintze. Verlag Otto Lembeck. Frankfurt am Main.

ISBN 978-3-87476-544-2

INHALT

Vorwort	9
Abkürzungen	14
EINFÜHRUNG: PER ASPERA AD ASTRA	15
1. Wagemutige Laien	16
2. Gescheiterte Interdisziplinarität	23
3. Ethnologische Grundeinstellungen	28
4. Koloniale Hintergedanken	37
5. Als Weißer unter Weißen	41
6. Schatten der Vergangenheit	47
7. Die Last auf den Schultern von anderen	52
8. Enttäuschte Erwartungen	61
9. Störenfriede	67
10. Abwehrpropaganda	69
11. Gewaltsame Wissenschaft	72
12. Der Mythos von der Quelle aus erster Hand	76
13. Der verstellte Blick	81
14. Das Werk als ethnologische Quelle	89
KURZBIOGRAPHIEN MIT TEXTBEISPIELEN	
Übersicht über die Reisen deutschsprachiger Forscher nach Angola	93
Johann Paul Augspurger	96
Hermann von Barth-Harmating	100
Adolf Bastian	105
Hugo Baum	121
Hermann Baumann	126
Samuel Brun	144
Max Buchner	154
Richard Büttner	178
Josef Chavanne	191
Julius Falkenstein	200
Curt von François	208
Paul Güßfeldt	217
Alexander von Homeyer	231
Fritz und Willem Jaspert	234
Otto Jessen	244
Anton Erwin Lux	255
Wilhelm Mattenklodt	265
Alexander von Mechow	271

Eduard Mohr	279
Eduard Pechuël-Loesche	281
Paul Pogge	303
Alfred Schachtzabel	325
Otto H. Schütt und Paul Gierow	342
Eduard Schulze	362
Herman Soyaux	364
Georg Tams	378
Joachim Helmuth Wilhelm	381
Hermann von Wissmann	385
Ludwig Wolf	401
Willy Wolff	403
LITERATURVERZEICHNIS	
Literatur zur Einführung und Allgemeines	419
Quellen und Literatur zu den Kurzbiographien	424
Karten	460

Verzeichnis der Textbeispiele

Johann Paul Augspurger	
1. <i>Kurtze und wahrhaffte Beschreibung</i> , 1644: 47–58	96
Hermann von Barth-Harmating	
1. Brief aus Duque de Bragança, s.d., NL Ratzel	102
2. Brief aus Luanda, 1. November 1876, NL Ratzel	102
Adolf Bastian	
1. <i>Ein Besuch in San Salvador</i> , 1859: 91–95	112
2. <i>Ein Besuch in San Salvador</i> , 1859: 97–99	113
3. <i>Ein Besuch in San Salvador</i> , 1859: 58–165	114
4. <i>Ein Besuch in San Salvador</i> , 1859: 168–170	126
5. <i>Die deutsche Expedition an der Loango-Küste</i> , 1874/75, I: 298–308	117
6. <i>Die deutsche Expedition an der Loango-Küste</i> , 1874/75, II: 155–158	118
7. <i>Die deutsche Expedition an der Loango-Küste</i> , 1874/75, II: 252–253	119
Hugo Baum	
1. <i>Kunene-Sambesi-Expedition</i> , 1903: 57	122
2. <i>Kunene-Sambesi-Expedition</i> , 1903: 98–105	122

Hermann Baumann	
1. <i>Lunda</i> , 1935: 13	134
2. <i>Lunda</i> , 1935: 139–140	135
3. <i>Lunda</i> , 1935: 194–195	137
4. <i>Lunda</i> , 1935: 224–225	138
5. Die Südwest-Bantu-Provinz, 1975a: 473–476	140
Samuel Brun	
1. <i>Schiffahrten</i> , 1624: 7–22	146
Max Buchner	
1. Die Buchner'sche Expedition, 1880–1881: 165–166	166
2. Die Buchner'sche Expedition, 1880–1881: 175–176	167
3. Das Reich des Muatiamvo und seine Nachbarländer, 1883e: 57–61	169
4. Zur Mystik der Bantu, 1896: 163–164	173
5. Unsere Hoffnungen auf Afrika, 1886b: 385–386	173
Richard Büttner	
1. Brief von Dr. R. Büttner an Prof. Bastian, 1883–1885a: 309–310	184
2. Über seine Reise von S. Salvador zum Quango und zum Stanley Pool (5. Juni 1886), 1886b: 300–302	185
3. <i>Reisen im Kongolande</i> , 1890: 146–149	186
Josef Chavanne	
1. <i>Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate</i> , 1887: 271–278	193
2. Reisen im Gebiete der Muschi-congo im portugiesischen Westafrika, 1886: 105–106	198
3. <i>Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate</i> , 1887: 508	199
Julius Falkenstein	
1. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1879: 70–71	204
2. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1879: 41	206
3. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1879: 16–17	206
Curt von François	
1. Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko, 1888a: 273–276	209
Paul Güßfeldt	
1. Bericht über die von ihm geleitete Expedition an der Loango-Küste, 1875b: 202–204	221
2. Bericht über die von ihm geleitete Expedition an der Loango-Küste, 1875b: 207–209	223
3. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1879: 51–54	225
4. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1879: 140–141	227
5. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1879: 222–224 (Vortrag vom 9.10.1875)	229

Alexander von Homeyer	
keine	
Fritz und Willem Jaspert	
1. W. Jaspert: <i>Afrikanisches Abenteuer</i> , 1929: 194–197	236
2. F. und W. Jaspert: <i>Die Völkerstämme Mittel-Angolas</i> , 1930: 43–44	238
3. F. und W. Jaspert: <i>Die Völkerstämme Mittel-Angolas</i> , 1930: 33, 35–36	239
4. F. und W. Jaspert: <i>Die Völkerstämme Mittel-Angolas</i> , 1930: 107–108	240
5. F. und W. Jaspert: <i>Die Völkerstämme Mittel-Angolas</i> , 1930: 89–90	241
Otto Jessen	
1. <i>Reisen und Forschungen in Angola</i> , 1936: 8–12	246
2. <i>Reisen und Forschungen in Angola</i> , 1936: 22, 66	248
3. <i>Reisen und Forschungen in Angola</i> , 1936: 180	249
4. <i>Reisen und Forschungen in Angola</i> , 1936: 248–250	249
5. <i>Reisen und Forschungen in Angola</i> , 1936: 302–303	251
Anton Erwin Lux	
1. Unter den Bangelas in Westafrika, 1879b: 182–185	259
Wilhelm Mattenklodt	
1. Die Kisama, 1944: 95–97	267
2. Die Kisama, 1944: 101–102	268
Alexander von Mechow	
1. Bericht über die von ihm geführte Expedition zur Aufklärung des Kuango-Stromes, 1882: 477–479	273
2. Bericht über die von ihm geführte Expedition zur Aufklärung des Kuango-Stromes, 1882: 482–485	275
Eduard Mohr	
keine	
Eduard Pechuël-Loesche	
1. Bericht des Herrn Dr. Pechuël-Loesche an den Vorstand über seine zweite Quillu-Reise, 1876b: 274–275	289
2. Handel und Producte der Loangoküste, 1879b: 275–276	289
3. Loango und die Loangoküste, 1876(a): 37–38	290
4. <i>Die Loango-Expedition</i> , 1882: 162, 163–164	291
5. <i>Volkskunde von Loango</i> , 1907: 10–12	292
6. <i>Volkskunde von Loango</i> , 1907: 48–50	293
7. <i>Kongoland</i> , 1887: 417–418	295
8. <i>Volkskunde von Loango</i> , 1907: 165–166, 167–169	296
9. <i>Volkskunde von Loango</i> , 1907: 354, 358, 364, 396–397, 397–398	299
10. <i>Volkskunde von Loango</i> , 1907: 471–472	300

Paul Pogge	
1. <i>Im Reiche des Muata-Jamvo</i> , 1880: 52–53	312
2. Ueber die Verwendung von Elephanten bei Afrika-Reisen und Anlage von Stationen, 1879a: 120	312
3. <i>Im Reiche des Muata-Jamvo</i> , 1880: 224–236	314
4. Bericht über die Reise von Mukenge nach Nyangwe und zurück, 1883–1885a: 70–71	324
Alfred Schachtzabel	
1. <i>Im Hochland von Angola</i> , 1923: 41–44, 46–47	334
2. <i>Im Hochland von Angola</i> , 1923: 69–71	337
3. <i>Im Hochland von Angola</i> , 1923: 121–122	338
4. <i>Im Hochland von Angola</i> , 1923: 137–138	339
Otto H. Schütt und Paul Gierow	
1. Schütt: Im Reich der Bangala, 1881a: 381–384	349
2. Schütt: Bericht über die Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai, und zurück, 1878–1879c: 184–185	353
3. Schütt: <i>Reisen im südwestlichen Becken des Congo</i> , 1881b: 155	353
4. Gierow: Die Schütt'sche Expedition, 1881–1883: 121	353
5. Schütt: <i>Reisen im südwestlichen Becken des Congo</i> , 1881b: 106	363
6. Gierow: Die Schütt'sche Expedition, 1881–1883: 107	354
7. Schütt: <i>Reisen im südwestlichen Becken des Congo</i> , 1881b: 60–61	354
8. Schütt: <i>Reisen im südwestlichen Becken des Congo</i> , 1881b: 79–83	356
9. Schütt: <i>Reisen im südwestlichen Becken des Congo</i> , 1881b: 136	360
Eduard Schulze	
keine	
Herman Soyaux	
1. <i>Aus West-Afrika</i> , 1879a, II: 167–172	368
2. <i>Aus West-Afrika</i> , 1879a, I: 208–211	372
3. <i>Aus West-Afrika</i> , 1879a, II: 116–118, 121–125	374
Georg Tams	
1. <i>Die portugiesischen Besitzungen im Süd-Westafrika</i> , 1845: 35–36	379
2. <i>Die portugiesischen Besitzungen im Süd-Westafrika</i> , 1845: 159–160	380
Joachim Helmuth Wilhelm	
1. Die Hukwe, 1954: 23–24	383
2. Die Hukwe, 1954: 26	384
Hermann von Wissmann	
1. Wissmann, <i>Unter deutscher Flagge</i> , 1892: 34, 36–37, 38	391
2. Wissmann, <i>Unter deutscher Flagge</i> , 1892: 59–60	392
3. Wissmann <i>et al.</i> , <i>Im Innern Afrikas</i> , 1888: 43–45	393

4. Wissmann <i>et al.</i> , <i>Im Innern Afrikas</i> , 1888: 48–50	394
5. Wissmann <i>et al.</i> , <i>Im Innern Afrikas</i> , 1888: 142–147	396
Ludwig Wolf	
1. <i>Reisen in Central-Afrika</i> , 1886(b): 80–81	401
Willy Wolff	
1. <i>Von Banana zum Kiamwo</i> , 1889a: 105–108	410
2. <i>Von Banana zum Kiamwo</i> , 1889a: 207–208	411
3. <i>Von Banana zum Kiamwo</i> , 1889a: 185–188	412
4. <i>Von Banana zum Kiamwo</i> , 1889a: 197–199	414
5. <i>Von Banana zum Kiamwo</i> , 1889a: 200–202	415
6. <i>Von Banana zum Kiamwo</i> , 1889a: 109–110	416

Verzeichnis der Abbildungen

1	Sammlung A. Bastian: „Fetisch (an beiden Beinen mit Baumwollzeug benäht, um das Weglaufen der Frau zu verhindern)“	104
2	Sammlung H. Baumann: „Nawazeia, Bild der verstorbenen Schwester, vom Bruder gefertigt. Tšokwe (Mahakolo)“	125
3	Sammlung H. Baumann: „Häuptlingsstuhl von Kakoma, Cokwe, bei Peso“	143
4	Sammlung M. Buchner: „Geschnitzter Stock aus Holz. Malange“	153
5	Sammlung R. Büttner: „Haarkamm. Muene Putu, Kassongo“	177
6	Sammlung J. Chavanne: „M'bumba foèngi‘ Kriegsfetisch, Tschella“	190
7	Sammlung F. u. W. Jaspert: „Luena, weibliche Profanplastik. Kaluena (Loakano)“	233
8	Sammlung O. Jessen: „Figur, Pfaffen darstellend. Mocco-Berg“	243
9	Sammlung A.E. Lux: „Häuptlingszepter der Tschowke in Angola“	254
10	Sammlung A. von Mechow: „Häuptlingszepter. Majakalla“	270
11	Sammlung P. Pogge: „Fetischschnupftabaksdose aus Kioko“	302
12	Sammlung A. Schachtzabel: „O mbueti. Spazierstab. [Ovi]Mbundu (Ndalla)“	326
13	Sammlung O. Schütt: „Fetisch, aus Holz geschnitzt“	341

VORWORT

Deutsche „Entdeckungsreisen“ und Feldforschungen in dem Teil des südlichen Westafrika, der während der letzten Jahrhunderte in politischer oder sprachlicher Hinsicht portugiesischen Einflüssen ausgesetzt war oder noch ist, der also weitgehend (aber darüber hinaus reichend) mit dem heutigen Angola zusammenfällt, haben in den Geschichtswerken über dieses Gebiet bisher nur sporadisch Beachtung gefunden. Auch als ethnologische Quellen blieben sie weitgehend unberücksichtigt, wofür Sprachbarrieren sicher vor allem anderen verantwortlich zu machen sind. Dabei handelt es sich bei diesen Werken weder in Hinblick auf die Zahl noch auf die in ihnen enthaltenen Informationen um eine *quantité négligeable*. Vor allem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts übte das Gebiet, in dem Portugiesisch jahrhundertlang die oder eine *lingua franca* war, eine besondere Anziehung auf deutsche Reisende aus.

Die Quellen über die Kulturen und die Geschichte dieses Gebietes sind in mehr als acht Sprachen geschrieben, aber kaum ein Historiker zieht alle für sein Thema relevanten schriftlichen Zeugnisse heran. Das ist zwar unwissenschaftlich, wird aber allgemein mit einem Schulterzucken hingenommen. Man sollte sich von den Literaturverzeichnissen nicht täuschen lassen. Viele Quellen und Studien werden dort zwar angeführt, allenfalls sogar in der einen oder anderen Weise in der betreffenden Untersuchung ausgeschlachtet, aber nicht wirklich rezipiert. Meist täuschen sie die Belesenheit des Autors nur vor. Mangelnde Sprachkenntnisse sind dafür ein Hauptgrund. Sie stellen im Zeitalter der Globalisierung in diesem Bereich der Geschichtsschreibung ein wachsendes Problem dar. Das betrifft in besonderem Maße die deutschen Quellen. Portugiesische und angolansische Historiker, aber auch anglo-amerikanische und französische, können in der Regel kein Deutsch (und benötigen es ja auch sonst nicht), weshalb die Arbeiten geschrieben werden, als ob es weder deutsche Primärquellen noch deutsche Analysen und Interpretationen zu dem gewählten Thema gäbe. Geschichtliche und ethnologische Darstellungen basieren dann im wesentlichen auf Veröffentlichungen in der Muttersprache und dem einen oder anderen zusätzlichen Werk, das mehr oder weniger zufällig in diese übersetzt wurde, allenfalls ergänzt durch Arbeiten in einer Zweitsprache. Rühmliche Ausnahmen, wie Joseph C. Miller, Jan Vansina und Jean-Luc Vellut, sind daher um so bemerkenswerter. Deutsche und andere nicht-lusophone Historiker und Ethnologen ihrerseits vernachlässigen wiederum die portugiesischen Quellen und schreiben über die Geschichte Afrikas entweder so, als ob es ein portugiesischsprachiges Afrika nur am Rande gäbe, oder anhand der (manchmal schon lange veralteten) Zusammenfassungen, die sich in ihrer oder der „Weltsprache“ Englisch finden. Daß diese Einschränkung nicht nur in erheblichem Maße die Quellenbasis tangiert, sondern auch Teile der Methodendiskussion, beispielsweise in bezug auf die mündlichen Überlieferungen, ausblendet, wird häufig

erst recht übersehen. Der Trend dürfte noch zunehmen. Die immer wieder, zuletzt 1997 auf dem zweiten historischen Seminar in Luanda zum Thema *Construindo a história de Angola: As fontes e a sua interpretação* geforderten Übersetzungsprogramme, wird es wegen der hohen Kosten, dem Mangel an geeigneten Übersetzern, dem fehlenden Prestige solcher aufwendigen Unternehmungen und dem doch relativ kleinen Kreis seiner Nutznießer auf absehbare Zeit nicht geben.

Aber es handelt sich nicht nur um ein Sprachproblem. Viele der Veröffentlichungen, besonders die in Zeitungen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts erschienenen kleineren Mitteilungen, Briefe und Reiseberichte, sind heute nur mit großer Mühe und zeitlichem, teilweise auch finanziellem Aufwand aufzuspüren und zu erhalten. Einige von ihnen stehen in keiner Bibliographie und sind auch sonst nirgends erfaßt, so daß mit der hier gegebenen Übersicht erstmals die entsprechende Kenntnis vermittelt und der Zugang somit erleichtert wird.

Die vorliegende Arbeit, die Neuinterpretation, Handbuch und Anthologie in einem ist, verdankt ihren Anstoß der Überzeugung, daß man die Flinte nicht vorschnell ins Korn werfen sollte und daß die Ergebnisse deutschsprachiger Forschungen in Angola einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte und Ethnographie des Landes zu leisten vermögen. Da viele der genannten Veröffentlichungen nicht oder kaum bekannt sind, da sie ferner im Kontext ihrer Entstehung gelesen werden müssen, sollen die folgenden dreißig Kurzbiographien mit Literaturhinweisen, die in bezug auf Angola so vollständig wie möglich sind, zu ihrer Benutzung Anreiz und Hilfestellung leisten. Diese Form der Darstellung ermöglicht nicht nur eine schnelle Orientierung, sondern auch eine individuelle Charakterisierung, die in zusammenfassenden Abhandlungen allzu oft Pauschalurteilen (die rückblickend häufig Verdammungen oder nur stereotype Simplifizierungen sind) zum Opfer fällt. In der Annahme, daß das Buch nicht in einem Zug gelesen, sondern vorzugsweise jeweils einzelne Reisende nachgeschlagen werden, wurde die alphabetische Reihenfolge gewählt. Anhand der vorangestellten Übersicht lassen sich aber mühelos chronologische Zusammenhänge herstellen. Eine grobe geographische Orientierung geben die Karten am Ende des Bandes. Leider war aus Kostengründen keine Faltkarte mit mehr Details möglich.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen verstorbene deutschsprachige Reisende und/oder Wissenschaftler, denen wir ethnographische Forschungen in Angola (einschließlich Cabinda) verdanken. Außerdem wurden noch einige „Entdeckungsreisende“ aus dem 19. Jahrhundert aufgenommen, die keine solchen Forschungen durchgeführt haben, weil sie entweder frühzeitig verstarben oder krankheitshalber umkehren mußten, oder weil sie sich nicht oder kaum für afrikanische Kulturen interessierten. Ihre Namen tauchen jedoch als Expeditions-

leiter oder in anderem Zusammenhang immer wieder in der Literatur auf, so daß es sinnvoll erschien, auch auf sie kurz einzugehen.

„Angola“, dessen Definition und Grenzen sich während der Jahrhunderte stark veränderten, wird hier, wie gesagt, nur als ein ungefährender Anhaltspunkt genommen. Forschungen im Gebiet des alten Königreichs Loango werden deshalb ebenso wenig ausgeklammert wie Besuche der Residenzen des Yaka-Oberhauptes Mwene Mputu Kasongo jenseits des Cuango und des Lunda-Herrschers Mwant Yav in der heutigen Demokratischen Republik Kongo (Kinschasa), weil die heutigen Staatsgrenzen für diese Forschungen noch keine Bedeutung hatten. Da es sich jedoch im wesentlichen um ein Gebiet handelt, dessen Amtssprache heute Portugiesisch ist, folgt die Schreibung der Fluß- und Ortsnamen in der Regel der portugiesischen/angolanischen Orthographie auf den offiziellen Landkarten.

Chronologisch gesehen beginnt die Übersicht mit Samuel Brun und endet mit Hermann Baumann. Die Auswahl orientiert sich in erster Linie an der Sprache, in der die Forschungsergebnisse veröffentlicht wurden. Aus stilistischen Gründen wird meist abgekürzt von „deutsch“ statt „deutschsprachig“ gesprochen, dennoch steht immer die Sprachzugehörigkeit und nicht die Nationalität im Vordergrund. Die Fixpunkte des Lebens, die Daten und Hauptstationen des Reiseverlaufs auf angolanischem Territorium werden, soweit eruierbar, in den Kurzbiographien so genau wie möglich angegeben (also nicht nur mit der Jahreszahl). Das erleichtert in einigen Fällen die exakte Zuordnung zu politischen und anderen Ereignissen oder die Orientierung über ein Zusammentreffen bzw. eine Gleichzeitigkeit mit anderen Expeditionen. Gerade diese Arbeit erwies sich als außerordentlich mühsam und zeitaufwendig, so daß es sinnvoll erschien, ihr Ergebnis hier als Hintergrundinformation anzubieten, um künftige Forschungen davon zu entlasten.

Neben den Hinweisen zum äußeren Lebenslauf, den Hauptdaten und dem Verlauf der Forschungsreise(n) in Angola, ihren Zielen und Veröffentlichungen einschließlich Hinweisen zu ethnographischen Sammlungen und visueller Dokumentation, wurde ein besonderes Augenmerk auf das Bild gerichtet, das sich die deutschen Reisenden von den afrikanischen Menschen gemacht haben, sowie auf die Art und Weise und den Kontext, in dem ihre späteren Veröffentlichungen über diese Begegnungen zustande kamen. Da es mir dabei auch darum ging, die mitwirkenden emotionalen Faktoren bloßzulegen und etwas von der Atmosphäre, in der die Forschungen stattfanden, zu evozieren, wurden sowohl in der Einführung als auch in den Kurzbiographien verhältnismäßig viele Originalzitate eingeschoben. Sie dienen auch dazu, die zentralen Charakterisierungen zu verdeutlichen. Die Kurzbiographien werden außerdem durch Textbeispiele aus den Werken der betreffenden Afrikareisenden ergänzt, die einen zusätzlichen Anreiz zur Benutzung dieser Quellen bilden sollen. Es finden sich einige der wesentlichen ethnographischen Berichte dieser Autoren darunter.

Andere Passagen charakterisieren ihre theoretischen Prägungen, ihre entwicklungsgeschichtlichen Grundüberzeugungen und ihre Vorstellungen vom afrikanischen Menschen, oder sie veranschaulichen ihre Darstellungsweise. Über die biographischen Aspekte hinaus geht es hier im wesentlichen, vor allem in der Einführung, um die Entstehungsbedingungen und die Entstehungsgeschichte unserer Quellen, um die spezifischen Umstände der Produktion unseres Wissens.

Nicht alle diese Forscher sind gleichrangig. Der eine, Augspurger, interessiert vor allem aufgrund des frühen Datums seines Berichts. Der wissenschaftliche Ruf anderer, wie derjenige der Gebrüder Jaspert, ist höchst zweifelhaft. Wieder für andere, wie für Baum und Jessen, war die ethnographische Dokumentation nur von marginalem Interesse. Der Großteil von Wilhelms Aufzeichnungen ging verloren. Andererseits kann man über die Loango-Küste guten Gewissens nicht schreiben, ohne Bruns Reisebericht und Pechuël-Loeschens ethnographische und andere Forschungsergebnisse heranzuziehen. Alle Aussagen über Nordost-Angola im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verlieren an Wert, wenn man nicht Pogge, Lux, Buchner und Schütt benutzt. Studien über die Kisama ohne Mattenklodt oder über die Chokwe ohne die große Monographie von Baumann wären bestenfalls ein Torso, schlimmstenfalls eine Verfälschung im Rahmen des uns möglichen. Genauso inakzeptabel wäre allerdings auch eine Arbeit über Nordost-Angola im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts allein anhand der deutschen Quellen ohne die Reisebeschreibungen von Capello und Ivens und ohne das monumentale Werk von Henrique Dias de Carvalho. Das Gros der hier vorgestellten deutschsprachigen Forscher, nämlich 21 von 30, bereiste das südliche Westafrika im 19. Jahrhundert. Sie stehen daher auch im Mittelpunkt der Einführung.

Als ergänzende Information werden im Literaturverzeichnis eine Reihe von Arbeiten in deutscher Sprache über Angola angeführt, die entweder aus der Feder noch lebender Wissenschaftler stammen oder von verstorbenen Autoren, die selbst keine oder keine größere Feldforschung in diesem Teil Afrikas durchgeführt haben.

Die Literaturhinweise beschränken sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf den unmittelbaren Zitatnachweis im Text, auf eine Auswahlbibliographie zur Einführung und Spezialbibliographien zu jedem der Afrikareisenden. Bezüge in der Einführung auf die Kurzbiographien und die entsprechenden Textbeispiele werden nur durch den Namen des betreffenden Forschers hergestellt, jedoch nicht weiter spezifiziert. Ein darüber hinausgehender Einzelnachweis hätte das Werk unverhältnismäßig überfrachtet und seinen Umfang erheblich vermehrt. Er erschien auch in der Sache wenig sinnvoll, da eine solche Arbeit nur im ständigen Rückgriff auf die Quellen und in einer ununterbrochenen Auseinandersetzung mit Spezialuntersuchungen und Darstellungen aller Art

geschrieben werden kann. Ich folge hier Lothar Galls Verfahren in seiner Bismarck-Biographie.

Ursprünglich sollte das Buch „Ethnographische Annäherungen“ heißen. Doch je mehr ich in die Berichte der Forschungsreisenden gerade des 19. Jahrhunderts eintauchte, desto klarer wurde mir, daß es keine bloße „Annäherung“ gewesen ist. Denn dieser Begriff impliziert Behutsamkeit, weitgehende Offenheit und Geduld. Tatsächlich erfolgten die meisten Forschungen, besonders im 19. Jahrhundert, in einem Klima der Gewalt. Nicht, daß die Informationen aus den Afrikanern herausgeprügelt worden wären oder auch nur unter Androhung von Gewalt erfolgten. Das nicht. Aber die begrifflichen Schablonen, in denen sie fixiert wurden, waren in viel umfangreicherem Maße schon vorgefertigt, als man sich dessen gemeinhin bewußt ist. Und die Reisen selbst wiesen mannigfaltige Gewaltaspekte auf, die im folgenden zur Sprache kommen werden. Deshalb also der Titel „Ethnographische Aneignungen“, der m.E. die Erzeugung dieses Wissens in den meisten Fällen weitaus treffender kennzeichnet.

Die Abbildungen einiger Skulpturen aus den mitgebrachten ethnographischen Sammlungen, die wir heute als Meisterwerke afrikanischer Kunst bewundern, bilden einen eindrucksvollen visuellen Kontrast zu den meist abgeschätzigen Urteilen ihrer Sammler über diesen „Fetischkram“.

Während der Arbeit an diesem Buch habe ich von vieler Seite Hilfe empfangen. Ganz besonders danke ich Prof. Dr. Adam Jones, der mich auf das Werk von Johann Paul Augspurger aufmerksam gemacht hat und mir eine erste Kopie der Seiten, die Angola betreffen, aus diesem schwer zugänglichen Buch zur Verfügung stellte. Prof. Jan Vansina verdanke ich wesentliche Hinweise auf die Bedeutung dieses Textes. In den Archiven und Museen fand ich stets zuvorkommende Unterstützung, was mir die Arbeit sehr erleichterte. Hier seien vor allem genannt Dr. Ingrid Hönsch (Institut für Länderkunde, Leipzig), Dr. Hans-Joachim Koloß und Christine Stelzig (Ethnologisches Museum, Berlin), Dr. Maria Kecskesi (Museum für Völkerkunde, München), Dr. Sigrid von Moisy (Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, München), Barbara Plankensteiner (Museum für Völkerkunde, Wien), Dr. Klaus Schneider (Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln), Dr. Christine Seige (Museum für Völkerkunde, Leipzig) und Christel Wichers (Institut für Geographie, Hamburg). Die Deutsche Forschungsgemeinschaft ermöglichte durch eine Sachbeihilfe die schwierige Transkription der Reisetagebücher von Eduard Pechuël-Loesche von seinem Aufenthalt an der Loango-Küste durch Donata von Lindeiner, die vor allem für die Einführung wichtig wurden. Astrid Reinberger hat die meisten hier veröffentlichten Textbeispiele abgeschrieben, Ursula Paul half beim Korrekturlesen und Gabriele Hampel zeichnete die Karten. Allen gilt mein herzlicher Dank.

Spannend und anregend war es, daß zum Zeitpunkt, als diese Arbeit gerade fertiggestellt wurde, Prof. Johannes Fabian zu einem Vorlesungszyklus nach Frankfurt kam, dem ein in mancher Hinsicht vergleichbares Buchprojekt zugrunde lag: *Out of Our Minds: Science, ecstasis, and the ethnographic exploration of Africa*. Mit teilweise denselben Quellen (aber nicht beschränkt auf deutschsprachige) über teilweise dasselbe Gebiet (aber wesentlich auf Kongo konzentriert) und teilweise denselben Zeitraum (aber beschränkt auf das 19. Jahrhundert) war er zu vielen ähnlichen Ergebnissen gelangt (aber mit anderen Gewichtungungen und anderer Kontextualisierung). Obwohl sich Darstellung und Aufbau beider Arbeiten stark von einander unterscheiden, habe ich die Gemeinsamkeiten zunächst mit recht gemischten Gefühlen wahrgenommen; dann aber ist die Konfrontation mit dieser sehr ähnlichen und doch auch wieder ganz anderen Arbeit für mich zunehmend ein Stimulus geworden, meine eigenen Gedanken und Schlußfolgerungen noch einmal zu testen und zu akzentuieren.

Die deutsche Edition ist inzwischen vergriffen. Für diese Online-Version wurde der Text noch einmal sorgfältig durchgesehen. Die beiden wichtigsten Korrekturen betreffen Hugo Baum und Georg Tams, deren abgekürzte Vornamen von mir in der ersten Auflage irrtümlich falsch aufgelöst wurden. Die Kapitel über Hugo Baum, Hermann Baumann, die Gebrüder Jaspert, Eduard Pechuël-Loesche und Otto Schütt konnten um einige biographische Details erweitert werden. Das Verzeichnis weiterer deutschsprachiger Literatur über Angola wurde weggelassen.

Abkürzungen

*	Kurzbiographie in diesem Band
<i>CAG</i>	<i>Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft</i>
<i>MAGD</i>	<i>Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland</i>
NL	Nachlaß
<i>PM</i>	<i>Petermanns Mittheilungen</i>
s., s.a.	siehe, siehe auch
<i>sc.</i>	<i>scilicet</i>
SMPK	Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
<i>VGEB</i>	<i>Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin</i>
<i>ZfE</i>	<i>Zeitschrift für Ethnologie</i>

EINFÜHRUNG
PER ASPERA AD ASTRA

1. WAGEMUTIGE LAIEN

Nur drei der hier vorgestellten Afrikareisenden kamen als ausgebildete Ethnologen nach Afrika: Adolf Bastian auf seiner zweiten Reise, Alfred Schachtzabel und Hermann Baumann. Aber nur bei Baumann kann man von einer ethnologischen Feldforschung im heutigen Sinne sprechen, und selbst seine Reise galt noch primär dem Erwerb einer ethnographischen Sammlung. Die umfassende Dokumentation einer afrikanischen Gesellschaft und Kultur war dann nur eine, wenn auch wichtige und erwünschte, Ergänzung. Auch Bastians zweite Reise, die er als habilitierter Ethnologe unternahm, galt im wesentlichen noch anderen Zwecken, nämlich einer allgemeinen Sondierung als Vorbereitung für die wenig später ausgesandte Loango-Expedition.¹ Seine erste Reise nach Angola hatte der Gründervater der deutschen Ethnologie sogar noch als Schiffsarzt unternommen. Der Ethnologe Schachtzabel, der in späteren Jahren nie wieder wissenschaftlich hervorgetreten ist, obwohl er es bis zum Abteilungsleiter des Berliner Völkerkundemuseums brachte, war in seinem ganzen Reisetil und seinen ethnographischen Erkundungen den „Expeditionen“ des 19. Jahrhunderts noch näher als der modernen Feldforschung. Eduard Pechuël-Loesche, der eine umfangreiche ethnographische Monographie über die Loango-Küste veröffentlichte, war von Hause aus Geograph und Zoologe, und diese Fächer waren es, die sein Hauptinteresse bildeten. Er und die übrigen waren ethnologische Laien.

Das hatte nicht nur etwas damit zu tun, daß sich die Ethnologie erst sehr spät als eigenständige Disziplin an den Universitäten etablierte. Grundsätzlich fällt auf, wie wenig sich diese Reisenden wirklich für die afrikanischen Menschen, denen sie begegneten, interessierten. Das überrascht besonders, weil sich fast alle durchaus Gedanken über die Menschheitsgeschichte gemacht haben, oder zumindest mit bestimmten Grundauffassungen darüber nach Afrika gekommen sind (s. Kap. 3). Einigen Gründen, die verstärkend auf eine schon vorhandene innere Distanz zu den Afrikanern wirkten, soll in den folgenden Kapiteln nachgegangen werden.

Unter den Reisenden gab es viele Ärzte (Bastian, Brun, Buchner, Falkenstein, Tams, Wolf und Wolff). Wie eine Reihe anderer Afrikareisende auch, waren einige von ihnen, wie Falkenstein, der auch Zoologie studiert hatte, verhinderte Naturforscher, die in ihrem Afrika-Engagement vielleicht eine Chance für eine naturwissenschaftliche Karriere sahen. Bei fehlendem Vermögen war vor allem die vom Staat finanzierte militärärztliche Ausbildung (Falkenstein, Wolf) die einzige Möglichkeit, naturwissenschaftlichen Interessen nachzugehen (s. Essner 1985: Kap. III.6.3.1). Außerdem öffneten sich dem wissensdurstigen

¹ Anders als Spittler (1987) unterscheide ich hier nicht zwischen Karawane und Expedition. Da die deutschen Forschungsreisen in Zentralafrika im 19. Jahrhundert (und später auch noch diejenigen von Leo Frobenius) durchweg und explizit als Expeditionen bezeichnet wurden, halte ich eine Unterscheidung in diesem Zusammenhang für konstruiert und wenig sinnvoll.

und unternehmungslustigen Arzt ohne eigene Mittel die Tore der weiten Welt: Bastian, Brun, Buchner, Tams und Wolf kamen entweder als Schiffsärzte nach Angola oder hatten auf diese Weise vorher schon viele fremde Länder gesehen.

So unterschiedlich sie waren, viele verband eine wagemutige Neugier auf ferne Gebiete. Pechuël-Loesche hatte schon als junger Matrose der Handelsmarine große Teile der Welt bereist und sogar Walfänger im nördlichen Eismeer begleitet. Solche Reisen waren damals keine Spazierfahrt, wie der Schiffbruch Paul Güßfeldts vor der afrikanischen Westküste und die beträchtlichen Verluste von Sammlungen auf See zeigen. Eduard Mohr hatte jahrelange Handelsreisen rund um den Globus unternommen, Alexander von Homeyer hatte immerhin die Balearen und das westliche Mittelmeer, Eduard Schulze eine Reihe europäischer Länder erkundet und Otto Schütt war eine Zeitlang in der Türkei gewesen. Wilhelm Mattenklodt entschloß sich schon mit 21 Jahren zur Auswanderung und auch Joachim Wilhelm ging in diesem Alter als Farmer nach Südwestafrika. Von den anderen war nur Samuel Brun so jung, als er das erste Mal afrikanischen Boden betrat. Die übrigen kamen erst im Alter von Ende zwanzig/Anfang oder sogar Mitte dreißig nach Angola. Aber einige hatten zu diesem Zeitpunkt, wie angedeutet, schon viel von der Welt gesehen. Fast alle waren noch unverheiratet. Sie waren in jedem Fall voller Tatendrang und Ehrgeiz. Es war ihre „Sturm- und Drangzeit“, bevor sie sich, zurückgekehrt, die Fesseln einer bürgerlichen Existenz anlegten. Manche, wie Soyaux, Mattenklodt und Wilhelm, verließen ihre Heimat für immer.

Neben den Ärzten bildeten die Militärs eine zweite große Gruppe unter den Reisenden, zu denen – neben den hier nicht behandelten von Görschen, von Hattorf, Kund und Tappenbeck – Johann Paul Augspurger, Alexander von Homeyer, Anton Lux, Alexander von Mechow, Eduard Schulze und Hermann von Wissmann gehörten. Ihnen traute man anscheinend am ehesten zu, eine große Karawane zu organisieren, zusammenzuhalten und mit den vielfältigen praktischen Problemen unterwegs fertig zu werden. Außerdem waren sie topographisch und in den Grundtechniken der Geographie geschult und erschienen daher für die im Vordergrund stehenden kartographischen Aufgaben am besten geeignet. Man sollte meinen, daß Menschen, deren Maßstäbe vor allem die Aufrechterhaltung von Autorität durch Befehl und Gehorsam bildeten, besondere Probleme der Kommunikation mit der afrikanischen Bevölkerung hatten. Das trifft nur sehr bedingt, und vor allem gerade für die deutschen Militärs, wie von Mechow, Lux, von Homeyer und vielleicht auch Schulze, zu, während etwa die portugiesischen Militärs, wie Capello, Ivens und Dias de Carvalho, gemessen an ihren ethnographischen Ergebnissen, ein anderes Bild vermitteln. Alexander von Mechow war ja auch ausdrücklich an die Loango-Küste gesandt worden, um die Träger zu drillen und ihnen Disziplin beizubringen.

Während man bei den Militärs topographische Kenntnisse voraussetzte und sie mit einer kurzen Zusatzausbildung nach Übersee schickte, hatten andere auch eine akademische naturwissenschaftliche Ausbildung absolviert. Folgende

Fächer waren vertreten: Geographie (Chavanne, Jessen, Pechuël-Loesche), Geologie (von Barth-Harmating, Jessen), Meteorologie (Jessen), Mineralogie (Büttner), Zoologie (von Homeyer, Pechuël-Loesche), Botanik (Baum, Büttner, Soyaux). Der Arzt Buchner hatte sich auch mit Geologie beschäftigt, der Mathematiker Gűßfeldt sollte, wie die Militärs, geographische Arbeiten übernehmen, der Arzt Wolff auch als Zoologe tätig sein. Den Ärzten Falkenstein, Wolf und Wolff fielen aufgrund ihrer anatomischen und medizinischen Kenntnisse auch die Aufgaben der Physischen Anthropologie zu.

Die beherrschende Rolle der Naturwissenschaften und damit „positivistischer“ Einstellungen, ist augenscheinlich. Zwar muß man sich ins Gedächtnis rufen, daß die Fächer im 19. Jahrhundert umfassender und die Fächergrenzen wesentlich offener als heute waren, daß beispielsweise die Geographie auch das Studium der Menschen einschloß, wie an Pechuël-Loesches Lehrer Oscar Peschel zu erkennen ist, dem wir eine *Völkerkunde* verdanken. Dennoch ist die rein naturwissenschaftliche Ausrichtung und ihrer auf das Messen und Sammeln konzentrierten Methoden dieser Afrikaforschung sehr stark akzentuiert und ließ in der Regel das Interesse am Menschen, mit Ausnahme seiner Physis, deutlich in den Hintergrund treten.

Viele lockte vorwiegend oder zusätzlich die Großwildjagd in Afrika. Vor allem die Aussicht auf Büffel- und Flußpferdjagd veranlaßte Paul Pogge, sich auf eigene Kosten der Cassange-Expedition anzuschließen, nachdem er früher schon afrikanische Jagderfahrungen im Kapland gesammelt hatte. Als ihm vom Lunda-Herrscher die Weiterreise nach Norden verwehrt wurde, konnte er ihm wenigstens einen kurzen Jagdausflug abtrotzen. Wolff bewarb sich unter anderem bei der Afrikanischen Gesellschaft, weil es ihn reizte, „einmal anstatt auf Hasen, eine Treibjagd auf Leoparden und Elephanten“ zu veranstalten (1889a: 12). Selbst der Akademiker Pechuël-Loesche ging mit wahrer Begeisterung auf die Jagd, vor allem die Flußpferdjagd, und es traf sich für ihn glücklich, daß die Loango-Expedition auch die Fauna möglichst umfassend dokumentieren sollte. So half er seinem Kollegen Falkenstein unermüdlich beim Jagen und Präparieren der Tiere, wie sein Tagebuch stichwortartig wiederholt vermerkt: „Hippo-Jagd: Wo Fluß breite Fläche hat sehen wir die Köpfe von 3 Hippos; bald tauchen weitere auf; als wir näherkommen machen 9 Stück Front gegen uns. Nur ein kleines Stück der riesigen Schädel über Wasser zu sehen, eigentlich nur: Nasenlöcher, Augen, kurze Ohren. Fast fleischfarben. Gleiten behutsam an sie heran. Blasen, schnauben, grunzen. Die Kerle sehen ganz gefährlich aus. Tauchen, kommen näher wieder hoch, machen Front. Ein Kopf plötzlich breit 4 Schritt vor uns; ‚krach‘ schmettert ihm F(alkenstein)’s Kugel in Schädel. Aufruhr im Wasser, alle fort. Aufpassen wenn sie Canoe angreifen, umwerfen. Wir wären schönes Futter für die Krokodile. Obgleich man uns gesagt, daß sie stets angreifen und wir sie erwarten, kommen sie nicht. Plötzlich ein ungeheurer Kopf 50 Schritt von uns über Wasser, breit! ‚Klatsch‘ sitzt meine Kugel (Cal.12, Langblei, hart) drin. Ueberschlägt sich im Wasser, taucht, weg ist er.

Kein Angriff. Ist so gefährlich, so aufregend wie Walfang. Hippos schwer verwundet, beide wahrscheinlich schon tot, jetzt aber im tiefen Wasser nicht zu kriegen. Die Hippos zerstreuen sich, lassen sich nicht mehr ankommen. Viele Enten da, schieße eine, F(alkenstein) auch. Kehre heim, zufrieden.“ (Tagebuch 7, 28.7.1875). Und einige Tage später vertraut er seinem Tagebuch an: „Ich könnte Rad schlagen vor Freude. Mögen uns die Neger auch einige todte Hippos stehlen, wir werden noch viele schießen und eine stolze Sammlung heimbringen“ (*ibid.*, 6.8.1875). Passionierte Jäger waren auch Eduard Mohr, Hermann von Wissmann und Joachim Wilhelm. Mattenklodt verdiente sich mit der Großwildjagd seinen Lebensunterhalt in Südwestafrika und Angola.

Die Herausforderung, die eine Afrikaexpedition bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem in physischer Hinsicht bedeutete, schloß sensiblere, allzu nachdenkliche Naturen von vornherein davon aus oder ließ sie scheitern. In der Regel waren es eher zupackende Personen und schlichtere Gemüter, die sich auf dieses Abenteuer einließen und die ihre Urteile anhand von zu Hause erworbener Vorannahmen und deren scheinbarer Bestätigung durch oberflächlichen Augenschein in Afrika ziemlich rasch fixierten. Empfänglich waren sie weniger für menschliche Begegnungen als für die Natur, von denen einige, wie beispielsweise Max Buchner, einfühlsame Schilderungen gaben: „Zur Zeit des Sonnenunterganges kleidete sich die umgebende Landschaft wieder in eine ungewein ernste Stimmung. Jenseit [*sic*] des Moores die gewöhnliche dunkle Waldlinie, darüber das bläuliche Schwarz eines Gewitters, auf dem der Rauch unseres Lagers als weißes Gewölk sich abhob, diesseit das hübsche Dorf mit seinen goldgelb und rothbraun abgetönten Hütten, eingebettet in dichtes Gebüsch mit hohen Bäumen, deren sattes grün die verschiedensten Abstufungen zeigte, das alles zusammen gab ein herrliches Bild, so reich an prächtigen imposanten Farben, daß eine ähnliche europäische Landschaft daneben wahrscheinlich recht arm und nüchtern ausgesehen hätte. Hoch in der Luft, dem Auge kaum mehr erreichbar, kreisten Hunderte von großen Vögeln, die täuschend an unsere Störche erinnerten. Meine Leute nannten sie ‚Schihumbi‘, es waren Marabus. Aus den Tiefen des Moores aber mit seinen vielen Tümpeln stiegen tausendstimmige Froschconcerte zu ihnen empor.“ (1883d: 3794)

Dabei bildeten die von zu Hause mitgebrachten inneren Landschaftsbilder die Folie, auf der afrikanische Landschaft wahrgenommen und für den Leser gestaltet wurde: „Weißer Streusand, aus dem unter wenigen weit auseinanderliegenden Bäumchen und Büschen nur niedriges Strauchwerk im Styl unserer Heidelbeeren emporgrünt, bedeckt die Steppe. Die weiten melancholischen Moore, mit denen jetzt in der Regenzeit der düster bewölkte Himmel gar oft harmonisch zusammenstimmte, sind flache, wiesige Einsenkungen in der ersten, oft kahl, oft mit einzelnen Waldinseln, oft mit zusammenhängenden vielfach geschlängelten Waldmassen besetzt, die den Verlauf der Achse dieser Muldengebilde, eines Baches, andeuten. Selten entwickeln sich richtige, geradlinige, mauerartige Waldgalerien, und immer nur dann, wenn die Einsenkung

bereits eine mehr vertiefte geworden ist. In Folge der leichteren Orientierung, die der freie Horizont bietet, hören die Wege jetzt auf, unsicher im Zickzack hin und her zu schwanken, und schlagen eine bestimmtere Richtung ein.“ (Buchner 1883d: 3779).

Pechuël-Loesche, der die Natur mit Hingabe aquarellierte, konnte geradezu emphatisch werden: „So recht allein, mitten im Dickicht des Urwaldes, ist herrlich, so recht für mich geeignet. Flinte lehnt gespannt neben mir, müssen auf Hut sein seit Lindner angeschossen. Wie hübsch für ein Abenteuer, wenn nun mächtige Schlange, ein Leopard, Büffel, oder Löwe, oder gar ein Gorilla gekommen wäre! War aber nichts, kommen leider nicht zu unser Einem; – nichts störte die schöne Waldeinsamkeit. Komisch: ein Maler im Urwald! Heimweg bei Sonnenuntergang über Campinen der Hügel; stimmungsvoller Abend, so ruhig, so friedlich, so heimathlich. Drüben zogen unsere Ochsen heimwärts; letzte Strahlen der Sonne auf Quellenwald mit seinem prachtvollen Pflanzengewirr, auf Mangrove-Sumpf und Lagune, auf Hügeln landeinwärts; wundervolle Landschaften, Farbenreichtum, Stille, nur Zirpen der Grillen, Schwirren der Cicaden – nichts fehlte als der Klang der Abendglocken deutscher Dörfer. Wer hätte solche Eindrücke in Afrika erwartet!“ (Tagebuch 5, 27.4.1875). Man möge diese durchaus charakteristischen Zitate im Gedächtnis behalten, bis in späteren Kapiteln Äußerungen über die afrikanischen Menschen wiedergegeben werden.

Schon Samuel Brun hatte sich aufgemacht, „neue und seltsame Länder und Königreiche“ zu erkunden (1624: 1). Später, im 19. Jahrhundert, wirkten vor allem die Afrikadurchquerungen von David Livingstone und Henry Morton Stanley, die in Europa ein ungewöhnlich großes publizistisches Echo fanden, als gewaltige Impulse und lockten nach Afrika, es ihnen gleichzutun. Diese Vorbilder waren dann auch lange Zeit für den Maßstab verantwortlich, mit dem der Erfolg der Afrikareisen gemessen wurde: möglichst tief ins noch unerforschte „dunkle“ Afrika vorgedrungen zu sein und dabei eine möglichst große Anzahl von Kilometern zurückgelegt zu haben – die von Richard Büttner angeprangerten „Kilometerabschreitungen“. Die sich in diese Richtung ausbildende öffentliche Meinung hatte für die Afrikaforschung gravierende Folgen, denn es ging um mehr als nur um den Ruhm des einzelnen und seine wissenschaftliche Anerkennung: Die Finanzierung dieser Reisen hing wesentlich von privaten und öffentlichen Spenden ab, die sich ihrerseits wiederum an der Erfüllung eben dieser Maßstäbe orientierten. Dadurch entstand aber auch ein ungeheurer Erfolgsdruck, der auf den Reisenden lastete und wohl auch für Schütts falsche Behauptung, daß er tatsächlich sein Ziel, die Residenz des Mai Munene, erreicht habe, verantwortlich zu machen ist. Da diese Unternehmen mehr und mehr zu einer nationalen Sache wurden und der Wettstreit mit anderen Nationen eine immer größere Rolle spielte, waren die heimatlichen Erwartungen eine enorme Last und Versuchung. Schon bei der Gründung der „Afrikanischen Gesellschaft“ war es als „dringendste Pflicht“ angesehen worden, „in unserem

Erdenhaus keine unbetretenen, also unbekanntem Strecken übrig zu lassen.“ (Die Thätigkeit..., 1873: 172). Und seit Deutschland wieder den „ihm gebührenden Sitz im Rath der Nationen eingenommen“ hatte, wurde auch seine Beteiligung gefordert, „wie es seine politische Stellung seit dem Jahre 1870 verlangt.“ (*ibid.*: 174)

Nach Bastians Vorstellungen sollte deshalb auch die Loango-Expedition „jungfräulichen“ Boden betreten, „über den noch nie der Fuß eines wissenschaftlichen Reisenden gewandert ist“, es galt, die „dichte Nacht auf der größeren Masse dieses Kontinents“ zu lichten (Bastian 1874, I: 350) und den Menschen in den „ungestörten Verhältnissen seiner nothwendigen Entwicklung“ (1859: 175) aufzusuchen. Auch Buchner drängte es, endlich „den alten, von vier Vorgängern breitgetretenen Weg zu verlassen und einen neuen, jungfräulichen einzuschlagen“ (1883d: 3762). Schütt wollte mit seinen kartographischen Aufnahmen „die Leere, den weissen Fleck auf den bisherigen Karten von Afrika“ füllen helfen (1881b: V), und Güßfeldt war stolz, als er am Kouilou endlich ein Land betrat, das vorher noch nie von einem Europäer gesehen worden war (1876c: 258). Höchstes Glück (und Ruhm) hätte es bedeutet, von Loango aus die Ostküste zu erreichen. Auch Pechuël-Loesche wollte es mit allen Gefahren aufnehmen, wenn nur etwas großartig Neues dabei herauskam: „Nun können wir daran denken, unseren großen Zug per Canoe durch die Katarakten und Cañons des Quillu aufwärts anzutreten; wie freue ich mich darauf! Das ist was Neues, Epochemachendes, ein, wie es scheint, ziemlich gewagtes Unternehmen. Und geologische Aufschlüsse werde ich erhalten; welche erweiterte Anschauung!“ (Tagebuch 7, 12.9.1875). „Abwärts diesen Rapid zu schießen, Ruder in Hand, sicherer Blick, kräftiger Arm, – das wäre so eine Freude für mich! Gefahr? Wo fängt dieser Begriff an? Der Furchtsame, Ungeübte, Schwache sieht überall Gefahr, so Kraft und Zuversicht nicht einmal daran denken. [...] Neger kennen nichts von dieser Gegend, niemals kommt ein Mensch hierher“ (Tagebuch 7, 16.9.1875). „Häufen sich Hindernisse gegen uns, wachsen die Schwierigkeiten, so wachsen auch die Fähigkeiten sie zu überwinden [...] Nur ich bin frisch und gesund, mich scheint nichts anzugreifen. Ich habe mich täglich gebadet, in den Rapids gearbeitet wie ein Bär, beim Handstück schlagen gehämmert wie Steinmetz, in Regen und Sonnengluth, auf harter Erde geschlafen, in feuchten, oft nassen Decken – und hier bin ich, kräftig, gesund, fröhlich, frisch, mit riesigem Hunger! Wie kann ich essen! Wie zufrieden bin ich! So recht vertrauensvoll und zuversichtlich! Nun kann ich doch einige schöne Aufsätze liefern, zeigen, wie ich die Aufgabe des Reisenden auffasse.“ (Tagebuch 7, 21.9.1875)

Alles mußte „zum ersten Mal“ erfolgen, weshalb Wissmann auch Wert darauf legte, daß er den Kontinent „zwischen den beiden bekannten Durchquerungen Stanley's und Cameron's zum ersten Male von West nach Osten durchreist“ hatte. „Es war die Ansicht, die sich im Laufe der letzten zehn Jahre gebildet hatte, daß vom Westen aus nicht weit in's Innere vorzudringen sei, hiermit

widerlegt.“ (1892: 300). Und Wolff wurde von seinen Auftraggebern geraten, den geraden Weg von der Küste zum Häuptling Mukenge zu nehmen, der auch der kürzeste sei, denn „nur so könnten wir Wißmann im Entdecken zuvorkommen! Ja, wir Entdecker haben auch unsern Ehrgeiz und entdecken nicht gern als Zweiter“ (1889a: 12). Selbst Willem Jaspert präsentierte die altbekannten Chokwe noch als eine Neuentdeckung. Aber hat sich seitdem soviel geändert?

Neben dem (natur)wissenschaftlichen Auftrag waren also auch große Ambitionen und eine gehörige Portion Abenteuerlust im Spiel. Denn vor allem im 19. Jahrhundert versprachen Schilderungen über „Entdeckungen“ im „dunklen Kontinent“ das Interesse einer breiten Öffentlichkeit und vermochten, die Türen zum beruflichen Aufstieg zu öffnen (s. Essner 1985, Kap. III) und von sich reden zu machen. Es reizte aber auch, die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit zu erkunden. Es überrascht daher nicht, daß unter diesen Reisenden auch zwei kühne Alpinisten waren, Hermann von Barth-Harmating und Paul Güßfeldt, die beide auf diesem Gebiet zu Pionieren wurden und hier das leisten konnten, was ihnen in Afrika verwehrt blieb.

2. GESCHEITERTE INTERDISZIPLINARITÄT

Entgegen einer weit verbreiteten Vorstellung vom kühnen Einzelreisenden, hat es bereits im 19. Jahrhundert Initiativen zu interdisziplinärer Forschung gegeben. Zwar waren damals die Reisenden, gleich ob akademisch ausgebildet oder nicht, sehr weitgehend noch „Allround-Forscher“, dennoch war man sich schon bewußt, daß man für eine systematische Dokumentation und Vertiefung des Wissens Spezialisten brauchte, oder zumindest Personen, denen schwerpunktmäßig spezielle Aufgaben zugewiesen wurden. In Deutschland waren es die 1873 auf Bastians Initiative hin gegründete „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ (Kurzform „Afrikanische Gesellschaft“) und ihre Nachfolgerinnen,¹ die dieses Konzept besonders konsequent verfolgten. Ihre drei Versuche, die Loango-Expedition unter Paul Güßfeldt, die Cassange-Expedition unter Alexander von Homeyer und die Expedition zur Erforschung des südlichen Kongobeckens unter Eduard Schulze sind, gemessen an ihren ursprünglichen Zielen, dann alle gescheitert.

Der Loango-Expedition gehörten zeitweise acht Personen an. Von den Militärs, einem Mechaniker und von medizinischer Versorgung durch einen Arzt abgesehen, waren Aufgaben aus folgenden Fachgebieten unter sie verteilt: Geographie (Güßfeldt, Pechuël-Loesche), Zoologie (Falkenstein, Pechuël-Loesche), Botanik (Soyaux), Physische Anthropologie (Falkenstein) und Fotografie (Falkenstein). Zwei Forscher übernahmen außerdem umfangreiche meteorologische Arbeiten, wie astronomische Bestimmungen (Güßfeldt) und das zeitaufwendige Ablesen der Instrumente auf der Forschungsstation (Pechuël-Loesche). Da die Instruktionen dieses Forschungsunternehmens nicht erhalten sind, ist es möglich, daß der erst später dazugekommene Pechuël-Loesche außerdem mit ethnographischen Aufgaben betraut wurde. Ebenso ist es denkbar und m.E. sogar wahrscheinlicher, daß er diese, zusammen mit intensiven Sprachstudien, aus eigenem Antrieb begann. Sie fehlen bei den beiden anderen Unternehmungen, gehörten aber implizit „irgendwie“ dazu, was auf die noch bestehende Marginalität der Ethnographie hindeutet. Fremde Kulturen zu beschreiben traute man mehr oder weniger jedem zu.

Die Cassange-Expedition umfaßte ursprünglich einen Ornithologen (von Homeyer), der umfassend zoologisch arbeiten sollte, den aus Loango abgezogenen Botaniker (Soyaux), einen Fotografen und den mit geographischen und naturwissenschaftlichen Aufgaben betrauten Militär (Lux), von dem man vor allem gute kartographische Resultate erwartete. Ein promovierter Jurist und Gutsherr (Pogge) hatte sich ihr lediglich aus Jagdlust auf eigene Kosten angeschlossen. Er sollte später als einziger übrigbleiben und bis ins Lunda-Reich vordringen.

¹ Siehe zu diesen Gesellschaften Essner 1985: Kap. I.3, sowie das *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* und die *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland*.

Für die Südkongo-Expedition schließlich waren neben Militärs (Schulze, Kund, Tappenbeck), die, wie üblich, neben der Leitung vermutlich vor allem mit geographischen Aufgaben betraut wurden, ein Naturwissenschaftler und Chemiker, der botanische und zoologische Sammlungen anlegen sollte (Büttner), und ein Arzt, dem die Zoologie und Physische Anthropologie als Arbeitsfelder zugewiesen waren (Wolff), engagiert worden.

Ein Nachhall dieses Ansatzes ist auch noch in Wissmanns zweiter, vom belgischen König ausgerüsteten Expedition zu erkennen, die Ludwig Wolf als Arzt und Anthropologe, Franz Müller als Meteorologe und Fotograf und Hans Müller als Zoologe und Botaniker begleiteten, während dem Militär Curt von François die üblichen geographischen Tätigkeiten zufielen. Dieses Unternehmen ist allerdings mit den vorangehenden nicht mehr unmittelbar zu vergleichen, weil es primär ganz andere als wissenschaftliche Ziele verfolgte (s. Kap. Wissmann).

Die schönen Pläne waren schnell verflogen. Schulze starb in Mbanza Congo, wodurch sein Unternehmen führungslos wurde, der Leiter der Cassange-Expedition, von Homeyer, mußte krankheitshalber schon vor Beginn der eigentlichen Forschungsreise umkehren. Wenig später waren auch Soyaux und Lux zum Aufgeben gezwungen. Vorher hatte bereits der Fotograf aus unbekanntem Gründen die Heimreise angetreten, so daß die Expedition schließlich nur noch aus ihrem freiwilligen Mitglied Pogge bestand. Auch Wissmanns Expedition erlitt durch den Tod eines Mitglieds, Franz Müller, einen schweren Verlust.

Die Südkongo-Expedition hatte zusätzlich und nach dem Tod ihres Führers vor allem mit Trägerproblemen zu kämpfen, die beinahe jeden Vorstoß ins Landesinnere vereitelt hätten. Kund und Tappenbeck blieben zunächst am Kongo zurück, während Wolff und Büttner schließlich ihr Glück jeweils allein versuchten. Persönliche Reibereien und Rivalitäten, die Aufteilung der wenigen Instrumente und die Belastung jedes einzelnen nunmehr auch mit organisatorischen Aufgaben erschwerten die Durchführung der ehrgeizigen Vorhaben. Immerhin gelangte Pogge dann bis zum Lunda-Herrscher Mwant Yav und Wolff und Büttner erreichten nacheinander die Residenz des Oberhauptes der Yaka, Mwene Mputu Kasongo.

Die Loango-Expedition hatte mit ähnlichen Problemen zu kämpfen. Da sie jedoch das überaus ehrgeizige und groß aufgezogene deutsche Pionierunternehmen gewesen war, wurde ihr Scheitern als besonders schmachvoll empfunden. Und weil der weite Vorstoß ins Landesinnere, möglichst das Erreichen der Ostküste, ihr erklärtes Ziel gewesen war, konnte die spätere Veröffentlichung eindrucksvoller und fundierter wissenschaftlicher Ergebnisse diesen allgemeinen Eindruck nicht wieder wettmachen. Das Etikett „Mißerfolg“ blieb an ihr haften. Man hatte zunächst den Auftrag gehabt, an der Küste eine Forschungsstation zu errichten, die der Expedition nach ihrem Aufbruch ins Innere als Depot und Stützpunkt dienen sollte. Nachdem zwei Mitglieder krankheitshalber nach Europa zurückkehren mußten und der Botaniker zur neuen Cassange-Expedition abberufen wurde, bestand die Kernmannschaft schließlich nur noch aus

dem Leiter Paul Güßfeldt, dem Arzt Julius Falkenstein, dem Mechaniker Otto Lindner, dem Zoologen und Geographen Eduard Pechuël-Loesche und dem Militär Alexander von Mechow. Das Hauptproblem blieb auch in ihrem Fall die Beschaffung von Trägern, worauf später (s. Kap. 7) noch näher eingegangen werden soll. Es erwies sich als unlösbar. Selbst der Versuch, Träger aus dem sehr viel weiter südlich gelegenen Novo Redondo (Sumbe) zu engagieren und mit dem Schiff nach Loango zu bringen, wurde ein kompletter Fehlschlag. So klagte Pechuël-Loesche schließlich deprimiert „mir, dem Manne, der Vieles leisten könnte, sind die Hände gebunden; ich liege seit 8 Monaten hier, habe keine Gelegenheit gehabt aus der Umgegend von Chinchoxo [der Forschungsstation] wegzukommen“ (Tagebuch 6, 25.4.1875). Diese Paralyse hatte Folgen, die schließlich zur Auflösung der Station und zum ruhmlosen Ende des gesamten Unternehmens führten.

Die deutschen Angola-Expeditionen der damaligen Zeit waren, auch unterwegs, sehr viel enger an ihre Auftraggeber zu Hause gebunden, als das bei anderen Europäern der Fall war. Sie hatten sich nicht nur wie diese genau an ihre Instruktionen zu halten, die ihnen bei der Abreise mitgegeben worden waren, sondern auch während ihres Afrika-Aufenthaltes engen Briefkontakt zu pflegen, Rechenschaft abzulegen und gegebenenfalls neuen Instruktionen zu entsprechen. Nur mit spektakulären Erfolgen war es den deutschen Afrikagesellschaften ihrerseits möglich, überhaupt die notwendigen Mittel einzuwerben. Die langen Postwege und der Verlust zahlreicher Schreiben erschwerten die Verständigung.

In dieser Hinsicht gab es bei der Loango-Expedition besondere Probleme, zumal der Vorsitzende der „Afrikanischen Gesellschaft“, Adolf Bastian, inzwischen wieder auf Reisen war und die Entscheidungen folglich zwischen den Kontinenten Europa, Afrika und Südamerika getroffen werden mußten. Sie waren oft schon überholt, wenn sie die Mitglieder erreichten, von denen jedoch „unbedingter Gehorsam“ (Güßfeldt) erwartet wurde. Ihre Entscheidungsfreiheit war deshalb sowohl in Hinblick auf die Meinung der Geldgeber als auch aufgrund der Vertragsbedingungen mit der „Afrikanischen Gesellschaft“ stark eingeschränkt. Dazu kamen Wunschlisten seitens des Vorstandes der Gesellschaft, beispielsweise nach lebenden Schimpansen, Gorillas, Krokodilen, Nilpferden und Elefanten, die ungläubiges Kopfschütteln auslösten. Auch sonst hatte man dort offensichtlich sehr genaue Vorstellungen, über das, was an der Loango-Küste zu leisten war: „Natürlich: in Berlin weiß man das alles besser, hätte alles besser gemacht. Was hat nicht Bastian alles gesammelt, geschrieben! Ja, er hat Sklaven benutzt, und jede Bemerkung, ohne kritisch zu sichten, seinem Buche einverleibt. So schreibt man zweibändige Werke; nicht Bausteine, sondern Bauschutt zur Völkerpsychologie.“ (Pechuël-Loesche, Tagebuch 8, 6.2.1876). Die größte Kränkung erfolgte, als man ihnen, nachdem die erhofften Erfolge ausblieben und die Gesellschaft Geld in eine neue Expedition im Süden investierte (eine weitere „flankierende“ Expedition operierte von 1874–1877 im nördlich

gelegenen Ogowe-Gebiet), plötzlich ohne vorherige Ankündigung, aber auf Anordnung Berlins, die holländischen Kredite strich (was dann nach Protesten wieder rückgängig gemacht wurde): „Unser ganzer Ruf ist hier sofort ruiniert, die Expedition ist total blamiert! Und wir sitzen hier und haben von Berlin schon seit zwei Monaten keine Nachrichten. Sind wir dumme Jungen? Sind es die Herren in Berlin [die diese Anordnung getroffen hatten, was man damals in Loango noch nicht wußte]? Die Sache muß die allerschlimmsten Folgen haben. Wird uns ein anderes Haus an der Küste vertrauen? Für was wird man uns hier halten? Müssen wir uns nicht schämen wie entlarvte Schwindler, wie gescholtene Schulbuben? Und wir sollen Deutschland hier repräsentieren?“ (Pechuël-Loesche, Tagebuch 6, 14.6.1875)

Nahezu zwangsläufig hatten diese Forschungsbedingungen fast von Anfang an und zunehmend auch erhebliche Auswirkungen auf die zwischenmenschlichen Beziehungen und ließen die durch Vorbildung, Charakter, Temperament, Konstitution und Zukunftspläne schon bestehenden Unterschiede krasser hervortreten. Der zweimalige Verlust der Ausrüstung durch Schiffbruch, sowie Malaria, Sandflöhe, eine Pockenepidemie, dazu Eifersucht, Animositäten, Rivalitäten, Kompetenzgerangel und vor allem differierende Ansichten über den richtigen Weg, der jeweils einzuschlagen sei, verschärften die Lage, wie die folgenden, nicht zur Veröffentlichung bestimmten, aber dadurch spontanen und ungeschminkten Ausbrüche Pechuël-Loeschés veranschaulichen: „Allgemeine Niedergeschlagenheit; nun rächt sich alles auf bitterste Weise: die Behandlung der Leute [durch den Leiter der Expedition], die Sorglosigkeit in den Arrangements, der Mangel an Voraussicht. Nicht nur, daß unsere Leute sehr durch Krankheit leiden, in der Mehrzahl nur Jammergestalten und total unbrauchbar sind: sie laufen auch wieder fort: vorgestern früh fehlten 7 Männer, 1 Weib, heute Morgen 2 Männer; wie viel fehlen nächstens? Wann wird der letzte fortlaufen? So sind alle unsere Entwürfe zusammengebrochen, unsere letzten geringen Hoffnungen fast auf Null reducirt; es ist unmöglich etwas Ordentliches in diesem Jahre zu unternehmen. G(üßfeldt) wird vielleicht mit kleinem Häufchen einen neuen nutzlosen Marsch unternehmen. F(alkenstein) und ich gehen nach dem Quillu und dem Nhangä, um zu durchforschen, zu sammeln, Nilpferde etc. zu schießen, vielleicht Gorillas zu erwischen. Der Major hat günstigsten Contract von uns allen, ist sehr selbstständig gestellt.“ (Tagebuch 5, 25.4.1875). Aber dieser Major von Mechow versteht „so viel von Afrika, wie der Walfisch von der Orgel. Er möchte Kasernenzucht einrichten mit Negern. – Heute, wie schon oft, scharfe Auseinandersetzungen.“ (Tagebuch 6, 5.6.1875). Und schließlich: „Leider hat F(alkenstein) keine Lust mehr zum Sammeln; hier müßten wir lagern. Doch er hat keine Lust mehr, und meine Arbeit ist gethan! Ich habe geologischen Theil durchgearbeitet, Fluß genau vermessen, schöne Skizzen, Handstücke, Proben, Sammlungen, – und habe auch zu seinen Sammlungen die meisten Thiere geschossen. Ich bin zufrieden – würde aber gern noch ein paar Wochen sammeln helfen, doch College F(alkenstein) giebt’s auf! Er

paßt nicht zum Forscher und Sammler, hält das Glück nicht fest; seine Maxime ist: später mehr! Ist schlechte Maxime! Doch bequem! Alle Herren der Expedition denken stets: sie haben schon genug, sehr viel gethan! Ganze Anlage und Leistung der Expedition in 3 Jahren ein verfehlter Kram; Verschwendung, große nutzlose Kosten, unpraktische, auch jetzt noch unerfahrene Reisende. Schade um die bis jetzt verausgabten großen Summen. Und wie wird's enden? Deutsch, ganz deutsch! Ein großer Anlauf! Viel Geschrei, über alles was geleistet werden soll, alles im Voraus schon als Thatsache hingestellt, Theorien, Enthusiasmirung des zahlenden Publikums; dann langsames Vorgehen, Vorsicht über Alles, Verplämperungen, Kleinigkeitskrämerei, Mangel an Scharfblick, an verdientem Glück. Endlich Zusammenbruch des Ganzen; Keiner zahlt mehr; in Jahren hat der Deutsche seine Thaler lieber als seine Interessen, Enthusiasmus verraucht, Beschränktheit, Uebelwollen machen sich geltend – man hört ganz stille auf. Vierspännig fährt man aus mit Hurrah und Hussah, ganz still mit einem Esel als Zugthier kehrt man mit dem Rest der Mittel heim. Das ist deutsch! So war es immer. Großes Geschrei: Aufschwung, nationale Aufgabe etc. – bah! Jeder arbeitet für sich, keiner für die Sache selbst: Was werden wir davon erleben?“ (Tagebuch 7, 20.9.1875).

Als Urteil über die Kollegen ist das nicht überzubewerten, da sich in entspannteren Momenten auch wieder ganz andere finden. Aber die Zitate spiegeln gut die zunehmend gereizte Stimmung wider angesichts der immer mehr schwindenden Möglichkeit, das Blatt noch einmal zu wenden. Hätte die stationäre Feldforschung damals schon das heutige Prestige gehabt und hätte man nicht unbedingt von Weißen nie zuvor betretene und „jungfräuliche“ Gebiete erforschen müssen, dann hätte sich die Loango-Expedition den vorgefundenen Gegebenheiten flexibler anpassen und vielleicht auch rechtzeitig die nötige Anerkennung finden können. So aber wurden die Forscher eines Tages einfach nach Hause zurückbeordert, damit nicht mehr Geld „nutzlos“ verschwendet würde. Sie paßten mit ihren Forschungen (die sie selber in dieser Form auch gar nicht angestrebt hatten) nicht in ihre Zeit. Trotz ihres Scheiterns und trotz aller äußeren, personellen und strukturellen Schwächen des Unternehmens, sind die von ihnen veröffentlichten Forschungsergebnisse neben der Chokwe-Monographie von Hermann Baumann das wichtigste ethnographische Werk, das deutsche Forschungsreisende über die portugiesische Einflußzone im südlichen Westafrika verfaßt haben.

3. ETHNOLOGISCHE GRUNDEINSTELLUNGEN

In keiner anderen Zeit als im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist die ethnographische Literatur so durchtränkt von grundsätzlichen Fragen nach der Entstehung und Entwicklung der Menschheit. Angestoßen von den Thesen Charles Darwins, dem Urheber einer der größten wissenschaftlichen Revolutionen, und konfrontiert mit dem „Anderen“ auf dem afrikanischen Kontinent, werden die mitgebrachten Vorstellungen über Ursprung und Stellung der „Rassen“ und die Einordnung ihrer Kulturen auch von den Erforschern Angolas vorgeblich immer wieder an den eigenen, unmittelbaren Erfahrungen getestet. Warum das in vielen Fällen mißlingt, wird in den folgenden Kapiteln noch zur Sprache kommen. Allerdings darf nicht übersehen werden, was leicht geschieht, daß diese Feldforscher die aktuellen wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Erkenntnisse und die durch sie ausgelösten heftigen Debatten in der Regel nur auf indirektem, oft journalistischem und vielfach gefiltertem populärwissenschaftlichem Wege sehr verkürzt vermittelt erhielten. Am offensten weist Georg Tams auf diesen Umstand hin: „Zwar hatten tausendfache Erzählungen einseitiger Geschichten und Reisebeschreiber von je her in mir ein für den Neger ungünstiges Vorurtheil erzeugt [...]; dennoch aber bedurfte es nur eines kurzen Aufenthaltes und eines unpartheiischen Blickes um in dem Halbmenschen einen vollkommenen Menschen zu sehen, dessen traurige Verhältnisse und bedrückte Lage [als Sklaven] nur ihn auf eine so tiefe Stufe sinken ließen.“ (1845: 159). Einen unpartheiischen Blick hatten jedoch nur die wenigsten.

Dann schienen die neuen Methoden der Naturwissenschaften Wege aufzuzeigen, um das durch Charles Darwin endgültig verlorengegangene Weltbild durch besser gesicherte Wahrheiten zu ersetzen. Man war durchdrungen und überzeugt von den unbegrenzten Möglichkeiten des Messens, Klassifizierens und Sammelns, die man nicht allein an den „Wilden“ ausprobierte, sondern auch in Europa anwandte. So waren beispielsweise 1873 drei Kommissionen unterwegs, die in den Schulen Deutschlands, Belgiens und der Schweiz die Farbe der Augen und Haare der Schüler unter Angabe des Alters erfaßten, und deren Ergebnisse anschließend durch eine Statistik der Schädelformen ergänzt werden sollten (*Globus* 1881: 12). Die um diese Zeit – in Deutschland etwas später als anderswo – gegründeten Gesellschaften und Museen für Ethnologie, Anthropologie und „Urgeschichte“ – damals kamen die für die Ethnologie lange Zeit so zentralen „Ur“-Fragen in Mode – stimulierten zusätzlich und nachhaltig diesen naturwissenschaftlichen Aufschwung, förderten gleichzeitig aber auch implizit die Verfestigung bestimmter Ansichten zu Lehrmeinungen.

Mit Charles Darwins epochemachendem Werk *On the Origin of Species by Means of Natural Selection* (1859) und dem nachfolgenden, für die ethnologische Theoriebildung noch wichtigeren *The Descent of Man and the Selection in Relation to Sex* (1871) gewann die These von der einheitlichen Entstehung

der Menschheit (Monogenese) eine naturwissenschaftlich fundierte Basis, die allerdings noch lange umstritten blieb. Unter dem Einfluß der Darwinschen Lehre begriff man auch in Deutschland zunehmend die Entwicklungsgeschichte des Menschen als Teil der naturgeschichtlichen Evolution, für die folglich Gesetzmäßigkeiten verantwortlich seien. Diese Grundannahme wurde auch auf die Kultur übertragen und hatte zur Voraussetzung, daß alle Menschen neben den biologischen auch die gleichen psychischen und intellektuellen Veranlagungen besitzen. Man glaubte, daß die gesamte Menschheit gesetzmäßig dieselbe kulturelle und soziale Entwicklung durchlaufe, daß aber dieser Prozeß, der grundsätzlich vom Homogenen zum Heterogenen, vom Einfachen zum Komplizierten und vom „Niedereren“ zum „Höheren“ als stetige Entwicklung ohne große, katastrophale Rückwärtsbewegung verlaufe, aufgrund bestimmter Faktoren, wie Umwelt und Geschichte, unterschiedlich schnell erfolgen könne. Dabei galt es als selbstverständlich, daß die Europäer den Gipfel dieser Entwicklung repräsentierten, wodurch automatisch eine Hierarchisierung und wertende Abstufung der Menschheit erfolgte. Diese Methode übernahmen viele Afrikareisende dann auch für die Klassifizierung der Völker und Ethnien, mit denen sie in Berührung kamen, so daß sich eine vielfältige Skala von schlechten, besseren und einigen wenigen guten Afrikanern ergab, eine Etikettierung, die diesen dann oft bis weit ins 20. Jahrhundert anhaftete. In kulturellen Parallelen sah man die Zeugen der Gleichheit des menschlichen Geistes und den Ausdruck einer bestimmten Entwicklungsstufe. Kulturelle Unterschiede, die man auf der Erde antraf oder anzutreffen meinte, wiesen folglich auf unterschiedliche Entwicklungsstufen hin. Diesen Prozeß verglich man auch mit der Kindheitsentwicklung und integrierte die sogenannten „Primitiven“ oder „Wilden“ als Repräsentanten einer „Kindheitsstufe“ in das evolutionistische Modell.

Von diesen vielfach erst tastenden Klassifizierungsbemühungen gelangten aber oft nur die Schlagworte in das allgemeine Bewußtsein, etwa die von der „niedereren“ Rasse oder Entwicklungsstufe, die man, vor allem in Hinblick auf Afrika, als mißverständener Nachhall der Diskussion um die Abstammung des Menschen in die Nähe des Affen rückte: „Gewöhnlich wird in dem Europäer, noch ehe er mit dem Neger in Berührung gekommen ist, die Vorstellung erweckt, als sei der Neger eine weit unter ihm stehende, niedrige, verworfene Race, dumm, faul und gefräßig, ohne Ehrgeiz und Strebsamkeit, der nur wie ein Thier mit der Knute und Fußtritten behandelt werden darf. Die Europäer, die mit solchen Ideen nach Afrika kommen und sich nicht bald eines Besseren belehren lassen, werden der Entwicklung der Kolonien wenig förderlich sein.“ (Wolff 1889a: 58). Oder man glaubte auf der „Stufe des Barbarismus“ auch den „kindlichen“ Afrikaner zu entdecken, ein Eindruck, der dann durch vermeintlich besonders „typische“ Charakterzüge verstärkt wurde (vgl. Buchner, von François, Falkenstein, Wissmann, aber auch noch Schachtzabel und Jessen; anders Wolff). Während der Rassebegriff im 18. Jahrhundert noch mit biologischen, klimatischen, geographischen, kulturellen und anderen Aspekten eng verquickt

war, engte er sich im 19. Jahrhundert mehr und mehr auf die biologischen Merkmale ein. Ohne in der Regel exakt definiert zu werden, wurde er zunehmend als determinierender Faktor für das soziale Leben eines Volkes verstanden (Hofbauer 1997: 571). Diese Gemengelage von häufig „unverdauten“ Theorien gilt es bei der Lektüre der Reiseberichte aus dem 19. Jahrhundert im Gedächtnis zu behalten, um zu verstehen, inwieweit und in welcher Weise diese nicht nur eigene Vorurteile widerspiegeln, sondern auch eine Reaktion auf die öffentliche Meinung zu Hause darstellten.

Soweit die Afrikareisenden jener Zeit überhaupt mit einer akademischen Vermittlung dieser Thesen in Berührung kamen, geschah dies vor allem durch das von 1859 bis 1872 erschienene sechsbändige Werk *Anthropologie der Naturvölker* von Theodor Waitz, das beispielsweise Herman Soyaux gelesen hatte, und durch Oscar Peschels 1874 veröffentlichte *Völkerkunde*. Peschel hatte vorher schon zu den Lehrern Eduard Pechuël-Loesch in Leipzig gehört. Bastians theoretischer Einfluß war zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich nicht sehr groß, dagegen sollte man seinen Beitrag zu einem bestimmten, auf Empirie und einige Grundannahmen ausgerichteten Meinungsspektrum innerhalb der von ihm gegründeten, geleiteten oder mitgetragenen wissenschaftlichen Institutionen nicht unterschätzen. Alle drei Wissenschaftler vertraten nachdrücklich die Einheit der Menschheit. Aktuelle Themen waren damals die Abwehr von Mißverständnissen, die Darwins Werk hinsichtlich der Beziehungen von Affen und Menschen erzeugt hatte, die Frage nach den Unterschieden zwischen Tier und Mensch und generell die „Urgeschichte“ der Menschheit. Viele Begriffe, wie die der Art, der Unterart und der Rasse waren in bezug auf den Menschen nicht genau definiert und fließend.

Peschel verfocht nicht nur ausdrücklich die Auffassung von der Einheit des Menschengeschlechts, sondern auch seine grundsätzliche Veränderlichkeit. Die Polygenese, die von erblichen und unauslöschlichen Merkmalen ausging, sei nur der Versuch, das eigene Gewissen gegenüber dem Sklavenhandel zu besänftigen. Auch einzelne Rassen seien schwer von einander zu scheiden, da nicht ein einziges Kennzeichen „strenges Alleingut irgend einer Menschenrace“ sei: „Wäre es leicht die Grenzen zwischen verschiednen Racen zu ziehen, so würden die Anthropologen in ihren Annahmen nicht in dem Masse von einander sich entfernen, dass der eine die Menschheit in zwei, ein anderer sie in hundertundfünfzig Arten, Racen oder Familien sondern zu müssen glaubte.“ (1875: 14). Und er betont, „dass alle körperlichen Merkmale, die Schädelform, die Grössenverhältnisse der Gliedmassen, die Farbe der Haut innerhalb der nämlichen Menschenrace beträchtlich schwanken.“ (S. 336). Als Fazit stellt er fest, daß aufgrund einer Reihe von Tatsachen „die abgelegensten und die äusserlich am wenigsten sich nahe stehenden Menschenracen in ihren geistigen Regungen sich auf eine so überraschende Weise begegnen, dass wenigstens in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann.“ (S. 22–23). Peschels Denunziation eines bestimmten,

negativen Afrikanerbildes vermittelt einige der Stereotypen, die dann in den Reiseberichten explizit oder implizit, abwehrend oder bestätigend, wieder auftauchen: „Einer gehässigen Schule von Völkerkundigen war der Neger zum Inbegriff alles Rohen und Thierartigen geworden. Jede Entwicklungsfähigkeit suchte sie ihm abzustreiten, ja seine Menschenähnlichkeit in Zweifel zu ziehen. Der Neger, wie ihn sein Lehrbuch erforderte, vereinigte mit einem eirunden Schädel, einer flachen Stirn und einer Schnauzenform wulstige Lippen, eine breitgequetschte Nase, kurzes gekräuselttes Haar, fälschlich Wolle genannt, schwärzliche oder schwarze Hautfarbe, lange Arme, dünne Ober-, wadenlose Unterschenkel, allzu stark verlängerte Fersenbeine und Plattfüsse.“ (1875: 497). Peschel zufolge entbehrt diese Typisierung aufgrund der großen Variationsbreite jede Grundlage. Einziges gemeinsames Merkmal sei lediglich „eine mehr oder weniger starke Dunkelung der Haut“, die in zahlreichen Schattierungen vorkomme, aber immer eine südeuropäische Bräunung übersteige. Peschels abgewogenes, vorsichtiges Urteil ist damals keineswegs Allgemeingut. Es konnte sich in seinem Jahrhundert ebenso wenig durchsetzen, wie die vom Anthropologen Kollmann auf der Anthropologenversammlung 1882 in Frankfurt am Main vorgetragene Meinung, „alle Völker, auch die Deutschen, seien [...] heute Mischracen, der Charakter, die Originalität einer Nation würden durch das Ueberwiegen der einen oder andern Race innerhalb derselben bestimmt. Was uns aber hebe und bessere, das sei der Gebrauch des Gehirns, das Denken; der Einfluß des socialen Lebens und der Arbeit ständen höher als Raceneinheit.“ (*Globus* 1882: 173)

Die von den ethnologischen Theoretikern des Evolutionismus damals formulierten Stufenmodelle der Entwicklung scheinen dagegen von den deutschen Angolaforschern des 19. Jahrhunderts nicht rezipiert worden zu sein. Jedenfalls finden sich keine Hinweise darauf in ihren Schriften. Sie verstanden sich im Sinne der sich damals herausbildenden ethnologischen Arbeitsteilung im wesentlichen als Empiriker. Da wir ihre Ansichten nur aus ihren Werken kennen, die Schilderungen ihrer Afrikaerfahrungen meist ihre ersten Veröffentlichungen waren und häufig erst Jahre nach ihrer Rückkehr erschienen, ist meist nicht mehr festzustellen, mit welchen Vorstellungen sie nach Afrika gekommen waren und wie sich diese dort oder später im einzelnen verändert haben. In einigen Fällen schimmern Lernprozesse durch, wenn sie auch grundsätzliche Einstellungen nicht oder selten zu revidieren vermochten. Rassistische Einstellungen sind vielen Äußerungen, vor allem noch unter dem direkten Einfluß von Forschungsstreß, inhärent, werden mit dem Abstand zu den konkreten Belastungen aber zuweilen zurückgenommen. Durchgängig findet sich die Dichotomie zwischen „Wilden“ und „Zivilisierten“, zwischen Naturvölkern und Kulturvölkern und zwischen niederen und höheren Kulturstufen. Allein Bastian kennt dazwischen noch „Halbkulturvölker“. Die Afrikaner standen für ihn noch auf der „untersten Stufe der Barbarei“, die sich im „ungestörten“ Inneren des Kontinents besonders ursprünglich erhalten hätte und daher dort besonders gut zu

studieren wäre. Er war es aber auch, der den größten Wert auf eine systematische Erforschung legte, die Ansammlung gesicherter Erkenntnisse nach naturwissenschaftlichen Methoden forderte und die wichtigsten organisatorischen Anstöße dazu gab.

Die eigene Position in dieser Zweiteilung war weitgehend unangefochten oben; die Gegenposition der Afrikaner wurde allerdings von einigen Forschungsreisenden mit Vergleichen zu den „niedereren Volksschichten“ (Buchner) bzw. der Landbevölkerung (Wolff) und überhaupt den „Zivilisierten“ (Pechuël-Loesche) in Europa oder zu anderen Perioden der eigenen Geschichte (Stichwort europäische Hexenprozesse) deutlich relativiert. Für Buchner wurden allerdings mit der Übernahme sozialdarwinistischer Thesen „Rassen“ zu Trägern des allgemeinen „Kampfes ums Dasein“ und er folgte einer teilweise vorherrschenden pessimistischen Grundstimmung seiner Zeit, wenn er in weiter Zukunft den „afrikanischen Neger die Führung der Rassen“ erringen sah. Andererseits äußerte er auch dezidiert, daß „die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschenrassen somatisch und psychisch eigentlich verschwindend geringe sind“ (1883f: 46). Falkenstein räumte anhand seiner Untersuchungen mit einer Reihe von Vorannahmen auf und glaubte, „daß man den Unterschied der Rassen sehr überschätzt“ (1885a: 126). Ganz außergewöhnlich in diesem Meinungsspektrum ist allerdings Wolffs Hypothese: „Das Wahrscheinlichste ist, daß weder unsere weiße Farbe, noch die schwarze der Neger, noch die rothe der Amerikaner u. s. w. ursprünglich ist. Unsere Urahnen haben vermuthlich eine Hautfarbe besessen, die zwischen allen diesen Farbennuancen in der Mitte gelegen ist, und die durch besondere Anlage unserer verschiedenen Stammväter, durch besondere Temperatur- und Nahrungsverhältnisse schließlich so different geworden ist, wie wir sie jetzt sehen.“ (1889a: 87). Auch anderen Kriterien der Physischen Anthropologie, wie dem Schädelbau, stand Wolff, wie auch Buchner, sehr skeptisch gegenüber.

Von vielen Reisenden wurde das Afrikanerbild, das in ihrer Heimat vorherrschte, als falsch beurteilt. Sie sprachen daher, wie Bastian, Buchner, Pechuël-Loesche und Wolff vom „sogenannten Wilden“. Später betont auch Schachtzabel noch, daß die Afrikaner keine „ungesitteten Wilde(n)“ seien. In Hinblick auf ein gängiges physisches Stereotyp (vgl. oben Peschel) äußert sich Soyaux besonders deutlich: „Alles, was dem ästhetischen Gefühl des Europäers als Häßlichkeit erscheint, soll sich im Neger vereinigt finden. Ein der Eiform nahekommender Schädel, Kiefer und Mund mit wulstigen Lippen, ähnlich denen eines alten Schimpanse [*sic*], eine niedrige völlig flache Stirn, eine breitgequetschte, nur an den nach vorn geöffneten Flügeln als solche erkennbare Nase, verfilztes Wollhaar, affenartig lange Arme, jeglicher Fülle entbehrende untere Extremitäten, Plattfüße: das waren die Attribute negativer Schönheit, welche der Gestalt des Negers als typisch angedichtet wurden – angedichtet, denn während meines ganzen Aufenthalts in Afrika konnte ich nicht ein einziges Indivi-

duum entdecken, an dessen Aeußern diese Bestandtheile sich beisammen gefunden hätten.“ (1879a, I: 147)

Buchner wandte sich in einem umfassenderen Sinne gegen die „anmassende Ueberschätzung unserer weissen Hautfarbe“ (1886a: 198): „Der dümmste Matrose glaubt den Schwarzen verachten und wegwerfende Schlagwörter gegen ihn gebrauchen zu dürfen; käme es aber auf eine Probe rein natürlicher Geschicklichkeit ohne die Vortheile erlernter Künste an, er würde demselben Schwarzen häufig genug unterliegen.“ (1886a: 198). Er „stehe nicht an zu behaupten, daß in allem, was wir Schick und Anstand, Eleganz und Würde des Benehmens nennen, der Neger meistens feinere Instinkte zeigt als das mittlere Individuum unserer niedrigeren Klassen. Gemeine Zoten, die Freude am Schmutz oder reine Bosheiten, die doch bei dem europäischen Pöbel keine geringe Rolle spielen, sind ihm fast völlig fremd.“ (1886/87: 384). Auch Soyaux trat vorherrschenden negativen moralischen und kulturellen Stereotypen über die Afrikaner vehement entgegen.

Grundauffassung vieler dieser Reisenden war die Meinung, daß die Afrikaner letztlich „nur eine Spanne Zeit“ von den „Culturmenschen“ trenne (Pechuël-Loesche 1884b: 157; s.a. Soyaux), wobei diese Zeitspanne allerdings viele hundert Jahre umfasse. In diesem Sinne betrachtete man ihn als „unreif“ und „unmündig“, „aber nicht etwa im Sinne einer dauernden und allgemeinen Inferiorität der ganzen Race“, sondern im Sinne der Unreife, „die auch unsere eigenen niedrigen Volksschichten auszeichnet.“ (Buchner 1886a: 198). Sehr positive Eindrücke empfing Alexander von Mechow, der in den Berichten über Blutgier und Grausamkeit der Yaka „nichts als leere Hirngespinnste“ sah und die „Ruhe und den Anstand dieser Leute“ bewunderte. Wolff rühmte unter anderem „die Logik des Negers“, wohingegen sich die Jasperts ein halbes Jahrhundert später Lévy-Bruhls Theorie vom „prälogischen Denken“ dieser Völker zu eigen gemacht haben. Aber auch schon im 19. Jahrhundert gab es unter den Angolaforschern Urteile, welche die alten Klischees gedankenlos reproduzierten. So waren die Afrikaner nach Curt von François in „ihrem Urzustand stehen geblieben“ und – als Echo von Hegel – „im engeren Sinne des Wortes keine geschichtlichen Völker“. Für Chavanne sahen bestimmte Waldlandbewohner den „anthropoiden Affen erschreckend“ ähnlich, wenn auch ihre geistigen Anlagen meist stark unterschätzt würden. Für den Leiter der Loango-Expedition, Güßfeldt, stand sogar noch nach seinem Afrikaaufenthalt die verschiedene „Beanlagung“ und die „Ungleichwerthigkeit“ der Völker fest (1879: 223).

Ein Charakteristikum dieser Forschungen war, wie schon angedeutet, der Drang, um nicht zu sagen die Manie, nicht nur die Physis der Menschen, sondern auch ihre moralischen, psychischen und geistigen Eigenschaften wertend zu klassifizieren. Daraus entwickelte sich in der Ethnologie die Beschreibung ethnischer „Typen“, die häufig physische und kulturelle Eigenschaften vermengte und sich bis in die fotografische Dokumentation bzw. ihre anschlie-

bende Präsentation auswirkte. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch diese Reiseliteratur.

Zu den Grundkonzepten, die die europäischen Forscher des 19. Jahrhunderts der afrikanischen Kultur überstülpten, gehört der Begriff des „Fetisch“. Sie übernahmen ihn in Afrika aus der portugiesischen Sprache und folgten dem an der Küste eingebürgerten Sprachgebrauch. Im Portugiesischen hat *feitiço* eine eher neutrale Bedeutung im Sinne unseres „Zaubermittel“ und „Amulett“ und wird auch heute noch selbst in Portugal in eben dieser, aber auch in ganz allgemeiner Bedeutung so verwendet. Dasselbe gilt vom davon abgeleiteten *feiticeiro*, dem Zauberer oder Hexer. Alternative Begriffe mit derselben umfassenden Bedeutung stehen hier nicht zur Verfügung. Durch die Übernahme (unter anderem) in die deutsche Sprache, in der bereits ein anderer, neutraler Begriff vorhanden war, erfolgte im 19. Jahrhundert eine Bedeutungsverengung auf die Welt der „Wilden“, der „Naturvölker“ oder der „Primitiven“, vor allem der Afrikaner. Der Begriff „Fetisch“ existiert zwar auch heute noch im deutschen Kontext weiter, jedoch in einer wesentlich anderen Bedeutung als im afrikanischen Kontext und mit negativer, teils sexueller Konnotation.

Auf der Suche nach der „Urgeschichte“ der Menschheit wurde der „Fetischglaube“ als „Fetischismus“ zu einem die unterste Stufe der Kulturentwicklung charakterisierenden System religiöser Vorstellungen, bzw. „die religiöse Verehrung sinnlicher Gegenstände“ (Schultze 1871: 29). Schultze zufolge findet „die Entfaltung des religiösen Bewußtseins“ (S. 284) bei den „Wilden“ schließlich in der „höchste(n) Stufe des Fetischismus“, dem „Gestirncult zumal als Sonnen- und Firmamentcult“ (S. 286) ihren Ausdruck. Aber jeder zimmerte sich seine eigenen Definitionen zurecht. Nach Theodor Waitz' in Deutschland weit verbreiteter und jahrelang als eine Art Standardwerk fungierender *Anthropologie der Naturvölker*, auf dem auch Schultze fußt, sitzt für den Afrikaner „in jedem sinnlichen Dinge ein Geist oder kann doch darin sitzen, und zwar in ganz unscheinbaren Gegenständen oft ein sehr großer und mächtiger. Diesen Geist denkt er sich nicht als fest und unabänderlich gebunden an das körperliche Ding in dem er wohnt, sondern er hat nur seinen gewöhnlichen oder hauptsächlichlichen Sitz in ihm. Der Neger trennt wohl in seiner Vorstellung nicht selten den Geist von dem sinnlichen Gegenstande den er inne hat, setzt beide sogar bisweilen einander entgegen, das Gewöhnliche aber ist daß er beide zusammenfaßt als ein Ganzes bildend und dieses Ganze ist (wie die Europäer es nennen) ‚der Fetisch‘, der Gegenstand religiöser Verehrung.“ Seine gewaltige Sinnlichkeit, seine Vorliebe zum Phantastischen und seine ausschweifende und wilde Einbildung lasse den Neger im Verein mit seinem ungebildeten Verstand „die Beseelung der Natur auf die äußerste Spitze“ treiben (1860, II: 174).

Den Angolareisenden des 19. Jahrhunderts waren solche theoretischen Spekulationen fremd. Bastian setzte den „Fetischismus“ einfach mit Hexenwesen und Aberglauben gleich und fand Parallelen in der „christliche(n) Magie“ und dem Reliquienkult seiner Zeit. Wo andere vom „Fetisch“ sprechen, verwendet er

auch noch den Begriff „Idol“. Für alle übrigen hat ihre eigene höhere Kultur dieses Stadium längst hinter sich gelassen. Pechuël-Loesche ist der einzige, der sich um eine Definition des „Fetisch“ und seine Abhebung vom „Götzen“ bemüht. Im allgemeinen wurde der Begriff jedoch völlig wahllos auf jeden afrikanischen Gegenstand angewandt, der in irgendeiner Weise mit magischen oder kultischen Vorstellungen und Praktiken in Verbindung zu stehen schien. Das reichte von der Plastik eines Kulturheros bis zur Insignie, von der Ahnenstatue bis zum Wahrsageobjekt und vom Schadenzauber bis zum Amulett. An der Loango-Küste und am unteren Kongo sind es vor allem die vielfältigen *nkisi*, darunter die sogenannten „Nagelfetische“. Da die geistige Welt der Afrikaner dem europäischen Durchreisenden verschlossen blieb und die kurzen Aufenthalte und flüchtigen Kontakte allenfalls zum Erwerb einiger „Ethnographica“ für die heimatlichen Museen reichten, war der „Fetisch“ ein bequemes und schnelles Klassifikationsmittel. Die Afrikareisenden „fetischisierten“ (Hayden White) die „Eingeborenen“. Außer dem „Fetisch“ erlebten sie den „Fetischdienst“, die „Fetischhütte“, die „Fetisch-Holzpuppe“, „Schutzfetische“, „Fetisch-Ceremonien“, „Fetischleute“, „Fetischpriester“ und sogar ein „Fetischthal“. Für Schultze, dessen Abhandlung eine Art Standardwerk für dieses Thema in Deutschland wurde und das auch Pechuël-Loesche in seinem Gepäck mit sich führte, können auch Steine, Berge, die Elemente, Pflanzen, Tiere und Menschen „Fetische“ sein. Ärgerlich ist nur, daß sich noch heute viele Ethnologen mit dieser Kategorie begnügen. Denn trotz aller schönen Lippenbekenntnisse über die Gleichwertigkeit der Kulturen, hat sich auf diese Weise verschleiert eine wertende Zweiteilung der Welt, der religiösen Welt, erhalten. Daß in Folge der Kolonisation und der kolonisierenden Ethnologen inzwischen auch in Afrika vielerorts dieser Begriff gang und gäbe geworden ist, sollte für den Wissenschaftler kein Argument für seine Weiterverwendung sein. Schließlich hätte man auch hinsichtlich der Sklaverei oder der Diskriminierung der Frau in ähnlicher Weise argumentieren können.

Die Werke der wenigen deutschen Wissenschaftler, die im 20. Jahrhundert in Angola arbeiteten, sind weniger deutlich und in ganz anderer Weise (s. Kap. 14, vgl. auch Kap. 4) von ethnologischen Theorien geprägt. Hier ist vor allem Hermann Baumann zu nennen, der zu den Kulturhistorikern oder Diffusionisten unter den Ethnologen zählt und nachhaltig von der Kulturkreislehre beeinflusst worden ist. Nachdem er ihr anfangs mit Einschränkungen gefolgt war, distanzierte er sich später dann mehr und mehr von ihr, ohne sich allerdings je völlig von ihren Grundgedanken zu lösen. Das Hauptwerk über seine Feldforschung in Angola, die große ethnographische Monographie über die Chokwe, läßt jedoch nur ansatzweise etwas über seine theoretischen Präokkupationen durchschimmern. Auch die nationalsozialistische Zeit, in der es verfaßt wurde, tritt nicht signifikant hervor. Dagegen war Schachtzabels unter dem Einfluß des Nationalsozialismus später formulierte Überzeugung von der „ewigen Verschiedenheit der Rassen“ in Ansätzen wohl schon während seines Afrikaaufenthaltes vor-

handen, worauf unter anderem das in seinem ethnographischen Reisebericht angeführte „so verschiedene(n) Denkvermögen“ der Afrikaner hindeutet. Baumanns diffusionistischer Ansatz wird in späteren Studien, die Feldmaterial seiner zweiten Reise verarbeiten, offenkundiger, so vor allem in der Arbeit über „Die Frage der Steinbauten und Steingräber in Angola“ (1956), in der unter anderem „direkte Kulturbeziehungen“ zwischen Zimbabwe und Angola postuliert werden.

4. KOLONIALE HINTERGEDANKEN

1848 waren in Deutschland die ersten Kolonialvereine gegründet worden, aber erst in den 70er Jahren, nach der Reichsgründung, begannen deutsche Kolonialpläne stärker diskutiert zu werden. Eine allgemeine Krisenstimmung der späten 70er und frühen 80er Jahre, die ihre wesentliche Ursache in der Bevölkerungsexplosion infolge der Industriellen Revolution hatte – in den letzten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts wuchs die Reichsbevölkerung um fast 25% –, begünstigte die nationale Kolonialagitation. Mit der Kehrtwendung Bismarcks zugunsten des Erwerbs deutscher Kolonien im Jahr 1884, der Konstituierung Deutsch-Südwestafrikas als erstem deutschen „Schutzgebiet“ im selben Jahr, der Berliner Konferenz 1884/85 und der Anerkennung des belgischen Kongo Freistaats erreichte die Kolonialeuphorie ihren ersten Höhepunkt.

Die deutschen Angola- und Afrikaforscher dieser Zeit blieben von diesen politischen und ideologischen Strömungen nicht unberührt. Sie nahmen sie sogar stärker auf, als man es sonst in Deutschland tat, wo Teile der Wirtschafts- und Finanzwelt, aber auch die Öffentlichkeit der Kolonialidee lange Zeit reserviert gegenüberstanden. Allerdings ist nicht in jedem Fall ersichtlich, ob und inwieweit diese Forscher koloniale Ansichten schon während ihres Afrikaaufenthaltes verfochten haben, da ihre Reiseberichte gerade in der Hochphase der Kolonialdebatten veröffentlicht wurden und daher erst nachträglich in diesem Sinne eingefärbt sein mögen. Die 1873 gegründete „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ mit ihrem Gründer, dem Ethnologen Adolf Bastian, an der Spitze, adoptierte in dieser Hinsicht eine Doppelstrategie. Einerseits verfocht sie nachdrücklich die rein wissenschaftliche Zielsetzung ihrer Afrikapläne, andererseits betonte sie gegenüber ihren potentiellen Sponsoren auch die Verknüpfung mit kommerziellen Interessen insofern, als die Wissenschaft dem Kaufmann und der Erschließung neuer Märkte als Pionier vorausgehe. In der Aufgabe, das äquatoriale Afrika dem Welthandel zu öffnen, sah Bastian eine heilige Pflicht, „welche allen Culturvölkern gestellt wird.“ (Petermann 1875: 5)

Soweit sich die Forscher in der Folgezeit selbst zu Wort meldeten, bewegte sie vor allem die Frage, ob Zentralafrika tatsächlich so fruchtbar sei, wie Stanley und andere behaupteten. Pechuël-Loesche (s.a. Buchner, Wolff) und Wissmann fochten ihre Gegenpositionen vehement und öffentlich aus. Mit diesen unterschiedlichen Beurteilungen waren heftige Auseinandersetzungen darüber verbunden, ob die koloniale Zukunft hier nur in Handels- oder doch auch in Siedlungskolonien läge. Dort, wo man meinte, daß Klima und Tropenkrankheiten der Arbeit von Europäern einen Riegel vorschoben, war man auf fremde Arbeitskräfte angewiesen. Da man aber die Afrikaner im allgemeinen nur als „faul“ beurteilte (z.B. Buchner, Güßfeldt, Lux, Pechuël-Loesche, Pogge, Schütt, Wolff) – im Gegensatz zu Brun, der sie Anfang des 17. Jahrhunderts in dersel-

ben Gegend noch als ausgesprochen fleißig beschrieben hatte –, bekam das Schlagwort von ihrer „Erziehung zu regelmäßiger Arbeit“ (z.B. Jessen, Pechuël-Loesche, Schachtzabel, Soyaux, Wolff) Hochkonjunktur. Später milderte Wolff seine Ansicht in dieser Frage etwas ab: „Wir können der ziemlich allgemein verbreiteten Ansicht, als arbeite der Neger nicht, durchaus nicht beistimmen; er vermietet sich nicht gern als Arbeiter beim Europäer, das ist richtig und sehr wohl zu verstehen, denn diese angestrengte, ununterbrochene Arbeit, bei strenger und harter Behandlung, wie sie der Europäer für seinen Lohn verlangt, ist nicht dem Charakter des Negers gemäß.“ (1889a: 43). Auch verlangte er als „unumgängliche Vorbedingung, daß für eine jede Leistung eine annähernd entsprechende Gegenleistung geliefert wird“ (S. 48), und dieses sei durchaus nicht der Fall.

Schlagwort und selbstgestellte Aufgabe von der „Erziehung des Negers zur Arbeit“ gingen sehr schnell eine unheilige Allianz mit der Evolutionstheorie (s. Kap. 3) ein und dienten dann zur Rechtfertigung und dem Auftrag der „Zivilisierung“ der „niedereren“ Völker oder Rassen durch die „höhere“, der man selber angehörte (z.B. Chavanne, Schachtzabel, Soyaux, Wolf). So verschränkten sich nationalideologische, sozialdarwinistische und sendungsideologische Vorstellungen in unterschiedlicher Gewichtung ineinander. Das meiste davon war nicht spezifisch deutsch, sondern Allgemeingut des Imperialismus.

Pechuël-Loesche, der einerseits, wie Wolff, die betrügerischen Verträge geißelte, mit denen man den Afrikanern ihr Land abnahm, war andererseits grundsätzlich vom Kolonialgedanken und einer Bildungsaufgabe durchdrungen: „Die Aufgabe der Culturmission dürfte doch unbeschadet hoher Lehren zunächst eine eminent praktischere sein: sie soll niedriger stehende Menschen brauchbarer machen, zur Arbeit anhalten; selbst nöthigen, ihren Charakter zu bilden, ihren Leichtsin, ihre Unzuverlässigkeit abzulegen. [...] so haben die hochstehenden Völker auch ein Recht, einen Druck auf niederstehende auszuüben, sie zur angemessenen Bethheiligung an der Weltwirthschaft zu nöthigen. Wer den Afrikaner kennt, wird kein Heil erwarten von gütlicher Beeinflussung, vom Zureden, von religiöser Schulung. Hier ist eine verständige Bevormundung, ein vernunftmässiger Zwang am Platze, derselbe Zwang, der die Menge der Schulkinder in ihrer Pflichterfüllung unterstützt, die zur Lässigkeit und Verlotterung neigenden Angehörigen des Staates auf dem richtigen Weg erhält.“ (1884b: 174).

Ähnlich äußerte sich Soyaux, der jedoch die Augen auch nicht vor der Kehrseite verschloß: „Die Geschichte, soweit sie sich mit der Einführung wilder Völker in Cultur und Gesittung beschäftigt, zeigt kein erquickliches Bild. Ueberall wurden die Eingeborenen die Knechte und Sklaven der Eingewanderten“ (1888: 101). „Der von außen kommende Einfluß – von welcher Seite er auch immer stammen und durch welche Organe er auch vermittelt werden mochte – war für die Völkerschaften in Afrika in seiner Gesamtwirkung auch kein segensreicher. Was der Schwarze bisher vom höherstehenden Culturmen-

schen in seiner Heimat erlernte, das sind äußerliche Dinge, Fertigkeiten [...]“ (S. 102). „Daß die europäische Menschheit in Afrika bisher nichts anderes einzuführen wußte als den Handel – abgesehen von dem zercivilisirten [!] Angola, wo der portugiesische Deportirte Civilisationsversuche anstellt und Plantagen-wirtschaft mit Sklaven betrieben wurde – darin liegt der Fehler [...]“ (S. 106)

Wer nicht nur grundsätzlich, sondern auch national argumentierte, benutzte außerdem das Konkurrenzmotiv vom Wettlauf mit den übrigen europäischen Staaten, nach dem „Platz an der Sonne“, als zusätzliches Argument. So urteilte auch Falkenstein, daß die Produkte Westafrikas so vielfältig seien, daß „ein Streben nach ihrem Besitz Pflicht, ein müßiges Zusehen des Wettkampfes anderer Nationen unverzeihlich“ erscheine. Nur über den richtigen Weg der Nutzbarmachung des Kontinents sei man sich noch nicht einig (1884: 364). Wolff hielt es für große politische Kurzsichtigkeit, gegen jede Kolonisation „unwirthlicher Länder zu eifern, da die wachsende Bevölkerungszahl in Europa auch in Deutschland verhindern werde, den Bedarf an Lebensmitteln selbst zu produzieren, weshalb es um so dringender auf diese Länder angewiesen sein werde.“ (1889a: 17)

Die belgischen Initiativen im Kongo wirkten besonders stimulierend, so daß Pogge in Anlehnung an die Projekte der *Association Internationale Africaine* auf seiner zweiten Reise die Gründung eines Stützpunktes für deutsche Kolonisten und Händler in Innerafrika plante. Bei einer besseren Infrastruktur hielt er auch das Lunda-Gebiet „einer Colonisierung wohl fähig“ (1880: 81). Auch die Station, die Schulze in Mbanza Congo als „Ausgangs- und Stützpunkt für fernere Expeditionen“ gründen wollte (Büttner 1890: 26), hätte sicher mehr als nur wissenschaftliche Aufgaben wahrgenommen. Sein Weggefährte Büttner war jedoch der Überzeugung, daß dieser Ort deutschen Auswanderern nicht empfohlen werden könne, da sie binnen kurzem dem „Klima“, das körperliche Arbeit nicht zulasse, erliegen würden und die „Erziehung der Neger zur Arbeit“ bisher nicht geglückt sei (Büttner 1886b: 318). Ähnlich dachten Falkenstein (1884) und Chavanne: Der unabhängige Kongostaat werde sich „niemals oder nicht in absehbarer Zeit, als Ziel der Auswanderung aus überbevölkerten Ländern der gemäßigten Zonen eignen“ und sei zunächst nur als Handels- und Pflanzungskolonie ins Auge zu fassen (Chavanne 1887: 450).

Von den Angehörigen anderer, dort bereits etablierter bzw. kommerziell engagierter Staaten wurden die Deutschen schon früh verdächtigt, „Träger verkappter Handelsinteressen“ zu sein und „das Terrain für eine deutsche Kolonie vorbereiten zu wollen“ (Güßfeldt 1879: 37). Vor allem Portugal sah sich, nicht zu Unrecht, von allen Seiten (nicht primär von den Deutschen), in seinen Interessen und, wie es glaubte, seinem „historischen Anspruch“ bedroht. In der Presse von Luanda wurde zu Buchners Zeiten ausdrücklich auch vor deutschen Annektiergelüsten gewarnt. Die verhältnismäßig große Zahl von deutschen Forschungsreisenden, die plötzlich in Angola auftauchten, und vor allem die Geschenke des Kaisers, die Buchner für das Lunda-Oberhaupt mit sich führte, er-

regten Verdacht: „Da wurde sofort behauptet, es sei die Gründung einer Strafkolonie für deutsche Sozialdemokraten tief innen in Lunda geplant, jene Kolonie würde dann immer mehr nach der Küste zu ausgedehnt werden, und schließlich die Portugiesen ins Meer hineindrängen.“ (1888a: 4)

Mit der Gründung der *Sociedade de Geografia* in Lissabon und der Durchsetzung eines nationalen Komitees der *Association Internationale Africaine* zwei Jahre später versuchte Portugal, den auf sich gerichteten europäischen Begierden in Afrika ein nationales „zivilisatorisches“, wissenschafts- und kolonialpolitisches Konzept entgegenzusetzen, das schließlich 1887 in der berühmten „rosafarbenen Karte“ gipfelte, in der ein von Ozean zu Ozean reichendes portugiesisches Überseeimperium in Zentralafrika beansprucht wurde. Die portugiesischen Anstrengungen, die Voraussetzung für eine effektive Besetzung des Landes zu schaffen, führten zu mehreren bedeutenden Forschungsunternehmen (Capello und Ivens, Serpa Pinto, Henrique Dias de Carvalho), die teilweise zeitgleich mit den deutschen in Angola durchgeführt wurden.

Einige der deutschen Forscher widmeten sich später ganz oder zeitweise kolonialpolitischen Aufgaben (Buchner, Pechuël-Loesche, Soyaux, Wissmann), andere kamen bereits in kolonialem Auftrag nach bzw. durch Angola (Baum, Chavanne, Jessen, Wissmann). In späteren Jahren führte Schachtzabel seine Forschungen zwar ohne Kolonialauftrag durch, aber er war derart von der Berechtigung und der Notwendigkeit deutscher Kolonien überzeugt, daß er in der Fachwelt als einer der wenigen ausgesprochenen Kolonialethnologen galt.

Aus solchen Grundeinstellungen der deutschen Forschungsreisenden folgte nicht zwangsläufig eine ganz bestimmte Sichtweise bezüglich der Afrikaner, wie die divergierenden Bewertungen zeigen; daß diese Grundauffassungen und Interessen aber ihr Afrikanerbild in erheblichen Maße mitbeeinflusst und in einer eher negativen Richtung verengt haben, scheint mir ebenfalls außer Frage zu stehen.

5. ALS WEISSER UNTER WEISSEN

Mit Betreten des afrikanischen Kontinents waren die deutschen „Entdecker“ und Forscher in spe noch lange nicht auf dem ersehnten „jungfräulichen“ Boden. Überall an der Küste und unterschiedlich weit ins Hinterland waren andere europäische Staaten bereits mit Regierungsbeamten, Militär, Händlern, Plantagenbesitzern oder Missionaren etabliert und hatten hier ihre eigene Infrastruktur geschaffen. In Angola im engeren Sinne mit seinen wichtigen Städten Luanda und Benguela hatten die Portugiesen schon im 16. Jahrhundert Fuß gefaßt, im Norden waren es zur Zeit der deutschen Loango-Expedition vor allem holländische und englische Faktoreien, die den Exporthandel nach Übersee beherrschten. Portugiesisch war bis weit ins Innere überall entweder Verkehrssprache, oder es war die einzige europäische Sprache, mit der man sich mittels Dolmetschern einigermaßen verständigen konnte. Nach dem Ende des Atlantischen Sklavenhandels war ihr Einfluß im Norden zwar zurückgegangen, aber Chavanne betont, daß der Portugiese, obgleich „fast ausnahmslos von primitiver Bildungsstufe und zumeist auch suspecter Vergangenheit“ jedem Handelshause unentbehrlich sei, weil kein Vertreter einer anderen Nation „nur entfernt die Vertrautheit und Gewandheit im Verkehr mit den Eingeborenen“ wie er besitze, und dessen Sprache sich im Laufe von vier Jahrhunderten „von der Küste bis 200 km ins Innere ausgebreitet und von vielen Negern, wenn auch entstellt, gesprochen wird“ (1887: 173). Sie alle waren, im Gegensatz zu den Neuankömmlingen, mit den örtlichen Gegebenheiten, mit den jeweils benötigten Waren, mit den Währungen, den organisatorischen Schwierigkeiten und den Wegen zu ihrer Bewältigung vertraut, sie hatten ständigen Kontakt mit der umwohnenden afrikanischen Bevölkerung und genaue, unumstößliche Vorstellungen davon, wie mit ihr umzugehen sei. Die „Besucher“ waren in einem viel größeren Maße auf ihr Wohlwollen, ihre Ratschläge, oft genug auch auf ihre konkreten Hilfeleistungen angewiesen als es später in der Erinnerung an diese deutschen „Pioniertaten“ bewußt geblieben ist.

Auf portugiesischer Seite entstanden dadurch Ressentiments, die sich auch in der Presse niederschlugen, aber wenig nach Europa drangen. Ein angolischer Zeitungsartikel brachte wohl nicht nur die Empfindungen des Verfassers zum Ausdruck, wenn er über Pogges Reise schrieb: „Dr. Pogge hat von grossem Glück zu sagen, dass es ihm wirklich gelang in jenen Gegenden den portugiesischen Kaufmann aufzufinden, der ein Sohn aus der Villa [*sc.* des Hauses] des Herrn Diniz ist; der einzige Herr, der nach seinem Fortgang aus *Loanda* die Kühnheit hatte bis über den *Zambeze* hinaus zu gehen, ohne dabei prahlerisch seine so oft wiederholten Reisen kund zu geben, wie das andere eingedrungene Fremde thun, welche den Portugiesen allerhand vorspiegeln und, um ihre eigene Person desto mehr zu erheben, die Leichtgläubigkeit derer benutzen, welche in Europa leben, wobei sie die traurigsten und schreckenerregendsten

Berichte von Afrika geben, weil diese nie über den atlantischen Ocean gekommen sind. [...] Aber der fremde Abenteurer oder Eindringling, der seine Hand nach Allem ausstreckt, um zu seinem Ziele zu kommen, schmeichelt sich bei aller Welt mit einer unglaublichen Frechheit ein und ruft die Bewunderung Aller wach, als wäre er der Erste gewesen, der die gefahrvolle Reise nach den inneren, afrikanischen Wüsten in weiten Fernen unternommen hätte!!“ (CAG II, 1877–1878: 49)

Der Rückhalt, den diese „fremden Eindringlinge“ erfuhren, war fast immer hochwillkommen, besonders bei der Organisation der Reise zu Beginn und bei der Rückkehr von den „Wilden“ in die „Zivilisation“ am Ende. Buchner stellte die rhetorische Frage, wo man denn sonst noch in Afrika „500 km von der Meeresküste entfernt den Schutz und den Komfort Europa’s“ genieße: „Nach Malange zu gelangen, ist keine Kunst. Von Loanda bis Dondo fährt man mit wöchentlich gehenden Dampfern den Koansa hinauf. Von Dondo aus läßt man sich in der Hängematte tragen und erreicht so bequem und ohne Gefahr das genannte Ziel, wofür je nach der nötigen Eile fünf bis zehn Tage zu rechnen sind. Zahlreiche Dörfer liegen am Wege und Nahrungsmittel werden stets in genügender Menge angeboten. Alle 20 oder 30 km trifft man Militärposten an, mit Unterkunftshütten, in denen man sorglos schlafen kann, und sollte durch die Flucht eines Trägers oder durch Diebstahl Schaden entstehen, so üben die allenthalben herumstreifenden schwarzen portugiesischen Soldaten eine ungemein wirksame Polizei, die nur ausnahmsweise im Stiche läßt. Kurz, die öffentliche Sicherheit ist für ein so wildes Land geradezu musterhaft organisiert.“ (1888a: 1-2)

Nahezu alle deutschen Forscher loben die Gastfreundschaft, die ihnen zuteil wurde und die sie ausgiebig in Anspruch nahmen. So übernachtete Bastian im Haus des Gouverneurs in Pembe, der ihn mit Aufmerksamkeiten „überschüttete“ (1859: 213–214). Auch in Luanda wohnte er später bei Portugiesen (*ibid.*: 228). In Cabinda genoß er die Gastfreundschaft eines Portugiesen in der holländischen Faktorei und wurde überall von den Holländern „zuvorkommendst“ empfangen (1874: 16, 36). Der portugiesische Agent einer Faktorei, der den größten Teil seines Lebens an der Küste verbracht hatte, „kam jedem Wunsch entgegen und verschaffte mir in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes einen großen Schatz von Informationen“ (*ibid.* 52). Ohne die fortwährende logistische und materielle Unterstützung der holländischen und englischen Faktoreien hätte die Loango-Expedition, die während der gesamten Dauer ihres Aufenthaltes mit ihnen engen Kontakt hielt, nicht bestehen können. Andererseits profitierten die ansässigen Europäer wesentlich von der ärztlichen Kunst Falkensteins. Die Casange-Expedition erhielt die ausdrückliche Empfehlung des Königs von Portugal und der General-Gouverneur von Angola veranstaltete zu Ehren von Lux sogar einen Ball (1880: 30). Büttner fand großzügige Unterstützung in der katholischen Mission in Mbanza Congo durch Pater Barroso, der ihm „Journale, Bücher, Karten und meteorologische Aufzeichnungen“ zur Verfügung stellte und in „sorgfältigster Weise“ Büttners Barometer mit dem seinen verglich. Er

tat auch sein Bestes, „um des Königs Argwohn, wir seien doch Bulla Matadis [sc. Stanleys] Agenten, zu zerstreuen und mich in der Anwerbung von Trägern zu unterstützen.“ (1890: 90). Die tatkräftige Beratung bei der Ausrüstung der Expedition, vor allem in Malanje, und die Vermittlung von Trägern durch Postenchefs und Kaufleute haben viele erfahren. Lux äußerte dankbar, daß er ohne sie nie hätte daran denken können, ins Innere zu gehen (1880: 51). Major Marques vom portugiesischen Jägerbataillon Nr. 5 teilte ihm in Nhangá überdies „sehr viel des Wissenswerten für die in den nächsten Monaten bevorstehende Reise“ mit (*ibid.*: 46).

Aber diese substantielle Unterstützung war nur die eine Seite der Medaille. Die ansässigen Europäer hatten in der Regel eine sehr abfällige Meinung über die Afrikaner. Schon Georg Tams berichtet, daß seine Einwendungen gegen die harten Strafen mit der Bemerkung abgewiesen wurden, daß er „erst aus Erfahrung lernen könne, wie man Neger erziehen müsse. Es mochte wohl die dort fast allgemeine Ansicht, als sei der Neger kein Mensch, *são macacos* (Affen) pflegt der Portugiese zu sagen, viel dazu beitragen, daß der Sklave in nur seltenen Fällen beim Europäer menschliche Behandlung findet“ (1845: 99). An der Loango-Küste wurden Sklaven grundsätzlich nur als „Nigger“ verächtlich gemacht, und Pechuël-Loesche beklagt verschiedentlich die verhärteten Händlerseelen, vor allem der Holländer: „Die holländische Roheit in schönstem Ausbruch, Molecques [sc. Sklaven] ohne Grund mißhandelt, vor allen Schwarzen die Gemeinheit gezeigt. Da sollen die Neger Respect haben! Und so sind 9/10 der Weißen an der Küste. Immer anständig sind nur die Engländer“ (Tagebuch 8, 1.1.1876). Dieben werden Ohren abgeschnitten, ein zehnjähriger Junge, der etwas Stoff gestohlen hat, „ohne Mitleid“ kastriert (*ibid.* 5, 1.3.1875), erwischte „Flußpiraten“ einfach auf dem Meer „versenkt“ (*ibid.* 6, 21.5.1875). Der Ton auf den Faktoreien ist überaus rüde: „Ihr Taugenichtse, Hunde, negros, seid ihr noch nicht damit fertig?!“ Die „Palmatoria“ aus Holz, mit der den Delinquenten die inneren Handflächen zur Strafe blutig geschlagen wurden, fehlte in keinem europäischen Haushalt Westafrikas. „Mehr und mehr verkommt der Weiße, einsam lebt er auf seinem Posten, handelnd, sich nährend, vegetierend, schlafend, ohne Interesse für all’ die fremdartige Natur, die sich umsonst schmückt, freudlos die langsam vorüberzögernden Tage zählend, rechnend, wann ihm die Erlösung komme.“ (Soyaux, 1878b: 24). Holländer und Portugiesen in Loango betonten immer wieder, daß „Neger Güte am allerwenigsten“ verstünden (Falkenstein 1879: 88).

Soyaux gab diesen Weißen deshalb auch eine erhebliche Schuld an den gespannten Beziehungen an der Loango-Küste: „An dem unfreundlichen Benehmen der Eingeborenen tragen die hier ansässigen europäischen Händler die Hauptschuld. Für die Erlaubniß zur Anlage einer Handelsniederlassung ist an jeden der Dorfhäupter des Bezirks ein Tribut zu entrichten, und die Zahlenden suchen sich nun an anderen Unterthanen durch allerlei Uebervortheilungen schadlos zu halten. Daher kommt es, daß diese mit Mistrauen [*sic*] gegen den

Weißer erfüllt wurden und ihn als Feind betrachten. Hieraus entspringen auch die fortwährenden Reibereien zwischen Eingeborenen und Händlern, bei welchen die letzteren oft genug im Nachtheil bleiben, weil ihre egoistische Interessenpolitik gemeinsame Maßregeln in Fällen der Gefahr nicht zu Stande kommen läßt [...] Bei so überaus fahrlässigem und unklugem Verhalten der Weißen darf man sich nicht wundern, wenn die Streitigkeiten im Rio [Chilungo] kein Ende nehmen und alte längst für erloschen gehaltene Zwiste wieder von neuem entbrennen.“ (Soyaux 1879a, I: 253). Ähnlich kritisch beurteilte Pechuël-Loesche (gelegentlich) die Rolle der Europäer an der Loango-Küste: „Die Häuptlinge wagten sich nicht in die Gewalt des Weißen, sie hätten kein Vertrauen mehr in das Wort der Weißen, sie fürchteten festgemacht und dann im Meere versenkt zu werden etc. Das ist freilich sehr schlimm, aber es ist die Wahrheit, der Neger kann nicht mehr vertrauen! Sie haben zu böse Erfahrungen gemacht. Was sind das für Zustände! Wie jämmerlich steht der Weiße da! Er lebt hier im Lande der Schwarzen, geduldet, er hat ihnen viel Böses gelehrt durch sein Beispiel, viel Böses gethan – und um alles zu krönen, darf der Neger mit vollem Rechte sagen, daß er dem Worte des Weißen nicht mehr vertrauen könne!“ (Tagebuch 8, 20.2.1876)

Chavanne war entsetzt über die Strafen, die in Boma für afrikanische Arbeiter an der Tagesordnung waren: „Die Behandlung der Arbeiter in der Associationsfaktorei würde nicht nur den von jeder Heuchelei unbefleckten Negrophilen auf das Tiefste empört haben, sondern mußte auch jedermann darüber aufgeklärt haben, warum die Zivilisationsversuche der Association von Anbeginn her auf das Kläglichste gescheitert waren. Ohne mich hier auf die vielumstrittene Frage der richtigen Behandlungsweise des Negers näher einzulassen, will ich nur erwähnen, daß wir mit stereotyper Regelmäßigkeit zur Frühstückszeit das die Lüfte durchzitternde Wehgeschrei der mit unmenschlicher Härte gezüchtigten Leute zu hören verurteilt waren, welche, an einen Dachträger der Schmiede gefesselt, unter den Hieben mit der Flußpferdpeitsche (Tschikot) blutüberströmt sich wanden und krümmten, und nicht selten halb leblos vom Marterpfahl weggeschafft wurden. Für das kleinlichste Vergehen, ja für nichtige Versehen wie z.B. das Mißraten einer Speise seitens des Kochs wurden 50–100 Hiebe mit der Tschikot, welche aus der bis zweifingerdicken Haut des Flußpferdes geflochten wird, über das Opfer einer schlechten Laune des Faktoreichefs verhängt.“ (1887: 141). Angola war seit alters her Strafkolonie für portugiesische Verbrecher. Auch Bastian konstatierte, daß die weißen Soldaten dort fast alle Deportierte seien (1859: 237). Soyaux beklagt die moralische Verkommenheit durch den großen Anteil dieses Personenkreises (1879a, II: 33, 111–112).

Die längere oder sogar ständige Anwesenheit dieser anderen Europäer brachte es mit sich, daß sie auch einiges über die „Sitten und Gebräuche“ der umwohnenden oder entfernteren Afrikaner wußten. Mit Ausnahme der Missionare machten sie sich aber nur selten die Mühe, afrikanische Sprachen zu ler-

nen. Buchner fand selbst bei einem seit zwölf Jahren in Malanje lebenden Händler nur großes Unverständnis für seine linguistischen Studien: „Das Ambundu [Kimbundu] ist weiter nichts als ein dummes, unanständiges Neger-Idiom, gut genug für die Neger; für die Europäer paßt es nicht, sich damit abzugeben“ war ungefähr der Kommentar, den er erhielt (1888a: 26).

Da die Deutschen meist viele Monate in ihrer Nähe verbrachten, bevor sie selber ins Innere aufbrechen konnten – selten war es weniger als ein halbes Jahr, von Mechow verblieb sogar anderthalb Jahre im portugiesischen Bereich, und die Loango-Expedition pflegte die ganze Zeit über sporadische Kontakte zu den Faktoreien –, wurde ihnen von ihren ethnographischen Kenntnissen in der entsprechenden Einfärbung viel vermittelt. Tams war sich dieser Problematik ansatzweise bewußt: „Doch scheint es nicht der Mühe werth zu sein, mehr dieser grausamen und rohen Gebräuche unter den Negern anzuführen, zumal da die vielen derartigen Geschichten, die uns jeder Portugiese an der Küste erzählt, bei der großen Ungenauigkeit hin und wieder wohl einigen Zweifel zulassen, und jedenfalls unsere Kenntnisse des Landes dadurch wenig bereichert werden, da wir nur selten bestimmt wissen, welchen Stämmen und Dorfschaften, die alle in ihren Gebräuchen und Religionsausübungen mehr oder minder von einander abweichen, selbige eigenthümlich sind.“ (1845: 70)

1884 veröffentlichte der Kaufmann R. C. Phillips, der schon jahrelang an der Loango-Küste und an der Kongo-Mündung gelebt hatte, eine ausführliche Studie über die „Volksstämme am Congo“, in der sich, neben einer ganzen Reihe interessanter Informationen, auch viele der altbekannten Stereotypen wiederfinden. Es handelt sich um denselben Phillips, mit dem die Mitglieder der Loango-Expedition drei Jahre lang freundschaftlich verkehrt hatten. Phillips, der die Hauptwerke von Darwin und Spencer kannte, vertrat in seinen Ausführungen die Ansicht, daß hier wie überall in dem unentwickelten Körper der „Eingeborenen“ auch ein unentwickelter Geist wohne, daß die Afrikaner unempfindlich gegen Schmerz und Hitze seien, daß sie sich nur mit der Gegenwart und dem Nächstliegenden beschäftigten, ihre Zeit mit Nichtstun verbrächten, ein unentwickeltes Eigentumsgefühl besäßen, undankbar und diebisch seien, sich nicht beherrschen könnten und überhaupt zu keinem reifen Urteil fähig seien. Auch von der „Last“ des Verstandes seien sie befreit, denn die „Cabindos“ antworteten auf Befragen, daß die Sandflohplage dem Umstand zuzuschreiben sei, daß man ihren letzten König nicht bestattet habe. Dabei wisse doch jeder, daß der Sandfloh vor elf Jahren mit Sandballast von Brasilien nach Ambriz gebracht worden war. Das Gefühl für öffentliche Gerechtigkeit sei dagegen ausgeprägter, als zu vermuten wäre. Hier sind also alle Klischees versammelt, die in ähnlicher Form auch von vielen Afrikareisenden der Zeit veröffentlicht wurden.

Mit diesen Hinweisen soll nun nicht postuliert werden, daß dieses Meinungsklima, das die deutschen Forscher in Afrika antrafen, in jedem Fall und notwendigerweise auf sie abgefärbt haben muß. Eine schleichende Kontamination ist aber sicher vor allem dann in Rechnung zu stellen, wenn entsprechende

Vorurteile bereits vorhanden waren. Wie wir gesehen haben, war das nur allzu häufig der Fall. Dann konnte diese trotz aller Einzelkritik überwiegend als kulturelle Heimat und „Zivilisation“ empfundene Nähe als Bestätigung und Verstärkung eigener Ansichten wirken.

6. SCHATTEN DER VERGANGENHEIT

Nach den langen Expeditionsvorbereitungen an der Küste oder im mehr oder weniger nahen Hinterland betraten die meisten deutschen Afrikaforscher des 19. Jahrhunderts dann schließlich tatsächlich, „wissenschaftlich jungfräulichen Boden“, wie es ihr großes Ziel gewesen war. Aber das heißt keineswegs, daß diese von ihnen durchzogenen Gebiete von europäischem Einfluß und Eingriffen unberührt gewesen wären. Im Gegenteil. Selbst indirekte Kontakte hatten im Laufe der vergangenen drei oder dreieinhalb Jahrhunderte überall derart einschneidende soziopolitische und ökonomische Veränderungen bewirkt, daß weder die afrikanischen Gesellschaften im Sinne einer statisch-traditionellen Auffassung „unberührt“ waren, noch ihre Angehörigen den eindringenden „wissenschaftlichen“ weißen Fremdlingen einigermaßen unvoreingenommen entgegengetreten konnten. Es ist erstaunlich, wie sehr im allgemeinen Bewußtsein verdrängt worden ist, daß diese Forschungsreisen in einem hochbrisanten politischen und wirtschaftlichen Umfeld stattgefunden haben, das in Zentralafrika durch vier Jahrhunderte Atlantischen Sklavenhandel mit allen seinen tiefgreifenden und umwälzenden Folgen wesentlich geprägt bzw. überhaupt erst geschaffen worden ist. Jahrhundertlang sind Jahr für Jahr Tausende an Menschen aus Westzentralafrika als Sklaven nach Übersee geschleppt worden, mit bis zu 40.000 p.a. in den Spitzenjahren vor der offiziellen Abschaffung dieses Handels (Miller 1988: Fig. 7.1). Für das 19. Jahrhundert bis 1867 rechnet man immer noch mit 1.517.000 exportierter Sklaven aus dieser Region. Es wird bis ins 20. Jahrhundert dauern, bis die Ausfuhr von Sklaven hier endgültig versiegt (Vellut 1989b: 138, 140–141). Immer weitere Gebiete nach Osten zu waren in der Vergangenheit in diesen Sog hineingezogen worden, bis im Laufe des 18. Jahrhunderts schließlich auch Innerafrika als Sklavenreservoir wachsende Bedeutung erlangte (s. Miller 1988: Karte 5.1).

1836 wurde der angolanische Sklavenexport verboten und es begann die Periode des sogenannten „legitimen“ Handels mit Wachs, Elfenbein und später Kautschuk als Hauptprodukten, der sich jedoch mit dem „illegalen“ noch jahrzehntelang überschneidet und vermischt und wesentlich von Afrikanern dominiert wurde. Der innerafrikanische Sklavenhandel und die Sklaverei bestanden weiter, wuchsen sogar (Vellut 1989b: 141) und verschwanden, zumindest außerhalb Portugiesisch-Angolas, auch nach ihrem offiziellen Verbot im Jahre 1875, erst sehr allmählich. Als Träger (*carregadores*) für die Produkte des „legitimen“ Handels, als Landarbeiterinnen, Ehefrauen, als Manifestationen politischer und ökonomischer Macht, Mittel sozialen Aufstiegs, zur Vermögensbildung, Begleichung von Schulden, als Sühne bei verlorenen Prozessen, Geschenk und Gegengeschenk oder wiederum als „Ware“ gegen andere Güter waren die Sklaven inzwischen fest in den afrikanischen Gesellschaften verankert. Diese waren auch mental lange schon zu Sklavenhaltergesellschaften geworden.

Die deutschen Forschungsreisenden des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, ganz gleich wie ihre persönliche Einstellung dazu gewesen ist, konnten sich diesen Verhältnissen nicht entziehen. Ihre Forschungsexpeditionen fielen in eine Zeit vielfältigen und komplexen Umbruchs, in der auch die Luso-Afrikaner und Afrikaner, allen voran die „Ambakisten“, Mbangala und Chokwe, mehr oder weniger gewaltsam neue Handelswege im Inneren öffneten und neuen Produkten den Weg nach Westen und an die Küste bahnten, während die Portugiesen ihrerseits eine verstärkte administrative Herrschaft und „effektive“ Okkupation Richtung Osten und Nordosten mit Zwangsarbeit und Tributerhebung vorbereiteten. Gerade in dieser Zeit, zwischen 1878 und 1898, erhöhte sich die Zahl weißer Händler in Angola von der Küste bis nach Malanje im Osten von 600 auf über 6000. Diese wurden zu heftigen Rivalen afrikanischer Häuptlinge und luso-afrikanischer Händler, die in Innerafrika lange Zeit eine Vorrangstellung besessen hatten (Dias 1986: 305). Hieraus erklären sich viele Konflikte, mit denen es die deutschen Forschungsreisenden zu tun bekamen (s. Kap. 13). Der kurzlebige Kautschukboom mischte die ökonomischen und politischen Karten neu, erhöhte aber auch die allgemeine Instabilität. Die wirksame Verteidigung eigener Monopolansprüche durch die Mbangala machte den Cuango (wie schon zu Zeiten der berühmten Königin Njinga a Mbande Ana de Sousa in Matamba im 17. Jahrhundert) auch für wissenschaftliche Expeditionen zu einer zeitweise schwer zu überwindenden Barriere (s. Schütt). Ebenso erfolgreich konnte der Lunda-Herrscher aus denselben Gründen Pogges und Buchners Versuche, weiter nach Norden vorzudringen, abwehren.

Während die Reisenden den inzwischen grundsätzlich abgeschafften Überseehandel mit Sklaven wohl in der Regel verurteilten (Buchner, Pechuël-Loesche, Soyaux, Wissmann, Wolff), war ihre Einstellung der noch praktizierten innerafrikanischen Sklaverei gegenüber meist toleranter. Dezierte Ablehnung findet sich, nach dem schon wesentlich früher gereisten Tams, nur bei Soyaux: „So oft ich in Angola mich mit dortigen Ansiedlern unterhielt, kam das Gespräch auf die Folgen, welche die völlige Aufhebung der Sklaverei für den Plantagenbetrieb haben würde. Fast einstimmig behaupteten sie, ohne Sklaven sei es unmöglich, Pflanzungen anzulegen oder die bestehenden zu erhalten; die freien Eingeborenen würden sich nie zu der erforderlichen regelmäßigen ausdauernden Arbeit bequemen, sondern lieber, wie bisher, eine Zeit des Jahres als Karavanenträger einen kleinen Verdienst suchen, und auch die thätigern Krünger wären, als geborene Seeleute, nicht für den Landbau verwendbar: woher sollten also die nöthigen Arbeitskräfte kommen? Ich theile diese Meinung nicht, glaube vielmehr, daß die Ausrottung der Sklaverei wie in moralischer, so auch in materieller Hinsicht ein Segen für die Colonie sein würde.“ (Soyaux 1879a, II: 133–134)

Wie fließend damals die Grenzen zwischen Freien und Sklaven waren, beschreibt Soyaux anhand bestimmter Ausbeutungspraktiken: „Ebenso wie die Kaufleute und Pflanzer bereichern sich auch die Civil- und Militärbeamten ohne

Scham und Scheu auf Kosten der Eingeborenen. Nach dem Gesetz soll zwar ein freier Neger nicht zu Arbeiten, auch nicht zu solchen für den Staat, gezwungen, sondern ihm die geleistete Arbeit bezahlt werden. Wenn aber der Chef des Presidios Arbeiter braucht, so befiehlt er jedem Soba [*sc.* Häuptling] in seinem Concelho, eine Anzahl Leute umsonst zu stellen, meist eine größere Zahl, als das betreffende Dorf aufzubringen im Stande ist; für jeden fehlenden Mann, ja auch später für jeden, der etwa von der Arbeit desertirt, muß der Soba eine schwere Strafe zahlen, und diese Strafen sowie die ersparten Arbeitslöhne fließen in die Tasche des Chefs und seiner Unterbeamten. Auf solche Weise soll der Chef eines entfernten Militärposten an einem Gebäude, das die Regierung dort errichten ließ und wofür sie eine Summe im Betrage von 4500 Mark angewiesen hatte, nicht weniger als 3600 Mark, ungerechnet die vielleicht ebenso viel betragenden Strafgeelder der Sobas, für sich erübrigt haben. Als fernere sehr einträgliche Quelle der Bereicherung werden die fortwährenden Streitigkeiten und Fehden benutzt, welche die Sobas gegeneinander führen. Beide Parteien suchen sich durch Geschenke an Sklaven oder Vieh den Chef, bei dem die Entscheidung steht, geneigt zu machen; wer das meiste gibt, bekommt natürlich recht.“ (1879a, II: 110)

Während Soyaux für die vollständige Abschaffung der Sklaverei keine Gegenargumente gelten lassen wollte, sah Lux in ihr „momentan eine ungünstige Maßregel“, auch wenn die Sklaverei „vom humanitären Standpunkt aus unter allen Formen zu verwerfen“ sei (1880: 27). Lux hatte sich denn auch sofort bei seiner Ankunft in Luanda einen eigenen Sklaven gekauft. Auch die Loango-Expedition benutzte Sklaven als Träger und für Arbeiten auf ihrer Station. Wolff hielt ebenfalls eine Abschaffung der als milde beurteilten innerafrikanischen Sklaverei für „vorderhand gewiß nicht rathsam“. Die dadurch verursachten sozialen Umwälzungen hätten für die Europäer sicherlich lang andauernde schädliche Auswirkungen, weshalb es besser sei, „sich möglichst wenig in die inneren Einrichtungen der Eingeborenen einzumischen.“ (1889a: 42–43). Besonders positiv war Pogge der Sklaverei gegenüber eingestellt, auch wenn er Sklaven als Geschenke für sich selbst zurückwies. Er glaubte auch, daß dem Afrikaner die Sklaverei derart in Fleisch und Blut übergegangen wäre, daß man ihn selbst ausrotten müsse, um ihr ein Ende zu bereiten.

Ähnlich unterschiedlich fiel ein Vergleich der Behandlung von Sklaven bei Europäern und bei Afrikanern aus. Im krassen Gegensatz zu Soyaux beurteilen Buchner, Büttner, Lux und Schütt das Schicksal der Sklaven bei den Portugiesen eher als milder, vor allem in der von ihnen erlebten Übergangszeit. „Den Europäern in jenen Teilen Afrikas den Ankauf von Sklaven zu verbieten, wäre gleichbedeutend mit dem Verbote, sich überhaupt dort anzusiedeln. Andererseits kann auch dem Neger des Inneren kein größeres Glück passieren, als aus den bestialischen Zuständen seiner Heimat in den Bereich europäischer Kultur zu gelangen. Der Uebergang, das Herausgerissenwerden, ist eine große Härte. Gehört er aber einmal fest einem europäischen Haushalt an, so ist er geborgen und

hat Aussicht, zu einem menschenwürdigen Dasein zu gelangen. Denn er ist, sobald er Angola betreten hat, nach den Gesetzen thatsächlich frei. Er weiß es nur nicht und wäre auch gänzlich unfähig, seine Freiheit zu benützen, wenn er es wüßte. Erst nach Jahren, nachdem er mittlerweile irgend etwas gelernt hat, um sich selbständig fortzubringen, kann er die gewonnenen Menschenrechte verwerten, und dann wird es sein erstes sein, daß er selber Sklaven kauft.“ (Buchner 1882b: 808)

Für Güßfeldt verlor der Begriff der Sklaverei dagegen bei den Afrikanern (an der Loango-Küste) „manches von der Gehässigkeit, mit der er in Europa getränkt ist. Ein Slave nennt seinen Herrn ‚tati‘, d. h. Vater, und wird von letzterem mit ‚moana‘, d.h. Sohn angeredet – das klingt nicht sehr grausam und charakterisirt in der That das Verhältniß, welches, an Ort und Stelle betrachtet, auch für einen Negrophilen kaum noch etwas Unnatürliches hat.“ (1878: 109; s.a. Wolff 1889a: 42). Andere Beschreibungen zeigen allerdings, daß das Sklavenleben auch bei den Afrikanern nicht ganz so idyllisch gewesen ist.

Während ihres Aufenthaltes in Afrika wurden diese Reisenden auf Schritt und Tritt mit der Sklaverei konfrontiert. Buchner fand erst während der Reise heraus, daß sich unter seinen Trägern auch Sklaven befanden, die von anderen Trägern mitgenommen worden waren. Sie bedienten ihre Eigentümer, verhielten sich aber sonst „durchaus gleichberechtigt und führten in Streitigkeiten das Wort ebenso zuversichtlich wie ihre Herren, nicht selten sogar gegen diese. Geprügelt wurden sie nie. [...] Was ein derartiger Sklave an Lohn und Ration verdiente, nahm allerdings sein Herr als Eigentum in Anspruch, doch würde jener gewaltig aufbegehrt haben, falls dieser ihm nicht einen Teil des Verdienstes freiwillig schenkte.“ (1882b: 811)

Unterwegs trafen sie immer wieder Sklavenkarawanen. Pogge berichtet, daß die Chokwe zu den Luba zogen, dort Elfenbein kauften und dieses dann in ihrer Heimat gegen Sklaven, besonders die begehrten Mädchen, eintauschten. Während des Marsches wurden sie zu vier bis acht mit Ketten um die Handgelenke zusammengekoppelt, an denen Schellen befestigt waren. Obwohl sie nachts zuweilen noch mit zusätzlichen Ketten um die Fußgelenke gesichert wurden, gelang es ihnen doch immer wieder zu fliehen, besonders wenn sie hungern mußten (1880: 51–52). Buchners in Malanje rekrutierter Dolmetscher und Führer war von einer kleinen Handelskarawane begleitet, die auf eigene Rechnung in Lunda Sklaven kaufen wollte. Die neu erworbenen Sklaven hatten ein schweres Los. Buchner sah sich nicht in der Lage, diesen „Unfug“ zu verhindern, duldete später aber keine Ketten in seiner Karawane, um dadurch Fluchtversuche zu begünstigen. Nicht aus Prinzipien der Humanität, sondern, wie er selber eingestand, damit sich seine Karawane nicht allmählich vervielfachte und dadurch seine weiteren Reisepläne vereitelt würden. Hätte er seinen Trägern den Sklavenerwerb von vorneherein verboten, wäre es ihm niemals möglich gewesen, genügend Leute anzuwerben, da der Menschenhandel die Haupttriebfeder für ihre Bereitschaft, sich zu verdingen, gewesen sei (1887a: 783). Später sandte

er die Frauen und Kinder mit einem Teil seiner Leute nach Malanje voraus: „Die Folge davon war, daß sie in Malange von meinen Vertrauensmännern heimlich verkauft wurden. Allein mein dortiger Korrespondent und Geschäftsfreund, jener portugiesische Kaufmann, der mich ausgerüstet hatte, bekam Wind von der Sache, ließ durch Soldaten die Verratenen ergreifen und bewahrte sie für mich in seinem Haushalt, bis ich selber erschien. Ich verteilte sie nun an meine Diener. Es dauerte keine Woche, als auch diese sie wieder verkauften. Wie schön hatten mir die drei Schlingel immer vorgeredet, wie sie mit dem Geld, das sie von mir verdienten, Kühe und Ziegen sich anschaffen und mit den geschenkten Weibern und Kindern ein kleines Separatdorf sich bauen wollten! Es war die reinste Idylle, als deren alleiniger Gründer ich ewig verehrt werden sollte. Und nun verschacherten sie sogar auch noch die drei Weiber, welche sie selber mittlerweile geschwängert hatten, samt den eigenen schlummernden Leibesfrüchten!“ (1887a: 786)

Immer wieder erhielten die Forscher Sklaven geschenkt. Während Pechuël-Loesche die seinen dankbar behielt, verwandten andere, wie Pogge und Buchner viel Mühe darauf, sie wieder zurückzugeben, ohne den mächtigen Geber, in diesem Fall den Lunda-Herrscher, zu beleidigen. Es gelang nicht immer. Und als Buchner einen erwischten Dieb aus den Händen seiner Leute befreite, wurde ihm dieser geradezu als Sklave aufgedrängt. Der Häuptling, in dessen Dorf sich die Geschichte ereignete, wünschte zu wissen, „ob ich den Dieb als meinen Sklaven behalten wolle, er mache ihn mir hiemit zum Geschenk. Pedro [Buchners Dolmetscher] behauptete, wenn ich nicht annähme, würde der Dieb wahrscheinlich geköpft werden. Noch voll von den lügenhaften Erzählungen der Portugiesen über das blutige Regiment im Muatiamvo-Reiche glaubte ich ihm und nahm an. Später ist mir zweifellos klar geworden, daß der betreffende Delinquent höchstens anderweitig verkauft worden wäre. Denn in einem Lande, in dem Menschen eine werthvolle Handelswaare und zugleich so dünn gesät sind, geht man mit ihnen nicht allzu verschwenderisch um.“ (1884b: 154)

Eine andere Konfrontation mit diesen damals noch keineswegs verloschenen „Schatten der Vergangenheit“ war die Furcht vor Sklavenrazzien, die den deutschen Afrikareisenden des 19. Jahrhunderts unterwegs zuweilen entgegen schlug, bis man erkannte, daß von ihnen in dieser Hinsicht keine Gefahr ausging. Schütt, Wolf und Wolff berichten von derartigen Erfahrungen. Die Forscher aus dem fernen, mit Afrika noch relativ unvertrauten Deutschland hatten die Bedeutung von Sklavenhandel und Sklaverei für ihre grandiosen wissenschaftlichen Pläne sicher unterschätzt. In ihrer Mehrheit haben sie sich den Verhältnissen jedoch schnell angepaßt und auch vieles von den Einstellungen der in Afrika Ton gebenden weißen und schwarzen Eliten dazu übernommen.

7. DIE LAST AUF DEN SCHULTERN VON ANDEREN

Mit dem Atlantischen Sklavenhandel seit alters her auf das engste verbunden war der Warentransport durch Träger. Jahrhundertlang gab es in Angola keine Alternative zum Menschen als „Lasttier“. Das änderte sich erst im 20. Jahrhundert mit dem Bau von Straßen und Eisenbahnstrecken. Im Hinterland von Luanda hatte vorher schon die Dampfverbindung auf dem Cuanza bis Dondo den Warenverkehr für dieses Teilstück erheblich erleichtert, im Süden ergänzten schwerfällige Ochsespanne die Trägerkarawanen. Die Geschichtsschreibung des Landes hat sich diesem Aspekt bisher nur am Rande gewidmet und dabei seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung erheblich unterschätzt. Man hat anhand der Exportmengen bestimmter Güter errechnet, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchschnittlich 200 000 Träger im Jahr in Angola unterwegs waren (Margarido 1978) und allein 1883, je nach veranschlagtem Gewicht einer Last, 100 000 bis 200 000 Träger von jenseits des Lucala zum Cuanza kamen (Torres 1991: 81; s.a. Kap. Soyaux, Text 3). Dieses Bild gewinnt noch an Schärfe, wenn man bedenkt, daß sich die Träger nicht gleichmäßig aus allen Landesteilen rekrutierten, sondern daß sie auf einige Hauptzonen entlang der großen Handelsrouten konzentriert waren. Von den rund 750 ständigen Einwohnern, die Chavanne für Mbanza Congo 1884/85 veranschlagte, war seiner Einschätzung nach ständig die Hälfte in Trägerdiensten abwesend. In dieser Zeit hatte sich bereits der Übergang vom rechtlosen zum „befreiten“ Sklaven, von diesem zum Zwangsarbeiter und bis zum mehr oder weniger „freien“ Afrikaner als Träger vollzogen. Die notorisch schlechte Behandlung der Träger durch ihre Auftraggeber war geblieben. Neben der unmittelbaren Gewaltanwendung hatte auch die diesem System inhärente strukturelle Gewalt alle Reformversuche überdauert. Der Übergang zum „legitimen“ Handel hatte zudem die Nachfrage nach Trägern erheblich erhöht, so daß es gerade in der Zeit, in der die deutschen „Entdeckungsreisen“ stattfanden, einen spürbaren Trägermangel gab. Am Rande und vor allem jenseits der portugiesischen Militärpräsenz besaßen die Afrikaner einen erheblichen Spielraum, ihre Bedingungen auszuhandeln und ihre eigenen Interessen zu wahren. Diese Interessen deckten sich meist nicht mit denen der Forschungsreisenden. Die „Trägerfrage“ wurde daher zu einem zentralen Problem dieser Reisen, die oft genug über Erfolg oder Scheitern des gesamten Unternehmens entschieden hat.

Im Mittelpunkt des angolanischen Trägerwesens standen auf beiden Seiten wirtschaftliche Interessen. Wenn Afrikaner die Wahl hatten, bildeten diese Interessen allein die Basis für eine Kooperation mit den Europäern (Margarido 1978). Aber wenn entsprechende Vorteile, wie bei den Forschungsreisen, nicht erkennbar waren, gab es wenig Grund, sich zu verdingen. Außerdem hatte sich im Laufe der Zeit, mit regionalen Unterschieden, ein Regelsystem herausgebildet, das nicht einseitig und beliebig von den Europäern geändert werden konnte.

Die völlig unerfahrenen Deutschen, die ihre Reise mit anderen Vorstellungen angetreten hatten, waren trotz Unterstützung und guter Ratschläge seitens der ansässigen Europäer anfangs meist total überfordert und reagierten in ihrer ohnmächtigen Ungeduld und Enttäuschung verbittert und verständnislos. Die enorme Zeitspanne, die in einigen Fällen zwischen der Ankunft an der Küste und dem tatsächlichen Aufbruch ins Landesinnere verging (mindestens ein halbes Jahr; manchen gelang es überhaupt nicht), resultierte im wesentlichen aus ihren vergeblichen Bemühungen, genügend Träger zu engagieren. Der gut organisierte Fernhandel in Portugiesisch-Angola machte es dort leichter als beispielsweise in Loango, wo der Handel nur von Zwischenhändler zu Zwischenhändler lief.

Buchner hat das angolische System beschrieben: „Jeder Soba [*sc.* Häuptling unter portugiesischer Verwaltung] oder höhere Ambakist innerhalb der Jurisdiktion von Malanshe, hat eine Anzahl Untergebener, die er als Träger verdingt, und für deren gute Aufführung er mit seinem ganzen Vermögen in Rindern, Schafen und Ziegen haftet. [...] Will ein Kaufmann Waren oder Produkte verschicken, so ruft er einen ihm bekannten Soba, beschenkt ihn mit Schnaps und Zeug und gibt ihn [*sic*] auf, gegen den herkömmlichen oder einen verabredeten Preis so und so viele Träger zu besorgen. Hierbei muß immer das Ziel angegeben werden, um das es sich handelt und von dem die Bezahlung abhängt. Ein Träger entschließt sich schwer, neue Wege, die weder er noch irgend ein Kamerad kennt, zu machen, zumal nach ostwärts, im Inneren. Meistens geht er immer nur auf derselben Strecke, die er von seinem Vater geführt worden und gewohnt ist, hin und her. Auf unbestimmte Dienstleistungen nach Zeit läßt er sich niemals ein.“ (1882b: 808). Das war das entscheidende Problem: Die Forschungsreisenden wollten ja gerade „unbekanntes“ Terrain erkunden, Wege gehen, die nicht ausgetreten waren und von deren Länge sie nichts wußten.

Im Norden, wo Trägerdienste nicht dieselbe Tradition hatten, kam noch die Schwierigkeit hinzu, daß mit jedem freien Afrikaner einzeln verhandelt werden mußte (Güßfeldt 1879: 157). Nicht jeder eignete sich gleichermaßen für diese Arbeit und es brauchte allerhand Übung für ihre geschickte und nicht zu ermüdende Ausführung. Es war, wie Güßfeldt erkannte, tatsächlich eine Kunst (S. 140). Aber der Major, den man in der Verzweiflung des drohenden Scheiterns dann aus Berlin schickte, um die Afrikaner entsprechend zu trainieren, war sicher das falsche Mittel. Eine Pockenepidemie, die in Loango 1873/74 hohe Verluste verursachte, verschärfte dort die Lage. Erst eine Hungersnot trieb die Küstenbewohner elf Jahre später in diese ungeliebte Arbeit. Damals sollen rund 1500 Loango-Afrikaner als Träger außer Landes unterwegs gewesen sein, so daß Büttner und Wolff nach vergeblichen Versuchen schließlich nur einige wenige verpflichten konnten. Aber offensichtlich hatten damals auch abschreckende Berichte über diese Weißen ein Engagement verhindert (*MAGD* IV: 371).

Der Hauptgrund für die Mauer der Ablehnung, auf die die deutschen Forscher immer wieder stießen, war aber, wie gesagt, die Tatsache, daß sich die

Träger für eine unbestimmte Zeit mit einem unbekanntem Ziel verpflichten sollten: „Ohne ein bestimmtes und bekanntes Reiseziel würde sich niemals eine Trägerschar zusammenfinden. Die Leute wollen wissen, wohin es gehen soll und ob sich bei dem Unternehmen auch noch eigene private Interessen fördern lassen.“ (Buchner 1887a: 782). Diese Erfahrungen haben alle Reisenden machen und viel Lehrgeld zahlen müssen. Büttner und andere wurden zur Umkehr gezwungen, anderen blieb nichts übrig, als ihre Marschrichtung zu ändern, oder sie versuchten, von Streckenabschnitt zu Streckenabschnitt zu gelangen. Zu Pogges Zeit gingen die Träger von Dondo und Pungo Andongo höchstens bis Sanza, die aus Malanje bis Cassange und Quimbundo. Wer von dort aus noch weiter wollte, mußte in Cassange Sklaven kaufen und diese als Träger verwenden. Bei ihnen war allerdings die Fluchtgefahr besonders groß, auch trugen sie weniger schwere Lasten. Trotzdem sah Pogge in ihnen die besseren Träger, da sie, rechtlos wie sie waren, keinen höheren Lohn fordern konnten und jeden ihnen befohlenen Weg zu gehen hatten (1880: 24). Einer strikten Verweigerung freier Afrikaner hatten die Forscher, außer einer manchmal erfolgreichen Lohn-erhöhung, wenig entgegen zu setzen: „In 3 Tagen legten sie einen Marschtag bis nach Bansa Tanda zurück und erklärten mir dann in einem grossen Palaver, dass sie nicht so grosse Marschtage machen könnten, dass die Lasten zu schwer seien, dass sie sich fürchteten und dass sie nicht mit mir zum Quango, sondern höchstens bis zum Fufu gehen würden – gerade die Hälfte des ausbedungenen Weges! [...] Die Furcht der Leute ist eine so lächerlich grosse, dass sie ohne Widerstreben ihre Lasten nach San Salvador zurücktrugen und die empfangene Bezahlung zurückzugeben oder dafür andere Dienste zu übernehmen versprachen.“ (Büttner 1883–1885e: 370)

Dort, wo Afrikaner Trägerdienste frei aushandeln konnten, waren sie in der afrikanischen Gesellschaft hoch geachtet: „Es wäre vollständig falsch, sich unter den Trägern Angolas gedrückte, niedrige Wesen zu denken [...]. Im Gegenteil, als vielgereiste, erfahrene Leute genießen die älteren unter ihnen besonderes Ansehen, und auch die jüngeren wollen als Gentlemen gelten, sind stolz auf ihren Beruf und lieben es, sich mit ‚Senhor‘ anzureden. Ihr Mutwille und ihre Frechheit können sehr unangenehm werden, wenn man nicht immer einen gelinden Druck ausübt. Meine Diener, die nach unseren Begriffen einen höheren Rang bekleideten, wurden gar oft zurückgewiesen: ‚Ihr dürft hier nicht mitsprechen, ihr seid ja keine Träger.‘ Viele Häuptlinge haben in ihrer Jugend ein oder das anderemal Trägerdienste geleistet. Unter meinen Bondo hatte ich mehrere adelige junge Leute, welche durchaus keinen Anstoß nahmen, zugleich mit ihren Sklaven in den langen Gänsemarsch sich einzureihen und eine Last zu schleppen.“ (Buchner 1882b: 811)

Die großen Expeditionen des 19. Jahrhunderts benötigten sehr viel Gepäck. Den Löwenanteil machten Waren (vor allem Stoffe, Perlen und Pulver) aus, mit denen unterwegs die Träger entlohnt, Proviant eingekauft, Flußpassagen bezahlt und Häuptlinge beschenkt wurden. Buchner schätzte sein Gepäck auf rund

4000 kg (s. Heintze 2000 und 20004, Anhang 1). Je sperriger eine Last war, desto leichter mußte sie sein. Ein 43 x 61 cm großer Blechkoffer durfte daher nicht mehr als 30 kg wiegen, während 40 bis 50 kg Perlen oder Pulver ohne Murren getragen wurden (1882b: 789). Portugiesische Kaufleute sollen ihre Träger sogar mit 50 bis 60 kg belastet haben (Wissmann 1892: 11). Die Karawanen umfaßten in der Regel um die hundert Träger. Dazu kam mindestens ein Dolmetscher und Führer, die persönlichen Bediensteten des Expeditionsleiters (Diener, Koch) sowie Tipoiaträger bzw. Treiber für die sogenannten Reitochsen (die immer Stiere waren). Hinzu kam dann aber auch noch ein beträchtlicher Anhang. Auf größeren Reisen wurden die Träger von ihren Frauen oder von einem Gehilfen begleitet, die ihre Habe und die Waren für private Geschäfte schleppten. Buchner hatte gestattet, daß sich ihm auch noch über dreißig Verwandte seines Führers anschlossen, die eine eigene kleine Handelsgesellschaft bildeten, so daß die gesamte Karawane schließlich etwa 180 Personen umfaßte (1882b: 811–812). Kleinere Karawanen waren einfacher zu handhaben, da es bei den großen u.a. zu mehr Zwistigkeiten zwischen den Trägern und den Einwohnern der durchreisten Gebiete kam.

Diese Dimensionen lassen ahnen, wie schwierig allein schon die Versorgung so vieler Menschen sein mußte. Es gibt dazu viele indirekte Indizien in den Berichten, aber nur Büttner geht einmal etwas ausführlicher auf dieses Problem ein: „Sehr oft ist es mir nicht möglich gewesen, genügend Nahrung für 80 oder 90 Leute zu beschaffen [...] Man wird vielleicht meinen: führt denn der Reisende nicht Vorräthe von der Küste her mit sich und giebt es denn nichts als Chiquanga [*sc.* entgiftete und gekochte, brotförmige, sehr haltbare Maniokgrundnahrung] am Kongo? Reis ist allerdings an der Küste in beschränkter Menge zu haben, doch der einzelne Mann trägt auf dem Marsche nicht mehr als 60–70 Pfund, so daß – bei der täglichen Ration von 1 Pfund pro Mann – der Mann, wenn er nichts Anderes trüge, nur für eben so viele Tage sein Essen transportieren würde. [...] Die Langsamkeit der Reise vermehrt natürlich die Schwierigkeiten der Verproviantierung.“ (1887b)

Viel schwerer wog, daß diese Menschen, anders als etwa Kamele und Lastautos, sehr konkrete Bedürfnisse, Wünsche und Vorstellungen besaßen, die sie zu artikulieren vermochten. Sie konnten sich untereinander verbünden, ihre Überzahl ausspielen und wußten, daß der weiße Neuling ihnen nahezu völlig ausgeliefert war. So kam es vor allem zu Beginn der Reise, aber auch später in kritischen Phasen, immer wieder zu einem Kräftemessen, bei dem beide Seiten ihren Spielraum auszuloten versuchten. Der unerfahrene Forscher hatte hier häufig das Nachsehen oder wußte sich, in einem schon gewaltsamen Umfeld, allein mit Gewalt durchzusetzen. Pogge und Wissmann gelang es nur, sich mit dem Stock Respekt zu verschaffen, Buchner bediente sich der Peitsche, Wolff griff schließlich zu „barbarischer“ Strenge, und hin und wieder wurden die Träger auch mit der Androhung von Waffengewalt gefügig gemacht. Aber Gewaltanwendung gab es auf allen Seiten, wie folgendes Beispiel illustriert: „Als ich

bereits im Bett lag, kam Manoel freudestrahlend zu mir in die Hütte und frug, ob ich ihm nicht meine Reitpeitsche leihen möchte, denn er sei mit dem Auftrag betraut, jene eine Sklavin, deren Widerspänstigkeit gegen die Versöhnungsbestrebungen des Soba Mukelle ich heute morgen mit eigenen Augen gesehen und die den allgemeinen Unwillen auf sich geladen hätte, ein wenig durchzuhauen, was ihr sehr gesund sei. Natürlich jagte ich ihn schnellstens weiter. Bald darauf ließ sich weibliches Gewimmer vernehmen, weshalb ich dem edlen Soba Mukelle selber die Peitsche in Aussicht stellte, falls die Sklavin noch länger gemäßregelt würde. Zwei Tage später hatte sie sich eingewöhnt, lachte und scherzte und wäre um keinen Preis mehr davongelaufen. Denn dazu war sie zu weit von ihrer Heimath, dem Land der Tuschilange, ungefähr einen Monat Marschierens, entfernt.“ (Buchner 1883d: 3803)

Pechuël-Loesche hatte vergeblich die ganze Küste nach Ketten abgesucht, da sie ihm das einzige Mittel erschienen, die Träger an der Flucht zu hindern. Auf einigen Expeditionen kam es fast täglich zu Auseinandersetzungen, Streikandrohungen und Streik. Schon die Art und Weise der Entlohnung war ein höchst sensibles Problem. Büttner hatte sich am Kongo gründlich über die gängigen Stoffarten unterrichtet, aber als er mit diesen dann in Mbanza Congo Träger engagieren wollte, wurden sie als die falschen zurückgewiesen (1890: 93). Weitere Hauptstreitpunkte waren Lohnnachforderungen, Ruhetage und die einzuschlagenden Wege. Diesen Belastungen waren die Forscher selten gewachsen. Sie verloren mehr und mehr die Nerven. Güßfeldt, der seine Afrikaner prügelte und ihnen keinerlei Achtung entgegenbrachte, litt besonders darunter: „Dass man bei all der Niederträchtigkeit und dem nagenden Aerger nicht stückweise auseinanderfällt! Das Eindringen in diesen Theil von Africa ist wie das Erklettern einer steilen Wand von morschem Gestein, wo man bei jedem Schritt gewärtig sein muss, ohne eigne Schuld hinabzustürzen. Bei den stets drohenden Nachforderungen (die doch gewiss nicht die letzten sind) komme ich mir vor wie ein Spieler, der jedem verlorenen Einsatz einen neuen hinzufügen muss, in der Hoffnung, schliesslich doch noch zu gewinnen.“ (1879: 161)

Buchner gestand später anfängliche Mißgriffe ein und wurde unterwegs auch immer wieder zum taktischen Rückzug gezwungen: „Da ich [...] die Zahlung verweigerte, so wurde der Ambakist frech, was ihm meinerseits einige Hiebe zuzog. Diese schreckliche Scene verursachte den beiden Führern ein solches Entsetzen, daß sie sich in den Wald versteckten, und, als sie Pedro hervorholte, kleinmüthig erklärten, sich zu sehr vor mir zu fürchten und lieber den Lohn zurückzuerstatten, als mit mir zu gehen. Da half weiter nichts, als mein gekränktes Gemüth zu beschwichtigen und, unwiderstehlich lächelnd, die beiden feigen, schmutzigen Bursche[n] durch einen Schluck Schnaps meiner unverbrüchlichen Huld zu versichern. Von nun ab wagte ich nie mehr zu schelten, wenn es sich wieder um Führer handelte.“ (1883d: 3763)

Das Unvermögen, diese Form des Reisens zu handhaben, schlägt sich auch in den Urteilen über die Träger nieder, vor allem in den noch unterwegs abge-

faßten Briefen und Berichten an die „Afrikanische Gesellschaft“. Sie sprechen durchweg nur von „diebischem“, „frechem“, „unverschämtem“ und „faulem“ „Gesindel“. Wissmanns Tagebucheintrag ist dafür ein typisches Beispiel: „In welcher prächtiger Gesellschaft befinden wir uns hier inmitten von Millionen mißtrauischer Eingeborenen, Hunderte von Meilen von jeder Anlehnung an die Civilisation, angewiesen auf uns selbst. Unsere Träger sind eine Rotte lärmender, zankender, unzuverlässiger, feiger und elend denkender Neger. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, ohne irgend welche höhere Regung, kein Mittel scheut, um seinen Patron zu übervortheilen, sei es durch Diebstahl, Bettelei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt, wird benutzt, um eine Bettelei anzubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. Nie sind sie zufrieden mit dem Zugetheilten, jeder anstrengende Marsch erzeugt Murren, jede besondere Arbeit unendliches Sträuben, Reden und Zeitverlieren. Jedes Wort, das für das Ohr des Patrons berechnet ist, ist Hunger, jedes Geschenk, das sie erhalten, eine Veranlassung zur Forderung nach mehr. Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht und dazu eine phänomenale Feigheit den Eingeborenen gegenüber, sobald sich dieselben nicht wie Lämmer behandeln lassen, was letzteres dann wieder mit aller möglichen Brutalität ausgenutzt wird. Das sind unsere lieben Untergebenen!“ (1892: 110)

Der Ethnologe Bastian verstieg sich sogar dazu, sie als „Ungeziefer“ zu bezeichnen, von welchem „die ganze Küstengegend wimmelt“ (1874: 94). Buchner, der sich aus Afrika durchweg überaus abfällig geäußert hat, erkannte erst nach seiner Rückkehr den emotionalen Streß, dem er ausgesetzt gewesen war, und wieviel Inszenierung diese Streitigkeiten auch enthalten hatten: „Die Gewohnheit der abendlichen Predigten, die zuerst dem bösen Fetisch galten, wandte sich nun gegen mich. Sobald es dunkel war und alles um die Feuergruppirt lag, ertönten bis gegen Mitternacht rebellische Reden in den stillen Wald hinaus, die ihrem wuchtigen Tonfall nach zu urtheilen, gar nicht schlecht waren, und lauter Beifallsjubel belohnte die Redner. Mitten drinn [*sic*] in dieser Hölle lag ich selber, einsam und verlassen, vom Fieber geschüttelt und voller Verzweiflung. Ich muß jetzt lachen, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wie ich damals oft ganz Afrika und die ganze Afrikaforschung verfluchte und oft meine ganze Expedition für verloren hielt. Ich wußte damals noch nicht, daß das Toben und Schreien meiner 120 Neger lange nicht so gefährlich war als es klang und im Wirrwarr des Augenblickes entging mir, daß sie eigentlich Recht hatten. War ich denn nicht ein unermeßlich reiches und zugleich ausnehmend närrisches Individuum? Interessirte ich mich nicht für Dinge, die an sich gar keinen Werth hatten? Ich klopfte Steine, pöckelte alles mögliche Ungeziefer ein, schleppte eine ganze Last kostbaren Papiere mit, bloß zu dem Zweck Gras und Blätter darin zu trocknen, kaufte aus ethnographischem Drange jeglichen Trödel um theures Geld, ja ich gab Schnaps, bloß damit die Leute sich photographiren

ließen! [...] Doch die ruhige, objective Betrachtung stellt sich nur selten ein im Moment des Ringens zwischen fremdem und eigenem Wollen. Da ärgert man sich und tobt und hält Tiraden über Schuftigkeit und Tücke, Bosheit und Treulosigkeit. Meine 120 Neger haben mir damals arg mitgespielt, aber ich glaube 120 deutsche Bauernbursche[n] würden einem ebenso sonderbaren Fremdling noch viel schwieriger gewesen sein.“ (1883b: 2763)

Neben den ständigen Auseinandersetzungen mit dem Expeditionsleiter gab es auch immer wieder Reibereien und Handgreiflichkeiten unter den Trägern. Auch hier sah sich der weiße Forscher zuweilen zum Eingreifen gezwungen. Buchners Reisegesellschaft bestand aus zwei Parteien, den Ambakisten und den Mbondo. Als die Strapazen der Reise zunahmen und sich Krankheitsfälle mehrten, zwei Träger und eine Sklavin starben, entlud sich die gereizte Stimmung in gegenseitigen Anklagen von Hexerei: „Im Monat Februar verging kaum eine Nacht ohne Fetischreden, und jeden Tag kam ein anderer gelaufen, dieser oder jener habe ihn verhext. Namentlich war es wieder die Gomes-Partei, welche auch hierin als übelwollendes Prinzip zur Geltung kam. [...] Meine Leute fürchteten sich vor ihrer Nähe und hatten Angst, von ihnen langsam ums Leben gebracht zu werden. Augusto wußte ganz bestimmt zu erzählen, ein alter Zauberer, der zuweilen zu uns auf Besuch kam, sei von Pedro um ein recht wirksames Zaubermittel angegangen worden, ihn zu töten, Pedro habe dafür eine hübsche Sklavin geboten. Pedro erklärte sich zwar sogleich bereit, ‚Juramento zu nehmen‘, das heißt einer Giftprobe sich zu unterziehen, fand aber keinen Glauben, daß es ihm Ernst sei. Was war da zu machen? Vernunftgründe waren gänzlich wertlos. Ich beschloß deshalb, mich lieber auf den Standpunkt meiner gequälten Leute zu stellen und die ganze Ambakisten-Gesellschaft zur Auswanderung zu bewegen, indem ich ihr Dorf einfach niederreißen ließ und jeden Ambakisten, der sich in den Bereich meiner Gewehre wagte, niederzuschießen versprach. Das half. Die fortwährenden Beängstigungen hörten auf und zufälligerweise gleichzeitig auch die Erkrankungen.“ (1887a: 785).

Auch Übergriffe und Regelverstöße der Träger in den Dörfern, durch die sie kamen, galt es zu schlichten: „Vom Ritt zurückkehrend überraschte ich einige unsere Träger, als sie ein kleines Dorf ausplünderten und damit beschäftigt waren, die sich sträubenden Eingeborenen mit Stöcken zu prügeln. Ich nahm die Partei der Eingeborenen und brachte mit dem Stock die Leute aus dem Dorf heraus“ (Wissmann, 1892: 108). Der Weiße wurde für alles verantwortlich gemacht und konnte dadurch in recht ungemütliche Situationen geraten. Ebenso konnte die jetzige Karawane für ungesühnte Vorfälle einer früheren herangezogen werden. So erging es Buchner bei den Songo, doch wurde er den Verdacht nicht los, daß die ganze Geschichte von dem betroffenen Träger in Absprache mit den Dorfbewohnern nur inszeniert worden war, um eine schöne Entschädigung zu erpressen (1883b: 2811). Kleinere und größere Diebereien in und außerhalb des Lagers erhöhten die latente Gereiztheit und verführten zu Überreaktionen.

Von Barth-Harmating, Büttner, Gűßfeldt, Schűtt und Wolff kamen mit diesen Belastungen őrberhaupt nicht zurecht. Sie wurden immer wieder im Stich gelassen oder hatten st鋘dig mit Fluchtversuchen zu k鋗pfen, auf die sie immer unerbittlicher reagierten: „Meine Leute entliefen mir auf dem Wege, der nach San Salvador fűhrt und nur mit Műhe konnte ich sie unter Beihilfe von Revolver und Peitsche zum Dorfe zurűckfűhren“ (Bűttner 1886a: 4). Die Loango-Expedition hatte von den in Novo Redondo (Sumbe) angeheuerten Mbailundu die meisten durch Tod, Krankheit oder Flucht verloren. Erst im nachhinein brachte Falkenstein Verst鋘dnis fűr die völlig verfahrenere Lage auf, in der sie sich befunden hatten: „Wenn ich jetzt vorurtheilsfrei und objectiv auf jene Periode zurűcksehe, so erscheint die ganz Entwicklung in anderem Lichte und durchaus natűrlich; die Sache konnte gar nicht anders verlaufen, als es geschah. Oder war es nicht verst鋘dlich, dass Leute [gemeint sind die Tr鋅ger aus Novo Redondo], die nicht aus freiem Willen, sondern durch ihre Angehőrigen gezwungen ihrer Heimat entrűckt waren und von dem ungewohnten Klima, den andersartigen Verh鋄ltnissen őrberhaupt zu leiden hatten, von vorn herein keine Zuneigung zu uns hatten? dass sie aus Furcht vor dem Unbekannten, dem durch die Sage mit Schrecknissen fűrchterlicher Art angefűllten Innern, lieber den relativ gűntigeren Verh鋄ltnissen, in denen sie lebten, entsagten, zumal es nicht an Verlockungen fehlte sich eine behagliche Existenz in den umliegenden D�fern zu grűnden? Den Eingeborenen Loangos, die unsere Zwecke nicht verstehen konnten, sondern in der Mehrzahl niemals aufhőrten, uns als ein ihre Freiheit und Unabh鋄ngigkeit bedrohendes Element anzusehen, musste die Zusammenziehung einer so formidablen Macht, wie wir sie der Zahl nach vorstellten, durchaus bedenklich erscheinen. Wer stand ihnen denn dafűr, dass wir ihr Land damit verlassen und sie nicht zu ihrem Schaden gebrauchen wűrden? Es war also gewissermassen die Pflicht der Selbsterhaltung, die sie trieb, unsere Ideen und Pl鋄ne nach Műglichkeit zu kreuzen und die Leute uns durch falsche Vorspiegelungen absp鋄nstig zu machen.“ (1879: 87)

Bűttner und Wolff h鋄ten nicht ein zweites Mal Tr鋅ger gefunden, sie zu begleiten. Bűttner kam daher die bizarre Idee, seine Loango-Tr鋅ger w鋒rend seines Aufenthaltes in Lėopoldville (Kinshasa) der Stationsverwaltung zur Arbeitsverwendung zu őrbergeben, „damit das Leben auf der Station resp. Factoriei ihnen als műhevoller als das Reisen erscheinen sollte“ (1886a: 8), natűrlich ohne den gewűnschten Erfolg. Anderen, wie Buchner auf der Hinreise, gelang es zumindest, die Karawane zusammenzuhalten und niemanden durch Flucht zu verlieren.

Die Lektűre dieser st鋄ndigen Auseinandersetzungen, die Hilflosigkeit, Geiztheit und Nervosit鋄t der permanent őrberforderten Forscher l鋄sst erahnen, wie negativ diese ganz unerwarteten t鋅glichen Anforderungen ihr Afrikanerbild beeinflűsten und wie sehr es dann einer wirklichen Kommunikation mit den afrikanischen Menschen im Wege stand. Pogges Bericht ist durchzogen von diesen Abwertungen, so daű völlig untergeht, wieviel Loyalit鋄t ihm seitens sei-

ner Träger in Notzeiten entgegengebracht wurde: „Einige Male glückte es ihnen, in entlegenen, verlassenen Dörfern einige Maniokknollen aufzufinden, und dann war es ein hochherziger Charakterzug meiner Leute, in rührender Hingabe in erster Linie für ihren Patron zu sorgen und still und geduldig auszuharren, bis an sie die Reihe gekommen war, ihren Hunger zu stillen.“ (1880: 214). Sein generelles Urteil hat das nicht beeinflusst.

Statt ihren wissenschaftlichen Aufgaben nachgehen zu können, waren die deutschen Reisenden ständig damit beschäftigt, sich durchzusetzen und sich mehr oder weniger gewaltsam Respekt zu verschaffen – keine gute Voraussetzung für ethnographische Forschung. Vielleicht ist es Pechuël-Loesche gewesen, der von allen den engsten Kontakt zu seinen Afrikanern gefunden hat. Er konstatierte dankbar die große Freude, die ihm von ihnen bei seiner Rückkehr auf die Station entgegenschlug: „Wie ein Jeder sich freute mich wieder zu sehen; selbst unsere Schwarzen kamen gelaufen, und so reine unverfälschte Freude zeigten ihre Gesichter, daß es mir ein neuer Beweis war wie sehr empfänglich sie für gute Behandlung sind. Man kann auch ihre Zuneigung durch Ruhe und Güte erwerben. G(üßfeldt) schien sich zu ärgern, oder zu wundern, daß die Schwarzen mir so viel Anhänglichkeit zeigten. Wir werden sehen, wessen Art am weitesten führt. G(üßfeldt) will endlich nicht mehr schlagen; Leute sollen milder behandelt werden. Doch denkt er darum nicht anders vom Neger.“ (Tagebuch 5, 14.3.1875). Monate später nimmt Pechuël-Loesche wehmütig Abschied von Afrika: „Ich betrachte nochmals unser Völkchen Kinder etc. es ist ab(en)ds 10h die ganze Gesellschaft liegt außen im Hofe auf Matten im Mondenschein; theils schlafend, theils plaudernd, theils scherzend, lachend. Könnte man zu Hause solch eine Gruppe sehen; wie malerisch, heiter, anheimelnd ist das alles. Wie anders kennen wir jetzt den Neger, seitdem wir ihn als Menschen behandeln!“ (Tagebuch 9, 2.5.1876)

8. ENTTÄUSCHTE ERWARTUNGEN

„Man möchte denken, ein Afrikaforscher im Dienste der Wissenschaft habe sich in erster Linie um nichts anders, als um die Ablesung seiner Instrumente, um Forschung, Skizzierung und Tagebuchführung zu kümmern. Thatsächlich aber kommen diese eigentlichen Zwecke und Nutzeffekte seines Daseins ganz zuletzt in Betracht. Vor allem wird seine Arbeitskraft und zwar ihr bester Teil von der Technik, den Bedingungen und Reibungen seiner Existenz in Anspruch genommen, von der Sorge für die Beschaffung der Lebensmittel, von der Sorge für den ganzen Reiseapparat, von der Abwehr all der vielen Widerwärtigkeiten, vom Fieber und von dem bösen Willen der Schwarzen. Nur der kümmerliche Rest, der dann noch übrig bleibt, kann in wirkliche, lebendige Arbeit umgesetzt werden.“ (Buchner 1884c: 232). Bereits das vorstehende Kapitel hat eine Ahnung davon vermittelt, wie sehr dieses Fazit von Buchner zutraf. Die unerwartet schwierige Aufgabe, eine solche Forschungskarawane überhaupt zu organisieren, die notwendigen und vor allem auch richtigen Güter zu beschaffen, die große Anzahl Menschen unterwegs zusammenzuhalten und zu versorgen, unendliche „Diskussionen“ über dies oder jenes, waren derart zeit- und energieraubend, daß die wissenschaftliche Arbeit, die doch im Mittelpunkt stehen sollte und den Zweck der ganzen Anstrengung bildete, meist zu kurz kam. Auch Büttner beklagte, daß er von dem Augenblick an, in dem er notgedrungen zum Chef der Expedition avancierte, das Studium der Zoologie, Botanik und Geologie, das ihm doch als Aufgabe gestellt worden war, vollständig in den Hintergrund stellen mußte (1886a: 10). Für die aus einer Mischung von Ehrgeiz und Abenteuerlust nach Afrika gekommenen „Entdecker“ hatten diese lästigen, mit viel Ärger verbundenen Routineaufgaben ein ganz unerwartetes Ausmaß. Sie bewirkten eine tiefe Enttäuschung, die sich nachhaltig auf ihre Stimmung niederschlug.

Neben den vielfältigen Problemen, die das Reisen mit einer Trägerkarawane mit sich brachte, gab es einen Faktor, der bestimmender als alles andere war: Krankheit. Einige der deutschen Forscher des 19. Jahrhunderts waren welterfahrene Reisende bevor sie nach Zentralafrika kamen. Keiner von ihnen hatte unterwegs je mit einer so essentiellen Beeinträchtigung seiner Gesundheit zu kämpfen gehabt. Fieberanfälle, Fieberphantasien, Fieberparoxysmen, immer wieder Fieber in periodischen Abständen: Die gefürchtete Malaria durchzieht alle Reisebeschreibungen und lähmte jede Unternehmungslust. Ausnahmslos alle hatten im vorigen und einige auch im 20. Jahrhundert unter dieser Krankheit zu leiden. Von Barth-Harmating, Mohr und Schulze fielen ihr zum Opfer; von Homeyer, Lux und Soyaux waren zur frühzeitigen Umkehr gezwungen. Tropischen Krankheiten oder ihren Folgen erlagen auch Baumann, Mattenklodt und Pogge. Büttner, Güßfeldt, Buchner und Wolff litten zeitweilig besonders schwer, manchmal wochenlang. Büttner überstand in 36 Monaten 24 Fieberan-

fälle, Buchner war während seiner 173 Tage in Malanje fünfzig fieberkrank. Hinzu kam bei allen Dysenterie. Der Zimmermann Bugslag war vierzehn Wochen lang daran schwer erkrankt, eine für die Expedition unter von Mechow in Malanje verlorene Wartezeit. Zusätzlich peinigten Geschwüre und „Rheumatismus“ sowie, je nach Jahreszeit und Gegend, Unmengen Fliegen, Moskitos, rote Ameisen und Sandflöhe. Pogge brach sich auf der ersten Reise zwei Rippen und zog sich auf der zweiten einen Kinnbackenbruch zu. Nur Pechuël-Loesche „strotzte“ meist vor Gesundheit. Aber auch er vertraute seinem Tagebuch an: „Moskitoes gerade zu unerträglich. Mensch wie Waschlappen, alle geistige Energie kann Körper nicht beeinflussen“ (Tagebuch 5, 7.4.1875). Güßfeldt wurde melancholisch und brütete schweigend vor sich hin, Buchner war durch das „ewige Kranksein“ wie gelähmt und geriet zuweilen in die „trübseligste Gemüthsverfassung“. Selbst, wenn es besser ging, gab es Nachwirkungen: „Körperlich bin ich vollkommen wohl, gemüthlich etwas angegriffen, aber fest entschlossen, in der Afrikanischen Hölle, in die ich mich einmal gestürzt, bis zu den letzten Consequenzen auszuhalten und auszuliden.“ (Buchner 1878/79: 245)

Das Tropenklima, vor allem an der Küste, tat ein übriges, um die allgemeine Stimmung zu drücken: „Die jetzige Zeit ist eine schlimme und schwere für uns, sie ist die ungesundeste die wir erlebt. Regen, Feuchtigkeit, Gestank, Schwüle, eine wahrhaft vergiftete Luft. Alles ist mit Schimmel bedeckt, die Häuser faulen, übler Modergeruch überall. Böser Einfluß. Mamboma [*sc.* höchster Würdenträger] schon 8 Tage perniciosöses Fieber; unsere beiden Crumanos liegen noch schwer darnieder, der Eine immer noch Krämpfe. Gestern Morgen unser Wäscher N’Go, nach Mamboma unser anständigster und intelligentester freier Neger, auch plötzlich perniciosöses Fieber in höchstem Stadium, Wadenkrämpfe, Kolik, furchtbare Magenkrämpfe, windet sich, stöhnt vor Schmerzen. Ich gebe ihm zunächst Baldrian-Tinktur, hebt sofort Magenkrämpfe; dann Chinin (immense Dose), heiße Teller auf Leib, Tücher (legt sich auch junges Mädchen auf Leib zum Wärmen, aber ohne Verordnung) schwitzt endlich, heute besser. Nur manchmal leisen Kinnbackenkrampf; Mamboma und unser Crumano aber furchtbaren Kinnbackenkrampf, ganzes Gesicht in Zuckungen, verzerrt, Augen verdreht, stier; können nicht sprechen nichts zu sich nehmen. Gestern schickt auch Kamermann, unseres armen Nachbars Moreira Imbrigado [*sc.* *empregado* = Angestellter] und für jetzt Nachfolger, ebenfalls plötzlich perniciosöses Fieber; armer Kerl, in dem Hause allein, wo eben sein Vorgänger an gleicher Krankheit gestorben. So renne ich hin und her, halb Arzt, halb Tröster, in dieser Gluth, in diesem Dunst; es gehört etwas dazu in dieser erschlaffenden, vergiftenden Luft frisch und energisch zu bleiben. Seit gestern klagt Güßfeldt; heute beginnt auch Lindner Symptome zu zeigen, obgleich er sich zu bezwingen sucht [...] Und das soll ein gutes Klima sein? (Bastian!) und da soll man sich von diesen Herren in Berlin, die so recht behaglich aus der Ferne anordnen und bestimmen wollen, schulmeistern lassen? Hätte ich sie nur hier die Herren, nur für acht Tage, ich

wollte ihnen Afrika beibringen. Sie sollten sich wundern!“ (Pechuël-Loesche, Tagebuch 5, 15.4.1875)

Durch diese starken Beeinträchtigungen bekamen die Forscher eine noch dünnere Haut als sie vielleicht sonst schon infolge ihrer enttäuschten Erwartungen gehabt hatten. Sie wurden noch gereizter und waren immer weniger zu einer gelassenen Reaktion auf unvorhergesehene Schwierigkeiten fähig: „Seine [Güßfeldts] Gesundheit ist zerrüttet, seine geistige Kraft gebrochen, er ist entschiedener Melancholiker; sein Haß gegen Afrika, gegen den Neger ist unglaublich und äußert sich in rohester Weise. Der Neger muß an allen Mißerfolgen Schuld tragen, – gerade als ob der Reisende eigentlich alles zum Reisen behaglich fertig finden müßte, wie zu Hause – du lieber Gott, die Leute haben sich das Reisen so schön, so einfach gedacht, und nun man nicht gleich so großen Ruhm erringen kann, muß alles Andere herhalten – nur in sich selbst findet keiner den Fehler.“ (Pechuël-Loesche, Tagebuch 5, 25.4.1875). Eine unvoreingenommene Kommunikation, wie sie ethnographische Erkundungen erfordern, war unter diesen Bedingungen kaum möglich. Als einer der wenigen wurde sich Wolff dieses Zustandes nachträglich bewußt: „Ich selbst fühlte mich durch die Strapazen und Entbehrungen außerordentlich angegriffen. Außerdem war ich so nervös geworden, daß die geringste Nachlässigkeit meiner Leute mich in die größte Aufregung versetzte und zu harten Strafen veranlaßte. Diese Eigenschaft, die wohl auf der Reise ganz gut angebracht ist, verbreitete eine so große Furcht unter den Schwarzen, daß sie sich so leicht nicht entschlossen hätten, mit mir noch einmal in das Innere zu gehen.“ (1889a: 235)

Während des Fiebers ging den Forschern verständlicherweise einfach alles auf die Nerven. Jede ausgelassene Stimmung wurde zum lästigen Lärm, dem nicht zu entrinnen war. Jeder neugierige Besucher, vor allem in größerer Anzahl, wurde als zudringlich empfunden. Die endlosen Verhandlungen unterwegs stellten sie fast täglich auf eine schwer zu ertragende Geduldsprobe. Entnervt ergriff Buchner zuweilen schließlich seine Flinte, „um ferne dem Negergeschrei, Ziegengemecker, Hühnergegacker und Schweinegegrunze des Lagers vögel mordend den stillen Wald zu durchstreifen“ (1883b: 2763).

Immer wieder mußte der Marsch wegen eigener Krankheit oder Krankheit der Träger unterbrochen werden. Wollten die Träger nicht weiter, mußte man sie durch Verhandlungen oder mehr oder weniger sanften Druck dazu zwingen. In jedem Dorf gab es das Ritual von Besuch und Gegenbesuch, Geschenk und Gegengeschenk, Ablehnung des als zu gering erachteten Gegengeschenks, Aushandeln eines Nachschlags zu bestehen. An jedem größeren Fluß mußte die Flußpassage organisiert und der Preis für das Übersetzen ausgehandelt werden, wobei es regelmäßig zu Unterbrechungen mit Nachforderungen kam. Die Beschaffung von genügend Nahrungsmitteln bereitete oft besondere Sorgen. Man kam auch nur sehr langsam vorwärts. Buchner rechnete mit einem täglichen Durchschnitt von 15 km. Manche Strecken waren überaus mühselig zu bewältigen, vor allem wenn sie durch Sumpfgelände gingen. Wolff und seine Leute

wateten in einer Gegend bis an die Brust im Wasser; Hunger, Regen und Morast führten bei Güßfeldt und seinen Leuten zu einer allgemeinen Erschöpfung. Gelegentlich verirrte man sich auch, was zusätzliche Kräfte kostete. Manches Gepäckstück ging im Wasser oder durch Diebstahl verloren; auch Instrumente zerbrachen oder versagten ihren Dienst. Wo es ging, benutzten die Deutschen Reitstiere oder marschierten zu Fuß. Nach Möglichkeit vermieden sie die Hängematte, da das Reisen in ihr durch das fortgesetzte Schütteln sehr anstrenge, es schwierig war, Notizen zu machen, und man sie nicht nach Belieben verlassen konnte, um Dinge zu sammeln.

Oft schleppten sie sich mehr dahin, als daß sie aufnahmefähig und voller Neugier vorwärtsdrangen. Selbst die Landschaft verwandelte sich bei dieser Verfassung. So empfand Büttner das ganze Land zwischen dem Kongo und dem Cuango als „von einer Erbärmlichkeit, die jeder Beschreibung spottet.“ (1886a: 10). Immer wieder erschien ihm die Landschaft öde und trostlos. Auch Buchner vermißte die „erträumte Ueppigkeit“ (1888a: 2). Besonders enttäuschend war es für die als Großwildjäger ausgezogenen „Entdecker“, daß es so wenig Wild entlang der Routen gab.

Der Aufbau des täglichen Lagers mit seinen Laubhütten („Fundo“) dauerte jedesmal zwei bis drei Stunden. Deshalb war bereits gegen Mittag der Marsch wieder beendet. Vor allem in der Regenzeit mußte bis zum Einsetzen der heftigen Güsse alles unter Dach und Fach sein. „So ein Fundo ist als Wohnung hoch erhaben über jegliche Art von Zelt. Er steht fest wie ein Haus und ist geräumig. Das schöne frische Laub innen und das Stroh außen regulieren den Durchzug der Luft in der vollkommensten Weise. Er hat nur den einen großen Nachteil, daß man lange auf seine Herstellung warten muß, und daß es in der Regel viel Schelten kostet, bis die faulen Träger das ganze Baumaterial zusammengebracht haben. Namentlich das Stroh, von dem in der Regenzeit eine große Menge nötig ist, macht Schwierigkeiten. Meine Leute arbeiteten viel lieber an ihren eigenen Fundos als an dem meinigen und redeten sich, wenn ich sie erinnerte, darauf aus, daß bereits 30 oder 40 andere nach Bäumen und Gras gegangen seien. Wer für mich arbeiten müsse, darüber war immer großes Geschrei und Gezänk, da meine Unteroffiziere niemals zur Geltung kamen, und ich allein Gehorsam zu erzwingen vermochte. Ich fand es schließlich am einfachsten und zweckmäßigsten, daß ich selbst, ohne mich lange zu ärgern, jede Hütte der Träger, die vor der meinigen fertig war, umwarf.“ (Buchner 1887b: 383).

Die Zeit des Wartens, oft in praller Sonne, konnte dann endlich für die Kartographie, das Botanisieren und das Tagebuch genutzt werden. Vor allem galt es, die während des Marsches flüchtig hingeworfenen Notizen in eine lesbare Form zu bringen. Es wurde schon gesagt (Kap. 1), daß die naturwissenschaftliche Forschung (mit Astronomie, Topographie, Meteorologie, Geologie, Botanik und Zoologie) im Mittelpunkt dieser Reisen stand. Besonders zeitaufwendig waren topographische Aufnahmen. Güßfeldt las unterwegs alle fünf Minuten seine Instrumente ab. Im Lager angekommen, mußten die Daten sorgfältig

übertragen werden. Nachts waren bei klarem Himmel astronomische Beobachtungen anzustellen und bei längerer Anwesenheit an einem Ort in regelmäßigen Zeitabständen verschiedene Instrumente abzulesen. Allein auf der deutschen Station Chinchoxo an der Loango-Küste wurden so während der Dauer des Unternehmens 40 000 Daten gesammelt.

Viel Zeit nahm nicht nur das Sammeln von Pflanzen und das Jagen von Tieren, sondern auch das anschließende Präparieren in Anspruch. Was für eine Enttäuschung, wenn bei Regen, Dunst und Nebel die Sammlungen nicht trocken wurden und schimmelten! Falkenstein und Buchner waren daneben noch als Arzt tätig und beschäftigten sich mit Fotografie.

Kein Wunder, daß selbst bei vorhandenem Interesse nur sehr wenig Zeit für sprachliche und ethnographische Studien übrig blieb. Buchner konstatierte denn auch: „An Langweile habe ich in Afrika überhaupt nie gelitten, dagegen quälte mich oft, ja eigentlich immer, das ärgerliche Gefühl, daß meine beschränkte Arbeitskraft, gelähmt durch das ewige Kranksein, der rastlosen Eile der Zeit nur allzu langsam entsprach.“ (1882b: 783). Sprachaufnahmen, die seine Lieblingsbeschäftigung waren, gab er häufig wieder auf, weil der Lärm des Lagers zwar allenfalls das Abfragen von Vokabeln, aber nicht das Belauschen von Gesprächen erlaubte. Auch fehlten ihm geduldige, zweisprachige Lehrer. Sein Dolmetscher war zum Erlernen der Lunda-Sprache nicht kompetent genug, so daß sich Buchner schließlich vor allem dem Kimbundu widmete. Pechuël-Loesche, der seine Afrika-Zeit vorwiegend stationär auf der deutschen Station an der Loango-Küste verbrachte, war der einzige, dem es gelang, umfassende Sprachstudien zu betreiben, deren Ergebnisse leider unveröffentlicht geblieben sind.

Aber es waren weder Zeitmangel noch naturwissenschaftliche Prioritäten, die ethnographischen Forschungen vorrangig im Wege standen. Es war die grundsätzliche Einstellung zu den fremden Menschen, die durch die hier ange deuteten Vorbelastungen und essentiellen Beeinträchtigungen zusätzlich in negativem Sinne beeinflußt wurde. Wo der Alltag durch Ärger, Enttäuschung, Wut und Schimpfen bestimmt ist, lassen sich vertrauensvolle Kontakte schwer aufbauen. Buchner sah denn auch in dem von ihm bereisten Teil Afrikas „nichts Großartiges“. Alles, vom einheimischen Handel bis zu den Karawanen, hatte hier für ihn nur „kleinliche Dimensionen“: „Sklavenkarawanen von 1000 und mehr Köpfen, wie sie Cameron erwähnt, sind in meinem Gebiet undenkbar“ (1882a: 88). Die „interessanten Völkerschaften“ befänden sich anderswo, nicht aber bei „jenem albernen Grossdieb Muatyamvo, bei dem bereits alles vom Küstenhandel verfälscht ist. Erst jenseits der Grenzsperre des Muatyamvo-Reiches beginnt Afrika werth zu sein, dass man sich so vieler Mühe und Noth unterzieht.“ (1880/81: 228). In dieser Stimmung erschien der „strahlende Lunda-Kaiser“ bloß als ein „affenartig geputzte(r) Negerpotentat ohne Adel und Majestät“ (Buchner 1887a: 781). Wie konnte man da offen für fremde Kulturen sein? Das aus einer solchen Mischung von Vorurteilen, Frust und Krankheit entstandene Fazit von Lux gilt daher auch für andere Reisende dieser Epoche: „Der

Verkehr mit den Schwarzen ist es wohl in erster Linie, welcher das Reisen in Afrika, das Land der Bangelas nicht ausgenommen, so schwierig macht und oft die kühnsten, mit vollster Berechtigung gehegten Erwartungen, trotz dem besten Willen des Reisenden zu nichte macht.“ (1879: 183)

Zu allem anderen kam dann noch die niederdrückende Einsicht, daß man den in Deutschland in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprach. Denn dort brauchte man „den großartigen Leistungen anderer Nationen gegenüber“, um das Interesse wachzuhalten und die nötigen Summen zusammenzubringen, „auffälligere Resultate“, „große räumliche Erfolge“ (Falkenstein 1879: 164–165), die nur wenige dieser Forscher erzielen konnten.

9. STÖRENFRIEDE

Die Forschungsreisenden mit ihrer reich und in den Augen der Bevölkerung „exotisch“ ausgestatteten Karawane waren eine große und seltene Attraktion. Ihre Ankunft verbreitete sich in Windeseile, und überall waren sie bald von einer staunenden, neugierigen Menge umringt. Höhepunkt nach Ankunft in jeder neuen Ansiedlung war der Besuch und Gegenbesuch des Dorf- oder Provinzhäuptlings mit obligatorischem Austausch von Gastgeschenken, um deren Höhe oft ein stundenlanges Feilschen entbrannte. Dies waren die meist kurzen Gelegenheiten, fremde Sitten und Vorstellungen kennenzulernen; aber da im Mittelpunkt dieser Begegnungen auf der einen Seite immer der Wunsch stand, so viel wie möglich zu ergattern, auf der anderen, so wenig wie möglich herauszurücken (damit die Waren unterwegs nicht plötzlich ausgingen), empfanden die Afrikareisenden diese sehr hartnäckigen Besuche fast ausnahmslos als Störung.

Je weiter man ins Innere vordrang, desto größer war die Sensation, einen Weißen zu erblicken. Diese fühlten sich wie wilde Tiere in einem europäischen Zoo (Pogge) und hatten, je nach Gemütsverfassung, meist große Probleme, die Situation ruhig und gelassen zu ertragen. Alle diese Besuche waren für sie nur eine „entsetzliche Plage“, deren Lärm und „Zudringlichkeit“ sie nicht gewachsen waren. Buchner störte schon in Dondo „Tag und Nacht das widerliche Gezänk und Gepolter des schwarzen Gesindels“ (1878/79: 1), später stöhnt er immer wieder über die „Soba-Plage“. Büttner wurde bei Mwene Mputu Kasongo „bis in die Nacht von der halben Bevölkerung belagert“, die weder durch Zureden noch Gewalt zu vertreiben war. Erschöpft mußte er das „Angaffen, Belachen und Bedrängen“ dulden. Nur unter bewaffneter Begleitung seiner Träger gelang es ihm, die Menge wenigstens bei seinem Morgenbad auf Distanz zu halten. Die Dorfhäuptlinge unterwegs erlebte er vor allem als „bettelhafte und aufdringliche Kerle“. Für Falkenstein (wie auch für Güßfeldt) waren die „häufigen Besuche kleiner Machthaber des Landes“ „geradezu unerträglich“, „weil sie ebenso zeitraubend als unerquicklich und überflüssig sind.“ Da er aber auf ihre Gastfreundschaft vielleicht noch einmal angewiesen war, konnte diese „Besuchsunsitte“ mit der Zeit zwar etwas eingeschränkt, aber nicht aufgehoben werden (1879: 8–10). Lux litt ebenfalls unter der „unersättlichen Neugierde“ der Bevölkerung. Vor allem, wenn die Krankheit eines Trägers den Weitermarsch verzögerte: „Derlei unfreiwillige Aufenthalte sind für den Reisenden sehr störend. Er wird im Vorrücken gehindert, ohne aber dadurch etwas zu gewinnen, denn die Zeit ist zu [natur!]wissenschaftlich werthvollen Beobachtungen, mit Ausnahme der astronomischen Festlegung des Platzes, doch viel zu kurz. Dazu wird man von den Eingebornen fort und fort belästigt, da sie den ganzen lieben Tag sich im Lager herumtreiben und besonders gerne vor der Hütte des Weißen niederhocken, um ihn zu begaffen und mit Fragen zu über-

häufen. Da thut man nun am besten, wenn man zum Gewehre greift und – auf die Jagd geht. Kommt auch kein Wild zum Schusse, was meistens der Fall ist, so findet man doch in der Waldeseinsamkeit die so nöthige Ruhe“ (1880: 75). Schütt beklagt die „tägliche Plage“ der Häuptlinge und das „rohe Anstieren, Schreien und Lachen“. Seinen Höflichkeitsbesuch bei einem Soba mußte er anschließend „schwer büssen“, denn dieser erwiderte ihn und saß dann „zwei Stunden fest“ (1881b: 65, 104, 105).

Obwohl auch Buchner sich massiv gestört und belästigt fühlte, siegte bei ihm anfangs noch die eigene Neugier. Doch als er nicht erreichte, was er sich vorgenommen hatte, war es auch mit seiner Geduld und Aufnahmefähigkeit vorbei (s. Kap. Buchner, Text 1). Um den „Zudringlichkeiten“, dem „Schmutz“ und „Ungeziefer“ der „Negerpotentaten“ zu entgehen, hatte er auch auf der Reise stets darauf geachtet, möglichst nicht in einem Dorf, sondern „frank und frei im schönen Savannenwald“ sein Lager aufzuschlagen, gerade soweit von der Ansiedlung entfernt, daß der Einkauf von Lebensmitteln noch möglich war (1887b: 382).

Diese, wie wir gesehen haben, auf vielerlei Faktoren zurückzuführende Menschenscheu der deutschen Forscher läßt auch ihre Sammeltätigkeit in einem anderen Licht erscheinen. Für die naturwissenschaftlichen Sammlungen war ein Kontakt zu der einheimischen Bevölkerung weitgehend entbehrlich. Aber auch die ethnographische Sammlung erforderte nur ein Minimum an Kommunikation und Nähe, da eine ausführliche Dokumentation des Kontextes damals noch nicht angestrebt und üblich war. Es reichte aus, wenn ein Häuptling als Äquivalent für irgendwelche begehrten europäischen Dinge entsprechende Objekte anbot oder anbieten ließ. Mit erfolgreicher Transaktion war der wissenschaftlichen Aufgabe Genüge getan.

Im Grunde wäre ihnen eine afrikanische Natur ohne deren Bewohner lieber gewesen. Ihr allein galten tiefere Empfindungen, nur für sie, die (wie das Hochgebirge) den Menschen zwar aufs äußerste herausforderte, ihn aber nicht wie seinesgleichen bis aufs Blut zu reizen vermochte, fand man eindringliche, facettenreiche Evokationen. Schütts schwelgende Erinnerung an ein unbewohntes, von dem „Negergesindel“ befreites Gebiet charakterisiert deshalb auch alle seine Zeitgenossen: „Hiermit war für uns, seitens der Wilden, alle Gefahr bis an den Quango beseitigt; es lag kein grosser Häuptling mehr in unserm Wege, der in westlicher Richtung meist durch unbewohnte Wildnisse führte. Dies war für mich der schönste Theil der Reise, obgleich wir viel von Hunger und Mühseligkeiten zu leiden hatten, letzteres besonders bei Uebersetzung der unzähligen Sümpfe und der vielen Flüsse, an denen keine Leute wohnten, die wir also erst selbst überbrücken mußten. Aber das schöne war, dass wir eben selten Wilde trafen und in so geringer Zahl, dass an Chicanen ihrerseits nicht zu denken war.“ (MAGD I: 190)

10. ABWEHRPROPAGANDA

Die weißen Forscher waren ihrerseits nur sehr bedingt willkommen. Man mißtraute nicht nur dem von ihnen bekundeten Zweck ihrer Reise, sondern manchmal, hellsichtig, auch deren Spätfolgen. Unmittelbar sah man überall die eigenen Handelsinteressen bedroht und versuchte daher, die Vorteile, die das Erscheinen einer solchen Karawane brachte, auszunutzen, ihrem weiteren Vordringen jedoch Grenzen zu setzen. Da die Forschungsreisenden mit Argumenten nicht von ihrem Vorhaben abzubringen waren und man Gewalt wegen unvorhersehbarer Folgen möglichst vermeiden wollte, konnte dies am leichtesten durch eine Beeinflussung der Träger erreicht werden. Eine Mischung aus Wandersagen, eigenen Ängsten vor unbekanntem Ländern und bewußter Abschreckung war in dieser Hinsicht überaus erfolgreich. Daß auch weitgereiste portugiesische Händler, wie Saturnino de Sousa Machado, diese Geschichten verbreiteten (Lux 1880: 102–103), erhöhte ihre Glaubwürdigkeit. Die deutschen Reisenden waren damit nicht zu beeindrucken. Sie durchschauten die Strategie und machten sich über die Furcht ihrer Leute lustig. Dabei hätte es doch ihre Heldentat zu Hause erhöhen können, wenn sie sich mit ihrer Unerschrockenheit angesichts von „Menschenfressern“ gebrüstet hätten.

Schon in der Antike glaubte man die Peripherie der Welt von Fabeltieren besiedelt. Auch an der Loango-Küste erzählten die Händler von Zwergen, Großköpfen, auf Kalebassen Schlafenden, Schwanzmenschen, Mundlosen, Einäugigen, Einarmigen und natürlich Kannibalen, die alle das Landesinnere bevölkerten (Bastian 1874a: 70; s.a. *CAG*, 1874: 330–332). Büttners Träger baten umzukehren, da die Menschen zu denen sie kämen, Kannibalen seien, im Wasser lebten, unter dem Arm hindurch sprächen oder sogar den Kopf unter dem Arm trügen (Büttner 1886b: 308, 1890: 155, 159, 161–162). Die schon im 17. Jahrhundert erzählte Geschichte vom König, der, wenn er sich von seinem Thron erhob, mit jeder Hand einen Speer oder ein Messer in zwei neben ihm kniende Sklaven stieß, hörte auch Bastian wieder (1859: 211; vgl. a. Kap. von François, Text 1, Schütt, Text 8). Die Kongo vom Cassai (Tukongo) setzten ebenfalls ihr ganzes Repertoire ein, um Buchner daran zu hindern, nach Norden weiterzuziehen: Da gäbe es die „Akuluatanitschu, welche gar nichts besäßen, was einer Kleidung ähnlich, und deshalb die Bauchhaut zu einer langen Falte auszögen, um ihre Blöße zu decken.“ (1883a: 1747). Ähnliches erzählte man Schütt. Überhaupt erwartete sie bei ihrem Vorhaben tödliche Gefahren, wie man Buchners Trägern weiszumachen versuchte: „Wollt ihr wirklich zu Grunde gehen? Wollt ihr etwa morgen zurück, um den Weg zum Kapelegeß zu suchen? Thut das nicht. Denn dort machen wir euch Krieg. Oder wollt ihr etwa den Weg durch den Sumpf noch finden? Findet ihn nicht. Denn drüben wohnen in zahl- und endlosen Dörfern die wilden Tubinsch [Mbinji], unsere und eure Feinde, die Menschenfresser. In weniger als drei Tagen seid ihr dort alle gefressen.“

Hörtet ihr nicht das Klagegeheul unserer Weiber? Das war für unsere gefressenen Kinder, die uns die wilden Tubinsch hinweggeschleppt haben.‘ Wie man mir sagte, waren solche Reden auch in den beiden vorhergegangenen Nächten gehalten worden. Sie klangen ebenso schauerlich, als sie in Wirklichkeit harmlos waren, und konnten nicht verfehlen, auf geängstigte Negerseelen den größten Eindruck zu machen.“ (Buchner 1883a: *ibid.*)

Am wirkungsvollsten erwiesen sich die Geschichten von benachbarten Anthropophagen. An der angolanischen Küste glaubte man, daß die Sitte, die vorderen Schneidezähne zu entfernen, ein Merkmal für „menschensessende Horden“ sei (Tams 1845: 51; ähnlich noch Jessen 1936: 47). Hinweise auf „Menschenfresser“ entlang der beabsichtigten Reiseroute weiter im Inneren verbreiteten eine solche Furcht unter den Trägern, daß sie allenfalls mit Gewalt zur Fortsetzung des Weges veranlaßt werden konnten. Alexander von Mechow blieb schließlich nichts anderes übrig als umzukehren, obwohl den Trägern in diesem Fall der Unterhalt für die nächste Zeit entzogen werden sollte, ihnen für den Weitermarsch aber eine zehnfache Bezahlung angeboten worden war. Güßfeldt und Büttner hatten ebenfalls ihre Not, die durch solche Geschichten erzeugte Angst ihrer Leute zu zerstreuen. Kam man dann mit diesen Völkern tatsächlich in Berührung, wiesen sie diesen üblen Ruf als Verleumdungen entrüstet zurück (Buchner 1882a: 102; 1883e: 63). Buchner fand überdies heraus, daß „der Gedanke an Menschenfleisch [...] den Negern, soweit ich sie kenne, nicht minder widerstrebend [ist] als uns.“ (1888c: 325). Nur Pogge beobachtete eines Morgens, wie die in der Residenz des Lunda-Königs weilenden „Kauanda“ mit den zerlegten Teilen der Leiche eines gerade Hingerichteten an seinem Lager vorbeizogen. „Mein Dolmetscher Germano rief mich aus meiner Hütte heraus, um das Schauspiel mit ansehen zu können, da ich bisher nicht hatte glauben wollen, dass Leichen von den hier anwesenden Kauanda verzehrt würden. Ein Nachzügler, in Begleitung zweier anderer Neger, trug einen vom Körper getrennten Arm über der Schulter.“ (1880: 190). Nicht ganz auszuschließen ist, daß auch dies bloß eine Inszenierung war, um Pogge von seinen hartnäckigen Plänen, in die nördlichen Gebiete weiterzuziehen, endlich abzubringen.

In besonders schlechtem Ruf als gierige Kannibalen standen die Schilange (Luluwa). Vor allem den Chokwe lag daran, ihre einträglichen Handelsbeziehungen zu diesem Volk zu verteidigen. Doch auch Schütt fiel nicht darauf herein: „Der Händler erzählte uns mit unglaublicher Frechheit von den Abenteuern und Gefahren, die eine Reise nach dem Cachilanga-Gebiete im Gefolge hätte. Ueberzeugt war ich jedoch hierdurch, dass dies nicht so schlimm wäre, sonst würde uns der Quioco [Chokwe] gewiss von unserer Reise nicht abgerathen, sondern zu derselben ermuthigt haben, damit wir dort zu Grunde gingen und seinem Handel, wie er glaubte, keine Concurrrenz mehr machen könnten.“ (1881b: 131). Später erfuhr er auch noch von einer Anzahl anderer Anthropophagen, die keinerlei Händler durchließen. Nur den Mbangala gelang es, bis

zu den berüchtigten Schilange, von denen Pogge und Wissmann dann so überaus freundlich aufgenommen wurden, vorzudringen.

Nicht überall handelte es sich um eine ganz bewußt eingesetzte Abwehrstrategie. Die Schauergeschichten verbreiteten sich auch im Schneeballsystem, zum Beispiel durch die heimkehrenden Karawanen selbst. So hatten Schütts Träger, nachdem sie wohlbehalten wieder in Malanje eingezogen waren, „prahlerisch eine Menge alberner Lügen von Hunger und Krankheit, von Halsabschneiden und Menschenfressern ausgesprengt“, was Buchners Leute, die sich gerade zum Aufbruch rüsteten, gehörig einschüchterte (Buchner 1882b: 810).

Schließlich wurden solche Ängste seit alters her auch schon auf die Länder der Weißen übertragen. Cavazzi (I, § 329) berichtet im 17. Jahrhundert, daß man im Kongo fürchtete, die Sklaven würden in Südamerika zu Pulver und Öl verarbeitet. Zu Pogges Zeit ging in der Lunda-Residenz unter den aufgekauften Sklaven noch derselbe Horror um. Man argwöhnte, „sie würden zu den weissen Menschen gebracht, damit diese aus ihren Knochen Pulver fabriciren könnten“ (1880: 52 Fn.). Chavanne stieß in einem Dorf auf die Furcht, daß er und seine Träger gekommen wären, um die Bewohner aufzufressen, „wie es die Zanzibari Bula Matadi's [Stanleys] zu thun die Gewohnheit haben sollten.“ (1887: 266)

Zweifelsohne waren alle diese Greuelgeschichten einerseits ganz reale Strategien und andererseits Projektionen von Ängsten. In einigen Fällen läßt sich ihr Eingang in die europäische Afrikaliteratur aber vielleicht auch auf sprachliche Mißverständnisse zurückführen. Denn in den Bantu-Sprachen ist der Begriff „essen“ ein Synonym für töten und wird auch in einem – in vielen Varianten – übertragenen Sinne verwendet. So vermutete bereits Zintgraff (*VGEB* 1886: 92), daß Äußerungen wie die, daß eine Zauberin die Seele ihres vor kurzem gestorbenen Bruders gegessen habe, möglicherweise von manchen Reisenden als Anthropophagie gedeutet worden seien. Als an der Loango-Küste der Erdpriester an einer Krankheit gestorben war, suchte man in einer großen Gerichtssitzung den Schuldigen herauszufinden, der ihn „gegessen“ habe (Pechuël-Loesche, Tagebuch 5, 30.4.1875). Und in Angola wurde einst die Ausfuhr von Sklaven nach Übersee auf dieselbe Art und Weise umschrieben. Dennoch ist unübersehbar, daß die unter den Trägern geschürte Furcht vor Anthropophagen auf ihrer Reiseroute riesengroß war, und manchmal, vor allem im Kongo-Gebiet, weder gutes Zureden noch verlockende Lohnerhöhungen die eigenen Leute zum Weitermarsch bewegen und von Flucht abhalten konnten.

11. GEWALTSAME WISSENSCHAFT

Es ist schon mehrfach angeklungen, daß die hier im Mittelpunkt stehenden „Feldforschungen“ des 19. Jahrhunderts in einem potentiellen Klima der Gewalt stattfanden. Die fortdauernde Sklaverei mit Angst vor Sklavenrazzien im Landesinneren (s. Kap. 6) und das davon immer noch geprägte Trägerwesen (s. Kap. 7) lieferten dazu die gewaltgetränkten Rahmenbedingungen. Ludwig Wolf erfaßte das sehr gut: „Feindliche Zusammenstöße sind ja leider nicht immer zu vermeiden, schaden aber dem Reisenden und seinen Zwecken ungleich mehr als den Eingeborenen. [...] Mit seltenen Ausnahmen sind jedoch derartige Drohungen nur der Ausfluß von Angst. Das ist ja auch leicht erklärlich. Viele Stämme Central-Afrika's sind zu sehr an räuberische Ueberfälle, Sklavenjagden gewöhnt, als daß sie nicht mit berechtigtem Misstrauen auch dem unerwarteten Erscheinen einer Expedition, gar eines nie gesehenen Weißen, gegenübertreten und ihre Schutzmassregeln treffen sollten.“ (VGEB 1886: 80–81). Wenn, wie auf Seiten der Forschungsexpeditionen, das Gegenüber meist nur aus „Gesindel“ besteht, wenn sich die „schuftige Unterthänigkeit der viehischen Menschenbrüder in ebenso schuftige Frechheit“ verwandelt (Buchner 1883a: 1746), ist die Schwelle von der imaginären zur realen Gewaltanwendung nicht sehr hoch. Dies galt nicht nur den eigenen Leuten gegenüber (s. Kap. 7), sondern auch allen Afrikanern in den durchzogenen Gebieten, die sich den eigenen Plänen und Interessen in den Weg stellten.

Dennoch blieb es gegenüber der Bevölkerung fast immer nur bei der Androhung von Gewalt, wenn es galt, sich feindliche Dorfbewohner vom Leibe zu halten, einen Weg oder eine Flußpassage zu erzwingen. Meist reichte ein entschlossenes Auftreten mit den Waffen im Anschlag, von einigen Schreckschüssen bekräftigt. Buchner traute sich zu, mit einer „Armee“ von drei oder vier Weissen die „Launen seiner Liliputmajestät“ in Lunda zu ignorieren und den Weg nach Norden zu erzwingen (1880/81: 161). Da er sie jedoch nicht hatte, mußte er sich wohl oder übel fügen. Bastian erzwang sich mittels Drohungen und demonstrativer Zurschaustellung der mitgeführten Gewehre freie Bahn (1859: *passim*). Alle reisten gut bewaffnet und machten es nicht anders. Diebstähle wurden hart geahndet. Waren die Eindringlinge in der Überzahl und war mit dieser Machtdemonstration keine unmittelbare Gefahr verbunden, konnten sie dabei auf die Unterstützung ihrer Leute rechnen. Viele dieser Begebenheiten waren voller inszenierter Theatralik, die beide Seiten auskosteten.

Ernstere Situationen entstanden vor allem, wenn es nicht nur um Wegezoll, Transfergebühren an Flüssen, Gastgeschenke und sonstige Abgaben, sondern um die grundsätzliche Richtung des Vormarschs ging, wenn es zu Mißverständnissen kam und wenn – meist unwissentlich – heilige Stätten entweiht wurden. So waren die ursprünglich zur Expedition von Eduard Schulze gehörenden Leutnants Kund und Tappenbeck zwei Stunden lang heftig beschossen worden,

wobei es einen Toten und einen Verwundeten gegeben hatte, weil sie über den Platz eines „Fetischs“ gegangen und trotz Aufforderung nicht umgekehrt waren (Schulze 1883–1885: 290; s.a. Büttner 1890: 32f.). Auch Büttners Leute gerieten aus Versehen beim Holz suchen auf einen „Fetischplatz“ und wurden sofort von den Einheimischen „gefaßt, gebunden und blutig geschlagen“ (1890: 116–117). Wenig feinfühlig verhielt sich der (spätere) Ethnologe Bastian, als er sich einmal vorgenommen hatte, ein „Fetischhaus“ aufzusuchen: Seine Leute „weigerten sich standhaft, da keiner lebendig zurückkommen würde, und es bedurfte wiederholter Drohungen, sie ein Paar Schritte anzutreiben. Kaum aber wurde meine Absicht bemerkt, als das ganze Dorf meine Hängematte umringte, mich beschwörend, nicht dem sichern Verderben in die Hände zu eilen, und sich vor den Füßen der Träger niederwerfend, um diese am Fortgehen zu hindern [...]. Da es mir lieb gewesen wäre, noch ein anderes Fetischhaus zu untersuchen, gab ich diesen Anmuthungen kein Gehör, stieß die der Hängematte zunächst Stehenden zurück, und erneuerte mit einiger Heftigkeit den Befehl zum Vorwärts. Jetzt brach der ganze Haufen in das jämmerlichste Geschrei aus. Die Frauen rauften sich die Haare und zerschlugen ihre Brüste, und die Aeltesten wälzten sich neben der Tipoya im Staube umher, Himmel und Erde anrufend, um mich zurück zu halten.“ (1859: 192–193). Fieber, Aufregung und Ärger verursachten einen Schwächeanfall, so daß Bastian schließlich nichts anderes übrigblieb als aufzugeben.

Aus geringfügigen Anlässen konnten manchmal sehr unangenehme Situationen entstehen, so beispielsweise als sich Buchner der Zudringlichkeit eines angetrunkenen Chokwe-Häuptlings zu erwehren versuchte. Da er im Guten keinen Erfolg hatte, hielt er ihm schließlich seinen Revolver mit der Mündung nach oben ans Ohr und drückte zweimal ab: „Das hatte glücklich den gewünschten Effect. Nun stürzte auch Kibeo zur Thüre und zum Lager hinaus, strauchelte, fiel, raffte sich auf und heulte ‚Krieg‘. Im Nu war alles ringsherum Aufruhr. Auch die Kioko [Chokwe], die im Lager und im Dorf herumgelungert, riefen jetzt ‚Krieg!‘ Meine eigenen Leute eilten zu den Waffen. Kibeo blutete im Gesicht, er hatte sich beim Fallen leicht verletzt, allgemein wurde geglaubt, ich hätte ihn angeschossen. Die feindlichen Kioko scharten sich uns gegenüber auf dem freien Platze vor der Residenz zusammen, eine Kugel pfiff von ihnen her über das Lager.“ (1884b: 154). In diesem Fall konnten die Gemüter bald wieder beruhigt werden, häufig kostete es jedoch, wenn man nicht der Stärkere war, lange Verhandlungen, Sühnezahlungen, viel Gelassenheit, Überzeugungskraft und Geduld bis das Einvernehmen wieder einigermaßen hergestellt war.

Es blieb nicht aus, daß die Forschungsreisenden, zumindest als Zuschauer, auch an institutionellen Gewalttätigkeiten der afrikanischen Gesellschaften teilnahmen. Buchner wurde in Lunda (ausdrücklich dazu geholter) Zeuge einer Hinrichtung durch Köpfen; die Mitglieder der Loango-Expedition „verpaßten“ nur zufällig den Tod eines Verurteilten, der lebendig begraben wurde: „Schade, wir glaubten es würde nicht stattfinden, wegen dem furchtbaren Regen, und

gingen darum nicht hin. Hätten auch reichlich schenken müssen“ (Pechuël-Loesche, Tagebuch 8, 11.3.1876).

Buchner wurde vom Mwant Yav sogar um Gift angegangen, um einen Verwandten aus dem Wege zu räumen: „Muatiamvo hatte böse Träume. Neulich auf der Jagd war er dreimal hintereinander gestolpert, und heute morgen fand man eine gar schlimme Medizin, nämlich zwei verhexte Antilopenhörnchen, in zauberkräftige Blätter gewickelt, auf seinen gewohnten Pfad nach den Maniokfeldern gelegt. Der Thron schwebte in Gefahr, ein tückischer Feind bedrohte das Leben des Königs. Und da wäre nun niemand besser imstande gewesen zu helfen als ich, sein intimer Freund aus dem Lande der Weißen, erfahren in allen erdenklichen Künsten. Nur eine ganz kleine Dosis meiner unwiderstehlichen Gifte, in den Palmwein oder in den Ruck (Maniokbrei) gemischt, und das entsetzliche Unglück wäre abgewendet. Ich antwortete natürlich unumwunden mit Nein, das könne ich nicht thun, denn das sei gegen die Gesetze der Weißen, und wenn Muatiamvo einen Feind habe, so möge er ihn einfach köpfen lassen. Jene [*sc.* die Abgesandten des Mwant Yav] aber fuhren weiter: ‚Gerade darum handelt es sich ja, daß er das nicht thun will, weil es ein Verwandter ist, einer aus der Familie, sehr beliebt und mit einem mächtigen Anhang. Das würde zuviel böses Blut machen. Nein, das geht nicht.‘ Meinem Manuel, der mir als Dolmetsch diente, gefiel die Idee, eine politische Rolle zu spielen, außerordentlich gut und er war sogleich bereit, den Giftmord für mich zu besorgen. Dadurch wurden die beiden Diplomaten ermuntert, noch länger an mich hinzuschwatzen, so daß ich grob werden mußte.“ (1883/84: 679). Buchner blieb bei seiner Weigerung und der Unglückliche wurde später dann tatsächlich im Walde geköpft.

Die Loango-Expedition wurde sogar in eine bewaffnete Auseinandersetzung mit den umwohnenden Afrikanern hineingezogen, indem sie den weißen Händlern und Missionaren in Landana mit fünfzig Mann zu Hilfe kam und sie „vor einem bösen Schicksal bewahren“ half. Es gab eine wilde Schießerei mit Toten („Kerle umtanzen erschlagene Feinde, Kriegsgesang, fressen geronnenes Blut von deren Wunden, einige trinken es direkt“) und Verwundeten auf afrikanischer Seite. Pechuël-Loesche, der „gespannt auf diesen Negerkrieg“ gewesen war, aber selber keinen Schuß abgab, machte höchstpersönlich eine (reizende) Gefangene (Tagebuch 8). Der anschließende Dank englischer und französischer Militärs beschwichtigte die vorhandenen Skrupel, ob „wir als wissenschaftliche Expedition Recht gethan, mit den Waffen gegen die Bevölkerung des zu erforschenden Gebietes oder doch eines angrenzenden vorzugehen, da wir in Tschintschotscho nicht selbst angegriffen wurden“ (Falkenstein 1879: 162). Sie hätten sich, selbst wenn gewollt, nur schwer entziehen können, da ihre eigene Situation für eine strikte Neutralität – geschweige denn für eine andere Option – viel zu labil und abhängig war. Ganz abgesehen von der Frage, wer an den Auseinandersetzungen Schuld gewesen war, hätte man sie in Deutschland bei einem anderen Ausgang auch mitverantwortlich gemacht.

Die latente Gewaltbereitschaft auf allen Expeditionen des 19. Jahrhunderts in diesem Teil Afrikas hatte, ebenso wie alle anderen vorstehenden Faktoren, Auswirkungen auf die ethnographische Forschung. Sie bestimmte die allgemeine Grundstimmung, in der die notwendige Kommunikation aufgebaut oder verhindert wurde und war eine der Hauptursachen dafür, daß aus ethnographischen „Annäherungen“ „Aneignungen“ wurden.

12. DER MYTHOS VON DER QUELLE AUS ERSTER HAND

Die Werke der Afrikareisenden, ganz besonders diejenigen aus früheren Jahrhunderten, gelten heute als wertvolle Primärquellen, die uns oft die ersten authentischen Nachrichten über bestimmte Gegenden des Landesinneren und ihre Bewohner übermitteln. Dabei wird leicht übersehen, welche zentrale Rolle jeweils die Zwischenträger ethnographischen und historischen Wissens gespielt haben. Es wurde schon auf die an der Küste lebenden Europäer hingewiesen (s. Kap. 5), die zusammen mit ihren bruchstückhaften ethnographischen Kenntnissen vor allem auch ihre stereotypen, abwertenden Einstellungen weitergaben. Je flüchtiger und distanzierter sich dann der Kontakt mit der afrikanischen Bevölkerung gestaltete, wie streckenweise auf den „Durchreisen“ des 19. Jahrhunderts, desto wichtiger wurden die Informationen, die der „Ethnograph“ von anderer Seite erhielt. Eine entscheidende Bedeutung kam in dieser Hinsicht ihren Dolmetschern zu. Drei Aspekte gilt es dabei zu berücksichtigen: 1. Trotz der eigens angeheuerten Dolmetscher gab es erhebliche Sprachprobleme. 2. Die Dolmetscher gehörten in der Regel der Gesellschaft, über die sie berichteten, nicht selber an, hatten sich aber meist schon sehr konkrete eigene Vorstellungen über diese gebildet. 3. Dieselben Dolmetscher begleiteten mehrere Expeditionen, so daß deren Berichte nicht immer unabhängig voneinander waren.

Für die Deutschen begannen die Sprachprobleme im südlichen Westafrika schon damit, daß die europäische *lingua franca* dort Portugiesisch war, das die wenigsten von ihnen bereits in ihrer Heimat gelernt hatten. Capello und Ivens mokierten sich über das rudimentäre Portugiesisch, das von Mechow stotterte, als sie sich begegneten (1881, II: 218f.). Güßfeldt lernte diese Sprache erst allmählich nach seiner Ankunft in Loango (1876c: 257), doch reichten seine Kenntnisse nicht aus, um die Erklärungen seines portugiesischen „Gastfreunds“ über eine (Nagel-)„Fetisch-Zeremonie“ zu verstehen (1879: 53). Schütt fing endlich an, Portugiesisch nach zweiwöchigem Aufenthalt in Malanje zu verstehen (1881b: 16) und Buchner lernte es erst wirklich unterwegs von seinem Koch (1882b: 809). Aber das löste seine Sprachprobleme nicht, denn sein Dolmetscher Pedro António Gomes war in dieser Sprache selber nicht kompetent, so daß sie ihr gegenseitiges Kauderwelsch oft beide nicht verstanden, und „lesen, was er geschrieben hatte, konnten weder er noch ich“ (1883b: 2737). Auch ein Dolmetscher Pogges soll nur gebrochen Portugiesisch (und/oder Lunda?) gesprochen haben, weshalb er ihm von der Begrüßungsrede des Mwant Yav im Lunda-Reich „nur soweit zu übersetzen vermochte, dass der hohe Herr über meinen Besuch erfreut wäre“. Außerdem verstanden Pogges Diener die Lunda-Sprache überhaupt nicht, die Träger nur sehr schlecht (1880: 130). Ein vorzügliches Sprachtalent und gute Portugiesisch-Kenntnisse werden dagegen Johannes (Joannes) Bezerra, genannt Kaschawalla (Caxavala, von portug. „Gaspar“)

bescheinigt, der Schütt und dann Pogge auf seiner zweiten Reise begleitet hat (Wissmann 1892: 42).

Diese Dolmetscher, die meist auch als „Zeremonienmeister“ fungierten, d.h. ihren Herrn vor allem hinsichtlich des „Protokolls“ und der Höhe der Abgaben berieten, die Verhandlungen führten und je nach ihrer Einschätzung der Lage die angemessene Reaktion empfahlen, waren in der Regel weitgereist und schon sehr afrikaerfahren. In Portugiesisch-Angola waren sie fast immer „Ambakisten“ (s. Heintze 2002 und 2004, Kap. III.1). Unter dieser zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Bezeichnung verstand man zunächst eine um den Militärposten Ambaca siedelnde luso-afrikanische Bevölkerung, die eine Zwischenstellung zwischen den weißen Portugiesen der Küste und der afrikanischen Bevölkerung in den traditionellen Häuptlingstümern einnahm, wesentlich vom Handel lebte und durch eine spezifische luso-afrikanische Mischkultur charakterisiert war. Seit Anfang der sechziger Jahre hatte sich der Begriff wesentlich ausgeweitet, so daß nach Buchner, der ihre Betriebsamkeit in Ackerbau und Handel, ihre Reiselust und Pfiffigkeit rühmt, in Malanje damals schon mehr „Ambakisten“ lebten als in der Gegend von Ambaca. Sie wurden von den Portugiesen verachtet, fühlten sich aber ihrerseits als etwas Besseres gegenüber den in „traditioneller“ Weise lebenden Afrikanern im Busch: „Sie sind die Stützen der portugiesischen Herrschaft und zugleich ein belebender und umwandelnder Sauerteig für die altangestammte Bevölkerung. Sie blicken auf die zottellockigen Wilden, die sie wegwerfend ‚gentio‘ (Heiden) nennen, mit Verachtung herab. Durch ihr überlegenes, tonangebendes Wesen reizen sie zur Nachahmung auf, woher es kommt, daß auch andere ehrgeizige Neger, die als Diener der Europäer oder als Handwerker und Händler eine gewisse Kultur sich angeeignet und portugiesisch gelernt haben, meistens ehemalige Sklaven aus allen möglichen Gegenden der Küste und des Inneren, sich als Ambakisten betrachten. Dadurch besitzt dieser Name heutzutage mehr den Sinn einer höhern Würde als den der Abkunft und wird schließlich auf jeden freien Ansiedler angewendet, der nicht einem Häuptlingsverbande angehört.“ (Buchner 1882b: 807)

Diesen Ambakisten haben die ethnographischen Berichte der deutschen Forschungsreisenden enorm viel zu verdanken, wie Buchner nachdrücklich hervorgehoben hat (s. Kap. Buchner). Auch in einem noch umfassenderen Sinne läßt er ihnen Gerechtigkeit widerfahren: „Man könnte fast sagen, diese geschmähten Ambakisten seien die richtigen afrikanischen Portugiesen, namentlich wenn von Lissabon aus immer wieder verkündet wird, wie so vieles in Afrika portugiesisch entdeckt worden ist, und wie viele Länder dort portugiesisch erschlossen sind. Diese auserlesenen Neger waren die ersten und wichtigsten Stützen für die ‚Interessensphäre‘, wenn das schöne neue Wort überhaupt einen Sinn haben sollte. Lunda war ganz zweifellos portugiesische Interessensphäre, von Ambakisten seit Jahrhunderten gestärkt.“ (1915: 403). Als „Aufsteiger“ waren sie zwangsläufig stark auf die portugiesische Küstenelite hin orientiert, fühlten sich als „Weiße“ (erst Anfang des 20. Jahrhunderts konstatiert Schachtzabel eine

Umorientierung des Zugehörigkeitsgefühls unter den Luso-Afrikanern) und hatten, zumindest partiell, ein eigenes Weltbild und eigene Auffassungen von der angolischen Geschichte entwickelt. Letztere speisten sich sowohl aus dem portugiesischen Herrschaftswissen als auch aus ihren unzähligen Unterhaltungen und langjährigen Erfahrungen im Landesinneren. Es wäre naiv zu glauben, daß davon nichts in ihre Berichte, Erzählungen und „Übersetzungen“ eingeflossen ist.

Mit ihnen hatten die Reisenden unterwegs den engsten Kontakt, mit ihnen saßen sie wohl auch abends noch einmal zusammen; alle Informationen, die sie erhielten, gelangten durch diesen Filter in ihr Notizbuch. Die Dolmetscher (und Träger) hatten ihre eigene Anschauung und Definition der dokumentierten Sitten, und da sie sich weit erhaben über die „nackten Wilden“ dünkten und längst auch europäische Auffassungen und Wertungen über deren Vorstellungen und Institutionen übernommen hatten, waren ihre „Übersetzungen“ davon durchtränkt. Nur wenige Forscher unterzogen sich der Mühe, ihre Angaben systematisch zu überprüfen. Und manchen Informanten hat es sicher auch Spaß gemacht, dem „Patron“ einen Bären aufzubinden oder ein wenig zu übertreiben und sich wichtig zu tun. Buchner erkundigte sich einmal nicht ohne maliziöse Hintergedanken bei seinem Dolmetscher, wie viele Hinrichtungen denn im letzten Monat in der Lunda-Residenz stattgefunden hätten. Statt der bezeugten drei wollte dieser ihm angeblich dreißig weismachen (1883/84: 675), womit natürlich erneut die Lügenhaftigkeit aller Afrikaner bewiesen war. Aufgrund des Mißtrauens, die nahezu alle Afrikaner gegenüber den wahren Absichten der deutschen Forscher hegten, waren geographische Erkundungen eine besonders sensible Angelegenheit. Buchner war sich dieser Problematik wohl bewußt: „Ungefähr die Hälfte dieser Angaben beruhen auf blossen Erkundigungen, die ich mit Hilfe meines Dolmetschers einzog und verdienen deshalb kein definitives Vertrauen. Denn erstens verstanden wir beide uns überhaupt nur dürftig, zweitens verstand auch er die Sprachen der Eingeborenen niemals völlig, drittens zog er es häufig vor, im Einverständnis mit den Eingeborenen mich anzulügen, und noch häufiger wussten viertens die Eingeborenen selber nichts.“ (1883e: 64)

Auch Buchners Koch Augusto bezeichnete sich als Ambakist. Er stammte aus Bié, war dort zusammen mit seiner Mutter nach dem Tod des verschuldeten Vaters als Sklave verkauft worden, nach der Aufhebung der Sklaverei frei gekommen und hatte sich dann in Malanje angesiedelt (Buchner 1882b: 809). Pogges berühmter Dolmetscher Germano („im Vergleich zu seinen Landsleuten ein hochcivilisirter Neger [...], mit dem ich mich einigermassen in portugiesischer Sprache unterhalten konnte“, 1880: 58), der anschließend Schütt, Wissmann und von François begleitete und ihnen allen als ethnographischer Informant diente, stammte ursprünglich aus Moçambique, war als Sklave eines portugiesischen Marineoffiziers schon in Lissabon gewesen, hatte dann die Freiheit

erhalten, sich als Ambakist dem Handel gewidmet und jahrelang das Songo- und Mbangala-Gebiet bereist (s. Heintze 2002 und 2004, Kap. II.2).

Besondere Bedeutung erlangte der aus Golungo stammende Elfenbeinhändler Lourenço Bezerra (Lufuma). Als Pogge ihn 1875/76 traf, lebte dieser Ambakist seit elf Jahren (nach Carvalho schon seit 1862) – nach dem Regierungswechsel unfreiwillig – in der Hauptstadt des Lunda-Reiches, nachdem er vorher schon jahrelang verschiedene Handelskarawanen dorthin organisiert oder begleitet hatte. Das meiste, was Pogge über die Lunda erfahren hat, verdankte er den Erzählungen dieses Mannes (s. Kap. Pogge und Heintze 2002 und 2004, Kap. II.1). Aber dieser Einfluß ging nicht nur in diese eine Richtung. Es ist klar, daß Bezerra dem Mwant Yav und seinem Gefolge während der vielen zusammen verbrachten Jahre auch seine portugiesischen und ambakistischen Erfahrungen nachdrücklich geschildert hat. Außerdem waren die seit vielen Jahrzehnten das Land vor allem von West nach Ost und von Ost nach West durchziehenden zahlreichen Karawanen nicht zu unterschätzende Medien für die Übermittlung von Nachrichten und Vorstellungen.

Schütt und Gierow begegneten Lourenço Bezerra und seinem jüngeren Bruder Joannes 1878 in Quimbundo und erhielten von ihnen „Auskunft über Verhältnisse und Geschichte des Landes. Sie waren lange Zeit in der Hauptstadt bei dem Vater des jetzt regierenden Muata Jamvo in freundschaftlicher Gefangenschaft gehalten worden.“ Joannes Bezerra (Kaschawalla/Caxavala), begleitete die beiden Deutschen als Führer (Gierow 1881–1883: 113, s. Heintze 2002 und 2004, Kap. II.1). Später, 1881, diente er Pogge und Wissmann auf ihrer Reise zu Mukenge als Dolmetscher. Wissmann traf Lourenço Bezerra auf seiner zweiten Reise im Jahre 1884 in Malanje wieder. Auch Henrique Dias de Carvalho kam mit ihm (und anderen, ähnlich unternehmenden Angehörigen der Bezerra-Familie) zusammen und verdankte ihm wesentliche Informationen.

Wolff und Büttner hatten in David Cornelius Bardo einen ganz außergewöhnlichen Afrikaner als Dolmetscher, der vorher längere Zeit in einer Mission in Accra als Lehrer tätig gewesen war. An der Loango-Küste waren es sogenannte „Linguister“ (abgeleitet von portugiesisch *linguista*, Dolmetscher), die eine Vorzugsstellung in den Faktoreien innehatten und hier als Dolmetscher und Vermittler bei allen Verhandlungen strittiger Natur zwischen der Faktorei und der umwohnenden afrikanischen Bevölkerung fungierten. Ihnen verdankten Bastian und die Loango-Expedition viele der wesentlichen Informationen, die sie nicht in direktem Gespräch in den betreffenden Dörfern erhalten konnten.

Andere Informationsquellen, die selten explizit genannt werden, waren die Missionare. Da sie in engem Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung lebten, meist ihre Sprache beherrschten und mit ihren Sitten besser als alle anderen Europäer vertraut waren, verfügten sie über einen einzigartigen Erfahrungs- und Wissensschatz, der vielen Reisenden zugute gekommen ist. Aber auch sie hatten die vielfältigen, sich widersprechenden Informationen, die sie im Laufe der Zeit gesammelt hatten, zu einem fest umrissenen Geschichtsbild und zu defini-

tiven Ansichten über „die“ Sitten „ihres“ Volkes verarbeitet und gaben sie in dieser verarbeiteten Form weiter. Engere Kontakte mit Missionaren sind von Baumann, Büttner, Jessen und Schachtzabel ausdrücklich belegt. Jessen erfuhr gastfreie Aufnahme bei den Schweizer Missionaren in Caluquembe, von denen er „viel Interessantes über Land und Leute erfahren konnte“ (1932b: 83). Schachtzabel verbrachte zweieinhalb Monate in der Mission von Cubango und erhielt hier jede nur erdenkliche Unterstützung für seine ethnographischen Forschungen. Baumann vermerkt dankbar die „große Hilfsbereitschaft“ der evangelischen Missionare im Chokweland (1935: 12), deren Stationen ihm auf seiner ersten Reise als Stützpunkte dienten. Während seiner zweiten Angolareise waren dann die katholischen Patres im Südwesten seine kundigen Berater.

Die auf uns gekommenen ethnographischen Mitteilungen sind also in vielfältiger Weise gebrochen und entstammen ganz unterschiedlichen Überlieferungssträngen. Mindestens einen Teil von ihnen sollten wir folglich auch durch die Brille der wichtigsten Begleiter unserer hauptamtlichen „Ethnographen“ und „Historiker“ lesen. Stets aber ist zu fragen (auch wenn eine Antwort nur selten möglich sein wird), in welcher Hinsicht, für wen und für was, die vor uns liegende Quelle denn „authentisch“ ist.

13. DER VERSTELLTE BLICK

Ethnographische Feldforschung kann nur bei gegenseitigem Vertrauen zu einem tieferen Eindringen in die fremde Kultur führen. Dieses aber war bei den „Entdeckungsreisen“ des 19. Jahrhunderts selten vorhanden. Die vorstehenden Kapitel haben dafür schon eine Reihe von Gründen angeführt. Hochmut, Verachtung, Unverständnis standen Mißtrauen, Furcht und Unverständnis gegenüber. Buchner hat das damals schon sehr genau erfaßt: „Man liebt den Neger wegen seiner Drolligkeit und zugleich haßt man ihn wegen seiner Niedertracht. Aus solchem Zwiespalt der Gefühle im Verein mit Hitze, Fieber und Entbehrungen entsteht dann häufig jene nervöse Heftigkeit, die der Neuling in afrikanischen Dingen nicht begreift, bis er mit der Zeit selber heftig und nervös wird. Aus diesen zwei Motiven entsteht aber auch eine Tonart des Verkehrs von ganz eigentümlicher Zusammensetzung. Anders wenn es sich um untergebene Diener oder Knechte, anders wenn es sich um eingeborene Potentaten handelt. Der Ton, der Häuptlingen gewöhnlichen Schlages gegenüber meistens herrscht, ist überall der nämliche, so weit ich gewesen bin. Es ist ungefähr dieselbe bittere Mischung von Verachtung und Furcht, die ein verschuldeter Kavalier seinem Wucherer bezeugt, der von ihm Wechsel besitzt. Das Schuldverhältnis ist zwar zwischen Europäer und Neger gerade umgekehrt, aber die gegenseitige Stimmung ist doch dieselbe; denn hier ist der Neger als Souverän des Landes und Tyrann des Handels zugleich auch Herr der ganzen Situation. Zunächst eine gute Portion halb offener, halb versteckter Geringschätzung, dazu einige Andeutungen, daß er lästig falle, wenn man auch innerlich froh ist, daß er kam; etwas künstliche oder natürliche üble Laune, hie und da eine mürrische Grobheit, hie und da ein beißender Witz, dann eine sehr fein abzumessende Dosis erheuchelten Wohlwollens, und das Ganze zusammengerührt, aber so, daß er ja nichts merkt, mit der schärfsten Vorsicht, um keinen Preis ganz zu brechen: das ungefähr ist das häufigste Rezept für den Umgang mit einem Negerpotentaten der westafrikanischen Küste. Je nach dem Falle, aber eigentlich selten, ist vielleicht auch ein plötzliches Aufbrausen bis zur entsetzlichsten Wut, aber blos zum Schein, – beileibe nicht aus wirklicher Leidenschaft –, von gutem Erfolg. Alles kann schließlich helfen, ausgenommen allein eine Schwäche.“ (1886e: 220)

Die meisten Reisenden dieser Zeit sahen ihre Würde vor allem in der Distanz garantiert, die sie bewußt zu den Afrikanern, sowohl den eigenen Untergebenen als auch der ansässigen Bevölkerung, bewahrten. Diese Distanz wurde häufig noch durch die formale Interview-Situation verstärkt, in der der Dialog durch die indirekte Übermittlung via den Dolmetscher einerseits und einen Minister bzw. sonstigen Funktionsträger andererseits eine mehrfache Brechung und Verzögerung fand. Auch die grundsätzliche Ungeduld und Prinzipienreiterei der Weißen verhinderten, daß sich ihnen ihre Gesprächspartner öffneten.

Immer wieder wurde beklagt, daß die Afrikaner kein Gefühl für den Wert der Zeit hätten (Bastian, Büttner, Chavanne, Pechuël-Loesche, Wissmann).

Über die Methode ihrer Arbeit haben sich nur sehr wenige geäußert und es waren wohl kaum mehr, die darüber nachdachten. Wo es dazu explizite Hinweise und Ratschläge gab, hat sich der betreffende Forscher im Felde selber selten daran gehalten. Bastian forderte beispielsweise geschulte Reisende, die „temporär zum Niveau der Naturvölker zurückkehren“ und sich in ihre Gedankengänge hineinversetzen. Man dürfe sie nicht ausfragen, sondern müsse ihnen lauschen. Eine falsche Fragestellung könne die Antwort verfälschen. Und bei flüchtigem Aufenthalt erschlossen sich die fremden Kulturen nur schwer (1885: 38–40; s.a. Kap. Bastian). Auch vor Verallgemeinerungen müsse man sich hüten (1859: 139). Der Forschungsalltag sah ganz anders aus, wie seine Weigerung, Dörfer zu Fuß zu betreten (s. Kap. Bastian) und das folgende Beispiel illustrieren: Ein Ältester bat Bastian, sich einem bestimmten Fluß, in dem dieser ein Bad nehmen wollte, nicht zu nähern: „Die Absurdität dieses Ansinnens, das absichtlich gemünzt schien, mir eine lang ersehnte Freude zu verderben, hielt ich kaum einer Antwort werth, liess dem faselnden [!] Alten den Besuch einer sein Heimathland noch an Wärme übertreffenden Gegend anrathen und gab den Trägern Befehl, fortzugehen. Demselben nachzukommen, war ihnen indess unmöglich, da schreiende Kinder überall angeklammert an ihren Beinen hingen und sich vor ihnen niederwarfen, um den Weg zu versperren. In herzerreissenden Klagetönen stimmte gleichzeitig der Mafooka einen Wehgesang an [...] Auf allen Gesichtern malte sich der Ausdruck hoffnungslosester Verzweiflung. Und sie hatten Recht, die armen Leute, denn bei näherem Eingehen erfuhr ich, dass der Bach bei meinem Anblicke für immer versiegen und ihnen die einzige Quelle brauchbaren Trinkwassers verloren gehen würde.“ (1859: 59–60). Nicht aus verständnisvoller Einsicht, sondern gezwungenermaßen verzichtete Bastian auf sein Bad. Seine Verärgerung verhinderte, den mit diesem Fluß verbundenen Vorstellungen auf den Grund zu gehen. Wer in anderen nur „faselnde“ Menschen sieht, wird es schwer haben, mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Die Grundeinstellung den Afrikanern gegenüber (s. Kap. 3–12) türmte mächtige Barrieren auf. Demgegenüber waren methodische Überlegungen von untergeordneter Bedeutung. Ein weiteres Hauptproblem ethnologischer Feldarbeit im 19. Jahrhundert bestand in dem grundsätzlichen Mißtrauen, das den Forschungsreisenden in Afrika entgegengebracht wurde. Abseits von portugiesischer Militärgewalt und einigen punktuellen missionarischen Einflußversuchen waren die Beziehungen zwischen Europäern und Afrikanern ausschließlich wirtschaftlicher Art. Im Hinterland der Loango-Küste und jenseits des Cuango hatten die Afrikaner im Laufe der Jahrhunderte ein eigenes engmaschiges Handelsnetz auf der Basis bestimmter Handelskonventionen etabliert, das sie flexibel und dynamisch den jeweils veränderten politischen Verhältnissen und neuen Produkten anpaßten. Weiße hatten zum innerafrikanischen Teil dieses Handels entweder überhaupt keinen oder nur unter ganz bestimmten Bedin-

gungen auf ganz bestimmten Handelsrouten Zugang. Die unbekanntenen Forschungsreisenden konnten von den Afrikanern aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit den Europäern und aufgrund ihrer reich ausgestatteten Karawanen gar nicht anders als verkappte Händler und somit als Bedrohung der eigenen Interessen wahrgenommen werden.

Mit diesem Verdacht hatten alle deutschen Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts zu kämpfen. Selbst die freundliche Aufnahme, die Pogge und Wissmann bei den Schilange (Luluwa) infolge besonders günstiger Voraussetzungen fanden, wurde später, als die Einseitigkeit dieser Beziehungen offensichtlich wurde, zurückgenommen. An der Loango-Küste hatte Gießfeldt größte Mühe, die Afrikaner unterwegs zu überzeugen, daß er kein Händler sei. Soyaux berichtet von Furcht, Haß und Neugier, die ihnen anfangs entgegenschlugen. Das Mißtrauen verschwand auch nicht notwendigerweise mit der Erkenntnis, daß die neuen Weißen tatsächlich keine Händler waren, da sie nur in dieser Funktion akzeptiert wurden. So erhielt Pechuël-Loesche auf seine Bitte hin, die Königsgräber zu besuchen, die Antwort, „der Weiße sei an der Küste, um Handel zu treiben, nicht um Orte und Fetische des Volkes zu beschauen“ (Tagebuch 7, 5.10.1875).

Büttner wurde überall auf seiner Reise im Kongo, besonders aber bei den Yaka, verdächtigt, den einheimischen Handel verderben zu wollen. Niemand verstand, warum er trotz seiner vielen Güter keinen Kautschuk und kein Elfenbein kaufen wollte. Mwene Mputu Kasongo, das Oberhaupt der Yaka, versuchte es eine Weile im Guten; als er damit keinen Erfolg hatte, ließen versteckte Drohungen und ein allgemeiner Stimmungsumschwung mit gewalttätigen Übergriffen die Situation für Büttner zunehmend ungemütlich werden. „Eines Abends rief er meine Dolmetscher zu sich, um ihnen kurz und bündig zu erklären, dass weder ich noch meine Leute nach Osten ziehen dürften; das von dort kommende Gut, Elfenbein und Sklaven, kaufe er selbst und die Sombo-Leute trügen das Elfenbein bis zur Küste, er gestatte Niemandem den Durchzug.“ (Büttner 1886b: 305).

Pogge und Buchner erging es bei den Lunda nicht anders. Hier war es zudem üblich, daß eine ankommende Handelskarawane alle ihre Waren dem Mwant Yav ablieferte und dann solange bei dieser Gastfreundschaft und freier Kost genoß, bis er den Gegenwert in Sklaven und Elfenbein zusammenhatte. Jagd- und Forschungsreisende paßten nicht in dieses Schema, vor allem nicht, wenn sie abreisen wollten, bevor das Gros ihrer Waren ausgegeben war. Pogge hatte es daher auch nach Monaten Aufenthalt in der Hauptstadt des Lunda-Reiches besonders schwer, wenigstens die Genehmigung zur Rückkehr zu erhalten. Buchner gelang es immerhin, einen größeren Teil seiner Reichtümer zu behalten, auch kehrte er mit 712 Pfund Elfenbein zurück. Überall wurden sie als mächtige Händler begrüßt, aber der von ihnen ersehnte Weg nach Norden oder Nordosten blieb ihnen verschlossen. „Jede Abweichung war ein Vergehen gegen den Willen des Königs, welcher, ängstlich besorgt für sein Handelsmono-

pol, die Grenzen der nördlichen Nachbargebiete, die ihm als Magazine für Sklaven und Elfenbein dienen, gesperrt hielt.“ (Buchner 1883a: 1737). Bereits auf dem Rückzug, wurde Buchner dann von den Kongo am Cassai verdächtigt, er sei im Auftrag des Mwant Yav gekommen, um Sklaven und Elfenbein von ihnen zu erpressen (Buchner 1883a: 2737).

Ebenso nachdrücklich wie die Lunda gegenüber Pogge und Buchner verteidigten die Mbangala ihr Handelsmonopol gegenüber Schütt und die Chokwe das ihre gegenüber Pogge und Wissmann. Anderswo schürte die Furcht vor möglichen Eroberungsgelüsten oder Sklavenrazzien das Mißtrauen.

Es gelang den Forschungsreisenden nur in Ausnahmefällen, ihren Reisezweck verständlich zu machen. Immer wieder wurde ihnen gegenüber Verwunderung geäußert, daß sie eine so große Reise unternommen hätten, ohne Sklaven, Elfenbein oder Kautschuk zu kaufen. Großes Mißtrauen erregten auch die naturwissenschaftlichen Instrumente, vor allem im Zusammenhang mit ihren nächtlichen Beobachtungen des Himmels. Nicht immer gelang es ihnen, die Ängste vor Zauberei zu zerstreuen, wie an der Loango-Küste, wo ein englischer Kaufmann die Gemüter mit der Erzählung beruhigte, daß die Weißen in Europa einen Stern verloren hätten und ihn nun in Afrika suchten.

Wo es aber vorteilhaft erschien, bedienten sie sich gerne des Rufs, übernatürliche Fähigkeiten zu besitzen, der vor allem von den eigenen Leuten eifrig verbreitet wurde. So bestätigte Schütt bereitwillig die Vorstellung, daß sie keine Portugiesen wären, „sondern aus dem Lande stammten, wo, nach ihrer Ansicht, die Menschen im Wasser geboren werden“ (1881b: 68), und Pogge und Wissmann war die Vorzugsbehandlung hoch willkommen, die ihnen als aus dem „Geisterwasser“ Maji-Kalunga wiederauferstandene Ahnen der Schilange-Fürsten entgegengebracht wurde. In Verbindung mit dem grundsätzlichen Mißtrauen konnte ein solcher Ruf aber eher gefährlich werden. Pogge mußte einen Schießtest bestehen, um den Verdacht von Zauberei abzuwehren, Schütt sah sich mit der Meinung konfrontiert, daß seine Geschenke einen Schadenzauber enthielten.

Besonders heikel war die Situation an der Loango-Küste. Dort waren nach einer Dürre viele afrikanische Händler 1873/74 an den Pocken gestorben, ganze Dörfer verödet, der Kautschuk-Handel empfindlich beeinträchtigt und allgemein große Not ausgebrochen. Für neue Händler wurde es deshalb aufgrund wachsender Angst vor Zauberei gefährlich, reich zu werden. Die Hexenprozesse häuften sich und bedrohten auch die Dolmetscher und Vertrauenspersonen der Loango-Expedition, ohne daß diese hätte einschreiten können. Hier und im Kongo wurden Missionare und andere Weiße später auch für eine Dürre verantwortlich gemacht, während die Missionare ihrerseits erklärten, die Dürre sei eine Strafe des Himmels, weil die Frauen in Mbanza Congo so selten in die katholische Kirche gingen (Büttner 1890: 57)!

In einem solchen Klima aus Mißtrauen, Angst und Abwehr konnte eine fruchtbare ethnographische Arbeit nicht gedeihen. Vor allem Fragen, die in

irgendeiner Verbindung zur Reiseroute standen, wurden oft ausweichend, falsch oder überhaupt nicht beantwortet. Güßfeldt wurde die Auskunft einfach verweigert. In dem Gebiet, durch das er gehen wollte, waren nur kurze Handelsreisen von acht bis zehn Tagen üblich und das ausschließlich durch Afrikaner. Man hielt sich möglichst von den Europäern der Küste fern, um nicht zur Zwangsarbeit herangezogen zu werden. Die Bewohner im Gebiet Yumba begegneten Güßfeldt besonders mürrisch und mißtrauisch, wenn er etwas über die Bedeutung ihrer Kultobjekte und Zaubermittel in Erfahrung zu bringen suchte. Er erhielt keinen Führer und mußte umkehren. Auch Büttner, auf dem Rückweg ohne Führer und Dolmetscher, verweigerte man jede Auskunft über den Weg. Ähnlich erging es Wolff. Als Buchner in einem Dorf nicht übernachten, sondern weiterziehen wollte, stieß er auf eisige Ablehnung und konnte nicht einmal den Namen des Häuptlings und seiner Siedlung ausfindig machen.

Überhaupt wurden den Afrikanern die Fragen oft ebenso lästig wie umgekehrt. Buchner vermochte durch seine Fragen, Neugierige zu vertreiben. Pogge war gut beraten, in der Lunda-Hauptstadt viele geographische und ethnographische Fragen lieber nicht zu stellen, um sich nicht verdächtig zu machen. Denn wo Mißtrauen einmal eingekehrt war, diskutierten die Ausgefragten lebhaft untereinander, was der Weiße wohl (zu ihrem Schaden) mit seinen Fragen bezweckte. Jeder versuchte dabei allerdings, sich ohne direkten Affront aus der Affäre zu ziehen (s. Kap. Wolff). Die vielen ausweichenden oder gar falschen Antworten führten bei den Reisenden „Ethnographen“ dann schnell zur Verurteilung sämtlicher Afrikaner als notorische Lügenbolde.

Das Feilschen um die Höhe der Abgaben und Gastgeschenke, das häufig den Charakter eines Pokerspiels annahm, sowie unwissentliche Regelverstöße und der zuweilen recht hochmütige Umgang mit den Afrikanern, die ihnen begegneten, erhöhten die Spannungen. Daß die Höhe der Abgaben nicht immer nur, wie sie von den Europäern empfunden wurden, willkürliche und unverschämte Erpressung war, zeigt eine von Buchner erzählte Begebenheit. Als er das Gastgeschenk des Neffens eines Häuptlings zurückwies, ohne es zu erwidern, weil ihm dessen „bettelhafte Unverschämtheit“ unerträglich erschien, bat ihn ein Teil seiner Leute „flehentlich um Wiederaufnahme der Verhandlungen und legte aus eigenen Mitteln so viel zusammen, als nöthig war, die Mehrforderungen des Prinzen zu befriedigen.“ (1883b: 2810).

Schon das richtige Verhalten hinsichtlich des ersten Empfangs war von großer Bedeutung und konnte alles verderben (Wolff, Büttner). Das Berühren eines Kultobjektes (Güßfeldt), das Ansprechen von Leuten, die gerade ein gefährliches Zaubermittel für den König aus dem Wald holten (Pogge) oder die versehentliche Entweihung eines Grabes als Anstand auf der Pirsch (Pechuël-Loesche) hätten gefährlich werden können. Nur afrikanische Besonnenheit führte zu einem glimpflichen Ausgang, wie auch im Falle Schachtzabels, der in Ngalande zwei Hyänen erschossen hatte, ohne zu ahnen, daß sie als Inkarnationen verstorbener Könige galten.

Doch schon ganz banale Mißachtungen des Protokolls oder einfach taktloses Mißverhalten konnte ausreichen, um die Forschungsatmosphäre auch bei prinzipiellem Entgegenkommen zu beeinträchtigen. Pechuël-Loesche vertraute einen solchen Vorfall seinem Tagebuch an. Er trug sich beim Besuch einer Versammlung zu, die den Schuldigen am (natürlichen) Tod des höchsten Würdenträgers herausfinden sollte. „Wir betreten das Dorf. Unter einem weitverästelten Baum in seiner Mitte, saßen mit gekreuzten Beinen auf Matten und Lagen von trockenem Loango-Gras wohl an dreihundert Neger, durch schmale Zwischenräume getrennt, alle vier Seiten eines Quadrates umschließend. [...] Die Versammlung machte einen imponirenden Eindruck, gehalten, feierlich, würdig. G(üßfeldt) in seiner leider dem Neger gegenüber so nichtsachtenden Haltung, mit seiner (leider viel zu absichtlich und für den geriebenen scharfblickenden Neger vollständig durchschaubaren) Anmaßung, als wäre dem Weißen eben Alles erlaubt, schritt ganz selbstverständlich mitten in die Versammlung, das freigelassene Viereck hinein, als wäre es seinetwegen da. Freilich hatten Mambomas Leute zwei Stühle dorthin gestellt, – aber die Würde der Versammlung hätte doch respektirt, eine Einladung erwartet werden müssen (denn für die Schwarzen war dies ein hochwichtiger, für Generationen nicht zu vergessender Tag, eine ihre höchsten Beziehungen entscheidende Gerichtssitzung); die Folgen zeigten sich sofort: aus der Versammlung wurde laut remonstrirt, laute Rufe, (ungefähr mit dem deutschen unparlamentarischen „Raus, raus!“ wiederzugeben) machten deutlich, den Innenraum zu verlassen. [...] Hätten wir in anständiger Haltung, wie es sich geziemt[,] ohne seiner Würde etwas zu vergeben, vor der Versammlung angehalten, ihre Bedeutung ehrend anerkannt (wie man es auch bei uns verlangt); sicher hätte man uns die Ehrensitze in der Mitte eingeräumt, – nun mußten wir uns draußen einen Platz suchen. Ich ärgerte mich wieder furchtbar über eine so ganz nutzlose Verletzung des Negergefühles, wodurch wir uns und unserer Sache immer nur schaden können.“ (Tagebuch 5, 30.4.1875).

Ähnlich anmaßendes Auftreten schimmert bei vielen dieser Reisenden durch. Verständlicherweise beschrieb sie niemand von sich selbst. Deshalb muß noch einmal Pechuël-Loesche zitiert werden, um den Geist, in dem ein Großteil dieser Forschungsarbeit stattfand, zu evozieren, auch wenn es etwas unfair erscheinen mag, diese dem privaten Tagebuch anvertraute Kollegenschelte zu offenbaren: „Und sind wir hier, um uns groß zu thun, um Neger zu verachten, zu reizen, zu beschimpfen, weil sie anders sind als Dr. G(üßfeldt) sie wünscht, anders als Berliner? Sollen wir Land und Leute kennen lernen, erforschen, beobachten. Ist das der Weg dazu, wenn wir uns Alle zu Feinden machen; wenn wir verlangen, daß ein Naturvolk sich unseren Anschauungen anbequemen soll, unthertänigster [*sic*] Diener sein, katzenbuckeln, schmeicheln, uns ja immer recht schonend und taktvoll nach europäischer Maxime behandeln? Anstatt, daß, was doch viel leichter und vernünftiger ist, wir uns dem Bestehenden anbequemen; und unsere höhere geistige Cultur benutzen um möglichst gute Be-

ziehungen mit den Eingeborenen zu erhalten? Manchmal ist man wirklich ganz empört, über das Betragen G(üßfeldt)'s gegen die Schwarzen, wenn er gerade einmal seine leider allzu häufige Laune hat! Tage lang ist, wenn er zu Negern brüllt, das gemeine ‚filha da puta‘, das ein anständiger Küstenmann gar nicht in den Mund nimmt, sein zweites Wort! Er ist wirklich zuweilen recht roh. Und was hat er erreicht? Alles reißt vor ihm aus (weil er tritt, schlägt, und der Schwarze dem Weißen gegenüber sich leider noch nicht wehren darf, sonst würden die allzuheftigen Herren sich bald mäßigen lernen) und aus sicherer Entfernung wird er ausgelacht, we[r]den die immer bereiten schlechten Witze über ihn gemacht.“ (Tagebuch 6, 28.5.1875)

Auch wer in Maskentänzern zuerst und vor allem ein Mittel der Erpressung sah, konnte nicht erwarten, die Geheimnisse einheimischer Kulturen zu entschleiern: „Ein Tänzer, Mukisch, versuchte, wie wir später erfuhren, durch seine Tänze, die in plumpen, obscönen Hüftenbewegungen bestanden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um anderen Leuten Kandula's Gelegenheit zum Stehlen zu geben und auf diese Weise zu einem Durchgangszoll zu kommen, den wir als Gegengeschenk verweigert hatten.“ (Wissmann 1892: 27–28).

Diese Beispiele und Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie ein Gewebe von Vorurteilen, Mißverständnissen, Interessendivergenzen und situationsbedingten Kommunikationsbarrieren den Blick auf die andere Kultur – nicht nur im 19., sondern bis weit ins 20. Jahrhundert hinein – verstellten oder verzerrten.

Wo die deutschen Reisenden aber ausdrücklich an ethnographischen Informationen interessiert waren, haben sie, wie etwa Bastian, Buchner und Pechuël-Loesche, dennoch viel erfahren. Das war weder Zufall, noch „Glück“, sondern ist allein der Tatsache zu verdanken, daß sie, im Gegensatz zu den vielen anderen, unbedingt etwas von den afrikanischen Menschen und ihrer Kultur kennenlernen wollten. Das gilt vor allem während der monatelangen Aufenthalte in der Lunda-Residenz und an der Loango-Küste. Buchner gelang es durch systematische Erkundigungen unter anderem mehrere Königslisten aufzuzeichnen und sich sogar anhand der Opferkrüge eine ungewöhnliche Bestätigung zu verschaffen (s. Kap. Buchner). Leider hat er die Varianten und sehr vieles andere nie veröffentlicht, so daß sie mit seinem Tagebuch verloren gingen. Zwischen Anfällen von scharfer Polemik und Verächtlichmachung (die im übrigen auch seinen Verkehr mit seinen weißen „Artgenossen“ und Kollegen kennzeichneten), findet sich überraschend auch immer wieder eine erstaunliche Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit, etwa dem „unbeschreibliche(n), geradezu ergreifende(n) Wohlklang“ afrikanischer Gesänge gegenüber (1886a: 198–200).

Nur ein einziger deutscher Forscher des 19. Jahrhunderts hat ein wirklich enges Vertrauensverhältnis zu Afrikanern entwickeln können. Das war Pechuël-Loesche, der mit einer afrikanischen „Zeitfrau“ zusammenlebte. Er arbeitete überhaupt sehr eng und erfolgreich mit afrikanischen Frauen zusammen und hegte generell für viele von ihnen eine große Bewunderung. Von ihnen erlernte

er die Fiote(Vili)-Sprache, sie machten ihn mit ihren Gebräuchen und Vorstellungen vertraut. Durch „Kreuzfragen, Umwegen, Repetitionen“ versuchte er den Dingen auf den Grund zu gehen. Meist erhielt er dann aber nur die all bekannte, „glänzend logische“ Antwort: „Es ist Gebrauch so“ (Tagebuch 5, 1.3.1875). Eine derart freundschaftliche Zusammenarbeit blieb all den anderen verwehrt und war auch nur bei stationärer Feldforschung möglich. Pechuël-Loesche ist der einzige, der die wichtige Rolle der Frau für die ethnographische Arbeit erwähnt und sie zu nutzen verstand. Seine Hommage an sie beim Abschied von Afrika verdient daher zitiert zu werden: „Tiabe [*sic*] ist gekommen, wir arbeiten tüchtig zusammen; – aber wie schwierig ist das alles!“ (Tagebuch 9, 30.4.1876). „Habe mit Tiaba mein ganzes ethnographisches [Material] durchgearbeitet, es wird bedeutende Arbeiten geben! Habe gar nicht geahnt, daß ich so viel zusammengetragen! Habe nun noch viele Feinheiten ergänzt. Wie viel habe ich doch durch Kassakyla, Nkambasi, Pamba gelernt, mein Wissen bereichert! Wie wichtig ist für den Reisenden das Weib!“ (*ibid.*, 2.5.1876). Die Frucht dieses echten Interesses und aller Anstrengungen war Jahre später seine große Loango-Monographie, das beste Werk, das die deutschen Angola-Forscher des vorigen Jahrhunderts hinterlassen haben.

14. DAS WERK ALS ETHNOLOGISCHE QUELLE

Die ethnographischen Notizen, die sich die Reisenden und Forscher im Felde machten, kamen nicht unbearbeitet an die Öffentlichkeit. Vor allem die Aufbereitungen in Buchform waren, abgesehen von den sprachlichen und stilistischen Filtern, strikten literarischen und wissenschaftlichen Konventionen der entsprechenden Zeit unterworfen, welche die ethnographischen Aussagen „gestalteten“ und dadurch zusätzlich (ver)formten. Die wichtigsten Gattungen waren einerseits die chronologisch aufgebaute, stark autobiographisch akzentuierte mehr oder weniger wissenschaftlich ambitionierte Reisebeschreibung und andererseits die unpersönliche, generalisierende ethnographische Monographie. Die bereits überzeugend analysierten Stärken und Schwächen dieser Gattungen (z.B. von Bridges, Vansina), brauchen hier nicht im einzelnen noch einmal dargelegt zu werden. Es muß aber unterstrichen werden, wie bedeutsam für die Evaluierung der ethnographischen Informationen die Vorstufen der Buchveröffentlichungen sind. Das gilt vor allem für die Tagebuchaufzeichnungen im Felde. Sie sind leider nur selten erhalten geblieben, was vor allem in Hinblick auf Buchners Reise wahrscheinlich ein großer Verlust ist. Pechuël-Loesches Tagebücher konnten inzwischen wieder aufgespürt werden. Sie sind besonders für die emotionalen Belastungen der Loango-Expedition von Interesse, während seine in einem „Hauptbuch“ und auf Exzerptzetteln eingetragenen ethnographischen Erhebungen offensichtlich vernichtet wurden. In anderen Fällen, in denen die Publikation als Tagebuchaufzeichnung ausgegeben wird, wie bei Pogge und Schütt, sollte man sich nicht täuschen lassen, da auch in diesen Fällen immer eine Bearbeitung, oft sogar von fremder Hand, stattgefunden hat.

Was in den Originaltagebüchern, dem nicht für eine Veröffentlichung bestimmten „Rohmaterial“, oft in Grenzsituationen des Lebens noch unter physischem und psychischem Streß und dem unmittelbaren Eindruck heftig kommentiert und ungeschminkt festgehalten wurde, im publizierten Reisebericht mit dem Abstand der Zeit dann meist geglättet, „komponiert“, abgemildert und mit vielfältigen Reflexionen versehen erscheint, kommt in den Briefen und Berichten aus dem Felde in einer Mischung zum Ausdruck, bei der die aktuellen Feldforschungsbedingungen, die Hoffnungen und Fehlschläge, aber auch Pläne und Rechtfertigungen noch deutlich im Mittelpunkt stehen. Diese Zwischenstufe der Verlautbarungen wurde, soweit die Briefe und Berichte nicht, was leider häufig geschehen ist, auf dem Postwege verloren gingen, im *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* (1873–1878) und den *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* (1878–1889) weitgehend veröffentlicht, so daß wir von einigen deutschen Expeditionen des 19. Jahrhunderts über eine wichtige ergänzende Quelle verfügen. Sie enthalten deutlichere Spuren der täglichen Belastungen und vermitteln – als Ersatz für die in den meisten Fällen nicht mehr vorhandenen Originaleintragungen – ein unmittelbareres Bild „vor

Ort“, vor allem auch von der Einstellung gegenüber den Afrikanern, als die nach der Rückkehr redigierten Werke.

Verallgemeinernde, abstrakte ethnographische Berichte setzen sich dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts und vor allem im 20. Jahrhundert immer mehr durch. Sie sind vor allem von der Auffassung einer quasi unveränderlichen, zeitlosen „traditionellen“ Kultur geprägt, dargestellt im „ethnographischen Präsens“, mit dem „Stamm“ als Darstellungseinheit und handelndem Subjekt. Individuen werden hier zu Typen, Personen zu Rollen und Statusträgern. Die konkrete Wirklichkeit wird zur abstrakten Norm. Veränderungen durch europäische Einflüsse werden von dem erlebten Erscheinungsbild abstrahiert. In einigen Reisebeschreibungen, wie denen von Bastian (1874/75) und Wissmann, Wolf etc. (1888), finden sich bereits Abschnitte oder ganze Kapitel in dieser Manier, Buchner veröffentlichte entsprechende Artikel, die allerdings noch weit größere Gebiete zusammenfaßten. Mit Pechuël-Loesche (1907) ist die Gattung dann voll etabliert. Schachtzabel und Baumann scheinen überhaupt keine persönlichen Tagebücher mehr geführt zu haben, doch enthält vor allem Baumanns Monographie noch zahlreiche Einzelbeobachtungen.

Wichtige ergänzende Aspekte dessen, was von diesen Forschungsreisen (leider nur teilweise) erhalten geblieben ist, sind Skizzen und Aquarelle (Pechuël-Loesche), Fotografien (s. Kap. Baumann, Buchner, Falkenstein, Schachtzabel) und ethnographische Sammlungen (siehe Kurzbiographien: *passim*). Auch sie unterlagen den Moden und Methoden ihrer Zeit. In einzelnen Werken finden sich eine Reihe von Hinweisen über Vorgehensweise und Reaktionen beim Fotografieren. Auch die Art des Erwerbs von ethnographischen Objekten (nur Kauf und Geschenk) ist gelegentlich andeutungsweise dokumentiert (Baumann, Buchner, Falkenstein, von Mechow, Pechuël-Loesche, Pogge, Schütt, Wolff). Leider gab man sich in den meisten Fällen mit dem Besitz zufrieden, ohne der genaueren Bedeutung des Gegenstandes und seines Kontextes nachzuspüren. Das läßt sich nicht mehr nachholen, was vor allem hinsichtlich der sogenannten „Fetische“ des 19. Jahrhunderts sehr zu bedauern ist. Sie werden heute überwiegend als Zeugnisse afrikanischer Kunst bewundert (vgl. Abb. 1–13).

Viele Aussagen und Urteile über „die“ Afrikaner und „Wilden“ in den hinterlassenen Werken, die uns heute unerträglich erscheinen, kennen wir nur, weil sie uns von ihren Urhebern so freimütig und naiv mitgeteilt wurden. Sie richteten sich ausschließlich an europäische Leser, mit denen man sich weitgehend einer Meinung fühlte. Das gilt besonders für diejenigen des 19. Jahrhunderts. Die Meinungsäußerungen jener Zeit wurden noch nicht durch die besonderen geschichtlichen Erfahrungen unseres Jahrhunderts – namentlich den Holocaust, aber auch den durch die obsolet gewordenen Kolonialräume allmählich einsetzenden Bewußtseinswandel – „diszipliniert“. Sie sind deswegen noch nicht verschwunden. Macht- und Interessenpolitik beschreiten vielerorts immer noch die alten Wege und gehen dafür über Leichen. Doch die Werke dieser Forschungsreisenden spiegeln einen Ausschnitt der europäischen, keineswegs nur

der deutschen, Geistesgeschichte. Zum Verstehen fremder Lebenswelten haben diese „Ethnographen“ nur selten beigetragen. Vielmehr führte die Aufmerksamkeit, die manche ihrer Bücher in einer breiten Öffentlichkeit gefunden haben, zu einer Verfestigung des bestehenden negativen Afrikanerbildes. Sie nährten den Meinungshumus, aus dem dann später – und das eben trotz allen europäischen Gleichklangs nur in Deutschland – der tödliche Rassenwahn erwuchs.

Die Werke der frühen deutschen Afrikaforscher haben alles überdauert. Ihre Preise in den Antiquariatskatalogen werden weiter steigen und es werden immer aufs Neue alte und neue Fragen an sie gerichtet werden, wenn die jeweiligen Interpretationen und Analysen längst überholt und verramscht sind. Doch wie immer man ihre Qualität im einzelnen beurteilen mag: Sie bleiben die ersten Nachrichten aus dem Inneren des afrikanischen Kontinents und sind deshalb durch nichts zu ersetzen. Ohne diese Zeugnisse fehlten uns wichtige, einzigartige Kenntnisse über Afrika, trotz aller Bedingtheiten und Zeitgebundenheit ihrer Entstehung.

KURZBIOGRAPHIEN

ÜBERSICHT ÜBER DIE REISEN DEUTSCHSPRACHIGER FORSCHER NACH ANGOLA

- 1611–1613 Samuel Brun*: Kongo-Mündung und Loango-Küste
- 1641–1642 Johann Paul Augspurger*: angolische Küste von Cabo Negro bis Luanda
- 1841–1842 Georg Tams*: angolische Küste von Benguela bis Ambriz
- 1857 Adolf Bastian*: von Ambriz nach Mbanza Congo
- 1873 Adolf Bastian*: Loango-Küste
- 1873–1876 Loango-Expedition. 1. Forschungsunternehmen der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“
Teilnehmer:
Paul Güßfeldt* (1873–1875)
von Görschen (1873)
H. von Hattorf (1873–1874)
Julius Falkenstein* (1873–1876)
Otto Lindner (1873–1876)
Herman Soyaux* (1873–1875, 1875–1876)
Eduard Pechuël-Loesche* (1874–1876)
Alexander von Mechow* (1874–1876)
- 1874–1876 Cassange-Expedition. 3. Forschungsunternehmen der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“
Teilnehmer:
Alexander von Homeyer* (1874–1875): cuanzaufwärts bis Pungo Andongo
Herman Soyaux* (1875): cuanzaufwärts bis Pungo Andongo
Anton Erwin Lux* (1875–1876): von Luanda aus Richtung Osten bis Quimbundo
Paul Pogge* (1874–1876): bis zum Mwant Yav im Lunda-Reich
- 1876 Forschungsreise von Hermann von Barth-Harmating* im Auftrag der portugiesischen Regierung im Bengo- und Lucala-Gebiet. (Luanda †)
- 1876 Expedition von Eduard Mohr*. 4. Forschungsunternehmen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“. Ziel war der Nordosten Angolas, doch gelangte Mohr nur bis Malanje (†)
- 1877–1879 Schüttsche Expedition. 5. Forschungsunternehmen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“: über Quimbundo an den unteren Luachimo bis fast zum Mai Munene
Teilnehmer:
Otto H. Schütt* (1877–1879)
Paul Gierow* (1877–1879)

- 1878–1882 Max Buchner*. 7. Forschungsunternehmen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“: bis zum Mwant Yav im Lunda-Reich
- 1879–1881 Alexander von Mechow* (mit zwei Begleitern: Teusz und dem Schiffszimmermann Bugslag): über Malanje zum unteren Cuango zum Mwene Mputu Kasongo der Yaka und bis zur Einmündung des Luhemba in den Cuango
- 1880–1884 Paul Pogge* mit Hermann von Wissmann*. Vom Reichskanzleramt und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ unterstütztes Forschungsunternehmen: zum Schilange-(Luluwa-)Fürsten Mukenge und von dort nach Nyangwe am Lualaba (Wissmann von hieraus weiter zur Ostküste, bis 1882)
- 1882–1883 Eduard Pechuël-Loesche* im Auftrag des Königs von Belgien als Stellvertreter Stanleys im Kongo: Unterer Kongo und Lomango-Küste
- 1883–1887 Cassai-Expedition im Auftrag des Königs von Belgien
Teilnehmer (außer dem Schiffszimmermann Bugslag und den Büchsenmachern Schneider und Meyer [† 26.3.1884 Malanje]): Hermann von Wissmann* (1883–1885, 1886–1887) über Malanje zu Mukenge und an den Lulua: dort Gründung der Station Luluaburg; auf dem Lulua und Cassai zum Kongo nach Léopoldville (Kinshasa) (1883–1885). Cassaiaufwärts über Nyangwe an die Zambezi-Mündung (1885–1887)
Ludwig Wolf* (1883–1886) über Malanje zu Mukenge. Expedition zu den Luba. Von Luluaburg auf dem Lulua und Cassai zum Kongo (1883–1885). Erforschung des Sankuru und Lomami (1885–1886)
Curt von François* (1883–1885) über Malanje zu Mukenge; auf dem Lulua und Cassai zum Kongo
Franz Müller (1883–1885) über Malanje zu Mukenge (†)
Hans Müller (1883–1885) über Malanje zu Mukenge und zum Lulua. Von dort zum Kongo bis Léopoldville (Kinshasa)
- 1884–1885 Josef Chavanne* mit Eugen Zintgraff im Auftrag der *Association Internationale du Congo* und des Antwerpner Hauses Roubaix. Aufnahme des unteren Kongo bis Vivi; Reise von Nôqui nach Mbanza Congo und bis zum Dorf Kizulu
- 1884–1886 Expedition der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ „zur Erforschung des südlichen Kongobeckens“
Teilnehmer:
Eduard Schulze* (1884–1885) bis Mbanza Congo (†)
Willy Wolff* (1884–1885) über Mbanza Congo zum Cuango und zu Mwene Mputu Kasongo

- Richard Büttner* (1884–1886) über Mbanza Congo zum Cuango und zu Mwene Mputu Kasongo
 Richard Kund und Hans Tappenbeck (1884–1886) den Kongo aufwärts zum Lukenie
- 1899–1900 Kunene-Sambesi-Expedition im Auftrag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in Verbindung mit der *Companhia de Mossamedes* und der *South West-Africa Company* unter der Leitung von Pieter van der Kellen mit Hermann Baum* von Mossamedes zum Cuando
- 1913–1914 Alfred Schachtzabel*. Völkerkundliche Forschungs- und Sammelreise im Auftrag des Museums für Völkerkunde in Berlin zu den Ovimbundu, Ngangela und Chokwe
- 1923–1930 Joachim Helmuth Wilhelm*: Hukwe und Ovimbundu
- 1926–1927 Fritz und Willem Jaspert*: Angola-Aufenthalt auf eigene Kosten mit Ausflügen zu den Ovimbundu, Luchazi, Lwena, Lwimbi und Chokwe
- vor 1929 Wilhelm Mattenklodt*: Jagdreisen mit ethnographischer Erforschung der Kisama
- 1930 Hermann Baumann* und Heinrich Meinhard: Studien- und Sammelreise im Auftrag des Ethnologischen Museums in Berlin nach Nordost-Angola zu den Chokwe, Lunda, Lwena und Lwimbi
- 1931–1932 Otto Jessen*: Geographische Forschungen auf elf Routen zwischen angolanischem Hochland und Küste, vorwiegend im Ovimbundu-Gebiet
- 1954 Hermann Baumann*, G. Boß und Manfred Topp: Studien- und Sammelreise mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft nach Südwest-Angola zu den Humbi, Musho, Kuvale, Handa, Mwila (Nyaneka), Nkhumbi, Ngangela und Kwankhala; Aufnahme der Felsbilder auf dem Chitundu-Hulu; Besuch der Steinbauten auf dem Kola-Berg im Caluquembe-Gebiet und der Steinnekropolen von Quibala

JOHANN PAUL AUGSPURGER

Der wohl erste Deutsche, der einen Bericht über Angola veröffentlicht hat, Johann Paul Augspurger aus Speyer, kam nicht als Forscher nach Afrika. Nachdem er einige Zeit den Franzosen und Holländern gedient hatte, trat er am 11. Oktober 1640 in die West-Indische Compagnie (WIC) ein. Eine ihrer Fahrten führte ihn als „Commandeur“ zunächst nach Brasilien und dann unter Admiral Johl und dem General-Kommandanten Jacob Henderson mit geheimer Order nach Afrika. Hier nahm er im Sommer 1641 an der Eroberung Luandas, Benguelas und São Tomés durch die Holländer teil. Sein Aufenthalt an der afrikanischen Küste (von Cabo Negro bis Luanda) währte vom 10. August 1641 bis zum 4. März 1642. Dann segelte er aus Gesundheitsgründen über Brasilien wieder nach Amsterdam zurück. Sein Reisebericht (s. Text), der dem Schwedischen Gouverneur „des Thüringischen Creyses“ in Erfurt und Peter Brandt gewidmet ist, beschreibt in knappen Worten die Hauptstationen. Seine Informationen über Angola sind zwar leider nur sehr kurz und oberflächlich, und vieles ist in anderen zeitgenössischen Quellen schon genauer und ausführlicher beschrieben. Dennoch enthält Augspurger einige überaus wertvolle Informationen. So ist er z.B. der erste glaubwürdige Augenzeuge für Weintrauben, der erste, der Kohl und Radieschen erwähnt, und möglicherweise der erste, der einen Unterschied zwischen Plantanen und Bananen macht (Vansina, briefl. Mitt. 22.5.1998). Wichtig sind auch die Hinweise auf große Mengen Baumwolle und auf einen Tabakersatz, der offensichtlich unter demselben Namen bekannt war wie später und anderswo der Tabak (vgl. Kap. Brun), was uns vor vorschnellen Gleichsetzungen in den Quellen warnen sollte. Manche der Stereotypen, die im 19. Jahrhundert das Afrikanerbild dominieren, haben ihre Wurzeln im Zeitalter des Atlantischen Sklavenhandels und klingen bei Augspurger an.

Text

1. Kurtze und wahrhafft Beschreibung, 1644: 47–58

Inmittelst aber habe ich noch etliche Rejsen in *Angola* ablegen müssen / wodurch ich das Land in etwas mehr erkundiget. *Loanda* das Eyland [Ilha de Luanda] ligt gegen *Villa de S. Paulo* [Luanda] über / und wird bewohnet von 900. *Negros*, vertheilet in 3. Captainschafften / so sie *Donos* heissen / sie haben ihre *Aldeos* [a.d. Portug.: Dörfer], dorinnen jeder seine Hütten / haben hübsche *plantagen*, wie dann dem Herrn *General-Commandanten* [Jacob Henderson] auch eine schöne *plantage*, (als ich etlich mahl anhero zu den *Donos* versandt) zugerichtet worden / Sie haben keine andere Nahrung / als Früchte / Fische und

Muscheln / so man in *Angola* und dem Königreich *Congo* an statt des Geldes brauchet / solche Muscheln werden durch die Weiber / so kleine, dick von Pinsen geflochtene Körblein haben / aus dem Meer geschöpfft / so denn aus dem Sande gelesen / davor kan man alles nothdürfftige kauffen. Die Manspersonen ziehen alle Jahr der dritte Theil wider jhre Feinde in den Krieg / und lassen die Weiber und Kinder zu Hauß / die müssen sich dann selbst ernehren / lauffen alt und jung nackend / haben schöne Früchte / wie ich denn vielmal mit jhnen Früchte und andere Erfrischungen gegen geringe Sachen getauscht habe. *Villa di S. Paulo* ist groß / mit schönen Häusern / ziemblich *fortificiret*, haben in etlichen dreyszig Jahren keinen Krieg von Christen gehabt / nur allein mit den Schwarzen jhren Nachbarn / hat 6. Kirchen / 2. Klöster / und einen grossen schönen Hospital / hinter jedes *grandeurs* Hause wohnen die schwarzen *esclaven* in jhren eigenen Hütten / und müssen dienen. Es ist kein süß Wasser in der Stadt / eine halbe Stunde aber davon hat es etliche Brunnen / so doch nicht gar schön Wasser ist / daher wird das meiste Trinck-Wasser von dem Eyland gegen über / und von *Bengo* gebracht / und allezeit eine gute *Provision* an Trinckwasser gehalten. Diese Stadt beneben dem Eyland *Loanda* gehöret numehr der West-Indianischen *Compagnie* gänzlich zu / und wird die Stadt sehr starck befestiget / weil es allhier einen trefflichen *Porto* hat. Als wir nun eine gute Zeit allhier gewesen / hat sich der reiche König von *Congo* mit uns in Freundschaft eingelassen / und jährlich 15000. *Negros* zum *tribut* zu geben / versprochen. Als solches die von uns vertriebene Feinde [*sc.* Portugiesen und ihre afrikanischen Verbündeten] vernommen / sind sie in das Königreich *Congo* eingefallen / welcher König seinen Sohn mit 15000. *Negros* voran zu gehen / geschicket / und von uns *assistenz* begehret / worauff jhme 2. *Compagnien* Fewerröhler / 2. *compagnien* Musqvetierer alsbald zu Hülffe gesand worden / der König selbsten aber hielt sich mit 30000. Mann zum Hinterhalt gefast / daß also der Feind unverrichteter Sachen abweichen muste / und sich nichts weiters unterstehen durffte.

Dieser König von *Congo* ist sehr mächtig an Volck / reich an Viehe / Kupfer / und Elephanten, lest sich jhre Mäjest. und seinen Sohne jhre Excell. tituliren, ist starck Papistisch / seine Unerthanen aber noch meistentheils Heidnisch / und leben gleich andere *Negros*.

Angola ist sehr ungesund / denn ob wol Tag und Nacht gleich / so ist doch die meiste Zeit grosse Hitz / abends und morgens Nebel / welches unter die so es nicht gewohnet / eine grosse Landseuche verursacht / sonderlich zu *Bengalo* [*Benguela*] 60. Meilen von *Villa di S. Paulo*, also daß vom 25. Augusti 1641. biß den 4. Martii 1642. in den 3. placen *Bengo*, *Bengalo* und *Villa di S. Paulo* von 12. *Compagnien* Officirern und Soldaten 360. gestorben / und 60. Mann vor dem Feind geblieben / thut 420. Mann; Unter den restirenden aber waren noch viel kranck / daß die guarnisonen alle drey Monat aus *Brasilien* versterckt werden müssen. Die *Negocien* [a.d. Portug.: Handel] in *Angola* ertragen mit

dem tribut der West-Indischen Compagnie jährlichen 60. Tonnen Schatzes / bestehet in Verkauffung der Negros, wie in meiner ersten Reise von Brasilien gemeldet wird / olie de Palme, Baumwolle, Elephanten-Zähnen, Kupffer / Zibeth / und allerley frembder Thier-Häute.

Von den Thieren hat es vielerley Elephanten, Rhinoceroten, sehr große Crocodilen, Tygerthier, Leoparden, Löwen, Zibetkatzen, wilde Pferde / so von Haare schwarz und weiß geflammet [*sc.* Zebras] / eines langen Halses / und kleinen, spitzigen Kopffs / wilde Schwein / Hirschen / Reheböcke / Rindviehe / Schweine / Geissen / Meerschweine / sehr grosse Schlangen / chamæleonte neben andern mehrern.

Von Geflügel sehr grosse Fleder-Mäuse / als bey uns die Tauben / heßlicher Gestalt / grosse Vögel / weiß und schwarz vermendet / gleich bey uns die Storchen / sehr viel und mancherley Farben von Papageyen / und kleine Arth von Vögeln / Bisem-Enten / Berghüner / kleine gemeine Hünen / und Peccassen.

Von Früchten haben sie Milie [*sc.* Sorghum-Hirse oder Mais], Palmenbäum / worvon sie Wein und Oel machen / Cocos, Pomerantzen / Citronen / Limonien / Melonen / Granaten / Granat-Beere / Feigen / weiß und blawen Kohl / radisen, allerhand Salat- und Küchenkräuter / Pacoves, Benantes, Petatessen, Annassen, Tamarinten, Weintrauben / weiß / roth und schwarz Zucker-Rohr / und Baumwollen in grosser Menge.

Von Fischen hat es groß und kleine / vielerley Arth / mehr als in Brasilien / Muscheln und Amorisqven, aus welchen Schalen sie weissen schönen Kalck zu brennen / gebrauchen kein Gelt / an statt dessen aber kleine Muscheln / als allberei gemeldet / und kleine Matgens / so sie Bane nennen / werden aus Rinden von Cocos-Bäumen gemacht / vierecket / Elen lang und breit / etliche sonderlich die Vornembsten brauchen es / jhre Scham damit zu bedecken / und Segel auff jhre Kahnen davon zu machen / auch allerley dafür zu kauffen / Sie haben keinen Tabaco, aber an platz dessen ein Kraut / gleich bey uns die kleine Wegwarth / welches sie Macqvay nennen. Ihr Tranck ist zwar süß Wasser / wo sie aber Brandtwein oder Spanischen Wein haben können / geben sie jhr Vermögen darvor / verkauffen jhre Gefangene meistentheils umb Wein / denn ob sie schon etlicher Orten was wenigens von Weintrauben haben / wissen sie doch damit nicht umzugehen / welches der König zu Hispanien jhnen zu weisen auch verboten. Sonsten haben sie Wein von Palmenbaumen / und Getränk von Milie, so sie Walla nennen / auch sonsten gemacht von einer Wurtzel so sie käwen und wieder außspeyen / 9. Tage stehen lassen / und kaukauim nennen / trincken sich darvon sehr truncken / und stellen sich darauff seltsam genug mit Geberden und ruffen. Sie schlaffen nicht in Hangmatten / gleich den Brasilianern / sondern auff Matten von Bintzen mit vielerley Farben schön gemacht. Sie leiden lieber Hunger und Kummer / als daß sie von jrer Freyheit in Dienstbarkeit kommen. Ein ziemblicher Theil sind nunmehr Christen / jhr Leben aber ins gemein ist Barbarisch / sind im Krieg gegen Fewerröhren und Geschütz ver-

zagt. Wenn sie Lebensnoth angehet / oder auch sonst geringe Ursach haben / verkauffen die die [*sic*] Mannspersonen jhre Beyweiber und Beykinder / denn sie haben nicht mehr als eine Getrawte / Beyweiber aber so viel sie lüsted. In Handlungen sind sie betrieglich / in Versprechung lügenhafft / im arbeiten lässig / zum Essen und trincken begierig / Gutes zu thun müssen sie mit Schlägen angetrieben werden / sind doch sehr hochmütig / in Leibes-Entblössung nicht schamhafft / der Liebe mit weissen Mannspersonen zu pflegen / sind jhre Weibspersonen sehr begierig. Und wenn sie Kinder darvon zeugen / heissen sie solche Mallaqven, weil sie in der Farbe vermischet; Und wenn weisse Personen mit solchen Mallaqven Kinder zeugen / nennen sie selbige Mammeluce, in der Farbe vergleichen sie sich den Castilianern. Ihre Gestalt an Manns- und Weibspersonen ist meistentheils gerade lange Leiber / starcke Glieder / krause schwartze und etliche / doch sehr wenige / rothe krause Haar / sehr gelinde Häute an den Leibern / wegen des Olie de Palme, domit sie sich alle 8. Tage schmieren / von dem Haar auff den Köpffen biß auff die Fußsolen / wenn sie sich zuvor mit rother Farbe angestrichen / und nach dem es vertrucknet / wieder abgerieben haben. Die Weiber tragen messingene Ringe an den Armen / Füßen und grossen Zeen / je schwärtzer sie von Leibe / je schöner sie sich düncken / vergleichen sich eher dem Kinruß als dem Bleyweiß an der Farbe. Wenn Manns- und Weibspersonen der Natur Raum geben / machen sie ein Grüblein in die Erde / und verdecken es hernach wieder mit Erden / sonst und im widrigen achten sie es für eine grosse Schande. So die Weiber in der Geburt seynd / so schliessen die andern Weiber einen Ring umb sie / singen / tantzen und schreyen gewlich / daß die Gebärerin der Schmerzen vergessen solle / Mit dem Kinde haben sie wunderliche ceremonien, hernacher aber sind Manns- und Weibspersonen lustig. Wenn sie sterben / so heulen die hinterbleibende wie die Huude [*sic*; Hunde] / und begraben sie nahe bey jhre Hütten. Die noch in jhrem Heydnischen Glauben sind / halten daß Ein Gott Himmel / Erden / und alles erschaffen habe / und sehr gut sey / neben diesem aber sey ein böser Gott / der thue alles böses / wenn sie jhre anbefohlene Gewonheit nicht halten / haben also noch viel Zauberey und Aberglauben unter jhnen / mit Wurtzeln / Kräutern und Bäumen. Und nach deme der Herr Oberste Lieutenant und General-Commandeur sich resolviret, mich mit einem ansehnlichen Präsents mit dem erst-ablaufenden Schiffe nacher Brasilien an Graff Mauritzen Excell. abzufertigen / umb ein- und anders der Gebühr mündlich anzubringen / dabey ich denn gleich occasion ergrieffen / mein desiderium zu sollicitiren, welches denn alsofort beyde Herren Directores nicht alleine vergünstiget / sondern mir auch recommendation mitgegeben.

HERMANN von BARTH-HARMATING

Der Geologe Dr. Hermann Freiherr von Barth-Harmating, der einem sehr alten bayerischen Adelsgeschlechte entstammte, wurde am 15. Mai 1845 auf Schloß Eurasburg in Oberbayern geboren. Er studierte zunächst Jura in München. Als Rechtspraktikant in Regensburg, Berchtesgaden, Traunstein und Sonthofen entdeckte er seine Begeisterung für das Hochgebirge, das er dann auch von München aus immer systematischer erforschte. Er wurde so zu einem vorzüglichen Kenner der Nördlichen Kalkalpen und zum eigentlichen Erschließer des Karwendelgebirges. Für das Buch, in dem er seine Erlebnisse und Forschungen zusammenfaßte (*Aus den Nördlichen Kalkalpen. Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein*. Gera 1874), wurde er mit dem Ritterkreuz des Sächsisch Ernestinischen Hausordens ausgezeichnet. Von Barths wachsendes geologisches Interesse hatte ihn inzwischen veranlaßt, den Staatsdienst zu quittieren und ein Zweitstudium, der Geologie und Naturwissenschaften, an der Münchner Universität zu absolvieren. Er schloß es 1875 mit der Promotion und einer Dissertation über die miozänen Versteinerungen der Allgäuer Alpen ab. Im selben Jahr erschien seine zusammenfassende Darstellung ostafrikanischer Geographie (*Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somalilande; Erforschungsreise im Osten Afrikas, mit besonderer Rücksicht auf Leben und Reisen und Tod David Livingstones*. Leipzig 1875), die Aufmerksamkeit erregte und – die deutsche Sprache war damals noch kein Barriere der Rezeption! – die portugiesische Regierung bewog, ihm die Stelle eines Landesgeologen in ihrer Kolonialprovinz Angola anzubieten.

Mit großen Erwartungen und voller Ehrgeiz schiffte sich von Barth am 20. Januar 1876 in Hamburg ein und erreichte, nach Zwischenaufenthalten in Lissabon und Kap Verde, am 5. Juni Luanda. Seine Forschungsreise, in deren Mittelpunkt geologische und topographische Arbeiten standen, führte ihn vom 30. Juli bis zum 12. Oktober in Begleitung von 17 Afrikanern von Luanda aus bis nach Cazengo. Sein Weg verlief parallel zum Bengo/Zenza über Ambaca den Lucala entlang bis in dessen Quellgebiet. Dabei berührte er auf der einen Strecke Duque de Bragança (25. August bis 12. September), auf der anderen die Residenz des Soba (Häuptlings) Cahenda (3. Oktober). Seine unveröffentlichten und bisher nicht wieder aufgefundenen Skizzen und Tagebücher dienten Richard Kiepert, der von Barths Aufnahmen als besonders reichhaltig und sorgfältig rühmte, als Grundlage für die Rekonstruktion seiner Route. Sie enthielten allerdings nur für die ersten sechs Tagereisen bis Calolo eine ausführlichere Beschreibung in Worten, und Kiepert gelang es nicht, alle Abkürzungen und Andeutungen zu entziffern (Kiepert 1880: 243). Seit Mitte August war von Barths Reise durch Krankheit und wachsenden Widerstand der afrikanischen Bevölkerung gegen seine Reisepläne geprägt. Aber so schnell gab er nicht auf:

„Schließlich trotz elenden Magen [*sic*] und elenden Füßen habe ich doch einen hellen Kopf und kann Bleistift, Notizbuch u(nd) Compaß handhaben und sehen was für Steine am Boden liegen und gelegentlich einen aufheben oder aufheben lassen und in der Tipoia kann man, wenn man sich von der lieben Sonne anscheinen läßt und die Vorhänge nicht zuzieht, auch gut genug alles sehen und – Summa Sumarum mehr sehe ich jedenfalls so, als wenn ich gar nicht hinginge.“ (Brief aus Duque de Bragança, s.d., NL Ratzel). Er hatte vorgehabt, von Duque de Bragança aus nach Encoge vorzudringen und von dort die Küste bei Ambriz zu erreichen (s. Text 1), einen Plan, den er dann doch nicht realisieren konnte (s. Text 2). Schwer krank, aller Waren bar und von den Trägern immer wieder im Stich gelassen, wurde er zur Rückkehr gezwungen.

Es ist zu vermuten, daß ein erheblicher Teil von von Barths Schwierigkeiten auf seinen sich rapide verschlechternden Gesundheitszustand zurückzuführen ist. Einem kranken Europäer und Afrika-Neuling, der bei der Umsetzung seiner Pläne mit dem Kopf durch die Wand ging, mochten die afrikanischen Träger nicht folgen, ganz abgesehen von anderen, politischen und wirtschaftlichen Gründen, die hinter der zunehmenden Verweigerung in den durchreisten Gebieten gestanden haben mögen. Der unerfahrene, geschwächte, aber dabei überaus ehrgeizige von Barth war völlig überfordert und eine leichte Beute aller, die ihn ausnutzen wollten. Da es keine konkreteren Anhaltspunkte gibt, wie es zu seinem vernichtenden Urteil über die Afrikaner kam, läßt es sich nur schwer qualifizieren. Berichte über andere Reisende seiner Zeit zeigen aber, daß ein anmaßendes Auftreten und die mangelnde Bereitschaft, auf afrikanische Verhältnisse und Wünsche einzugehen (was allerdings u.U. auch eine Änderung oder sogar ein Aufgeben eigener Pläne bedeutet hätte), in den meisten Fällen in erheblichem Umfang am Nichtzustandekommen eines gegenseitigen Vertrauensverhältnisses mitverantwortlich waren. Krank und sehr geschwächt schleppte sich Hermann von Barth schließlich noch bis Cazengo zurück. Dort brechen seine Tagebucheintragungen ab. „Er wurde nach Dondo am Quanza hinabgeschafft und von dort per Dampfer nach St. Paulo de Loanda, wo er von Fieber und Dysenterie gemartert am 7. December in einem Augenblick völliger Umnachtung des Geistes sich das Leben nahm.“ (Kiepert 1880: 249). Vergeblich hatte ihn kurz vorher noch Paul Pogge* zur Heimkehr nach Europa zu überreden versucht: „aber ich kann mich unmöglich entschließen, nach so kurzer Zeit schon alles aufzugeben, obwohl ich aufrichtig gestanden, selbst wenig Vertrauen mehr habe, daß gründliche Besserung eintritt, es liegt eine totale Erschütterung der ganzen Natur vor. Ein schönes Reise Resultat! Und wenn man noch denkt für was – eine kleine Tour, die hundert male [*sic*] wohl schon gemacht wurde, dann abgeschnitten u(nd) wohl wahrscheinlich für alle Zeit.“ (Brief aus Luanda vom 27. November 1876, NL Ratzel). Ethnographische Aufzeichnungen hat er nicht hinterlassen.

Max Buchner* hat 1879 sein Grab in Luanda aufgesucht: „Gerade über dem Kabindadorf liegt oben auf dem Steilrand, der hier wieder in seine Rechte getreten ist, und weithin die Aussicht beherrschend, der Friedhof. Nach diesem ging ich eines Vormittags, um das Grab Hermanns von Barth zu besuchen. Ein schönes marmornes Kreuz mit deutscher Inschrift, von seiner Familie herausgeschickt, und ein horizontal liegender Stein mit portugiesischer Inschrift, welchen die Colonie gestiftet hat, zieren die Ruhestätte des unglücklichen Collegen.“ (1878–1879: 138–139)

Texte

1. Brief aus Duque de Bragança, s.d., NL Ratzel

Seit 3 Tagen befinde ich mich in Duque de Braganza, dem äußersten Ort des portugiesischen Territoriums in nordöstlicher Richtung und vorerst am Wendepunkt meiner 1. Reise; wohin aber diese Wendung geht ist noch sehr ungewiß; meine Absicht, deren Durchführung nicht allein für diese, sondern auch für eine zeitsparende und planmäßige Ausführung künftiger Reisen von großer Wichtigkeit wäre, ist in nordwestlicher Richtung den portugiesischen Posten Encoge zu gewinnen, von da nach Bembé und dann nach Ambriz hinauszugehen. Aber es scheint einige Hacken [*sic*] mit dieser Sache zu haben; zwischen hier und Encoge ist alles unabhängiges Negergebiet und mit weiß Gott wie vielen Königen und Soba's und Positives über diese Verhältnisse, sowie über den Weg selbst, weiß hier in der Militärstation Niemand.

An mein Encoge Project wollen sie denn auch gar nicht recht anbeißen und machen viele Redensarten von den vielen großen Schwierigkeiten, die es habe, ohne auch nur eine einzige positiv namhaft machen zu können; ich gebe aber auf das hin nun einmal nicht nach, sondern verlange daß man sich mit erfahrenen Leute[n] benehme und feststelle, wie lange der Weg sei, wie vielen Soba's man begegne und wie diese sich verhalten; dann erst wird man darüber urtheilen können, ob die Sache planmäßig vernünftiger Weise ausführbar ist oder nicht. Da es aber constatirt ist, daß viele einheimische Händler zwischen hier und Encoge verkehren, da durchaus gar nichts von einem feindlichen Verhalten der zwischen liegenden Fürsten bekannt ist, – im Gegentheil der König der Mahunge mit dem hiesigen Commandanten in ganz guten Beziehungen steht, so sollte man doch denken die Sache wäre nicht so ganz unmöglich.

2. Brief aus Luanda, 1. November 1876, NL Ratzel

Hier sitze – oder richtiger gesagt liege ich nun wieder in Luanda; mein Reiseplan aber ist gänzlich gescheitert, mein erster Reiseversuch hat mit einem totalen Mißerfolg geendet und mich auf weiß Gott wie lange invalid gemacht. Ich

kam mit unendlicher Langsamkeit von Duque bis Mambulu, noch bis Calandula, etwa halbwegs Encoge. Dort waren aber durch die übermäßigen Forderungen der Soba's u(nd) hauptsächlich durch das ewige Durchbrennen der Träger, welche allemal voraus bezahlt werden müssen in Zeug – Glasperlen – etc. meine Waaren nahezu aufgezehrt; überdieß wurde der weitere Weg nach Encoge als im höchsten Grade unsicher bezeichnet u(nd) meine Leute wollten vom Weitergehen nichts mehr wissen. Ich hätte auch nicht gekonnt, da ich keine Waaren, item kein Geld mehr hatte. Es wurde mir gesagt, daß ich gegen S(üden) gehend in einigen Tagen die ersten portugiesischen Patrouillen von Ambaça [*sic*] erreichen könnte. Es war das beste, was ich thun konnte u(nd) nach abermaliger endloser Schleppei u(nd) nachdem man mich noch auf der letzten Station, 4 Stunden von Ambaça, 2 Tage lang hatte liegen lassen, gelangte ich dann endlich nach Ambaça, u(nd) vollständig krank u(nd) elend wie ich war, nahm ich meinen Weg sofort über Cazengo nach Dondo den Quanza hinunter, von wo der Dampfer mich nach Loanda zurückführte; so war ich volle 4 Wochen im Gentio Gebiet, d.h. unter den unabhängigen Negern, die niederträchtigste u(nd) verworfenste Rasse, die man sich denken kann. – Was ich auf dieser Reise ausgestanden habe ist nicht zu sagen, man könnte ein Buch darüber schreiben u(nd) doch muß ich im Gegentheil recht hübsch stille sein davon, denn erstens ist es eine unbedeutende, mit den gegenwärtigen Unternehmungen in Afrika gar nicht in Vergleich zu ziehende u(nd) zweitens überdieß eine mißlungene Geschichte. Die ersten Tage der Reise war ich bei guter Gesundheit, viel besser als in Duque, dann aber ging das alte Elend wieder an...



- 1 Sammlung A. Bastian: „Fetisch (an beiden Beinen mit Baumwollzeug benäht, um das Weglaufen der Frau zu verhindern)“ (Frauenfigur). Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 325

ADOLF BASTIAN

Adolf Bastian gilt als der Nestor der Ethnologie in Deutschland. Obwohl er auf neun Reisen insgesamt fünfundzwanzig Jahre rund um die Welt unterwegs war und umfassende ethnographische Sammlungen zusammentrug, ist sein Name heute vorrangig nicht mit Feldforschung, sondern mit organisatorischen Anstößen und seinem theoretischen Konzept der Elementar- und Völkergedanken verbunden. Als einer der beiden Gründerväter der *Zeitschrift für Ethnologie* und (mit Rudolf Virchow) der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ (1869) kommt ihm vor allem das Verdienst zu, dieses Fach als selbständige Wissenschaft in Deutschland etabliert zu haben. Seiner Initiative und jahrelangem Drängen war es schließlich auch zu verdanken, daß 1886 in Berlin das erste deutsche Völkerkundemuseum eröffnet werden konnte. Darüber hinaus wurde er als Vorläufer vieler späterer Ethnologen wie Franz Boas, James Frazer, Richard Thurnwald, Alfred Radcliffe-Brown und sogar Bronislaw Malinowski gesehen, unter anderem aber auch als Vordenker der Tiefenpsychologie, des Kollektiven Unbewußten und besonders des Strukturalismus eines Claude Lévi-Strauss.

Adolf Bastian wurde am 26. Juni 1826 als Sohn eines Kaufmanns in Bremen geboren. Nach zwei juristischen Semestern studierte er Naturwissenschaft und Medizin. 1850 promovierte er in Medizin und brach als Schiffsarzt noch im selben Jahr zu seiner ersten Weltreise auf. Sie führte ihn auf der Rückfahrt im Jahre 1857 auch nach Angola. 1867 habilitierte er sich im Fach Ethnographie an der Universität Berlin. Im Jahr darauf beauftragte man ihn mit der Verwaltung der ethnographischen und prähistorischen Sammlungen des Königlichen Museums. Im selben Jahr wurde er Vorsitzender der „Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“. Seinem unermüdlichen Werben und Einsatz ist es zu verdanken, das schließlich 1873 die Ethnographische Abteilung aus den Preußischen Kunstsammlungen ausgegliedert und zu einem eigenständigen Museum der neuen Fachdisziplin umgebildet wird. Er ist dann auch der erste Direktor dieses Museums. Noch im selben Jahr gründet er die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ (Kurzform „Afrikanische Gesellschaft“), mit der sich die Organisation von deutschen Afrikareisen zu institutionalisieren beginnt. Anlaß und Zweck war die Finanzierung eines von nationaler Euphorie getragenen Expeditionsprojektes, das den Gelehrten dann noch im selben Jahr, auf seiner dritten Reise, an die Loango-Küste führte. Mit der Eröffnung des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin im Jahre 1886 erreicht Bastian den Höhepunkt seines beruflichen Lebens. Nach 1889 wurde „der Museumsdirektor Adolf Bastian die zentrale ‚Anlaufstelle‘ für Personen, die mit einem Aufenthalt in den Kolonien ein im weitesten Sinne wissenschaftliches Interesse verbanden“ (Essner 1986: 69). Nach weiteren Jahren ruhelosen Einsatzes für die deutsche Ethnologie zu Hause und auf Reisen starb Adolf Bastian

auf seiner neunten Reise am 3. Februar 1905 im Alter von 79 Jahren auf Trinidad. Abgesehen von seinen ethnographischen Sammlungen hinterließ er etwa achtzig meist mehrbändige Monographien, 250 Aufsätze und 350 Besprechungen. Das meiste davon wurde allerdings schon zu seinen Lebzeiten aufgrund seines Stils als „unlesbar“ beiseite geschoben und wenig rezipiert. Erst in jüngerer Zeit begann man sich wieder mit seinen Grundgedanken auseinanderzusetzen.

Bastian, der die Ethnologie als psychologische Wissenschaft verstand, hat sein theoretisches Konzept schon früh entwickelt und dann nicht mehr entscheidend geändert. Seine Methode war stark vom naturwissenschaftlich-positivistischen Denken des 19. Jahrhunderts beeinflusst. Größte Bedeutung maß er der Empirie, dem systematischen Sammeln ethnographischer Daten, zu. Anders als viele Ethnologen in späterer Zeit definierte er diese Aufgabe noch in einem umfassenden Sinne gleichermaßen als schriftliche Niederlegung von ethnographischen Informationen und als Sammeln von ethnographischen Objekten. Damit erhob er die Feldforschung richtungsweisend zur wichtigsten Methode des jungen Fachs. „Es gilt die Beschaffung von tatsächlich gediegenem Arbeitsmaterial, um statt mit luftgebackenen Ziegeln (auf imaginären Regionen), mit wohlgefügtten Quadern (auf sicherem Fundament) das Wissensgebäude auszubauen, nach exakt-wissenschaftlicher Methode (wie sie als comparativ-genetisch stichhaltig erprobt sich hat).“ (Bastian 1903, in Westphal-Hellbusch 1973: 6)

Anhand des so gewonnenen umfangreichen Materials sollten durch systematischen Vergleich die menschliche Kultur- und Entwicklungsgeschichte und die ihr zugrundeliegenden allgemeingültigen Gesetze aufgedeckt werden. Alle Menschen besitzen für Bastian die gleiche psychische Disposition und verfügen folglich über dieselbe Entwicklungsfähigkeit. Sie durchlaufen deshalb überall auf der Erde unabhängig von einander die gleiche gesetzmäßige Entwicklung, die allerdings durch jeweils andere lokale Einflüsse ihre spezifische Ausprägung erhalte. Allen Menschen gemeinsam seien bestimmte kulturelle Phänomene, die er „Elementargedanken“ nannte. Diese Elementargedanken, sozusagen die kulturelle Grundausstattung der Menschheit, bildeten sich ihm zufolge im Laufe der Geschichte durch geographisch-historische Anstöße, die in „geographischen Provinzen“ wirksam sind, zu einer Vielfalt von „Völkergedanken“ aus. In den sogenannten Naturvölkern sieht Bastian die primäre Erscheinungsform der Menschheit. Sie stehen für ihn auf einer niedrigeren Stufe als die sogenannten „Halbcultur“- und die „Geschichtsvölker“ oder die „Kulturvölker“, einer Stufe, die auch die „Kulturvölker“ einst durchlaufen haben. Die Übergänge seien allerdings fließend und die einzelnen Kategorien daher nicht streng von einander geschieden. „Eine der cultur-historisch wunderbarsten Entdeckungen, über welche wir neuerdings erst bei dem Fortschritt ethnologischer Forschungen Klarheit zu gewinnen anfangen, liegt in der unabänderlichen

Gleichartigkeit, mit der bei den entferntesten Völkerstämmen auf den verschiedenen Theilen des Globus dieselben Ideen und Vorstellungen zu Tage treten, nur local variirt nach den Färbungen der geographischen Provinzen. Die früher in solchen Fällen geläufige Annahme stattgehabter Uebertragungen hat längst aufgegeben werden müssen, und wir finden uns hier einem psychologischen Naturgesetz gegenüber, das auf geistigem Gebiet ebenso mit eiserner Nothwendigkeit seine Productionen in's Leben ruft, wie in den andern Reichen der Natur. Gerade aus der Loango-Küste haben wir wieder eine ansehnliche Menge solcher Grundgedanken gewonnen, die sich überall den bereits bekannten Reihen als werthvolle Vermehrungen einfügen. So wiederholen sich dort die Wehrwolfssagen, die verschiedenen Formen des Gottesgerichtes, die sympathischen Curen und vielerlei andere Mythen in genauen Duplicaten, was hier keine weitere Ausführung zuläßt.“ (Bastian 1874/1875, I: 361; vgl. Text 4)

Bastian sieht die Möglichkeit von sekundärer „Primitivität“ und von Kulturübertragung und distanziert sich deshalb von einem unilinearen Entwicklungsmodell. Letzlich denkt er sich die menschliche Entwicklung, die ihren Antrieb durch äußere Reize erhält, als spiralgig aufgefaßte Progression vom Einfachen zum Komplizierten, vom Niederen zum Hohen und vom Unvollkommenen zum Vollkommenen in Form eines Zyklus oder eines Kreislaufs.

Es ist frappierend, wie sehr die Bastianschen Grundgedanken bereits in seinen ersten Veröffentlichungen ausgeprägt waren. Gerade anhand des Berichts über seine erste Reise nach Angola werden aber auch die große Diskrepanz und die Widersprüche zwischen seinen theoretischen Ansprüchen und dem Versuch ihrer konkreten Umsetzung überdeutlich. Diese Reise, die er allerdings noch als Arzt, nicht als Ethnologe, unternahm, führte ihn im Jahre 1857 von Luanda mit dem Schiff nach Ambriz und von dort in der üblichen Hängematte, mit insgesamt zwanzig Trägern, einem Koch und dem auch als Dolmetscher dienenden Anführer der kleinen Karawane in die Hauptstadt des alten Königreichs Kongo, Mbanza Congo (mit portugiesischem Namen São Salvador). Dieser Abstecher war noch keine Forschungsreise im eigentlichen Sinne, sondern sollte nur dazu dienen, „das Volk und die Art des Reisens kennen zu lernen“ sowie auf eine für später projektierte Erkundung des Kongo vorzubereiten (1859: 185f. Fn.). Aber schon damals existierte sein entwicklungsgeschichtliches Konzept:

„In Afrika's noch unerforschtem Innern, an seinen wenig betretenen Küsten wird uns die beste Gelegenheit gegeben sein, den Menschen in den ungestörten Verhältnissen seiner nothwendigen Entwicklung aufzufassen. Vom Naturzustande hat er auch hier sich lange entfernt; auch hier sind seit der Vorzeit Staaten entstanden und gefallen, haben Völker geblüht und gekämpft, aber ihre ganze Geschichte ist in fest umschriebenen Grenzen abgelaufen und bietet, mit dem Stempel selbstständiger Entwicklung geprägt, dem Forscher ein abgeschlossenes Bild, aus dem sich interessante Vergleichen entnehmen, wichtige Folgerungen werden ziehen lassen.“ (1859: 175)

„Der geographischen Gestaltung des afrikanischen Continentes nach, haben seine Völker sich nie über die unterste Stufe des Barbarismus erheben können. Nur, wo die Schifffahrt einen lebendigen Wechselverkehr zwischen fremden Nationen anbahnt, wird aus demselben eine höhere Kultur entwickelt werden. So bedeckten sich die Ufer des mittelländischen Meeres mit blühenden Städten und mächtigen Staaten, die stark durch innere Organisation die weiten Gebiete Asiens ihrer Herrschaft beugten. Afrika dagegen ist eine todte Masse, hinausgeworfen in die Mitte des Atlantik, der wild um seine Küsten brandet, aber dieselben nirgends in gastliche Buchten, in einladende Busen gliedert [...]. Als zum ersten Male die Kiele der portugiesischen Schiffe die Wogen des Atlantischen Oceans durchfurchten, war ein gewaltiger Gährungsstoff an diese von einer ewigen Nacht der Barbarei umhüllten Gestade geworfen, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Producte der rohen Elemente, die damals so plötzlich und so unerwartet zum Schaffen getrieben wurden, noch jetzt den unverkennbaren Stempel jenes Reiches der Finsternis an der Stirne tragen, aus dem sie erwachsen sind. Staunend sahen die Wilden die weissbeschwingten Schiffe durch eine ihnen unbegreifliche Macht an ihren Küsten entlang getrieben werden [...]“ (1859: 267–269). Diese Sichtweise hatte mit der historischen Wirklichkeit, die seitens der weißen „Kulturträger“ von Militärkampagnen und perfekt organisiertem, massenweisem Sklavenexport geprägt war, nichts zu tun und entbehrt auch jeder „wissenschaftlichen“ Erkenntnis.

Bastians Grundannahmen und der Charakter einer bloßen Prospektionsreise waren, abgesehen von der Art und Weise, wie er seine Feldergebnisse aufzubereiten pflegte, sicher ein wichtiger Grund für die insgesamt enttäuschende Ausbeute an eigenen Informationen, die er von hier mit nach Hause brachte. Das ist besonders bedauerlich, weil es aus dieser Zeit keine andere Beschreibung von Mbanza Congo und des Landes gibt. Das eigentliche Hindernis, damit auch wir, die wir nach Augenzeugenberichten für unsere eigenen Interpretationen lechzen, Bastians Feldforschungsnotizen noch mit Gewinn heranziehen können, liegt aber weniger in seinen Vor-Urteilen oder der Oberflächlichkeit und unsystematischen Datenerhebung als vielmehr in seiner ungeheuren Belesenheit. Seine Kenntnis der vielsprachigen Literatur (nicht nur) über Angola ist überaus beeindruckend und stellt viele modernen Wissenschaftler in den Schatten. Doch leider wird von ihm Selbsterfahrenes oder -beobachtetes mit völlig „unverdaut“ Angelesenem zu einem oft unentwirrbaren, weltweit verallgemeinernden Amalgam vermischt, so daß nur in den wenigen Passagen, in denen er ausdrücklich die Ich-Form verwendet (s. Text 3), das authentische, unmittelbar auf dieser Reise gewonnene Material durchschimmert. Bastian hat diese Methode ganz bewußt angewandt: „Der Horizont des Reisenden kann immer nur ein relativ beschränkter bleiben und seine persönlichen Erlebnisse müssen so sehr den Stempel des Zufälligen und durch äussere Verhältnisse Bedingten tragen, dass er sich erst eine breitere Basis der Beobachtung in dem Studium der Ge-

schichte zu schaffen hat, wenn nicht die von ihm entworfene Zeichnung gerade in ihren charakteristischen Zügen verzerrt und mangelhaft ausfallen soll.“ (1859: IX–X)

Aber er sah durchaus auch die Gefahren eines solchen Vorgehens, ohne indessen seine eigenen Warnungen zu beherzigen. „Man sollte stets Verallgemeinerungen möglichst vermeiden, so lange die Masse der Facta, die ihnen zur Grundlage dienen müssen, noch so unvollständig überschaut ist.“ (1859: 139). Mit seinen Vorgängern geht er in dieser Hinsicht manchmal hart zu Gericht. So urteilt er über frühe Berichte über die angolischen „Jaga“: „Derartige Verallgemeinerungen trifft man vielfach, bei den alten Berichterstattem, obwohl sie ziemlich werthlos sind, da zu wenig zwischen den Jagas, als Nation und als Secte unterschieden wird.“ (1859: 365). Nachdrücklich propagierte er „die naturwissenschaftliche Forschungsmethode, die grosse Errungenschaft unserer Zeit“, die auf dem Grundsatz basiere, „jedes Phänomen bis zu seinen ersten Prinzipien auszufolgen, und Nichts als wahr anzunehmen, als was vollständig bewiesen ist“ (1859: 328). Er selbst scheute sich jedoch z.B. nicht zu behaupten, daß, weil in Angola Ochsen, Kamele und Hunde als Transporttiere nicht oder nur bedingt einsetzbar sind, man hier „unter solchen Umständen“ leicht dazu neigte, „die Menschen als Thiere zu verwenden, besonders da in Afrika nie ein grosser Unterschied zwischen beiden gemacht wurde“ (1859: 23). Auch Analogien, die wie ein ausgeschütteter Zettelkasten über die Seiten seiner Bücher verstreut sind, setzt er nur allzu bedenkenlos ein, auch wenn er dann wiederum feststellt: „Analogien finden sich überall, müssen sich eben überall finden, und wenn man beliebig Einzelne derselben herausgreifen will, um Systeme aufzustellen, so lässt sich aus Allem Alles beweisen. Grade wegen der Allgemeinheit von Aehnlichkeiten sind sie zur Erklärung specieller Fälle in Mythologie oder Etymologie durchaus werthlos.“ (1859: 333). Nach wie vor Gültigkeit hat seine damals in Anlehnung an die Chemie, Geologie und Physiologie formulierte Überzeugung, „dass man die Gegenwart aus der Vergangenheit, das Sein aus dem Gewordenen verstehen müsse“ (1859: 342).

Eine systematische Quellenkritik war ihm fremd. Nachsichtig bat er aber beispielsweise darum, den alten Missionaren, „die weder Zeit noch Lust zu kritischen Erörterungen hatten, die Verwirrung, die in ihren geschichtlichen Berichten herrscht“, nicht zu sehr anzurechnen (1859: 233), eine Verwirrung, die dann allerdings in Bastians eigenen Darstellungen, etwa der Geschichte Angolas oder der „Jaga“, potenziert ist.

Diesen zwiespältigen Eindruck erwecken auch seine Äußerungen zur Feldforschung auf dieser Reise. Einerseits stellt er fest: „Gelegenheiten, um sich über afrikanische Zustände zu unterrichten, darf man nicht, wie es häufig geschehen ist, suchen, sondern muss warten, bis sie sich von selbst bieten, denn durch vieles Fragen erregt man nur Argwohn und kann dann um so sicherer darauf zählen, unverschämt belogen zu werden.“ (1859: 149f.). Andererseits

verhielt er sich selber manchmal recht wenig einfühlend. So ärgerte es ihn, daß seine Ankunft in einem Dorf nicht nur vorher angekündigt werden mußte, sondern daß er es nur zu Fuß und nicht in seiner Hängematte zu durchqueren hatte. Beim nächsten Mal erzwang er sich daher „freie Bahn“ mit der Androhung, von den zuvor verteilten Schußwaffen Gebrauch zu machen. „Alle weiteren Dörfer passirte ich fortan ohne besondere Schwierigkeiten und ersparte so viel Zeit, die nutzlos bei Beobachtungen aller durch alte Gewohnheiten vorgeschriebenen Gebräuche verloren gegangen sein würde. Bemerkte ich, dass das Uebersehen derselben die Leute allzu tief verletzte, so genügten ein paar unter die Aeltesten ausgetheilten Geschenke, um das gute Vernehmen wieder herzustellen.“ (1859: 108f.). So drängt sich immer wieder der Verdacht auf, daß sich Bastian gar nicht wirklich für die fremden Kulturen oder gar die Menschen, mit denen er dort zusammentraf, interessierte, sondern daß er lediglich danach trachtete, Beispiele für seine a priori gebildeten Vorstellungen anzuhäufen.

Seine zweite Afrika-Reise führte Bastian fünfzehn Jahre später in die heutige Enklave Cabinda an die Loango-Küste. Dort besuchte er ab Juli 1873 drei Monate lang (bis 12. Oktober 1873) die meisten holländischen Faktoreien und machte einige eilige Abstecher ins Landesinnere, besonders in Loango und den Zaire/Kongo aufwärts bis Boma. Inzwischen war die Ethnologie längst sein offizielles Fachgebiet geworden, doch galt auch diese Reise nicht einer eigenen stationären Forschung, sondern einer allgemeinen Orientierung und der Sondierung des Terrains für die interdisziplinäre Loango-Expedition, die hier noch im selben Jahr unter der Leitung des Mathematikers Paul Güßfeldt* im Auftrag der im April gegründeten „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ ihre Arbeit aufnahm. Wie stets hielt sich Bastian auch diesmal überall nur sehr kurz auf, und er selbst räumt ein, daß ihm keine Zeit geblieben sei, die „von allen Seiten zuströmenden Informationen den wiederholten Prüfungen zu unterwerfen, die ihnen erst den Stempel solcher Exactniß, wie sie in den vergleichenden Studien verlangt wird, aufdrücken würde“ (1874/75, I: XIV). Dennoch enthält seine Reiseschilderung etwas mehr ethnographische Substanz als diejenige über seinen Besuch im Kongo. Aber auch diesmal ist sie nur dort eine Primärquelle, wo der Autor explizit die Ich- oder Wir-Form verwendet und von ganz konkreten Situationen, Begebenheiten und Beobachtungen berichtet. Auch hier ist Bastians komparatistische Manie, die keine analytische Methode war, sondern lediglich ein Schwelgen in unverbundenen Aufzählungen – eine atemlose Wanderung durch Zeit und Raum –, wiederum das Haupthindernis, um die Arbeit heute noch als Quelle über die bereisten Gebiete zu benutzen. Das bemängelte bereits ein Rezensent: „[...] geographische Notizen [...], jedoch zerstreut und bisweilen nicht verwendbar. Z. B. werden eine ganze Reihe Itinerarien gegeben über Wege, die von Bomma an den nördlicheren Fluss Lukulla führen, aber es fehlt jede Angabe über Richtung und Entfernung oder auch nur über Punkte, wo die Wege den Lukulla erreichen, man weiss nicht einmal, ob

diese Wege von Osten nach Westen oder umgekehrt auf einander folgen oder überhaupt in einer bestimmten Reihenfolge erkundet sind. [...] Hier sei auch bemerkt, dass die vielen in diesem Bande aus früheren Reiseschriften zusammengestellten Notizen über weite Länderstrecken Inner-Afrika's nur mit Kritik und Verständniss benutzt werden dürfen, da längst Widerlegtes ohne jeden warnenden Zusatz neben die der jetzigen Kenntniss entsprechenden Angaben hingestellt ist.“ (*PM* 21, 1875: 316)

Bastian liebte es zu polemisieren und sein Spott traf unterschiedslos Afrikaner und Europäer. Besonders bissig äußerte er sich stets über die Mission (s. Texte 2 u. 5). Sein besonderes Interesse galt immer und überall den Glaubensvorstellungen, Mythen und Kulte, ohne daß er indessen die Geduld aufbrachte, tiefer in sie einzudringen. Leider faßt er das Wesentliche, das er auf dieser Reise darüber erfährt, mit dem Begriff „Fetischdienst“ zusammen (s. Text 6, s.a. 1 u. 7), unter dem er ein ganzes Weltbild verstand, das eine untere Stufe der Religionsgeschichte repräsentieren sollte. Heute ist diese Vorstellung, die im 19. Jahrhundert weit verbreitet war, längst obsolet geworden und wir wissen, daß auch unabhängig von diesen Entwicklungsgedanken die sogenannten „Fetische“ sehr viel komplexere Phänomene sind, als diese allzu simplistische Theorie es haben wollte. Durch die Verbindung mit evolutionistischen Grundannahmen im 19. Jahrhundert und dem negativen Beigeschmack, den dieser Begriff heute in unserer eigenen Gesellschaft hat, ist sein Gebrauch in diesem Zusammenhang nicht nur schief und verschleiern, sondern auch diskriminierend (s. Kap. 3 der Einführung). Er sollte deshalb endlich ad acta gelegt werden.

Weil im 19. Jahrhundert noch deutlich eine Arbeitsteilung zwischen den Material sammelnden Forschungsreisenden und den zu Hause theoretisierenden „Lehnstuhl“-Bearbeitern bestand und weil Bastian seine Afrikabücher ausdrücklich als Reisebericht und „auf persönlichen Erlebnissen“ beruhend deklarierte, erwecken sie falsche Erwartungen. Doch Bastian wollte gar keine Primärquellen nach unserem Verständnis schaffen. Insofern unterschied er sich nicht grundsätzlich von den modernen Ethnologen, die ihr selbst erarbeitetes Feldforschungsmaterial ja meistens auch nur in mehr oder weniger wiedererkennbarer Form als Basis für ihre eigenen theoretischen Ansätze und Interpretationen verwenden. Der Unterschied besteht vor allem darin, daß uns Bastians Interpretationen und Erklärungsmuster heute peinlich sind, weil sie nicht nur längst überholt sind, sondern weil sie erheblich dazu beigetragen haben, das Bild von Afrika als der „unterste(n) Stufe des Barbarismus“ (1859: 267) zu verbreiten und zu verfestigen. Neben den aus seinen Werken sorgfältig herauszufilternden authentischen Einzelinformationen hat, wenn auch aus sich wandelnden Gründen, seine von der Loango-Küste mitgebrachte ethnographische Sammlung (einige Dutzend „Fetische“, Bastkleidung, Körbe, Matten, eine Doppelglocke, ein Zepter, ein Blasebalg und mehrere für den Handel mit Europäern als Geld dienende Kupfer- und Messingringe) bleibenden Wert. Einige

dieser „Fetischfiguren“ sind in seiner Veröffentlichung als Zeichnungen abgebildet und befinden sich wie die übrigen Stücke noch heute im Ethnologischen Museum in Berlin (s. Abb. 1). Letztlich aber war Adolf Bastian in Hinblick auf die Erkundung Afrikas mehr ein Initiator als ein Forscher. Mit der Loango-Reise endete dann auch seine unmittelbare Beschäftigung mit diesem Kontinent.

Texte

1. Ein Besuch in San Salvador, 1859: 91–95

Da jeder Todesfall, dessen Ursache nicht ganz klar zu Tage tritt, einer Verzauberung zugeschrieben wird, und den Stammesgenossen die Pflicht der Blutrache aufliegt, so gewinnen die Priester, in deren Händen es liegt den Ausgang der Ordeale zu bestimmen, eine Macht, die sich ausser Afrika bei allen Wilden schwer empfinden lässt. Vermag der Mensch nicht selbst die Erklärung eines Phänomens zu finden, so folgt er willenlos den Andeutungen derjenigen Klasse, der ihre höhere Befähigung die Mittel, ihn zu leiten, an die Hand giebt.

Die Verwandten des Verstorbenen wenden sich an den Fetischmann und verlangen zu wissen, welcher Feind es sei, der ihnen diesen Verlust zugefügt habe. Im Schlafe oder im Zustande der Extase enthüllt sich dem Priester die Antwort, er nennt den Verdächtigen, und bald ist es das prüfende Ordealwasser, bald die Leiche, die vor seiner Hütte die Träger zum Stehen bringt, bald das Auffinden vergrabener Talismane, was seine Schuld beweist. Auf Befehl des Palavers wird er ergriffen, gebunden und zerstückt, da es die religiöse Pflicht einem Gliede der Gemeinde gebietet, selbst Hand angelegt zu haben, um die blutenden Glieder zu zerreißen. Die Tyrannen der Zulus wussten dieses Dogma zur Erreichung ihrer politischen Zwecke zu benutzen. Auf, ihren Wünschen entsprechende, Orakel gestützt, vernichteten sie fast die ganze Aristokratie ihres Stammes und bereicherten sich durch die Heerden der Verurtheilten.

Die Reisenden, die diese Verirrungen der Naturvölker beklagen, die ihnen oft die Bruderhand versagen möchten, vergessen gewöhnlich zu erwähnen, dass wir uns kaum der Herrschaft derselben Prinzipien entwunden haben, und das sie nie zu entsetzlicheren Greueln führten, als im gesitteten Europa. Wohl mag ein unheimliches Grauen den Leser beschleichen, wenn er die Geschichte der Hexenprozesse aufschlägt, wenn ihm die mephistischen Dünste jenes Höllenpfeils der abstrusesten Wirrheiten, der widrigsten Monstrositäten betäuben, wohl mag es ihm grausen in der That, wenn er bedenkt, wie wenige Generationen erst verflossen sind, seit ihre dicke, schwüle Atmosphäre den normalen Horizont der Gesellschaft bildete. Dass noch heute in der Masse des Volkes die bei den Wilden als Fetischdienst bezeichneten Ideenverbindungen fortwirken, kann sich Jeder aus Gerichtsverhandlungen katholischer, wie protestantischer Länder zur Genüge überzeugen, aber bis zur neuern Zeit war es die Klasse der

Gebildeten selbst, die von ihnen beherrscht wurde, und gerade beim Anbruch der aufklärenden Morgenröthe tauchte die europäische Civilisation, das seit dem Alterthume gehätschelte Kind der Geschichte, noch einmal, tiefer wie je, in das wüsteste Chaos des Unsinnes unter. Der Neger wird selten anders aus seinem Stumpfsinne aufgerüttelt, als wenn das grosse Verhängniss seiner eigenen Existenz sich seinen Augen darstellt, wenn er den Tod sein Opfer fordern sieht. Dann springt er auf, blickt verstört umher und hofft Blut mit Blut zu sühnen. Aber soll ich hier jene jammervollen Albernheiten wiederholen, jene Klat-schereien der Milchammer und Spinnstuben, die unsern an dem Verständnisse ihrer staubigen Folianten herumklaubenden Richtern genügten, um altersschwache Frauen, kranke Blödsinnige, unmündige Kinder ihren Familien zu entreissen, zu martern und foltern, dem grausamsten Tode zu weihen? soll [*sic*] ich jene wahnwitzigen Dissertationen erörtern, die verlangten, die Scheiterhaufen auf den Marktplätzen der Universitäten anzuzünden und Hunderttausende von Unschuldigen hinschlachtet? Noch 1783 leuchtete der düstere Schein ihrer Fakeln auf deutschem Boden. Und doch fügt auch diese dunkle Periode des Aberglaubens sich in den allgemeinen Entwicklungsgang ein, sie war nothwendig, um von jener gewaltigen Revolution, die am Ende des Mittelalters über das Menschengeschlecht hereinbrach, zur Gegenwart hindurchzuführen. Durch die grossartigen Ereignisse, die sich dann combinirten, wurde der bisher in den Schranken seiner chinesischen Zunftverhältnisse verknöcherte Geist des Germanenthums plötzlich und unmotivirt auf die schwindelnde Höhe gerissen. [...] Wir mögen zurückschauern vor den Fratzen, in denen unsere Kurzsichtigkeit nicht die vermittelnde Harmonie zu erkennen vermag, aber verdammen wir nicht die Bestrebungen unserer Väter, auch sie haben es ehrlich gemeint. In der blutigen Feuertaufe des Malleus Maleficorum errangen die Naturwissenschaften die sichere Basis, auf der sie jetzt das Reich der Finsterniss bekämpfen.

2. Ein Besuch in San Salvador, 1859: 97–99

Gegenwärtig beschränkt sich die Thätigkeit der Geistlichkeit besonders darauf, die rohen Fetischklötze in Häusern und Feldern durch geschnitzte Kreuze zu ersetzen, sowie die Abgaben des Zehnten gewissenhaft beizutreiben und womöglich noch, zum Besten des Himmels, durch Verkäufe von Ablässen zu vermehren.

Wie trefflich sie die ihnen gewordene Aufgabe der Bekehrung verstanden, bewiesen sie besonders zu der Zeit, wo die Regierung die regelmässige Menschenausfuhr nach den brasilianischen Colonien betreiben liess. Wenn die ihren Familien und ihren Freunden entrissenen Sklaven in die Böte geschmiedet wurden, um jenseits des weiten Oceans unter einem fremden Himmel und im fremden Land ihr qualvolles Leben hinzuschleppen, sass der fromme Bischof von Loanda auf dem noch jetzt erhaltenen Steinsitz am Ende des Wharf's und garantirte ihnen durch seinen apostolischen Segen die unaussprechlichen Selig-

keiten einer Zukunft, wogegen die kurze Prüfungszeit auf Erden nicht in Betracht kommen konnte. Die armen Neger verstanden freilich Nichts von dieser Ceremonie, als dass ihnen durch den Fetisch des weissen Mannes jetzt auch ihre letzte Hoffnung, nach dem Tode in ihre Heimath zurückzukehren, genommen sei [...] Zuchelli beschreibt mehrere seiner muthigen Kämpfe, die er zu ihrer Vertheidigung mit dem Bösen in Person zu bestehen hatte. Aber er schreckte nicht zurück. Im Augenblicke der Gefahr galt es heroische Mittel zu ergreifen und indem er entschlossen die anvertrauten Schützlinge mit heissem Eisen an der Zunge und auf dem Nacken brannte, gelang es ihm, sie von den Trabanten der Hölle zu retten, um sie glücklich in die Arme der ihrer harrenden Sklavenhändler im paradiesischen Brasilien zu führen.

Ketzern wurde in Congo und Angola die Ausführung von Negern nicht erlaubt, wenigstens nicht bis sich der Capitän des Schiffes durch die Missionäre gegen eine entsprechende Vergütung hatte einsegnen lassen. Nur Christen waren würdig genug zu Sklaven gemacht zu werden, während der Muhamedaner einen Heiden, der sein Glaubensgenosse wird, sogleich in Freiheit setzt.

3. Ein Besuch in San Salvador, 1859: 158–165

Schon mehrere Male war ich Dom Pedro [der spätere König von Kongo D. Pedro V.] darum angelegen, mich die Mumie des verstorbenen Königs sehen zu lassen. [...]

So kam er am Abend vorher [der Abreise Bastians], um mich zu der Leiche seines Onkels zu führen.

Der von dem verstorbenen Könige früher bewohnte Hof befand sich, gleich dem seiner Schwester und mehreren anderen, von den Hofleuten benutzten, innerhalb des königlichen Quartieres, das unmittelbar hinter meinem Gehöfte begann. Das Wohnhaus war ein für die dortigen Verhältnisse ansehnliches Holzgebäude, zu dem man auf einer Treppe hinaufstieg. In der Verandah stand der Thron, ein mit Schnitzereien bedeckter Lehnstuhl, der durch einen Baldachin bedeckt war. Der Kammerherr oder Schatzmeister, (da ich seinen congischen Titel nicht kenne), wurde in Requisition gesetzt, um die Thür zu öffnen, die seit der Stunde des Todes verschlossen geblieben war. Durch Scheidewände waren drei Zimmer gebildet, deren grösstes, ausser einigen vermoderten Möbeln und breiten Trommeln, verschiedene Rüstungen und Waffen, wahrscheinlich aus der Zeit der ersten portugiesischen Besetzung, enthielt. Besonders vollständig waren einige eiserne Helme, und durch Metallplättchen zusammengenietete Beinschienen. Eines der Schwerter steckte in einer messingenen Scheide, die in getriebener Arbeit verschlungene Arabesken und dazwischen Negerfiguren in verschiedenen Stellungen, einen in einer Hängematte getragenen Mann, und Aehnliches zeigten. Man sagte, dass ein Theil davon in S. Salvador gearbeitet sei, jetzt werde aber diese Kunst nicht mehr verstanden. Was ich bisher von Verzierungen in Congo gesehen hatte, beschränkte sich auf rohe

Wandzeichnungen, gewöhnlich mit grellen Farben ausgeführt. In der Nähe der Küste waren es meistens Darstellungen von Schiffen, Seevögeln, Dampfern u. dgl. m., im Innern gewöhnlich tanzende oder ausgestreckte Figuren, von ihren Sklaven umgebene Herren, Palmen u. dgl. m. In einem Hause, wo ich die Nacht logirte, waren alle Wände des Zimmers von Oben bis Unten in regelmässigen Reihen mit Soldaten bedeckt, theils in Marschordnung, theils kämpfend. [...] Das Schmiedehandwerk wurde in Congo, als königlicher Abkunft, hoch in Ehren gehalten, während es bei den Mandingoes so verachtet ist, dass der Umgang mit der dasselbe treibenden Klasse verunreinigt. [...] Diese verschiedenen Auffassungsweisen erklären sich einfach genug aus der Natur der Sache. War eine werthvolle Kunst von einem höher civilisirten und befreundeten Volke angenommen, so konnte es nicht fehlen, dass dieselbe bewundert oder von den Königen selbst unter ihre Protection genommen wurde. Findet sie dagegen ein eroberndes Volk in dem unterjochten Lande, so wird sie von demselben gleichfalls benutzt, aber in eine um so untergeordnetere Stellung zurückgedrängt werden, je mehr man Grund zu haben glaubt, sie wegen des Mysteriösen ihrer Ausübung fürchten zu müssen. [...]

In einer Ecke des Zimmers standen drei fast mannshohe Holzfiguren in Capucinertracht, wahrscheinlich den heiligen Franciscus und seine Genossen darstellend. Wenn die Gelehrten dem Könige von Congo anzeigen, dass ein Feiertag des Desu [*sc.* Jesus] bevorsteht, so führt das Volk die Heiligenbilder unter Tänzen und Gesängen in den verschiedenen Kirchenruinen umher, und in jeder derselben wird ein Abschnitt des Buches gelesen, d. h. ein Kauderwälsch geplappert, das je weniger verstanden, desto mehr bewundert wird, so dass der alte Bischof Dionysius seine Freude daran gehabt haben würde. Im Ganzen herrscht jetzt im Congo ein apathischer Indifferentismus gegen jede Art der Religion, wie es immer geschehen muss, wenn die alten Traditionen erschüttert sind, ohne dass sich aus ihnen ein vollkommeneres Gesetz herausgebildet hat. [...]

Dem alten Wohnhause des Verstorbenen gegenüber steht seine Grabhütte, in der man nur gebückt durch die niedrige Thür eintreten kann. Das Innere wird fast ganz von dem grossen hölzernen Sarcophage eingenommen, der auf vier mächtigen Pfosten ruht. Die Beamten des königlichen Haushaltes bildeten in zwei Reihen einander gegenüber knieend ein Spalier, von der Thür zu dem Sarcophage, um den herum kleine Lampen brannten. Die Mumie war ganz mit Tüchern bedeckt, und obwol [*sic*] sich die Form des Kopfes unterscheiden liess, doch Nichts von diesem zu sehen. Schon seit 8 Monaten stand sie dort.

Sobald der Herrscher von Congo seinen letzten Seufzer ausgehaucht hat, breitet sich die Wolke allgemeiner Trauer über das ganze Land, das in die tiefe Stille eines unverbrüchlichen Gebotes des Schweigens und des Fastens gehüllt wird, keine Leichenklage wird angestimmt, kein Todtenfest für ihn gefeiert. Nichts unterbricht die ungestörteste Ruhe. Die Hausthiere sind in den Höfen eingesperrt, der Neger sitzt in seiner Hütte ungewaschen und ungekämmt, und

selbst die Felder liegen brach, da Niemand sie für den nächsten Monat bebauen darf. Seit den Zeiten des christlichen Einflusses, wo man die Abschaffung lästiger Gebräuche mit dem Namen einer Reformation entschuldigte, haben sich viele dieser Einschränkungen gemildert, aber der Einbalsamierungsprocess geht noch auf dieselbe Weise vor sich. Dem Verstorbenen werden Arme und Schienbeine zerbrochen und die Glieder dicht an den Leib zusammengelegt. Man wäscht den Leichnam mit einem adstringirenden Manioca-Decocte und setzt ihn in einer bestimmten vorgeschriebenen Position über ein Strohfeuer, wo er vom Feuer geräuchert wird, bis die Eingeweide verschrumpft und alles Fleisch gedörrt ist. Während diese Procedur vor sich geht, repräsentirt eine in dem Pallaste aufgestellte Figur den Herrscher und wird täglich mit Speise und Trank versehen. Nach Beendigung der Austrocknung wird die Mumie mit einer Schicht roter Lehmerde überzogen, in ein seidenes Gewand mit silbernen Franzen gehüllt und in den Sarg gelegt, über den man eine Hütte baut. In bestimmten Zeiträumen nimmt man neue Umwicklungen vor, und Jeder der kommt, um in der Hütte zu beten, bringt mehrere Ellen Tuch, die hinzu[ge]fügt werden. Durch diese fortgehenden Einrollungen schwillt der Umfang so an, dass oft ein neues Haus übergebaut werden muss, und am Ende der zwölf Monate während welcher der Leichnam über der Erde bleibt, derselbe die Thür nicht zu passiren vermag. Er wird in dem Fussboden der Hütte begraben, und zuweilen, nachdem diese zusammengefallen ist, nach den Ruinen einer der drei Begräbniskirchen transferirt. Ursprünglich diente als solche die Kathedrale Santa Cruz, aber nachdem sie die Teufel eingerissen hatten, um den Leichnam des Apostaten Francisco Bullamatatare zu rauben, wurden die Särge in die noch besser erhaltenen Gebäude der neueren Kirchen versetzt. Der Trauerzug darf nicht von der geraden Linie abweichen, und Häuser, die im Wege stehen, werden niedergeworfen. Am Begräbnisstage tritt der schon bald nach dem Tode des Königs aus dessen Familie erwählte Thronfolger seine Regierung an, nachdem für das dazwischenliegende Jahr ein Interregnum geherrscht hat. Aehnliche Verhältnisse finden sich bei vielen der Mandingo-, Joloff- und Foulah-Staaten.

4. Ein Besuch in San Salvador, 1859: 168–170

Die Absicht, in der diese mannigfaltigen Vergleichen herangezogen sind, bitte ich nicht misszuverstehen. Es gab eine Zeit, wo man zu glauben schien, dass die Völker des Alterthums mit Culturen hausiren gegangen wären und waren es besonders die Pelasger, Tyrrenier, Meroer und andere Söhne Anak's die man verdächtigte, als flankirende Commis-voyageurs in Religion und Staatswissenschaft gemacht zu haben. Dem Scharfsinne des 18. und 19. Jahrhunderts blieb es vorbehalten, zu erkennen, wo sie ein Stück Mythologie, einen Koffer politischer Grundsätze oder einige Abfälle gesellschaftlicher Verhältnisse zurückgelassen hätten. [...] Jetzt aber hat der in der Geschichte frei bewegte Begriff die Schranken durchbrochen und würde es ein Anachronismus

sein, sie wieder aufbauen zu wollen. Ein naturgemässes Denken wird uns befähigen, zu erkennen, dass, wie wir überall die Naturvölker essen, trinken und schlafen sehen, wie sie stets die Füsse zum Gehen und die Ohren zum Hören benutzen, so auch überall eine zwingende Nothwendigkeit in ihrem Seelenleben die gleichen Grundformen ursprünglicher Entwicklung hervorgerufen hat. [...] Die Bedeutung der Culturstaaten, die sich zu einer freien Höhe der Entwicklung hinaufgearbeitet haben, liegt darin, dass sie durch gegenseitige Anregung auf einander wirken und so immer vollkommenerer Erzeugnisse hervorrufen. Ist das Missverhältnis so gross, dass unter dem Uebergewichte einer fremden Cultur die einheimische nicht zur Geltung zu gelangen vermag, so wirkt die Berührung lähmend, statt fördernd [...] Die Gegenwart, die durch die raschen Communicationsmittel die Entfernungen zu vernichten verspricht und mehr und mehr die Vergangenheit bei der erleichterten Reproduction der Literaturen absorbiert, darf vielleicht hoffen lassen, jenen centralen Standpunkt zu erringen, wo sich alle Phasen des in der Weltgeschichte emporgewachsenen Menschengenusses harmonisch in einander fügen müssen.

5. Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, 1874/75, I: 298–308

Wenn die Kapuziner hörten, daß das Volk sich an einen Ganga gewandt habe, um dem Lande Regen zu verschaffen, so ließen sie diesen, wenn er mit seinen (meist aus Erfahrung auf meteorologische Beobachtungen begründeten) Operationen im besten Gange war, durch ihre Hausdiener verjagen und hielten dann rasch eine Messe ab, die wenigstens in den erzählten Fällen (wie es schwarz auf weiß in zu Paris gedruckten Büchern zu lesen) stets den überraschendsten instantanen Erfolg hatte. Am eifrigsten gehorchten die Wolken, als man eines Tages das heilige Sacrament auf einem Altar der heißen Sonne aussetzte, in der die Heiden ihre Idole (oder europäische Katholiken ihre Dorfheiligen) braten lassen, bis diesen selbst eine Kühlung durch Regen erwünscht wird. [...]

Die vielen Amulette und Talismane, welche die in dunklem Aberglauben befangenen Neger ihren Fetisseros für schweres Geld abkauften und am Körper zu tragen pflegten, waren den frommen Vätern besonders ein Dorn im Auge. Sie legten deshalb einen vorwiegenden Nachdruck darauf, daß all' dieser heidnische Firlefanz durch christlichen ersetzt wurde, durch Angus dei, durch Rosenkränze, durch (nicht vom Ganga, sondern vom Padre) gefertigte Schnüre, durch Palmreiser, die am Palmsonntag geweiht waren, und gegen die Zuwiderhandelnden zeigten sie sich unerbittlich. [...] Der Unmuth der Ganga wurde vermehrt durch die unceremoniöse Weise, mit der die Kapuziner überall, wo sie sie fanden, Götzenbilder oder Figuren (die sich nicht als die katholisch approbirter Heiliger erwiesen) zu zertrümmern oder zu verbrennen pflegten [...]

Einige dieser in Blindheit geschlagenen Heiden scheinen mit verstockter Hartnäckigkeit an ihrem Aberglauben festgehalten zu haben. So wird von einer Mutter erzählt, die ein Idol verehrte, dem sie die Rettung ihres Kindes aus To-

desgefahr zu verdanken glaubte. Trotz inständigster Gegenbitten und alles Widerstrebens verdamnte der Missionär den Gott zum Feuertode, aber dennoch konnte die Anhänglichkeit der Bekennerin nicht wankend gemacht werden, und verzweiflungsvoll kratzte sie wenigstens noch die Asche des ihr Heiligsten zusammen, um dieser, wie früher, Anbetung und Dank zu zollen. Hätte es sich hier um die Asche oder Knochen eines Märtyrers, oder um ein Heiligenbild gehandelt, würde die Mittheilung des Missionärs wahrscheinlich in einem andern Ton verlaufen sein [...]

Besonders wirksam zeigte sich die christliche Magie bei solchen Operationen, für welche sie schon in europäischer Vorschule geübt war, wie bei Vertreibung von Insecten und anderm Ungeziefer, die während des Mittelalters in vielen Ländern mit der Exorcisation bedroht waren und in einigen, wie in der Schweiz, ihren eigenen Defensor und Procurator bestellt erhalten hatten. Als die Felder des Herzogthums Sundi von Heuschrecken heimgesucht wurden und Processionen nichts halfen, sprach der Padre die römischen Verwünschungen, und die dadurch in ihrer Gefräßigkeit gestörten Ungeheuerchen erhoben sich in die Luft und siehe da, fort war Alles. [...]

Unter derartigen und ähnlichen Selbsttäuschungen schleppte die Mission ihr tödtliches Leben hin, bis nach der Arbeit dreier Jahrhunderte nichts mehr von ihnen übrig war.

6. Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, 1874/1875, II: 155–158

Der afrikanische Feticismus erhielt seinen Namen aus dem Portugiesischen, da das zur Zeit der großen Seefahrten in Europa grassirende Hexenwesen den ersten Entdeckern die Analogien für die an der Westküste angetroffenen Verhältnisse abgab. Die Hexenfurcht mit der daraus sich ergebenden Verfolgung ist eine durchgehende Erscheinung, die sich bei allen Naturstämmen in Polynesien (besonders auf abgelegenen Inseln Melanesiens) sowohl, wie bei den Patagoniern oder nördlichen Indianerstämmen und dann durch ganz Afrika findet. [...] So finden wir bei allen primitiven Anschauungskreisen, daß die Ursächlichkeit jedes Unglücksfalles in den bösen Willen eines Nebenmenschen verlegt wird, und nur mit zunehmender Aufklärung verscheucht das Licht des Wissens die Gespenster eines mittelalterlichen Aberglaubens, obwohl sie in einsamen Localitäten bekanntermaßen, selbst an den Centralstätten europäischer Civilisation, bis auf heute fortspuken mögen.

Wie jedes Bedürfniß seine Abhülfe verlangt, so findet sich auch bei allen den von Hexenfurcht geplagten Stämmen eine Klasse von Helfern [...] Diese unter einer anerkannte[n] Religion als orthodox geachteten Priester mögen in Folge ihres Verkehrs mit dämonischen Mächten, und Bekämpfung der in ihren Augen bösen mit den für sie guten, ihrerseits wieder zu Handlungen verführt werden, bei denen sich in den in einander überlaufenden Schattirungen schwarzer und weißer Magie der Priester in den Zauberer verkehrt oder dieser in jenen.

In einem religiösen (oder doch theologischen) System hat der Priester zum Kampf mit Satan und zur Exorcisation seiner Teufeleien ein geregeltes Formelschema, mit dem er kraft seiner Weihe hanthiert. In einer buchlosen Religion dagegen ist der Fetischmann auf seine eigene Discretion und Combinationsgaben hingewiesen, um sich die Gaben der Natur aus Steinen, Pflanzen und dem Thierreich dienstbar zu machen, und um sie dann, sei es als medicinische, sei es als zauberische Heilmittel, die deshalb mit verehrungsvoller Scheu betrachtet werden, zu verleihen. [...]

Eine moralische Tendenz blickt in den Religionen der Naturvölker kaum hindurch, da die in complicirten Gesellschaftsverhältnissen wachsende Gelegenheit und Anleitung zu Verbrechen selten ist oder fast ganz fehlt. Der Diebstahl wird durch die Staatsgewalt, selbst wenn diese noch eine patriarchalische ist, zu streng bestraft, um bei den geringen Vortheilen und der Schwierigkeit der Verbergung häufig zu sein, und über den Mord wacht die Blutfehde. [...]

An der Loango-Küste wird der Fetichero, der oder die Hexe, als Endoxe bezeichnet, und ihm gegenüber steht der priesterliche Ganga, der Meister der Zauberer, der aber oft selbst wieder ein Zauber- oder Hexenmeister ist. Der Endoxe ist eben Jedermann oder Niemand. Niemand (mit gewissen Ausnahmen) wird sich als solcher bekennen und in Jedermann mag man ihn argwöhnen. Der Ganga dagegen ist ein anerkannter, und in gewissen Fällen vom Fürsten selbst eingesetzter oder bestätigter Stand, der durch die Arbeitstheilung nach verschiedenen Functionen eine Art Hierarchie gliedert. Die Hauptaufgabe des Ganga ist, wie gesagt, gegen die Angriffe des Endoxe zu schützen, sie unschädlich zu machen [...].

7. Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, 1874/1875, II: 252–253

Je roher ein Volk ist, je tiefer es auf der Bildungsstufe steht, desto unbedingter und blinder läßt es sich von den Anmaßungen seiner Priesterschaft leiten, desto willensloser bleibt es ein nachgiebiges Werkzeug in deren Händen. Und so lagert über alle Negerländer Afrikas, wenigstens über die Durchschnittsmasse der unteren Klassen, die dichteste Nacht des Aberglaubens – leider aber nicht dort allein.

Allerdings ist es Jedem zu überlassen, nach seiner Façon selig zu werden, und da ohnedem ein Jeder zu thun pflegt, was er nicht lassen kann, wird es auch so in Betreff des Glaubens sein. Diese individuelle Freiheit ist nicht zu beschränken, da jedes Individuum aus eigener Individualität sie sich giebt, aber die Folgen derselben müssen im Einklang stehen mit dem Wohl der Gesamtheit, über welche das staatliche Gesetz zu wachen hat. Die Freiheit des Glaubens ist deshalb zuzugestehen, gefahrlos wird jedoch der Glaube nur dann sein, wenn er ein wahrer ist, und nicht etwa ein Aber- oder Afterglaube, dessen Befreiung zum Untergang in Wahnsinn führt, wenn nicht durch Gesetzeskraft beschränkt.

Über den wahren Glauben ist nun freilich seit Menschengedenken in fruchtloser Weise gestritten, und so lange es sich um Religionssysteme handelt, die aus dunkeln Gefühlsregungen erwachsen, dem Bedürfnisse derselben in mehr oder weniger befriedigender Weise entsprechen mochten, war ein unparteiisches Urtheil an sich unmöglich, da Jedem der Glaube, in dem er erzogen, ein heiliger sein mußte.

Jetzt dagegen ist die Erkenntniß genugsam fortgeschritten, um bald auch über die Gefühle und ihre Ahnungen mit gleich mathematischer Bestimmtheit entscheiden zu können, wie bei den sonstigen Manifestationen in der Natur, und sobald die Psychologie durch die inductive Methode ihre gesicherte Durchbildung erhalten haben wird, muß der unter der jedesmalig herrschenden Weltanschauung als richtig anzuerkennende Glaube feststehen, da in ihm die vermuthungsweise Ergänzung zu der so weit gezogenen Sphäre des Wissens geliefert wird, und über die in diesem erlangten Resultat Klarheit gewonnen, eine solche also bereits voraussetzen ist.

Ist dieses angestrebte Endziel des menschlichen Selbstverständniß auf ethnisch-psychologischer Grundlage erreicht, so kann über die Art des zulässigen Glaubens kein weiterer Zweifel fortbestehen, und damit ist dann die Einheit von Staat und Kirche wieder hergestellt, wie sie in den Anfängen menschlicher Gesellschaft gegeben und nur auf der zur Vollendung leitenden Bahn in zeitweisen Uebergangszuständen zerrüttet war.

HUGO BAUM

Der Botaniker Hugo Baum (*17.1.1867 in Forst Niederlehmsitz, †15.4.1950 in Rostock) war zunächst am alten botanischen Garten in Berlin tätig, bevor er 1901 als Gartenmeister (ab 1926 Gartenoberinspektor) an den Botanischen Garten nach Rostock ging. Dieser blieb dann bis zu seinem Ruhestand (1933) seine Wirkungsstätte. Zwei botanische Forschungsreisen führten ihn 1899–1900 ins südwestliche Afrika (siehe unten) und 1925 nach Mexiko (s. Mansfeld 1981).

Die „Kunene-Sambesi-Expedition“, an der Hugo Baum als Botaniker teilnahm, sollte im Auftrage des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees (Berlin) in Verbindung mit der *Companhia de Mossamedes* (Paris) und der *South West-Africa Company* (London) den wirtschaftlichen Wert der südlichen Gebiete Angolas feststellen. Damals war der Bau einer Bahnverbindung von Transvaal nach Port Alexandre im Gespräch, die auch für die deutsche Kolonie in Südwestafrika von Bedeutung hätte werden können. Leiter des Unternehmens war der Holländer Pieter van der Kellen, dessen Bruder Emil der Station der *Companhia de Mossamedes* in Ediva vorstand. Von Mossamedes (heute Namibe) aus führte der Weg des Forschungsunternehmens mit drei Ochsespannen und erschöpfenden Fußmärschen vom 11.8.1899 bis 26.6.1900 zu den Flüssen Cunene, Cubango und Cuito bis zum Cuando und anschließend wieder an ihren Ausgangsort zurück. Die Ergebnisse dieser Reise sind in dem Werk *Kunene-Sambesi-Expedition* (1903) niedergelegt, in dem Baum den Reisebericht übernommen hat.

Die wirtschaftliche Erforschung des durchreisten Gebietes, und somit Kolonialinteressen, standen im Vordergrund. Die wissenschaftliche Erkundung in allgemein botanischer und zoologischer Hinsicht war jedoch ebenfalls erklärtes Ziel. Baums Bericht enthält darüber hinaus aber auch einige ethnographische Informationen (Texte 1 u. 2), die auf genaue Beobachtung zurückgehen und verhältnismäßig detailreich wiedergegeben sind. Wegen der Qualität und der thematischen Bandbreite der Ergebnisse beurteilte das Komitee sie als „für das deutsche Schutzgebiet sowohl in politischer als in wirtschaftlicher Beziehung von Bedeutung“ (in Baum 1903: IV). Darunter befindet sich auch eine eingehende Beschreibung der Kautschukbereitung (Text 2). Die ideologische Grundeinstellung des Autors, der sich für die afrikanischen Menschen nicht weiter interessierte, ist vor allem an der abschätzigen Bezeichnung „Kaffern“ für sie ablesbar. Das Werk enthält eine Reihe interessanter Fotografien mit teilweise ethnographischer Thematik, die vermutlich auf Pieter van der Kellen zurückgehen. Hugo Baum hat vor allem als Botaniker Bedeutendes geleistet: 1016 Pflanzen, darunter 300 neue Spezies wurden erfaßt, über 60 wurden später nach ihrem Entdecker Baum benannt (siehe Mansfeld 1981).

Texte*1. Kunene-Sambesi-Expedition, 1903: 57*

Unterhalb der Kuebemündung trafen wir am linken Kubangoufer das Kafferdorf Kabindere an. Dasselbe besteht aus einigen zwanzig Hütten und ist durch Pallisaden befestigt. Die hier wohnenden Kanguellakaffern waren gerade im Begriff, nach einer Insel im Kubango überzusiedeln, zu welchem Vorhaben sie die Furcht vor den Kuinghamas [sc. Kwanyama] bewogen hatte. Zur Zeit waren sie gerade dabei, ihre Hütten auf der Insel zu erbauen, und zwar in der Weise, dass sie ein rundes oder viereckiges Gerüst von schwachen Pfählen errichteten, die Zwischenräume der Pfähle mit Thon verschmierten und das Dach aus Pfählen und darüber befindlichem Gras herstellten. Im Innern der Hütte findet sich eine aus Thon hergestellte, niedrige, bettartige Erhöhung. Als Thüren dienen aus Rohr geflochtene Matten, als Maisbehälter Geflechte aus demselben Material, deren Boden mit Houtboschbast befestigt wird. Zur Verbindung mit den beiden Uferseiten des Flusses verwenden die Bewohner von Kabindere Boote aus der Rinde des Houtbosches. Die fruchtbaren Ufer des Kubango sind sehr dünn bevölkert; die Schuld daran ist nur den Kuinghamas zuzuschreiben, welche ihre Raubzüge sehr weit ausdehnen. So trafen wir z.B. am rechten Kuebeufer nicht weniger als vier verbrannte Dörfer, und am Kubango abwärts hatten wir wiederholt Gelegenheit, verbrannte und verlassene Dörfer zu passieren.

Bei Kabindere werden die nach dem Fluss gelegenen, geneigten Stellen, an welchen das Wasser durch den Sand austritt, zur Kultur von Kürbis, Wassermelonen und Mais verwendet. Tabak dagegen und Hanf sind an den tief gelegenen Stellen nahe am Ufer angepflanzt. Der Boden ist zwar mit Steinen vermengt, aber trotzdem sehr fruchtbar; einzelne Maishalme hatten eine Länge von 2 ½ Meter.

2. Kunene-Sambesi-Expedition, 1903: 98–105

In der Gegend des Quiriri sind eine grosse Anzahl fremder Kaffern zur Gewinnung von Kautschuk anwesend; diese müssen an die am Quiriri ansässigen Häuptlinge Abgaben bezahlen, welche jedoch in keinem Verhältniss zu dem Verlust stehen, welchen das Land an Kautschukpflanzen erleidet. Die Ausrottung der Kautschukpflanzen wird leider auch dadurch gefördert, dass junge Ausläufer der Pflanze am Endpunkte keine Spur von Wurzeln zeigen und nach dem Ausgraben der stärksten Wurzeln vertrocknen müssen. In den von Houtboschwäldern eingeschlossenen, nur mit Gras bestandenen grossen Flächen zwischen Quiriri und Kampuluvé fand ich die ersten Wurzelkautschukpflanzen, *Carpodinus chylorrhiza* K. Schum. n. sp., allerdings nur mit wenigen halbreifen Früchten. Nach der Grösse derselben liess sich ungefähr schlies-

sen, dass die Blütezeit in die Monate Oktober oder November fallen dürfte. Die Ursache, warum so wenige Pflanzen mit Früchten angetroffen wurden, kommt wohl daher, dass in diesem Landstriche die stärksten Pflanzen bereits ausgegraben waren. Das Vorkommen des Wurzelkautschuks erstreckt sich hauptsächlich auf jene freien, grossen Flächen, welche nur sandigen Boden haben und vom Wald eingeschlossen sind. Dieselben, „Sannas“ genannt, finden sich auf den Hügeln zwischen den Wasserläufen; die Pflanzen dringen mitunter auch in den Waldrand ein, kommen aber nicht in der Nähe der Bäche und Flüsse vor. Die freien, wasserlosen, sandigen Gebiete sind die eigentliche Heimat der Wurzelkautschukpflanzen. Das Vorkommen ist ein weit ausgedehntes. Während dieselben früher am Kutsi und Kubango bei Massaca sehr häufig waren, sind sie jetzt dort völlig ausgerottet, sollen sich aber noch im Lande der Kuinghamas [Kwanyama] finden. Weiterhin treten sie oberhalb der Lazingua-Mündung auf, erstrecken sich bis zum Longa, Quiriri, Kampuluvé, Kuito, gehen über diesen hinaus und sind sogar noch am Kuando vorhanden. Da die Wurzelkautschukpflanze nur in diesen wasserlosen Gegenden wächst, so müssen sich die Kaffern beim Ausgraben derselben mit einem Wasservorrat versehen, um in diesen Gebieten wenigstens einige Tage aushalten zu können. Zum Ausgraben der Wurzeln dienen kurze Hacken [...].

Die Zubereitung des Wurzelkautschuks ist folgende: Die Wurzeln, in einem starken und etwa 2 Meter hohen Pack zusammengebunden, werden nach dem Ausgraben zuerst gewässert, um den Bast weich und mürbe zu machen, damit er sich später beim Klopfen gut löst; dann wird der Ballen wieder an der Sonne getrocknet, die einzelnen Wurzeln werden in 30 bis 40 Centimeter lange Stücke zerteilt und dabei die an den Endpunkten der Wurzeln befindlichen Kautschukstückchen abgelöst, welche zu besonderen Mangas geformt werden. Die 30 bis 40 Centimeter langen Wurzelstücke werden sodann auf einem Brett geschlagen, um die Rinde vom Holz zu befreien. Ist dies geschehen, so werden die Rindenstücke mittelst eines hölzernen Hammers auf einem Brett solange bearbeitet, bis dieselben die Form eines Kuchens angenommen haben. Sind nun durch das Klopfen die grössten Rindenteile entfernt, so wird der Kuchen gekocht und abermals mit Knüppeln kräftig geklopft. Hierauf wird der Kuchen in viereckige Stücke geschnitten, welche in kochendes Wasser gelegt werden, und in noch heissem Zustande formt der Kaffer sodann jene runden Streifen von Finger- oder Daumenstärke, „Matali“ genannt, von denen 40 Stück eine Manga bilden.

Einzelne Kaffern bereiten den Kautschuk auch folgendermassen: Dieselben kochen die Rinde, sobald dieselbe von der Wurzel geklopft und abgestreift ist, klopfen dieselbe nach dem Kochen kräftig durch, spülen sie dann im Wasser aus, kochen, klopfen und spülen nochmals und zerreißen nun erst die flachen Kuchen in kleinere Stücke, die in heisses Wasser getaucht und dann durch

Drücken und Kneten in jene Streifen geformt werden, die gewissermassen im Handel als kleine Münze dienen.

Es kommen zwei verschieden aussehende Mangas in den Handel. Die eine Art, stark mit Sand vermischt und sehr schwer, ist die, welche aus den Kautschukstückchen hergestellt ist, die von den gewässerten Wurzeln abgelöst sind; die zweite Art ist die durch Klopfen hergestellte. Eine dritte Art, welche von einer besonderen Pflanze stammen soll, ist leichter im Gewicht und faserartig gestaltet, sie ist von den beiden anderen Kautschukarten leicht zu unterscheiden. Diese Sorte wird von den Händlern nicht gern gekauft und von den Kaffern des leichten Gewichtes wegen nicht gern hergestellt.

Die Zahl der Händler beträgt in dem ganzen Kautschukgebiet etwa 11; davon haben sich am Longa zwei Portugiesen niedergelassen, am Quiriri dagegen sechs Portugiesen, ein Schwede und ein Engländer, am Kampuluvé war keine Handelsniederlassung, am Kuito zwischen Kutue und Sobi zur Zeit unserer Reise die des Bastard-Portugiesen d'Almeida, welcher jedoch später auch nach dem Quiriri übersiedelte, da die dortige Gegend durch räuberische Ueberfälle feindlicher Kaffern unsicher geworden war.

Der Mangel an Lebensmitteln in der Kautschukgegend am Longa, Quiriri und Kampuluvé lässt sich ziemlich leicht dadurch erklären, dass die daselbst wohnenden Kaffern nicht viel mehr anbauen, als sie gerade gebrauchen, ferner einen grossen Teil des hier hauptsächlich gebauten Pennisetum zur Bierbereitung verwenden und schliesslich einen Teil der Lebensmittel an die anwesenden Händler und fremden Kaffern abgeben.

Nach dem Genusse von Hirsebier werden häufig Tänze veranstaltet, wobei sich die Kaffern mit weissen, roten und schwarzen Streifen bemalen, welche sich quer über die Brust und über die Arme hinziehen, und sich ausserdem mit den besten Lappen behängen, welche ihnen zu Gebote stehen. Bei dem Tanz wird der Körper in schlangenartigen Windungen verdreht und die Musik von einigen Tambourschlägern in so anstrengendem Tempo ausgeführt, dass diese von Zeit zu Zeit abgelöst werden müssen. Nach einer durchtanzten Nacht erscheinen die Dörfer des Morgens wie ausgestorben; nur beim Vorübergehen sieht man in den Hütten schlafende Kaffern.

Unter den Stämmen von Süd-Angola haben die Quiriri-Kaffern die grösste Geschicklichkeit in der Holzschnitzerei. Besondere Sorgfalt wird auf die Herstellung von Tabakspfeifen verwendet; aber auch Stöcke, Figuren und sogenannte Kopfkissen (das sind etwa 20 Centimeter hohe Holzstücke, welche sich die Kaffern beim Schlafen unter den Kopf legen) werden in der verschiedenartigsten Weise ausgeschnitzt. Zu diesen Schnitzarbeiten wird nur das Holz einer *Caesalpinia*, vermutlich von *Copaifera coleosperma* Benth., verwendet. Am Longa und am Quiriri werden ausserdem hübsch gemusterte Körbe und Schalen aus dem Bast von *Houtbosch* verfertigt.



2 Sammlung H. Baumann: „Nawazeia, Bild der verstorbenen Schwester, vom Bruder verfertigt. Tšokwe (Mahakolo)“. Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 37492

HERMANN BAUMANN

Hermann Baumann wurde am 9. Februar 1902 in Freiburg im Breisgau geboren. Nach dem Abitur 1920 begann er sein Studium zunächst bei Ernst Grosse und Eugen Fischer in seiner Heimatstadt. Neben Ethnologie und Anthropologie belegte er auch Geologie, Geographie und Philosophie. 1921 wechselte er nach Berlin, wo er außer Ethnologie und Geographie nun auch Soziologie und Afrikanische Sprachwissenschaften studierte. Felix von Luschan, Alfred Vierkandt, Karl Theodor Preuß und Diedrich Westermann zählten hier zu seinen Lehrern. Noch im Jahr seiner Ankunft fand er am Berliner Museum für Völkerkunde (heute Ethnologisches Museum) seine erste Anstellung. Er war zunächst Volontär, rückte dann zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter auf und wurde später Kustos der Afrika-Abteilung (1934–1939). Diese Museumsjahre, die seine fruchtbarste Schaffensperiode waren, haben ihn sehr geprägt und führten dazu, daß er zeit seines Lebens der materiellen Kultur und der Technologie einen hohen Stellenwert in seinen Arbeiten einräumte. Museumsobjekte waren für ihn kulturgeschichtliche Dokumente, mit deren Hilfe historische Fragen beantwortet werden konnten. Am Museum traf er auf Bernhard Ankermann, einen der Väter der Kulturkreislehre, der ihm für seine weitere methodische Entwicklung wichtige Anstöße gab. 1926 promovierte Baumann in Leipzig bei Karl Weule mit einer Arbeit über „Die materielle Kultur der Mangbetu und Azande“ (*Baessler-Archiv* 11, 1927). Ein Jahr später erhielt er dann eine feste Stelle am Museum in Berlin und wurde Schriftleiter der *Zeitschrift für Ethnologie* (bis 1941), dem Organ der angesehenen „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“. Von 1934 bis 1938 war er ihr Geschäftsführer. 1930 unternahm Baumann im Auftrag des Museums für Völkerkunde seine erste ethnologische Studien- und Sammelreise, die ihn nach Nordost-Angola ins Hauptsiedlungsgebiet der Chokwe am oberen Cassai und am Chicapa führte (siehe unten). 1932, also noch vor der Machtergreifung Hitlers, trat er in die NSDAP ein. Eine schwere Nierenerkrankung, die 1934 eine große Operation notwendig machte, beeinträchtigte seine weitere Lebensplanung. 1935 habilitierte er sich in Berlin mit der viel beachteten Schrift *Schöpfung und Urzeit im Mythos der afrikanischen Völker* (Berlin 1936).

1939 verließ Baumann Berlin und folgte einem Ruf auf den Lehrstuhl für Völkerkunde an der Universität Wien. Ein Jahr später erschien seine bedeutende Synthese *Völker und Kulturen Afrikas* als Teil eines Gemeinschaftswerks mit Diedrich Westermann und Richard Thurnwald (*Völkerkunde von Afrika*. Essen 1940, frz. Übers. Paris 1948). Der Krieg und später Deutschlands wissenschaftliche Marginalisierung verhinderten eine größere Resonanz und Debatte. Dennoch blieb es in der Nachkriegszeit viele Jahre lang das völkerkundliche Standardwerk über Afrika in Deutschland, während im Ausland George Peter Murdock's *Africa. Its Peoples and their Culture History* (New York *et al.*

1959) dann das weitaus größere Echo fand. In den Wiener Jahren fungierte Baumann auch als Herausgeber der *Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik*.

Kurz vor Kriegsende setzte sich Baumann nach Berlin ab. Nach der Kapitulation verlor er aufgrund seiner politischen Belastung (er wurde im Entnazifizierungsverfahren später als „Mitläufer“ eingestuft) seinen Wiener Lehrstuhl und schlug sich mühsam unter anderem als Sargtischler durch. 1949 zog er nach Frankfurt am Main und nahm im engen Kontakt mit dem Frobenius-Institut seine wissenschaftliche Arbeit wieder auf. Zwei Jahre später erhielt er im benachbarten Mainz einen Lehrauftrag. In diesen Jahren entstand sein großes Werk *Das Doppelte Geschlecht* (Berlin 1955).

1954 brach er mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft abermals zu einer Studien- und Sammelreise nach Angola auf, die ihn in diesem Jahr in den Südwesten führte (siehe unten). Nach seiner Rückkehr übernahm er als Ordinarius den neu eingerichteten Lehrstuhl für Völkerkunde an der Universität München, der 1964 für Afrikanistik erweitert wurde und den er dann offiziell bis zu seiner Emeritierung am 30. September 1967, tatsächlich jedoch bis zum 1. April 1968 innehatte. In diesen Jahren fand seine Arbeit zunehmend Anerkennung. So war er von 1963 bis 1965 Vorsitzender der „Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde“ inne und wurde 1965 zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Seine Kollegen ehrten ihn zu seinem 65. Geburtstag mit einer Festschrift, die auch ein ziemlich vollständiges Verzeichnis seiner Veröffentlichungen enthält (in *Paideuma* 13, 1967). Immer wieder durch schwere Krankheit behindert, gelang es Baumann nicht mehr, die seit langem geplante Herausgabe einer neuen Völkerkunde Afrikas zu vollenden. Die von ihm selbst übernommenen einleitenden Kapitel über Geographie, Physische Anthropologie und Vorgeschichte sowie eine allgemeine Kulturgliederung blieben unvollendet, doch zeigt dieses Konzept noch einmal die Breite seines wissenschaftlichen Ansatzes. Das zweibändige Werk erschien in kompletierter Form erst nach seinem Tode mit dem Titel *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen* (1975/1978), war aber damals schon aufgrund der inzwischen im Ausland etablierten professionellen Geschichtsforschung über Afrika über weite Strecken hin veraltet. Aus Baumanns Feder stammen darin einige Abschnitte über „Medizingeographisches“ sowie die Kapitel über „die Südwest-Bantu“ (vgl. Text 5) und die „Sambesi-Angola-Provinz“.

Da Hermann Baumann die Ausfuhr seiner 1954 in Angola erworbenen ethnographischen Sammlung verweigert worden war, hatte er immer wieder eine Rückkehr in dieses Land erwogen, um wenigstens einen Katalog dieser Gegenstände zu veröffentlichen. Der überwiegende Teil der Ethnographica befand sich inzwischen in Nordost-Angola im Museu do Dundo. Aufgrund seiner chronischen Nierenerkrankung, die immer wieder Krankenhausaufenthalte

notwendig machte, war ihm das Risiko dieser Reise bewußt. Trotzdem brach er schließlich auf Einladung der übernationalen Diamantengesellschaft (DIAMANG – *Companhia de Diamantes de Angola*), in deren Obhut sich die Sammlung befand, am 19. April 1972 abermals nach Afrika auf. In Dundo skizzierte er in den folgenden Wochen einen Großteil seiner Objekte, nahm ihre Maße auf und verfaßte zu jedem Stück eine kurze Beschreibung, die noch an Ort und Stelle ins Portugiesische übersetzt wurde. Auf der Rückreise erkrankte Baumann an Malaria, der er dann am 30. Juni, wenige Stunden nachdem er von einem Lissabonner Krankenhaus nach Deutschland transportiert worden war, in München erlag.

Hermann Baumann, den Helmut Straube in seinem Nachruf den letzten universalen Ethnologen des deutschen Sprachraums mit enzyklopädischem Wissen genannt hat (1972: 1), interessierte sich über Einzelfakten hinaus immer für die größeren Zusammenhänge. Dabei ist seine Arbeit von Anfang an betont historisch ausgerichtet gewesen. Dem Begründer der systematischen Ethnologie in Deutschland, Adolf Bastian*, hat er folglich seine „fast krankhafte Materialsammlung“ vorgeworfen, „die leider auf jede wirklich historische Wertung der Einzeltatsachen verzichtete“ (1934: 129). Er selbst fand seinen Weg im Bereich kulturhistorischer Wissenschaftsauffassungen und stand anfangs der Kulturkreislehre nahe, von deren weltumspannenden starren Konstruktionen er sich aber schon früh wieder löste. Seine eigenen Forschungen beschränkten sich im wesentlichen auf Afrika, da es seiner Meinung nach notwendig war, „erst einmal in engerem Rahmen die vorhandenen Schichtungen unter Berücksichtigung aller kulturformenden Faktoren herauszuschälen.“ (Vorlesungsmitschrift). Mit seinem 1934 erstmals formulierten eigenen Konzept über „die afrikanischen Kulturkreise“ suchte er sich gleichermaßen gegenüber Friedrich Ratzel und Bernhard Ankermann wie auch gegenüber Leo Frobenius abzugrenzen, wenn er diesen auch methodisch und in der Sache viel verdankte. Er warf seinen Vorgängern vor, daß sie vergessen hätten, „die Kulturkreise mit Leben anzufüllen, die manchmal groteske Anhäufung von Einzeltatsachen durch eine sinnvolle Verknüpfung auf geistesgeschichtlicher Grundlage vorzunehmen“ (1934: 133). Denn nicht „die Kumulation von Kulturgütern im gleichen Raum“, sondern erst „die sinnvolle Zuordnung zu einem in allen Kulturgruppen sowohl der materiellen als auch der geistigen Kultursphäre einheitlichen Kulturganzes“ mache einen Kulturkreis aus (*ibid.*: 132). Dabei komme aber, anders als nach Frobenius, auch den Trägern der Kultur eine entscheidende Rolle zu. Daher betonte Baumann die Bedeutung der Physischen Anthropologie, eine Auffassung, die sich bei ihm während des Dritten Reiches deutlich akzentuierte, danach zurückgenommen, aber nie gänzlich aufgegeben wurde. „Der Weg der Weiterforschung erscheint klar: Er muss gleich weitab führen vom statistischen Formalismus der kulturkreistheoretischen Anfänge, als auch von allen Bestrebungen, die jene mystische, eigenkräftige Volksseele aufleben lassen wollen. Er muss

immer mit dem Substrat der lebendigen menschlichen Gemeinschaften als Kulturträgern rechnen. Deshalb ist die Beachtung rassischer Gliederung, der Wanderungen, Eroberungen und anderer historischer Ereignisse unbedingt Voraussetzung jeder Kulturenkunde.“ (*ibid.*: 134)

Hermann Baumann forderte, auf der Basis intensiver Quellenstudien, eine ganzheitliche Betrachtungsweise der Kulturen, die auch die Ergebnisse der Nachbarwissenschaften, besonders der Vorgeschichte, Geschichte, Geographie, Physischen Anthropologie und Sprachwissenschaft mit einbezieht („Komplexe Methode“). Obwohl er Kulturen als funktionale Einheiten begriff, deren Teile in einem engen Wirkungszusammenhang stünden, blieb sein methodischer Ansatz grundsätzlich historisch-diffusionistisch. Anhand formaler Übereinstimmungen und räumlicher Verteilungsdichte hielt er es für möglich, eine Stratigraphie der Kulturen zu erstellen und durch Abdecken der jeweils jüngeren Schicht bis in große zeitliche Tiefe vorzustoßen. Als methodische Hilfskonstrukte dienten ihm dabei, für die diachronistische Erfassung, das Konzept der (aus den Kulturkreisen abgeleiteten) „Kulturen“ (später „Großkulturen“) und, für die synchronistische Erfassung, das Konzept der „Kulturprovinzen“ (auch „ethnographische Provinzen“), Gebiete, deren „ethnische Gruppen in den wichtigsten Kulturbereichen ein relativ einheitliches Kulturbild aufweisen, das jeweils eine spezifische Prägung besitzt, die es der oder den Grundkulturen verdankt, die am Aufbau der Kulturprovinz beteiligt gewesen sind“ (Straube 1972: 10–11). Umwelt und Grundwirtschaftsform galten Baumann als primär wirkende Faktoren. Die *Völker und Kulturen Afrikas* ist sein Hauptwerk mit diesem Ansatz (vgl. a. Text 5). Neue Forschungsergebnisse ließen ihn jedoch später unter anderem die hier noch angenommene Einheit von Rasse, Sprache und Kultur immer mehr in Zweifel ziehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte ihn der archäologische Nachweis sehr frühen Anbaus von Körnerfrüchten im Vorderen Orient zu einer historischen Neuorientierung und einem neuen Konzept der Weltgeschichte. Schon in seiner Habilitationsschrift, dem ersten Versuch, die charakteristischen Mythentypen und -motive Afrikas herauszuarbeiten, hatte Baumann auf die enge Verbindung der „hohen“ afrikanischen Mythik mit den Mythologien der frühen Hochkulturen des Mittelmeerraums und Westasiens hingewiesen. Jetzt glaubte er (in *Das Doppelte Geschlecht*), den Einfluß der auf Zerealienbau gegründeten sogenannten archaischen Hochkulturen des Vorderen Orients über die ganze Erde hin an Mythen und Riten bisexuellen und allgemein dualistischen Inhalts nachweisen zu können. Baumann war damit einer der ersten Ethnologen, der nachdrücklich die These vertrat, daß der für die Menschheitsgeschichte so entscheidende Übergang von der aneignenden zur produktiven Wirtschaftsform nicht in den immerfeuchten Tropen mit Knollenfrüchten, sondern in den trockneren Berg- und Hochländern Vorderasiens mit Zerealien erfolgte. Die bis dahin gültige Abfolge Wildbeuter – Pflanzler – Hochkulturen wurde von ihm aufgegeben,

da er nunmehr die Entwicklung der Hochkulturen ohne Zwischenphase direkt aus dem Wildbeutertum für gesichert hielt. Der Knollenbau galt ihm nicht mehr als eigenständige vorhochkulturelle Anbauform, sondern als die umweltbedingte Anpassung des Getreidebaus an die tropische Vegetation. Die heutigen bäuerlichen und viehzüchterischen Gesellschaften der Dritten Welt (die er als „metamorphe Kulturen“ bezeichnete) seien deshalb als die Repräsentanten einer in Jahrtausenden immer weiter fortgeschrittenen „Kontaktmetamorphose“ (infolge von Wanderungen, Grenzkontakten und Akkulturationsprozessen aller Art) zwischen den Wildbeuterkulturen („protomorphe Kulturen“) und den alten Hochkulturen („archemorphe Kulturen“), denen er die große kulturschöpfende Kraft zuschrieb, anzusehen. Alle Versuche, aus den heutigen „metamorphen“ Gesellschaften Rückschlüsse auf die Verhältnisse vor Ausbildung der Hochkulturen zu ziehen, seien daher von vorneherein zum Scheitern verurteilt.

Hermann Baumann sah seine Aufgabe in den großen kulturhistorischen Synthesen, in der Auswertung der von anderen zusammengetragenen Feldforschungsergebnisse. Aber obwohl er sich selber nicht zum Feldforscher berufen fühlte, hat er, während seiner ersten Angola-Reise, auch in dieser Hinsicht wichtiges und wahrscheinlich sogar dauerhaftes geleistet.

Diese von April bis Dezember 1930 durchgeführte ethnologische Feldforschung hatte zum Ziel, an die Untersuchungen von Alfred Schachtzabel* anzuknüpfen und bei dem „hochinteressanten Volk“ der Chokwe „mit besonders stark ausgebildeter künstlerischer Begabung“ (1935: 8) eine möglichst vollständige ethnographische Sammlung für das Museum für Völkerkunde in Berlin zu erwerben und diese, soweit es die Zeit zuließ, durch Beobachtungen über Kultur, Geschichte und Sprache zu ergänzen. Ein solches Vorhaben erforderte nach Baumann die Konzentration auf ein nicht zu großes Gebiet, da alle bisherigen Afrikaberichte oberflächlich, einseitig und gefärbt seien: „Die zwei Extreme sind abschreckend: da ist der Globetrotter, der nur das peripherische Afrika erlebt, die Wesleyaner Kirche, die schwarzen Zoll- und Verkehrsbeamten; da ist aber auch jener Anhänger des ‚surrealistischen‘ Primitivkultes aus den Pariser Cafés, der immer die Tiefen der negerischen Kultur – als ob es eine solche Gemeinsamkeit gäbe – deuten will, aber doch alles im Spiegel europäischer Wertung sieht.“ (1931c: 401).

Baumanns Reisebegleiter war Dr. Heinrich Meinhard (29.11.1900–15.10.1975) aus Wülfrath in Nordrhein-Westfalen. Er hatte in Heidelberg, Berlin und Bonn Indologie, Völkerkunde und Religionswissenschaft studiert und wurde 1926 zum Dr. phil. in Bonn promoviert. 1926-1937 arbeitete er in verschiedenen Funktionen in der Indischen Abteilung des Staatlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Auf der gemeinsam mit Hermann Baumann unternommenen Forschungsreise nach Angola, fielen ihm die Foto- und Filmaufnahmen zu. Da er Jude war, verlor er am 30.9.1937 seine Arbeit in Berlin und mußte 1938 mit Frau und Kindern Deutschland verlassen. Er fand Zuflucht in England

und arbeitete während des Krieges am Pitt Rivers Museum in Oxford. Dort befinden sich noch über 200 seiner Fotografien der Angola-Reise. 1947-1950 unternahm er für das Kolonialministerium Feldforschungen in Ostafrika und war danach, bis zu seiner Emeritierung 1966, Reader in Anthropology an der Universität von Newcastle-upon-Tyne. Eine kleine Genugtuung war für ihn die späte Verleihung des Ehrentitels „Kustos und Professor außer Dienst am Staatlichen Museum für Völkerkunde“, Berlin. (Nach Informationen von Ch. Stelzig 2005 und Unterlagen aus dem Pitt Rivers Museum).

Drei Wochen nach ihrem Aufbruch in Europa am 19. April erreichten sie Lobito, von wo sie mit der Benguela-Bahn bis nach Caála ins Landesinnere fuhren. Auf der nahegelegenen Farm eines Deutschen überbrückten sie die sich hinziehende Zeit infolge schleppender Zollverhandlungen. Schließlich ging es über die Musterfarm Cuemba am gleichnamigen Fluß zum Ausgangspunkt der eigentlichen Forschungsreise zur südlich von Vila Luso (heute Luena) gelegenen englischen Missionsstation (*Christian Missions in Many Lands*) Mboma am Rio Luena, wo Baumann sich sogleich unter Anleitung der Missionare intensiv um das schwierige Erlernen der Chokwe-Sprache bemühte. Von hier aus besuchten sie zu Fuß die umliegenden Chokwe-Dörfer und marschierten dann weiter nach Norden. Die Missionsstationen Luma am Cassai (mit dem Missionar McJennet) und die weiter östlich gelegene Mission Biula (mit dem Missionar Griffith) dienten ihnen als Stützpunkte für ausgedehnte Fußmärsche kreuz und quer durch das Chokweland bis zum Chicapa und Luachimo sowie zu einigen Lunda und Lwena, mit Trägerkarawanen von dreißig bis sechzig Mann abseits von allen großen Straßen und den Zentren portugiesischer Verwaltung. Denn Baumann war überzeugt, daß das Reisen mit dem Auto Oberflächlichkeit nicht nur begünstige, sondern geradezu erzeuge. „Das Auto darf ein Ethnologe nur zur Durchquerung großer Gebiete, die schon völlig unter europäischem Einfluß stehen, verwenden. Er hat, wie vor 30 und 60 Jahren, die Pflicht und das Recht, das Volk seines Studiums von Dorf zu Dorf marschierend kennenzulernen.“ (1931c: 402). Mit einem Streifzug durch das Gebiet der Lwimbi längs des Cuiva, eines Nebenflusses des Cuanza, fand diese Forschungsreise ihren Abschluß. Am 18. November verließen sie Angola und nahmen Kurs auf Hamburg. Eine beabsichtigte Fortsetzung dieser Forschungen in der folgenden Trockenzeit im benachbarten Nordrhodesien (Zambia) kam nicht mehr zustande.

Die ethnographischen Ergebnisse hat Baumann in seiner Monographie *Lunda. Bei Bauern und Jägern in Inner-Angola* (1935) mit vielen Zeichnungen und über 600 Fotos veröffentlicht. Außerdem brachte er 1375 Ethnographica mit nach Berlin (s. Abb. 2 u. 3), von denen anscheinend ein Großteil im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde. Rund eintausend Fotos und mehrere Filme dokumentieren Feldbau, Nahrungsbereitung, Handwerke und Tänze der Chokwe und Lwimbi. Etwa sechzig Chokwe-Texte (Märchen, Mythen und

Texte über das wirtschaftliche, soziale und religiöse Leben, wie Ahnenopfer, Beschneidung, Seelenvorstellungen und Besessenheit) blieben bisher im wesentlichen unveröffentlicht. Wohl auf Grund der deutschen Sprache und des allgemein nur geringen Interesses an diesem Teil Afrikas in unserem Jahrhundert fand Baumanns Buch zwar positive Besprechungen, aber nicht die wissenschaftliche Rezeption und Resonanz, die es verdient hätte. Alle Pläne einer portugiesischen Übersetzung blieben in den Ansätzen stecken, wozu unter anderem auch der Verlust eines Teils der Abbildungsoriginalen infolge des Zweiten Weltkrieges beigetragen hat. Es handelt sich um die erste umfassende Ethnographie dieses Volkes und es ist beeindruckend, was Baumann in der doch recht kurzen Zeit und ganz im Sinne seines ganzheitlichen Ansatzes (vgl. Texte 1–4) alles erfahren konnte. Obwohl er seine ursprüngliche Absicht, die kulturhistorische Stellung der Völker Nordost-Angolas anhand der vorhandenen Literatur im Rahmen der Angola- und Südkongo-Völker herauszuarbeiten, fallen ließ (und seine Ansichten dazu nur in der Einleitung kurz skizzierte), durchziehen seine kulturhistorischen Auffassungen ordnend und Zusammenhänge aufzeigend den gesamten Text (vgl. Texte 1–2). Später hat er bedauert, daß er damals „den Wert lokaler kulturhistorischer Forschung im Felde nicht höher einzuschätzen in der Lage war“ (1954b: 161) und sich nicht intensiv mit dem Studium der Ortsnamen beschäftigt habe. Die Darstellung folgt zwar den verallgemeinernden Vorgaben, die damals das Genre der wissenschaftlichen Monographie charakterisierten, doch verweist sie immer wieder auf ganz konkrete, persönliche Einzelbeobachtungen, so daß auch eine Fülle von besonderen Details und Varianten angesprochen, Hinweise aus der Literatur angeführt und Zweifel hinsichtlich der richtigen Interpretation geäußert werden (vgl. Texte 1–4). Der Autor hat sich seine eigene Meinung gebildet, läßt den Leser aber in der Regel an seinen Überlegungen ohne verschleiern den Dogmatismus teilnehmen. Besonders hervorzuheben ist sein geduldiges und nachhaltiges Bemühen, auch in die geistige und religiöse Welt der Afrikaner einzudringen (vgl. Text 3). Baumann hat kein Reisetagebuch hinterlassen, so daß über seine persönliche Einstellung zu den Afrikanern wenig bekannt ist. Seine Forschungsergebnisse und ihre einfühlsame Darlegung zeugen aber von einem Vertrauensverhältnis und von gegenseitigem Respekt. Baumann, der selbst ein Sonntagsmaler war und auch unterwegs in Afrika gerne zeichnete, hat die Holzschnitzkunst der Chokwe bewundert und ihre „Meisterwerke“ (1935: 63) entsprechend gewürdigt (vgl. a. Text 4).

Die Reise, die Hermann Baumann dann im Februar 1954 zum zweiten Mal nach Angola führte und über die es nur spärliche Informationen gibt, galt im wesentlichen dem Studium der damals noch wenig erforschten Völker des Südwestens. Anscheinend war aber keine stationäre Feldforschung geplant, sondern abermals vor allem der Erwerb einer möglichst geschlossenen ethnographischen Sammlung. Auf dem Hinweg führte ihn seine Route zu den damals

erst wenig bekannten und nur ansatzweise dokumentierten Felsbildern und Gravierungen auf dem etwa 12 km östlich von Capolopopo gelegenen „heiligen Berg der Kwissi“, dem Chitundu-Hulu. Erste Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er wenig später zusammen mit den von ihm selbst und seinen Begleitern, dem Studenten der Geographie Manfred Topp und dem Botaniker Dr. G. Boß, aufgenommenen Pausen, Zeichnungen und Fotos, in einem Aufsatz dargelegt (1954a). Seinen Plan einer größeren Arbeit, die mit umfangreichem Bildmaterial vergleichend auch die Gravierungen und Felsmalereien Ost- und Südafrikas einbeziehen sollte, hat er später nicht realisiert. Ein weiterer Abstecher galt der Residenz des Soba (Häuptling) von Caluquembe und ihren Steinsetzungen, ein Hinweis, den Baumann dem Missionar Pater José Francisco Valente, dem Gründer der Missionsstation Kola, verdankte (s. dazu Baumann 1956).

Auf der Rückreise besuchte Baumann die berühmten Steinnekropolen von Quibala, über die er, zusammen mit G. Boß, bereits zehn Jahre zuvor einen wichtigen, aber von den über Angola arbeitenden Wissenschaftlern nicht rezipierten Bericht – der Weltkrieg und wiederum die deutsche Sprache standen dem entgegen – veröffentlicht hatte (1943). Später brachte er sie mit den sogenannten „Jaga“ (Mbangala) in Verbindung und vermutete eine kulturhistorische Beziehung zu den Steinsetzungen in Zimbabwe (1956), eine Hypothese, die sich heute nicht mehr aufrecht erhalten läßt.

Die Ergebnisse dieser ethnographischen Erkundungen hat Baumann in keiner kohärenten Darstellung zusammengefaßt und publiziert. Er war sich wohl bewußt, wie sporadisch, oberflächlich und unvollständig seine Beobachtungen im ganzen gesehen waren. Es existieren noch fünf kleine Durchschreibehefte mit kurzen Notizen auf wenigen Seiten und ein weiteres Heft mit einigen ergänzenden ethnographischen und sprachlichen Informationen. Diese wenigen, sehr kursorischen und rudimentären Beobachtungen flossen jedoch in Baumanns Darstellung der Südwest-Bantu ein, die als Teil seiner neuen Völkerkunde Afrikas dann erst posthum erschienen ist (Baumann 1975a; vgl. Text 5). Sicher erhielt Baumann eine Reihe ethnographischer Informationen auch von Pater Carlos Estermann, mit dem er in Lubango (damals Sá da Bandeira) zusammentraf und der ihm den Abstecher zum Chitundu-Hulu vermittelte. Vermutlich hat er auch erst auf dieser Reise, bei seinem Aufenthalt unter den Ngangela, von einem Missionar die schönen ethnographischen Zeichnungen der Lwimbi/Ngangela erhalten (siehe Heintze 1988/1994).

Entgegen seinen Erwartungen konnte Baumann seine 1018 Objekte umfassende ethnographische Sammlung, die er zwischen April und August von den Humbi, Musho, Kuvale, Handa, Mwila (Nyaneka), Nkhumbi, Ngangela und Kwankhala erworben hatte, nicht nach Deutschland ausführen, obwohl von Anfang an vorgesehen war, für das Museu de Angola in Luanda Dubletten zu erwerben. Aufgrund dieses überraschenden Verbots mußte die Sammlung unter

prekären Lagerungsbedingungen in Lobito zurückbleiben. Um ihre Erhaltung zu gewährleisten, bot die im Nordosten Angolas engagierte Diamantengesellschaft daher an, die Sammlung in ihrem eigenen Museum in Dundo in ihre Obhut zu nehmen. In der Folgezeit wurden dann etwa hundert Stück aus Baumanns Sammlung an das Museu de Angola (heute Museu Nacional de Antropologia) in Luanda abgegeben.

Seit dieser Reise mit ihrem unvorhergesehenen Ausgang war es Baumanns Herzenswunsch gewesen, noch einmal nach Angola zurückzukehren, um dort seine Sammlung zu bearbeiten und einen Katalog der Objekte zu veröffentlichen. Als er die Reise schließlich Jahre nach seiner Emeritierung und mit labiler Gesundheit wagte, wurde es seine letzte. Er bereitete in Dundo aber noch einen ersten Entwurf des geplanten Kataloges vor, den ich inzwischen in einer umfassenden Bearbeitung mit Unterstützung durch das Historische Nationalarchiv in Angola veröffentlichen konnte (2002).

Texte

1. Lunda, 1935: 13

Ganz deutlich verrät noch die Art der Siedlung den hybriden Charakter der Wirtschaftsform des Tšokwevolkes. Das Waldbauerntum im Kerngebiet verfügt über bessere und dem Landschaftsbild viel treffender eingefügte Siedlungen als der stärker jägerische Volksteil im Norden, auf dem savannenähnlichen NO-Abfall des Hochplateaus zum Kongobecken. Hier ist die Landschaft abwechselnd durch die öden, unendlich weiten „tšanas“, d.h. sehr sandige, von dürftigen Grasbüscheln besetzte Strecken, durch den Trockenwald und die Galeriewälder, die auf der Höhe von Mwene-Luanda schon die Nebenflüsse des Tšihumbe und Luhembe begleiten, gekennzeichnet. Diese Landschaft ist nicht mehr so wildreich, wie sie noch vor einem Menschenalter war. Die schwarzen und weißen Jäger (auf Wild, Diamanten und Kautschukpflanze) haben dieses Sandland recht arm an Wildsäugern gemacht. Die Flinte war es, die schon vor Pogges*, Carvalhos und Wissmanns* Reisen den Weg von der Küste zu den Tšokwe fand und dort gegen Kautschuk, Sklaven und Elfenbein gern in Zahlung genommen wurde. In Nord-Lunda also zeigen die Siedlungen fast alle einen mehr oder weniger provisorischen Charakter. Die soliden Häuser (mazuwo, zuwo) mit Lehmverputz, wie man sie im bewaldeten Hochland zwischen oberem Tšihumbe und Lungwe-Bungu in großer Zahl findet, verschwinden immer mehr nach Norden zu, und Stroh Häuser werden häufiger. Die Dörfer (yihunda, tši) stehen mitten in der Savanne, der heißen Sonne ausgesetzt, ohne wesentlichen Schutz von alten Bäumen; es fehlen auch die Pallisaden [*sic*] des Südens. Die im südlichen dichten Hochwald lebenden, intensiv wirtschaftenden Feldbauern, denen die Jagd wohl nie so sehr zum Selbstzweck wurde, wie den

Verwandten in den Tšanas des Nordens – obwohl sie natürlich ebenfalls diese alte Wirtschaftsform mit Liebe betreiben –, besitzen sauber gerundete Siedlungen mit liebevoll verzierten und gestalteten Hütten. Mitten in den Wald gebaut, ziemlich weit weg von Fluß und Acker liegen sie mit Vorliebe auf den hügeligen Rücken zwischen den Wasserläufen. Im Norden kann man unter Umständen 20 bis 40 km zurücklegen, bis man zum nächsten Dorf gelangt. Im Süden, vor allem längs des oberen Kasai, sind die Siedlungen so dicht gesät, daß kaum eine halbe Stunde vergeht, bis man dem Häuptling des nächsten Dorfes seine Aufwartung machen kann. Die Dörfer des Südens sind dazu noch zahlreich, wenn sie auch nicht die stattliche Zahl von 45 bewohnbaren Hütten wie im Musterdorf Liatumbwoka erreichen. Der Durchschnitt dürfte 25 bis 30 Hütten pro Siedlung im dichtbewohnten Gebiet zwischen dem Nordufer des Kasai und dem Tšihumbe (besonders um Luma) betragen. Das Dorf Manguza zählte z.B. 30 Hütten. Um das Dorf eines bedeutenderen Häuptlings, wie etwa des Mwativua von Luma, wie auch der Mwatatšikuza, Kaholo, Kakoma u.a., bildeten sich eine Reihe kleinerer Dörfer wie ein Kranz.

2. Lunda, 1935: 139–140

Jeder Ethnologe, der diesen, durch Pogges, Schütts*, Wissmanns, Serpa-Pintos, Capello-Ivens, Camerons und Carvalhos Reisen bekannt gewordenen, geschichtlich sehr interessanten Winkel Afrikas heute besucht, ist enttäuscht. Ihm will es nicht in den Kopf, daß er auf dem Boden des alten Mwata-Yamvoreiches, das in der Völkerkunde und Kolonialgeschichte Afrikas als eine gewaltige Macht erscheint, steht. Welches kümmerliche Staatenleben, wenn man heute überhaupt noch von dergleichen reden kann, ist aus der Zeit der großen Geschichte vor einem halben Jahrhundert übriggeblieben! Die Fürsten sind bedauernswerte Dorfhäuptlinge geworden, und es scheint so, als ob die früher mächtigsten Herrscher heute die geringste Autorität besitzen. Es scheint so! Denn, wenn die portugiesische Regierung auch fast alles an tatsächlicher Macht zerstörte, was ursprünglich die Fürsten groß machte, so leiten diese doch noch einen erstaunlichen Grad von Autorität aus der Tradition und dem Ruhm vergangener Tage ab. Diese Autorität ist aber platonisch und erzeugt lediglich Achtung gegenüber dem Volk, da die Macht in den Händen des Postenchefs, bzw. der von ihm eingesetzten und beauftragten „miata“ (sing. mwata = Häuptling) liegt. Auch diese miata sind heute wieder einfache Sippen- und Dorfoberhäupter. Ich sage „wieder“, denn es ist anzunehmen, daß vor der Herrschaft der Lunda-Luba-Dynastie über ihr Kernland am oberen Kasai die Tšokwe ungefähr dieselbe politische Verfassung besaßen wie heute, wenn man natürlich von den europäischen Elementen absieht. Der Reisende muß sich, wenn er etwas von dem sehr interessanten Staatenleben des vergangenen Jahrhunderts erfahren will, ganz und gar auf die Träger großer Traditionen verlassen. Dabei tritt eine große Schwierigkeit zutage. Die Tšokwe sind nicht eigentlich das

Staatsvolk gewesen, sondern die Lunda-Luba-Dynastie, die nicht nur die Tšokwe, sondern auch die rassisch und ethnisch von ihr verschiedene Masse der Lundaleute, die Šinše [Shinje], Mbangala, Mataba, Minungo und eine Reihe anderer Völker außerhalb Ostangolas beherrschte. Der Kern dieser Macht war der Hof des Mwata-Yamvo – oder wie die Tšokwe sagen, Mwatšavua – östlich des Kasai, im heutigen Kapanga [*sc.* Katanga]. Dieser setzte seine Verwandten als Herrscher über die Tšokwe ein. Diese Lundastämmlinge wurden aber alle tšokwesiert. Die Geschichte der Tšokwe ist also teils die der Lunda, teils die ihres Volkstums selbst, und es ist natürlich, daß alles, was ich hörte, nur vom Gesichtspunkt der Tšokwe gesehen ist. Das hat dann selbstverständlich allerlei mißliche Verwechslungen zur Folge. Vor allem müssen wir stets bedenken, daß die Tšokwe die Geschichte ihrer Könige immer im Tšokwesinn erzählen. Ich gebe hier nur wieder, was ich von den Tšokwe erfuhr:

Die mianangana (Könige) im Tšokweland sind also fast alle verwandt gewesen; sie gehörten der alten Lundadynastie an. Aber im allen Tšokwe bekannten „Krieg der Holzpfeile“, der ein Kampf der Söhne gegen die Mutter war, trennte sich der Zweig, der über die Tšokwe herrschte, ab. Diese Mutter war der Mwatšavua selbst! Das ist das ganz Besondere an der Tšokwetradition, daß sie den sonst als männlich angesehenen Lundafürsten weiblich auffaßt. Diese Mwatšavua gebar einem unbekanntem Ehemanne eine Reihe von Söhnen. Zwei davon, Kanyika und Ndumba, trennten sich, wie gesagt, im Krieg und zogen nach Westen, wo sie die Hügelländer der Tšokwe besetzten. Viele der Söhne und Töchter blieben aber mit ihren Neffen in Lunda. Stets waren sich die Tšokwekönige ihrer Lundaabkunft bewußt, wenn sie auch schnell die Sprache der Tšokwe annahmen und heute als Tšokwe gelten. (Wenige Ausnahmen, wie Mwene Luanda und Nakapamba werden später noch erwähnt.) Die beiden Brüder Kanyika und Ndumba hatten nun eine Schwester Tembo, die mit ihnen ging. Sie wurde die eigentliche Stammutter der Tšokwe, da ihre Söhne nach dem Mutterrecht der Tšokwe, das die Fürsten annahmen, thronberechtigt wurden. Der Mann dieser Tembo war wiederum unbekannt. Mit ihm zeugte sie zwei Söhne, die die Stammväter der Tšokwe wurden. Es waren die nach ihren Mutterbrüdern genannten Kanyika ka Tembo und Ndumba ya Tembo. Mit diesen beiden Fürsten sind alle mianangana der Tšokwe verbunden, wobei Ndumba ya Tembo der Bedeutendere zu sein scheint, da die Ndumbalinie stets den obersten Mwanangana stellte. Als die Tšokwe schon ihre Fürsten hatten, schickte die Mwatšavua einen Boten, der in ihrem Namen gebot, daß einer der Könige ihren Namen trüge. Mwandumba (= Herr Ndumba) verlieh seinem Neffen diesen Namen (Titel) und setzte ihn als Unterkönig an den oberen Kasai. Den letzten Mwatšavua dieser Linie traf ich in kümmerlichen Verhältnissen als Christ auf der Mission Luma am oberen Kasai. Auf einigen Karten kann man seinen Namen noch verzeichnet finden. Ein anderer Neffe des Mwandumba erhielt das Nordland zugesprochen, in das er sich mit dem Mwatšuli teilt: es ist

der berühmte Mwatšisenge, der auch in der älteren Literatur als Quisengue bekannte Tšokwefürst. Ein dritter Neffe Kandala erhielt das Land südlich des Kasai. Mit dem Stammahnen Kanyika ist sein Neffe Mwatšimbu verbunden, der über alles Land vom Luena bis zum Lungwebungu und im Westen bis an das zwischen Luando und Kwango befindliche Stammland seines Onkels seine Herrschaft ausdehnte. Die Söhne des Kanyika, die ja nicht erberechtigt waren, bekleideten lediglich die Stellungen einfacher „miata“ am Luena-Mošimoši, wie etwa der Fürst Mboma und Zimbo. Jener Tšisenge saß früher um Peso (Tšihumbbogen) und wanderte später nach Norden aus. Er wollte nicht mitten im Herrschaftsgebiet seines Onkels Ndumba leben. Bei Peso wurden an einem streng geheimgehaltenen Ort die Schädel der Ahnen des Ndumba aufbewahrt. Mwene-Luanda, oder mit dem eigentlichen Lundatitel „Mona-Luanda“, d.h. „Sohn des Westens“, war bis zuletzt ein echter Lundafürst geblieben. Das mag damit zusammenhängen, daß er über ein Gebiet herrschte, in dem wesentlich alte Lundabevölkerung noch heute sitzt, und daß die Tšokwe bei ihren das Lundareich zerstörenden Expansionen das Land zwischen Tšihumbe und dem SN-Lauf des Kasai, über das Mona-Luanda herrschte, verschonten. Ähnlich blieb der Vater des heutigen Fürsten Nakapamba (Residenz zwischen Peso und Tšihumbe) ein unabhängiger Lundafürst. Aber sein Sohn, der jetzt lebende, auch schon greisenhafte Nakapamba, wurde im Tšokwekrieg verklavt und genießt nur durch Gnade der portugiesischen Verwaltung die Ehren eines Soba, ähnlich wie der Tšikusa genannte Häuptling der Tšokwe bei Luma, der ebenfalls nur ein ehemaliger Lundasklave sein soll.

3. *Lunda, 1935: 194–195*

Zwei seelenähnliche Dinge vermögen die Tšokwe anzugeben:

1. das „mwono“ oder „moyo“ oder „kuhwilila“. Es ist das Leben im vitalen Sinn, das Herzklopfen und Atmen (kuhwilila = „die Brust halten“); es ist auch in der Kaurimuschel und der weißen Erdfarbe enthalten, und mit „moyo“ begrüßt man sich etwa so, wie wir „Gesundheit“ sagen.

2. das tšizulie. Dieses Wort bedeutet am kürzesten gefaßt: „Abbild“, sei es der Schatten eines Menschen, ein photographischer Abzug, das Bild in der Kamera, die Lehm- und Holzbilder der Ahnen und Dämonen, das Spiegelbild usw. Tšizulie ist nicht nur Schatten und nicht der Schatten allein, denn ein gewöhnlicher Schatten ist „tšihuhumuke“ oder „tšitotoši“. Während das „mwono“ nach dem Tode aufhört, spricht man vom „tšisanguke“, also schlechthin der verwandelten Form des Toten – sei es ein *mupimu*, sei es ein *mutalu* –, oft als von einer Art tšizulie und denkt sich wohl dabei ein nicht plastisch ergreifbares, aber doch reales Erscheinungsbild. Ich erhielt aber auch andere Aussagen, welchen ich etwas skeptisch gegenüberstehe, denen zufolge ein Unterschied zwischen „tšizulie“ und „tšisanguke“ gemacht wird; der erstere verursache keine Träume, sondern bleibe an der Türe des Schläfers stehen und bewirke einen

Alpdruck und das Stöhnen im Schlafe; der tšisanguke aber, vor allem der „mutulu“, verursache Träume. Träume sind besonders wichtig, wie wir noch an verschiedenen Stellen sehen werden. Der Träumer wird stets sein Nachterleben andern Tags in der „tšota“ oder in der Familie erzählen. Man berät und entschließt sich etwa, daß heute keiner in den Wald zur Jagd oder auf Reisen gehen darf; in schweren Fällen zieht man den Wahrsager zu Rate. „kupuma“ heißt: unter dem Druck eines Traumbildes stöhnen. Das scheint doch zu beweisen, daß obige Angabe vom Alp nicht korrekt ist. Auch der „mutalu“ oder der „tambwe“ (Löwe) bedrücke den Schläfer und mache ihn „kupuma“.

Wenn man nun behauptet, der „tšizulie“ verursache keine Träume, sondern die „mitalu“, die Dämonen, die Ahnen, die Mordgeister seien es selbst, und wenn andererseits wieder tšizulie mit den Wandelformen (apimu und mitalu) identifiziert wird, so ist, wie ich glaube sagen zu können, die wahre Meinung der Eingeborenen die: alle Wesen, ob tot oder lebendig, ob menschlich oder dämonisch, haben ein „tšizulie“, das unwandelbar ist. Es ist das Bild, der Schatten, die Erscheinungsform. Wenn man träumt, so erscheinen die yizulie aller jener genannten Wesen, und je nach ihrer Art verursachen sie Pein oder Glücksgefühl. Ein „tšisanguke“ hat ebenso ein „tšizulie“ wie ein lebender Mensch. Wie wäre es sonst möglich, daß man sich Bilder der Ahnen anfertigt und sie „tšizulie“ nennt? Der hölzerne Fruchtbarkeitsvogel auf dem Dach ist ein „tšizulie“ und soll den Vogel heranziehen und gewissermaßen ihm die Erscheinungsmöglichkeit geben. Die Lehmfiguren der Ahnen in den „isola“ genannten kleinen Kraalen für Kultgerät neben den Hütten sollen als „yizulie“ (nach bestimmten Träumen gefertigt) die Hilfe der Ahnen herbeibringen, damit Kindersegen eintritt. Neben den Lehmfiguren der Ahnen stehen auch Holzbilder derselben Verstorbenen und zum selben Zweck, nicht selten mit kleinen Holzfiguren (Kinder) um den Hals gebunden. Andere, besonders in Jägerfamilien beliebte Ahnenbilder heißen „tungonga“ und sind immer paarweise vertreten. Auch kleine „ndepi“ genannte Figürchen, die man mir als Schutzfiguren für Kinder bezeichnete, stellt man gern in die „isola“ neben die Ahnenbilder aus Holz oder Lehm.

4. Lunda, 1935: 224–225

Unsere [erworbenen und in Baumanns Monographie abgebildeten, s. Abb. 3] Stühle zeigen deutlich einen Verfall der monumentalen Innerlichkeit einerseits, der naturalistischen Körperbewertung andererseits. Wir haben hier ein Gemisch beider Stile vor uns, eine Kunstform jedoch, die durch die Mischung keine Potenzierung des inneren Wertes erfahren hat. Diese Lehnstühle sind die Träger einer ganz spezifischen Genreplastik geworden, die sämtliche Lebensphasen in ungemein charakteristischer Art darzustellen versteht. Man muß einen weiten Sprung bis nach der Goldküste und zu den dortigen Goldgewichten der Aschanti wagen, um Ähnliches an afrikanischer Plastik zu finden.

Die Stühle, die hier zur Behandlung stehen, sind fraglos in ihrer Konstruktion europäischen Vorbildern abgelauscht. Seit dem 15. Jahrhundert ist Angola den portugiesischen Kolonisatoren bekannt. Das alte Königreich Kongo mit den christlichen Königen und deren Residenz San-Salvador liegt nicht allzuweit ab. Mit vielen anderen europäischen Kulturgütern mögen auch diese Lehnstühle in den Lebensbezirk der Eingeborenen frühzeitig Eingang gefunden haben. Nicht als ob Lehnstühle an sich europäisches Importgut wären – von den Luba bis nach Ostafrika finden wir überall die Lehne am Hocker – aber die viereckige Gestaltung des Sitzes mit Fellbezug und die mit Zapfen in die vier Füße eingelassenen Querstangen sind zusammen mit der Nagelung so eminent unafrikanische Züge, daß wir diese Sitzgelegenheiten ruhig als Lehngut aus dem „Westland“ annehmen dürfen. [Henrique Dias de] Carvalho, der beste ältere Kenner Lundas, erwähnt sie auch als charakteristisch für die „Quiôco“; der Lundaherrscher bedient sich ihrer besonders gerne im Gespräch mit den Fremden – ein Hinweis auf die Herkunft der Stühle. Carvalho schildert auch, wie eifersüchtig ein Lundapotentat darauf sieht, daß niemand höher als er selbst sitze. Auch die Stühle der Tšokwe-Herrscher, soweit es sich nicht lediglich um Dorfälteste handelt, sind größer als die der Gemeinen. Die Verzierung ist nicht unbedingt ein Zeichen fürstlicher Herkunft eines Sitzes, aber meist sind Häuptlingsstühle reicher beschnitzt. Bemerkte sei, daß Frauen das Sitzen auf Stühlen unbekannt ist. Ich habe nie und nirgends eine Frau anders als auf der Erde sitzen sehen, und stets wurde ich beim Ankauf eines Stuhles an den dafür zuständigen Mann gewiesen, wenn ich einmal derart das scharf ausgeprägte Familienbesitzrecht mißachtete. Die Tšokwe müssen die Herstellung dieser Lehnstühle schon vor sehr langer Zeit erlernt haben; sie sind so alt wie die Kenntnis des Verzapfens und Nagelns im Innern Angolas. Wir wissen ja, daß durch die sogenannten Ambakisten, eine mit portugiesischer Halbkultur und reichlichem Händlergeist behaftete Gruppe der Kimbunduvölker nördlich des unteren Kwanza, immer wieder portugiesische Kulturgüter nach „Ngangela“, dem wilden Inneren, kamen. Schon die Viereckform des Stuhles ist für alle Angolavölker, die in primitiven Verhältnissen nur den runden Hocker kennen, eine Fremderscheinung. Aber alle Verzierung ist im besten Sinne afrikanisch.

Gute, alte Stühle sind heute recht selten. Fast überall trifft man die lehnfreien, niedrigen viereckigen Stühlchen ohne jede Verzierung. Nördlich des oberen Kasai gelang es uns, einige sehr schöne, gute und alte kleinere Stücke schon gleich zu Beginn der Buschreisen zu erhalten, aber nur durch Zufall kam ein großer Häuptlingsthron in Luma in unsere Hände. Erst viel später haben wir auf Kreuz- und Querreisen durch Tšokweland und nur, nachdem uns die Häuptlinge vorher bekannt geworden sind, so daß wir unsere Route daraufhin einrichten konnten – die zwei weiteren Throne bei den Häuptlingen Tšipukungu und Kakoma [s. Abb. 3] erhalten können. Kakoma hat sich von ihm nur widerwillig und nur gegen hohes Kaufgeld trennen können. Die Verhandlung in

seinem speziellen Versammlungshaus, das inmitten der Gehöfte seiner zahlreichen Frauen und der ausgedehnten Palisaden stand, war hartnäckig, aber schließlich erfolgreich. Hier erfuhren wir auch, daß der wohl letzte Schnitzer derartiger Stühle, von dem sich auch Kakoma nach seinen Aussagen sofort einen neuen herstellen lassen wollte, im Süden des Kasai wohnen soll. Man muß bedenken, daß Kakoma weit nördlich des Kasai am Peso, einem Nebenfluß des Tšihumbe, residiert. Wie selten der Anblick eines derartigen Häuptlingsstuhles für die Eingeborenen heute ist, beweist die Tatsache, daß in den Zeltlagern und auf der Mission der als Traglast mitgeschleppte Stuhl dauernd das größte Aufsehen der Eingeborenen hervorrief, so daß wir oft regelrecht bestürmt wurden, den Stuhl allgemeiner Beachtung und Bewunderung preiszugeben.

5. Die Südwest-Bantu-Provinz, 1975a: 473–476

Der Südwesten Angolas und der Norden Südwestafrikas werden durch eine Reihe sprachlich und kulturell eng verwandter Völker bewohnt. In der Völkerkunde von Afrika (1940) wurden sie zum größeren Teil der Sambesi-Angola-Provinz zugerechnet, obgleich ihr betontes Hirtentum Schwierigkeiten bei ihrer Einordnung bereitete. Dazu sah ich mich veranlaßt, die Herero abgetrennt in einem besonderen Kapitel zu behandeln. Eine Erkundungsreise im Süden Angolas (1954) gab nicht nur die Möglichkeit, eine größere Zahl der hier zu behandelnden Völker kennenzulernen, sondern führte auch zur Erkenntnis, daß die Herero nur scheinbar eine Sonderstellung innehaben und die ganze Gruppe der Südwest-Bantu ethnologisch eine betonte Gemeinschaft aufweist. Diese gestattet es auch nicht mehr, sie einfach den Pflanzervölkern der Sambesi-Angola-Provinz anzuschließen. Zwar zeigen ihr Mutterrecht und einige andere Züge der Sozialorganisation (z. B. „ocisoko“-Verwandtschaft) deutlich gewisse Zusammenhänge mit dem breiten Gürtel der mutterrechtlichen Mittel-Bantu-Völker. Aber noch betonter ist das Hirtenelement, das oft ganz auffällig an die Niloten erinnert und im Mittelbantu-Raum nur noch bei den Ila entsprechende Parallelen findet.

Die Südwest-Bantu sind auch linguistisch (und nicht nur durch das auffälligste Element: das Präfix o-) geeint, so daß M. Guthrie sich gezwungen sah, sie alle – von Herero bis zu den Hochland-Mbundu [Ovimbundu] – in seiner Zone R zusammenzufassen, wobei die Unterschiede zu den benachbarten Gruppen H (Ngola-Kongo), K (Cokwe-Ngangela) zwar variabel ausgeformt, aber betont sind.

Ethnologisch müssen allerdings beträchtliche Abweichungen zwischen den äußersten Gebieten unserer Provinz zugestanden werden. Da sind die reinen Hirten im Süden (Herero, Cimba, Kuvale) mit ihrem stark geprägten „Vieh-Komplex“, und da sind im Norden die betonter pflanzerisch eingestellten Hochland-Mbundu. Allerdings wurden schon wiederholt auch bei ihnen cha-

rakteristische Züge desselben „Vieh-Komplexes“ festgestellt (z. B. die Bestattung der Häuptlinge in der Rinderhaut, das heilige Feuer usw.). Auffällig ist auch, daß die Doppeldeszendenz der Herero, die patri- und matrilineare Tendenzen zu versöhnen trachtet, gerade auch bei den Mbundu, wenn auch in „abgeschwächter“ Form, gefunden wurde. Daß die Mbundu ein Substrat, das den Ngangela (Ost-Angola-Pflanzer) verwandt gewesen sein mag, besitzen, andererseits ganze Teile ihres Gebietes eine Nyaneka-Humbi-Grundlage erkennen lassen („mbunduisierte Hirtenpflanzer“) wird später zur Sprache kommen. So bilden sie zwar eine Grenzgruppe der Südwest-Bantu, sind aber doch von ihnen schwer zu trennen. Auch die durch die Jaga von N eingeschleppten Züge der Südkongo-Königskultur ändern daran wenig, zumal solche Einflüsse auch bis tief in den Nyaneka-Ambo-Block eingedrungen sind.

Daß die Herero hierher gehören, zeigt nicht nur ihre Tradition, die sie (nach Vedder u. anderen) aus N über den Kunene einwandern läßt, sondern auch ihre enge Verwandtschaft mit den Cimba und Kuvale, die jetzt noch zwischen Chella und Kunene ihre Herden weiden lassen. Die Kuvale nennen sich Ovalelelo (von Kuhelela: „herabsteigen“, d. h. sie kamen vom Humpata-Hochplateau in die ariden Küstenländer herunter). Das wird später zu beachten sein. Es ist eine berechtigte Annahme, daß sie früher ähnlich den Nyaneka-Ambo Hirtenpflanzer waren, aber nach dem Eintritt in die Pflanzern feindliche aride Küstenebene den Hirsebau aufgegeben haben.

So erweisen sich die Nyaneka-Ambo-Völker als jene Völkergruppe, welche den ursprünglichen Charakter aller Südwest-Bantu am besten bewahrt hat. Die Kultur der Herero zeigt ja auch tatsächlich eine Vielzahl kultureller Entsprechungen zu diesem Block.

So bleiben nur noch einige Jägerreste in SW-Angola, die notgedrungen hier mitbehandelt werden müssen. Daß sie früher den trockenen Küstenstreifen bis hoch hinauf seit alter Zeit besetzt hielten, wissen wir heute. Ihre Zahl ist jetzt auf verschwindende Trümmer zusammengeschrumpft und ihre Kultur noch kaum erforscht. Daß Khoisan-Elemente beim Aufbau dieser Populationen mitgewirkt haben, ist sicher, da wir annehmen müssen, daß vor der Einwanderung der Bantu, vielleicht sogar noch vor der Mitte dieses Jahrtausends, Süd-Angola ein Gebiet der (mesolithischen) Jäger war, sei es khoisanider Art, sei es vom Typ der Berg-Dama SW-Afrikas (Namibias).

Eine Besprechung der Buschmänner Süd-Angolas, die man bis in das Gebiet um Cipungu (Handa von Sendi) zwischen Kunene und Kuvango, sowie zwischen den Zuflüssen des Kuvango findet, gehört nicht in dieses Kapitel.

Wenn wir unsere SW-Bantu-Provinz als Ganzes überschauen, so zeigt sie eine eigenartig ambivalente Haltung. Da ist einmal ein betontes Hirtenelement mit charakteristischen Zügen des uns aus Ostafrika und besonders am oberen Nil vertrauten „cattle-complex“: bevorzugter Sauermilchgenuß, Buttergewinnung, wobei die Butter aber nur als Salbe verwendet wird, Vieh als Brautpreis,

Herausstellen eines Lieblingsrindes, Rinderprozessionen, Ledertracht, sowie Kralanlage des Dorfes. Vieles weist direkt auf den nilotischen und nordostafrikanischen Raum (Parierbogen und hygienisches Räucherbad der Kuvale), Nackenstütze, zugleich als Salbenbehälter (Nyaneka, Kuvale), die mit Mist und Lehm bedeckte Kuppelhütte (Herero) oder konische „Zelt“-Hütte (Cimba, Kuvale), Frisuren, Sandalen-Orakel, Steinkultplätze, Rinderprotome usw.

Daneben stehen nun die alles überragenden Mutterfeste im Rahmen einer betont matrilinearen Klangesellschaft, die der Frau eine bemerkenswert zentrale Stellung im kultischen und täglichen Leben verschafft haben, die so weit geht, daß diese begeisterten Viehhalter zu einem freien Status der Frau auch in der Familie gefunden haben, wie er in patrilinearen Hirtenpflanzergemeinschaften selten anzutreffen ist. Die sexuelle Freiheit der Frau spiegelt sich nicht nur in einer relativ laxen Ehebindung wider, sondern auch in Initiationsweihen der Mädchen, die denen der Jünglinge nicht nachstehen und offenbar hier wie im übrigen Mutterrechtsgebiet der Mittel-Bantu primär sind, während die Knabenweihen von NO eingedrungen sein dürften. So ist es verständlich, wenn nicht nur jene Doppeldeszendenz, von der oben die Rede war, sondern auch die Mischung von Hirtenkultur mit einer matrilinearen Hirsepflanzerkultur auf historische Ereignisse im Sinne der Überlagerung oder Durchdringung der letzten durch ein aus NO eingewandertes Element patrilineareren Hirtenpflanzers etwa im Sinne der Niloten NO-Afrikas gedeutet wurde. Vielleicht ist diese Mischung viel komplizierter als wir heute ahnen können, doch ist diese selbst heute kaum mehr zu bezweifeln, zumal wir bei den Ila eine Neigung zur Doppeldeszendenz und eine ähnliche Mischung „nilotischer“ Fakten und solcher des mutterrechtlichen Mittel-Bantukreises feststellen können. Hier in Sambia wie in SW-Angola müssen die „nilotischen“ Zuwanderer die Bantu-Sprache übernommen haben, falls sie nicht mit einer solchen einwanderten.



3 Sammlung H. Baumann: „Häuptlingsstuhl von Kakoma, Cokwe, bei Peso“. Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 37491

SAMUEL BRUN

Samuel Brun oder Braun gilt als erster wissenschaftlicher deutschsprachiger Reisender, der größere Teile Afrikas, besonders Westafrikas, besuchte. Er wurde am 19. März 1590 in Basel geboren. Sein Geburts- und Elternhaus hat die Jahrhunderte überdauert. Er verließ es schon früh, lernte in Genf französisch und ließ sich zum Feldscher ausbilden. 1607 begab er sich auf Wanderschaft. Sein Weg führt ihn nach der Kurpfalz, wo er in seinem Beruf bei den Truppen der protestantischen Union diente, und dann 1611 rheinabwärts bis nach Amsterdam. Hier fand er zunächst bei einem Meister Hercules Frantzen Arbeit, doch ließ er sich alsbald auf einem Handelsschiff als Schiffsarzt anwerben, um „solche newen vnd seltzamen Länder vnd Königreich zu erkundigen / daß es mir vnd anderen zu guter erjnnernung dienen möchte“ (1624: 1). In den folgenden zehn Jahren führten ihn fünf große Reisen nach Afrika und ins Mittelmeer: vom 1. Dezember 1611 bis September 1613 nach Loango und an den Kongo/Zaire, vom 31. März 1614 bis Mai 1616 an die westafrikanische Küste vom Kap Monte (Cape Mount) bis zum Kap Lopez, von Juni 1616 bis 24. August 1617 ins westliche Mittelmeer, von September 1617 bis August 1620 wieder nach Afrika, an die Goldküste, wo er in der holländischen Festung Nassau (Mori) als Feldscher angestellt war, und schließlich vom Oktober 1620 bis September 1621 ins östliche Mittelmeer.

Da er auf diesen Reisen zusätzlich zu seinem festen Gehalt auch Handel treiben konnte, kehrte Brun als wohlhabender Mann nach Basel zurück. Er war zweimal verheiratet: in erster Ehe, seit 1623, mit einer Barbara, mit der er fünfzehn Kinder hatte; nach ihrem Tod, in zweiter Ehe, seit 1648, mit Maria Treu. Nach einem Zwischenaufenthalt im unweit von Basel gelegenen Liestal ließ er sich 1628 endgültig in seiner Vaterstadt nieder. Er betätigte sich hier als Spitalchirurg, Hebammenmeister und Verwalter des Vermögens des aufgehobenen Klosters Gnadenthal. Er wurde Mitglied der Zunft der Chirurgen „Zum Goldenen Stern“, in der er verschiedene Ämter bekleidete und es 1659 sogar bis zum Großmeister brachte. Am 31. August 1668 ist er im Alter von 78 Jahren in Basel gestorben.

Samuel Bruns Reiseberichte erschienen erstmals 1624 in Basel in deutscher Sprache und fanden ein so großes Echo, daß es in den folgenden vier Jahren in Frankfurt am Main zu vier weiteren Ausgaben kam: eine auf lateinisch, drei auf deutsch.

Nur auf seiner ersten Reise kam Brun nach „Angola“, worunter er, wie viele seiner Zeitgenossen, nicht nur das Gebiet südlich des Kongo/Zaire bis mindestens Luanda verstand, sondern auch die gesamte sogenannte Loango-Küste im Norden. Obwohl sein Schiff sieben Monate im Zaire ankerte, bringt dieser Teil seines Berichts nur wenige Details und insgesamt nicht viel Neues über die „Grafschaft“ Soyo und das Königreich Kongo. Vermutlich hat er sich hier, weil

er eine ungewöhnlich große Zahl von Kranken betreuen mußte, nur kurz an Land aufhalten können. Sehr anschaulich wird aber die ambivalente und stets gefährdete Stellung des Kongo-Königs geschildert, sein macht- und handelspolitisches Lavieren zwischen den katholischen Portugiesen bzw. Spaniern und den protestantischen Holländern. Es ist die Momentaufnahme eines sich gerade in dieser Zeit dramatisch zuspitzenden Konflikts.

Von erheblich größerer Bedeutung sind indes seine Mitteilungen von der Loango-Küste (s. Text), an der sein Schiff in Mayumbe und in der Loango-Bucht vor Anker ging, also außerhalb der heutigen Enklave Cabinda im Congo (Brazzaville). Viele seiner Beobachtungen über Land und Leute sind aus erster Hand. Er schildert Kleidung, Wohnen, Feldbau, Palmweingewinnung, Jagd, Handwerk, Elfenbein-, Kupfer- und Rotholz-Handel (dagegen werden zwar Sklaven aber kein Sklavenhandel erwähnt), Jenseitsvorstellungen, und er gibt als Augenzeuge Hinweise über den zwei Wegstunden im Inland gelegenen Königshof von Loango und sein Zeremoniell, über politische und soziale Strukturen. Heute noch berühmt und viel zitiert ist seine Beschreibung des Manioks („Casavy“) und seiner Zubereitung in Mayumbe: die erste explizite Erwähnung dieses aus Brasilien eingeführten Grundnahrungsmittels für Zentralafrika. Auch der im Zusammenhang mit seiner Beschreibung des Kongo erwähnte Tabak („magkay“) ist hier zum ersten Mal für diesen Teil Afrikas belegt.

Abgesehen von diesen wertvollen Informationen besteht das Besondere dieses Reiseberichts in der (außer in Glaubensdingen) unvoreingenommenen Sichtweise seines Autors. Das wird namentlich im Vergleich mit den Schilderungen des späten 19. Jahrhunderts deutlich: Die Einwohner (und nicht etwa „Eingeborene“, „Wilde“ oder „Heiden“) sind in den Augen Samuel Bruns überaus fleißig, ordentlich und künstlerisch begabt. Eine bestimmte Kleidung aus Palmbast ist „so schön vnd glantzend / daß man es für den köstlichsten Saïnet ansihet / vnd ist doch nur auß den Baum-blätteren gemacht“ und aus den Schwanzhaaren der Elefanten verstehen sie Körbchen herzustellen, „dergleichen kaum in der Welt zu finden“ ist. Im Gegensatz zu Mayumbe erlebt er Loango als sehr fruchtbar, und die Umgebung der Hauptstadt, Mbanza Loango, erscheint ihm geradezu wie ein Paradies. Er beläßt den fremden Dingen und Einstellungen ihren Eigenwert und vermag selbst bei Handlungen, die ihn abstoßen, noch bewundernswerte Aspekte zu erkennen. Diese Unvoreingenommenheit hat dazu geführt, daß seine Aufzeichnungen in unserem Jahrhundert immer wieder als „frisch“ und „naiv“ qualifiziert wurden – ein m.E. etwas oberflächliches Urteil, das sich teilweise wohl auch dem in unseren Ohren „köstlich“ pittoresken Deutsch verdankt.

Text*1. Schiffahrten, 1624: 7–22*

Nach diser außgestandenen gefährlichen vngestümigkeit haben wir einen guten Wind bekommen / welcher vns gedienet hat biß auff die grentzen von Angola in dz Königreich Mayomba / daselbsten wir ein Spanische Barcka oder Schiff angetroffen habẽ / so mit den Schwarzen handlete vmb rot Holtz / bey jhnen Daculo genannt / ist dem roten Sandel gleich. Darfür bekommen sie rot / blaw / vnd gelb schlecht Tuch: belauft sich ein elle in Holand etwan 9. Batzen / darfür sie oft zwen centner Daculo geben. Sonsten haben sie nichts zu handeln.

Mayomba ist das wildeste vnd vnfruchtbarste ort in gantz Angola: ein thal-lechtig Land voller Wälden / vnd gestrüpp. Die Eynwohner Mann vnd Weib / jung vnd alt lauffen gantz nackend daher / allein seind sie ein wenig bedeckt / sie säyen gantz nichts / vnd haben doch wol zu essen. Bey jhnen wachsen Wurtzeln so groß / alß eines Mañs bein am dicksten / welche wurtzen sie Casavy nennen / stampffen dieselbige / vñ dörren sie an der Sonnen / werden so weiß alß das beste Mäl. Wañ man den safft von diser noch grünen Wurtzel (welchẽ sie wunderlich außpressen) trincket: so ist er so tödlich / daß jhme kein Gifft mag verglichẽ werden. Aber gedörret ist es jhr Brodt / vnd ist gantz süß. So haben sie auch grossen Wildfang / vil wilde Püffel / welche sie mit Hasagay (seind lange Werff-pfeil) schiessen. Das fleisch dörren sie / die haut zerschneiden sie zu riemen einer spannen breit. Solchen riemen binden sie vmb die Lende / wann sie außziehen im streit oder auff die jaget: dann sie sonst keinen andern Harnist haben / alß dise sehr dicke haut. Sie haben sehr gut vnd süß Obs / allein es ist alles wild gewächs. Ihre Häuser seind von reyßwerck zusammen geflochten / so leicht vnd schlecht / daß man sie trägt / wohin man will. Ihre Nachtläger haben sie auff der Erden / welche gar sandechtig ist. Vnd ist sich höchlich zu verwunderen / daß dise Leuth noch darzu so starck seind. Was jhr Glauben vnd Religion belanget / will ich darvon meldung thun drunden bey den Insulen / Bansa Loanga / Ginga / Malemba / Gagongo / Goh / welche alle eignerley glauben haben.

Von Mayomba seind wir auffgesäglet nach Bansa Loanga[.] Aber weil es gar schwärlich war auffzukommen / wegen des Winds / welcher gemeinlich das gantze Jahr von Sudost kompt / vnd der fluß auß Congo vns bey 6. Wochen auffgehalten: mußten wir auff 30. Meil säglen. Da dann vil von vnserem Volck wegen vngetemperierten luftts kranck wordẽ. Endtlich aber nach grosser arbeit vnd gefahr seind wir in Porto vor Bansa Loanga ankommen / da etliche schwarze Fischer zu vns in das Schiff kommen. Dann sie vnseren Patron gar wol gekandt / alß welcher vor disem mehrmalen daselbst gewesen[.] Dieselbigen haben vns auff jhre weiß mit wunderlichen gebärden auff den knyen / mit zusamen-schlagen der händen heissen willkommen seyn / vnd gesagt / Sacarella / Sacarella: das ist / Es frewet vns / Es frewet vns / daß jhr koñen seind. Da ist

vnser Patron allein an das Land gefahren mit den Fischeren / die jhne haben biß in des Königs hof begleitet / welcher ohngefahr 2. stund vom Meer ligt. Dann es mag niemand an das Land koñnen / es komme dann ein Schwartz oder Eynwohner mit. Alßdañ fragen sie erst den Magchüssy / (das ist / den Teuffel / davon drundẽ mehr gesagt wirdt) ob sie sollen trawen: ob wir ankommene jhr schaden begeren oder nicht? Welches jhnen auch der Magchüssy offenbaret / nachdem er / alß jhr Herr / welchem sie mit Leib vnd Seel zugethan seind vnd dienen / mit dem ankommnen Volck zu handeln erlaubt hat. Darauff so gibt auch der König des Lands vns vnd anderen / freyheit an das Land zu kommen / daß wir mit seinem Volck nach jhrem brauch handeln mögen. Doch muß der Comes auß dem Schiff / dem König ein verehrung thun / wie wir dann auch jhme zwen Pfawen / zwey weisse Hündlin / vnd ein Holändische-Trommel verehrt haben. Welches man in des Königs hof für ein solch statlich Present gehalten / alß wann einem grossen Herren vil tausend Ducaten verehrt weren worden. Dann sie nie keine Pfawen / noch weisse Hünd / oder Holändische Trommel gesehen. Seind also wol vnd freundlich von den Eynwohneren empfangen vnd gehalten worden.

Der König in Loanga ist vber 6. König Oberster. Dann dieselbigen König seind seine vnd seiner Schwester Kinder / welchen man keinen anderen Nāmen gibt / wann sie zur Regierung koñnen / alß Manna. Zum exempel / den König in Bansa heissen sie Manna Loanga / auch heissen seine Söhn also / biß sie anfangẽ regieren. Aber die in kein Regierung koñnen / nennet man anderst: doch heissen sie alle Manna: das ist in Spania so viel alß Don / bey vns / Herr.

Der König in Bansa Loanga hat 360. Weiber / aber eine vnder denselbigẽ ist die fürnehmste. Vnd wann er von jhro Söhn bekoñnt / so ist der erste König nach seinem tod / vber sein gantz Königreich. Die anderen Söhn / werden auff die beyligenden Länder zu Königen gemacht. Was aber die Söhn betrifft / so er von den anderen Weiberen bekoñnt / braucht er sie zu Kriegsleuthen / Hauptleuthen / die man alle nennet Manna / alß / wie auch droben gemeldt / Manna Gangala / Manna Belle / etc. Vnd werden also geneñt von jhren waaffen / die sie im streit führen. Dann Gangala heißt ein langes Pfeyl / Belle / ein Messer / etc. Vnd ist sich zu verwunderen / daß sie in solchen Gewehren also geübet / daß sie ohne fāhlen dieselbigen in jhre feind werffen / vnd sonderlich mit den Messeren (welche den breiten Schümacher-messern zu vergleichen) dem feind seinen kopff mit werffen von einander spalten.

Wann aber der König keinen Sohn bekoñnt von seiner fürnehmsten Frawen / vnd der König einen Schwester-Sohn hat / so wirdt derselbige König nach des Königs tod. Wann aber auch kein Schwester-Sohn verhanden: so wirdt alßdann ein grosser Krieg / dann die anderen wöllen König seyn. Vnd so der Hauptleuthen einer reich ist / daß er jhm kan den jenigen / so auch die Cron begert / zum freund machen / so seind die sachen bald richtig. Sie haben zwar weder Gold noch Silber: seind doch gantz hoffertig.

Loanga ist ein hoch eben Land / sehr fruchtbar. In Bansa Loanga ist das Land rings vmbher wie ein Paradyß. Sehr köstlicher Wein wachset allda / den die Eynwohner nennen Malafa / wir aber / Wein de Palma. Derselbige köstliche Tranck wirdt gesamlet von Bäumen / welche so hoch seind alß zimliche Tannen / werden von den Schwartzten mit solcher wunderlichen behendigkeits bestigen / alß wann ein Katz auff vnd ab lieffe.

Da muß ich ein wenig die wundersame vnd vberauß köstliche art diser Weinbäumẽ beschreiben / darbey du lieber Läser die grosse weyßheit vñ güte Gottes erlernen kanst.

Dise Bäum werdẽ gepflantzet wie die Rāben. Da dann alle Jahr die vndersten äst abgehawen werden / doch dergestalten / daß man auff den vermaserten knorren hinauff steigen / vnd den safft oben herab auß denen in die Bäum eingesteckten rōrlin oder kānelin samlen kan: welcher safft in angehengte häfelin (wie die distillierten Wasser) alle Jahr 9. monat lang fleußt. Vnd ist diser safft so lieblich / daß jhme auch wol der köstlichste Wein nicht mag verglichen werden. Muß aber frisch getruncken werden / dann vber zwen tag er zu essig wirdt: wann er aber widerumb gesotten wirdt / bekoimt er sein süßigkeit widerumb so gut / alß zuvor: machet frōlich / starck / vnd bringet kein wehthumb im Haupt / wie andere Wein / wie ichs dann selbs erfahren vnd darvon zeugen darff / dann ich desselbigen Weins vilmalen genug getruncken. Sonst neben disem vberauß köstlichen safft bringen dise Bäum im drittẽ Jahr eine Trauben eines arms lang / vnd so groß / daß ein starcker Mann doran genug zu tragen hat. Die beere seind goldgelb / einer Nuß groß: die hūlscheten stampffet man / vnd wirdt ein öl darauß / welches wir öl de Palma nennen / sie aber nennen es Masa. Die Kernen von disen beeren seind den Parillen-kernen oder Haselnüssen zu vergleichen / werden zerriben zu einem Mäl / darauß sie Brodt machen. Den blätterẽ dises Baums / so eines arms lang seind / ziehen sie die haut ab / flechten dieselbigen so artlich vnder einander / alß wann es ein köstlich gewirckt oder gestickt Tapez oder Gewandt were / vnd zieren damit die wānde jhrer wohnung: welche wānde sie mit den abgehawenen ästen / so von natur also glat vnd grad / alß weren sie jnsonderheit mit kunst darzu bereitet worden / pflegen zu verlysten / vnd zu zieren. Weiters machen sie auß den Blätteren jhre Kleider dergestalten: daß sie die haut / welche vast eben wie der Flax / vom stängel abgezogẽ wirdt. Welche abgestreifte haut sie artlich vnd wunderlich wissen zu rüsten. Dann sie machen zweyerley darauß: namlich auß dem reinisten die kleidung / vnd allerley sehr kunstreich von schönen figuren vnd Bildwerck gestrickte oder geflochtene Häublin / so nur für die Mannen / vnd Kinder des Königs gemacht werden / deren eines ich mit mir heim gebracht / vnd noch bey handen hab. Es gehet auch der Mannen kleidung von der wāche biß auff die füß / der Frawen aber biß an die knie. Solche kleidung ist so schön vnd glantzend / daß man es für den köstlichsten Sañmet ansihet / vnd ist doch nur auß den Baum-blätteren

gemacht. Die Frawen tragen keine Hauben oder dergleichen / sonder binden das Haar oben zusammen / daß es sich sehr artlich außspitzet.

Jetz will ich auch etwas vermelden von jhrem Ackerbaw oder Feldwerck / vnd dieweil ich schon zuvor gesagt / daß das Manns-volck in Angola stärker sey alß in anderẽ Landen / vnd die Weiber jhnen in stärke nicht vil nachgeben: so ist zu wissen / daß die Weiber in gantz Angola das Feld hawen müssen. Dañ weil sie keine Reichthumb haben an Gold oder Gelt / so dienen jhnen die Weiber / dergestalten haab vnd gut zu erlangen / daß etliche acht oder zwelff / etliche zwentzig oder mehr Weiber nemmen / welche mit einander das Feld bawen müssen / dariñ sie ein solche gute ordnung halten / daß sich darüber zu verwunderen.

Angola ist das beste Land von Gewächs / sonderlich in Loanga / vñ rings herum. Ligt 8. grad bey Suden der Aequinoctial-linien. Es tregt sonder schön Obs / gibt vil Honig / den man in den Wäldern findet. Dann die Binen oder Immen von wegẽ viler süsser Gewächsen vñ Kräuteren / machen trefflich Honig vnd Wax. Da findet man Pomerantzen / Lemonen / Citronen so vil / wie bey vns in Teutschland Holtzäpfel oder Holtzpyren / auch Bonnanah / Podarah / Backovah / vnd Annanasah / also wirdt das aller-süsseste Obs / deßgleichen kaum in der Welt zu finden / vñ andere gattungen mehr / so bey vns gantz vnbekandt / genennet.

In Loanga hat man weder Ochsen noch Roß zum Feldebaw / sonder / wie droben angedeutet / die Weiber müssen denselbigẽ verrichten. Wann sie dann in das Feld gehen / so binden sie jhre Kinder auff den rucken / welche dann / alldieweil die Mütteren arbeiten / so wol vnd sanfft auff dem rucken der Mutter schlaffen / alß bey vns die Kinder in der Waglen / dann sie haben keine Waglen: vnd wann sie müd seind / so legen sie die Kinder auff die Erden auff ein blat von einem Baum / welche blätter sie auch zu einem schirm wider den Rägen brauchen / vnd auff den kopff legen. Hierzwischen arbeiten sie jmmer fort / vnd bawen die Felder auff solche weiß: sie machen furchen eines knies tieff / vnd wann sie säyen / so stupffen sie den saamen mit dem finger in die Erden / sie haben kein ander Feldgeschirr / alß kleine bäckhåwlin / damit sie die Erden auffwerfen. Haben in 4. monat zwo Ernde / vnd alletag Herbst 9. monat lang / aber 3 monat keinẽ guten / sonder schlechten Wein / welchen sie Matumba nennen / so von anderen Bäumen fleußt / ist sonst ein sehr gesundes tranck.

Die Männer aber / damit sie nicht müßig gehen / bawen vnd pflanzen die Weinbäum / wohnen am Meer / seind gemeinlich alle Fischer. Welche aber im Land wohnen / jagen allerley Gewild / alß Püffel / Hirtzen / Böck / deren sie sehr vil fangen / vnd mit jhren pfeilern schiessen.

Nachdem ich nun von des Lands gewachsen geschrieben / will ich jetzund auch anzeigen / was für handel in demselbigen Land getriben wirdt. Sie gehen vmb mit Helffenbein / Elephanten-zähne / vnd sehr gutem Kupffer.

Die Elephanten belangend / ist zu wissen / daß die Handelsleuth von denselbigen dz Gebein vnd jhre Zähne wunderlich bekommen. Dann die Elephanten wixlen die Zähne / vnd lassen dieselben in jhrem alter fallen / da etwan ein Zahn ein Centner vnd etliche pfund wigt / wie ichs selber gesehen. Mit denselbigen Zähnen nun handeln sie starck. Dañ darauß werden köstliche Messerheffte / vñ Tischtaffeln zierlich zubereitet. Wañ sie aber die Elephanten fangen / so thund sie jhme also: weil sie der Elephanten wäg / den sie zum Wasser nemmen / gar wol wissen / auch ein jeder Elephant seinen gang also nuñt / daß er den andern auff seinem wäg nicht hindert / oder weichen macht: so machen die Schwartzten oder Einwohner ein groß loch etwan zwen Mann tieff / darnach verdecken sie das loch mit alten Bäumen. Wann dañ die Elephanten zum wasser gehen / so fallen sie in das loch / vnd so es die jenigen ersehen / welche von weitem darauff lauren / vñ solche Lotterfallen gemacht / lauffen sie behend herzu / vnd schiessen sie zu tod mit den langen pfeilen / welche sie Hasagaya nennen / hiemit bekommen sie das Helffen: oder Elephanten bein. Dises Thieres schwantz wirdt weit vnd breit in andre Länder verkaufft / darauß Halßbänder / Fliegen-wädel gemacht werden. Die Haar am selbigen seind so dick / alß gemeiner eysen-droht / auß welchem haar die Angoler die schönste körblin machē / dergleichen kaum in der Welt zu finden.

Das Kupffer koñt weit auß dem Land / welches sie finden ohne müh: allein verschmeltzen sie es / vnd machen ring darauß / etwan von 1.2.3. oder 4. pfunden schwär / handeln darfür Eysen vnd Wollen-thuch / blaw / rot / gelb / grün / auch Maul-troñmel / gläsen-Corallen / welche sie gar wol bezahlen. Dann solche sachen der Frawen gröste zierde ist / wann sie Corallen an Armen vñ Beinen so viel vnd so schwär tragē / welches mir in die länge zu tragen nicht möglich were.

Dise Völcker aber / oder sechs Königreich / weil sie alle vnder einen Obersten gehören / welcher Manna Loanga heißt / haben auch einen Glauben / wann es auch ein Glaub zu nennen ist. Dann sie glauben (welches erschrockenlich ist zu sagen / vnd zu hören) an den leidigē Satan / welchen sie Magüschy nennen / deme sie auch gehorsamen in allem dem / wz er an sie begert durch jhre Priester oder Pfaffen / welche diser armen Leuthen vnd des Teuffels gemeine Diener vnd Mitler seind / vnd geben jhme einen Nañmen wie einem König oder Obersten / namlich Manna Magüschy. Gleichwol hat man sich höchlich zu verwunderen / daß sie ein so strenges Recht halten wider die Zauberer / die nicht Manna genennet werden / daß sie dieselbigen Zauberer alle töden. Aber der Manna Magüschy ist vom König gefreyet. Sie neñmen Weiber / wo vnd wie viel sie wöllen / haltē aber dieselbigen anderst nicht / dann wie in Spanien vnd anderstwo die Slaven gehalten werden. Dann die Weiber müssen das Feld bawen / vnd andere schwäre arbeit verrichten. Die Männer aber pflantzen nur die Weinbäum / vnd samlen des morgens vnd abends den Wein von den Bäumen. Die vbrige zeit spielen sie vnd trinckē. Andere machen das gelt vnd klei-

der / welches jhre Handwercksleuth seind. Was aber die betagten / so nicht mehr gehen vnd sehen können / betrifft / müssen dieselbigen den Schmiden den blaßbalg ziehen / vnd also jhre nahrung verdienen. Sie haben keine Bättler / dann alle / so bey jhnen gesund seind / haben keinen mangel. Eins aber ist nicht zu vergessen / daß es in Bansa Loanga viel Edelleuth gibt / von wegen daß der König so viel Weiber hat. Seind vber die massen hoffertig vñ prächtig in der kleydung auff jhre weiß: sonderlich in des Königs hof / da sie alle tag zusammen kömen / vnd mit sonderbarer gravitet daher treten. Einem jeden vnder jhnen pflegen gemeinlich drey oder vier Pagien oder Jungen / die sie Malechy nennen / vorzugehen mit einem grossen Thuch / wie ein Tapetz gemacht: vnd neben jhme zu beyden seiten tragen jhro zween Wäher / darmit sie jhrem Herren wähen oder lufft machen. Die Slaven folgen jhme auff dem fuß / tragen etwan drey oder vier Calla-bassa mit Wein / (also werden jhre Trinck-kanten oder Geschirr genennet / welche also wachsen / außwendig schön gelb alß gold / jñwendig schön weiß wie silber.) Wann sie dann zu des Königs hof kömen / spreiten sie das Thuch vor dem hof auff die Erden / vnd sitzet der fürnehmste vnder jhnen in die mitte / die Slaven aber vnd Knecht rings herumb. Also kommen oft zweyhundert oder mehr vom Adel / etwan mit Slaven vnd Knechten drey-tausend Mann zusammen. Ist alles wacker tapffer Volck / welches sich sehr wunderlich in possen weißt zu schicken. Wann sie aber mit einander essen / sitzen sie auff keinen stülen / sondern auff der Erden wie die Wannmacher mit den beinen vber einanderen. Vnd in dem sie mit einander reden / so geben die Jungen oder Diener jhren Herren einem jeden jnsonderheit einen trunck Calla bassa. Der König aber kömt im Jahr nur drey- oder viermal auß dem Hof / alßdann gibt er einem jeden Audientz / vnd sitzet wie die anderen allein mit seinem Manna Magüschy / welcher / so bald er dem König einschenckt / zum Volck rüfft / vnd sagt: daß alle / die den König sehen trincken / sterben müssen. Alßbald sie das hören / fallen sie auff das angesicht nider / biß er getruncken hat: alßdann richten sie sich widerumb auff / vnd schlagen die händ zusammen / sprechende auff jhr spraach: Sackarella Sackarella Manna Loanga: das ist: Es frewet vns der König in Loanga. Solches währet biß nacht / alßdann kommen des Königs Kriegsleuth mit Trommel vnd Hörneren / welches ein groß getöß vnd tumult gibt. Wann aber einer ohnversehens den König sehe trincken / so muß er alß bald sterben. Mit welches blut der König gesalbet wirdt / alß wurde hiemit dem König sein ehr errettet / welche jhme were von den zusäheren genommen worden. Wie ich dann selber gesehen / daß des Königs eygen Kind von 9. jahren / alß es von der Erden auffgestanden / vñ seinem Vatter dem König / vñ vielleicht auß liebe an den Arm gefallen / vnd jhne gesehen trincken: alßbald Manna Magüschy gesagt: diß Kind muß sterben. Wie auch beschehen / daß jhme in gegenwertigkeit des Vatters das Hirne mit einem Schlagmesser eingeschlagen worden / vnd hat der Manna Magüschy mit des erschlagenen Kinds blut des Königs Arm gesalbet.

Weiters ist zu wissen / wann etwan ein fürnehmer von des Königs Adel oder der König selbs stirbt / so ist ein solche forcht vnd angst vnder den nechstē Verwandten / welche auch offft Zauberer seind / daß so bald einer todt ist / schreyen seine besten Freund / ich will mit sterben. Wo aber einer solches nicht gern thäte / so halten sie jhne für ein Teuffels-jäger / dahero dann die forcht grösser wirdt. Vnd so sie einen dessen bezüchtigen / haben sie kein andere zeugnuß vnd fundament / dann daß sie zum Satan gehen / der jhnen ein tranck / Gomba genandt / angibt / welches dem bezüchtigten soll eyngegebẽ werden. Wann dann derselbige das Tranck niimt / vnd sich also befindet wie er bezüchtigt wirdt / so fället er alßbald nider gleichsam in ein Ohnmacht. Wann er aber vnschuldig ist / so muß er sein wasser machen / oder harnen / vnd schadet jhm nicht. Aber der schuldige wirdt gleich zu tod gehawen / ja jhme werden alle seine Glieder gantz schröcklich zerhackt vnd abgehawen.

Auß was vrsachen aber sie mit den grossen Herren sterben / ist zu wissen: daß der Teuffel jhnen durch die Pfaffen alß seine Diener anzeigen laßt / welches dann das Volck gar leichtlich glaubt: daß namlich / wann sie sterben / so kommen sie alßbald in ein ander Land / da sie widerumb Herren werden wie zuvor / oder noch grössere / vnd müssen jhnen jhre fürnehmsten / so jhnẽ gedienet / auch widerumb dienẽ / wo sie hinkommen. Aber so bald ein solcher Herr tod ist / so machen die jenigen / so auch sterben müssen / ein Bancketh auff jhre weiß: daß sie alle fürnehmsten zusañmen berüffen / vnd jhnen anzeigen / auß was vrsachen sie dz gethan haben. Wann sie dañ solches hören / loben sie dieselbigen alß getrewe Freund vnd gute Diener / vnd essen also mit einanderen die letze. Vnd wann es zeit ist / so koñt Manna Magüschy mit einem Tranck / gibt jhne etwan jhrer vieren oder fünffen / mit zehen oder zwölff Slaven: vnd zu letst jhren Pfaffen vnd Weiberen. Sterben also zugleich von dem Tranck / welches ein safft von Wurtzeln ist / vnd seind auff der stätte todt.

Anderer seltzamen Ceremonien vnd gewohnheiten will ich geschweigen / wurde sich auch zu weit hinauß strecken. Allein muß ich auch ein wenig anzeigen / daß sich dise Leuth beschneiden lassen / wie die Juden vnd Türcken. Sie haben allerley Teuffels-werck in jhren Häuseren / dadurch sie jhne anbätten / thund jhme opffer mit Wein / welchen sie auff die Erden schütten vor den Bildwercken[.] Sie haben auch hin vnd wider kleine Häußlin stehen / Maggasethi genañt / das ist / Teuffels-häußlin / dahin der Satan koñt / so offft sie es begeren. Dieselbigen Häußlin seind gemacht wie jhre wohnungẽ / allein seind sie vnderscheiden mit einer wand vnd kleinem thürlin. Sie opfferen auch Menschen / der gestalten: wann einer krank wirdt / so verspricht er dem Teuffel einen seiner Slaven zu verehren / welches sie auch halten. Dann sie dieselbigẽ erstlich jämmerlich vmbbringen / alßdann legen sie dieselbigen in das Maggasethi / biß sie der Satan hinweg niimt. Vñ was sie sonst dem Satan versprechen / das halten sie jhme gantz getrewlich. Bißhar vom Königreich Bansa Loanga.



4 Sammlung M. Buchner: „Geschnitzter Stock aus Holz. Malange“ (Zepter). Songo. Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 1303

MAX BUCHNER

Max Buchner wurde am 24. April 1846 in München geboren. Nach dem Medizinstudium in seiner Heimatstadt promovierte er hier 1870 mit einer Dissertation „Über Pyämie“. Den deutsch-französischen Krieg machte er als freiwilliger Arzt mit. Anschließend, ab 1872, war er einige Zeit Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd auf der Route nach New York bzw. Baltimore. 1873 wird er Marine-Assistenzarzt I. Klasse. Weil herauskommt, daß er sich duelliert hat, muß er im folgenden Jahr in Magdeburg eine Gefängnisstrafe absitzen. Sein Zellenachbar ist Hermann (von) Wissmann*, der dort gerade aus demselben Grund seine Strafe verbüßt. Am 8. Februar 1881 werden sie sich in Malanje wiederbegegnen. 1875 wird Buchner Surgeon Superintendent auf einem englischen Auswandererschiff und Quarantänearzt in Neuseeland. Im selben Jahr unternimmt er Reisen auf die Fidschi-Inseln und nach Hawaii, bevor er 1876 wieder in Deutschland eintrifft (Max Buchner: *Reise durch den Stillen Ozean*. Breslau 1878). Seine Unternehmungslust und sein Interesse für unbekanntere Welten bringen ihn in Verbindung mit der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“, die ihn auf Pogges* Spuren mit einem Geschenk des Kaisers zum Mwant Yav nach Lunda (zu den Rund) schickt, in der Hoffnung, daß er glücklicher als jener sein und ihm von dort aus ein weiteres Vordringen nach Nordosten und Osten gelingen werde. Außerdem erwartete die Gesellschaft von ihm (und Otto Schütt*) den Vorschlag eines geeigneten Ortes für eine „möglichst weit gegen das unbekanntere Innere vorgeschobene Station“ (*MAGD I*: 58).

Nachdem sich Buchner unter kundiger Anleitung in München mit Geologie beschäftigt und in Berlin das astronomische Beobachten gelernt hatte, verließ er Hamburg am 19. Oktober 1878 Richtung Lissabon. Am 5. Dezember traf er in Luanda (Angola) ein. Von dort fuhr er am 20. Dezember mit dem Dampfer die übliche Route cuanzaaufwärts bis Dondo. Über Pungo Andongo erreichte er am 30. Januar 1879 Malanje. Hier hatte er große Schwierigkeiten, eine genügende Anzahl von Trägern anzuheuern. Besonders negativ wirkte sich auf seine späteren Forschungen aus, daß es ihm nicht gelang, einen sprachkundigen, kompetenten Dolmetscher zu finden. Die Reisevorbereitungen, bei denen ihm der aus dem Inneren zurückkehrende Otto Schütt behilflich sein konnte, kosteten den unerfahrenen Buchner unverhältnismäßig viel Zeit, so daß er erst am 22. Juli mit seiner Karawane von mindestens 160 Afrikanern (120 in seinen Diensten und 40 Ambakisten, die auf eigene Rechnung unterwegs Handel treiben wollten) von Malanje aufbrechen konnte. Auf einer südlichen Route unter Umgehung Cassanges und in einem Bogen um Ort und Häuptlingstum Quimbundo herum ging es durch das Land der Songo, Minungo und Chokwe. Da Pogges Weg von Quimbundo zu den Lunda infolge Krieges versperrt war, wählte Buchner eine ihm empfohlene westlich von Quimbundo nach Norden abzweigende Route. Am 11. Dezember 1879 erreichte er schließlich in „vortrefflicher

Gesundheit“ die Haupt- und Residenzstadt Mussumba (Musumb) des Lunda-Reiches. Diese Stadt war bereits wieder eine andere als diejenige, die Pogge besucht hatte, lag eine Tagesreise weiter westlich und zählte „hochgeschätzt etwa 2000 Einwohner“ (vgl. dagegen Pogge). Sie bestand „aus mehreren Gruppen von Dörfern und Gehöften, welche in weitem Umkreis über die Hänge eines anmutigen grünen Thales gestreut sind. Den Mittelpunkt bildet auf einem Hügelvorsprung die Residenz des Königs, die ‚Kipanga‘, ein großes umzäuntes Viereck mit Baumalleen, aus dessen Mitte das unförmlich große, kegelförmige Strohdach des Audienzpalastes, der architektonische Stolz Mussumbas, hervorragt.“ (1882a: 80)

Sehr bald schon stellte sich heraus, daß auch Buchner nicht die Genehmigung zur Weiterreise nach Osten oder Nordosten – er hatte vor, über Nyangwe bis an die Ostküste nach Sansibar zu gelangen – erhalten würde. Nach sechs Monaten Aufenthalt, die ohne gravierende Vorkommnisse vergingen und in denen sich Buchner seinen vielfältigen Forschungsaufgaben widmete, blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als sich Mitte Juni 1880 wieder auf den Rückweg zu machen. Da es ihm im Gegensatz zu Pogge gelungen war, noch etwa zwei Drittel seiner Waren zu behalten, fühlte er sich für weitere Unternehmungen gerüstet. Aber alle Versuche, Lunda zu umgehen und doch noch in nördlicher Richtung über das Luba-Gebiet hinaus in unbekanntes Terrain vorzustoßen, scheiterten. Sein Weg führte zunächst zu den Tukongo (Kongo vom Casai) und Shinje. Nach einem Aufenthalt von einem Monat bei Kahungula Mudaba (H. Dias de Carvalho: Caungula Muteba) am Luvo (Lóvua), ohne daß es gelungen wäre, hier den erbetenen Führer zu Mwata Kumpana (oder Mwata Kumbana, zu dem dann Hans Müller im September 1884 vordrang) zu bekommen, ging es wider Willen südwestwärts zurück über den Cuango nach Casange zu den Mbangala.

Am 28. Februar 1881 traf Buchner mit nur noch acht Getreuen wieder in Malanje ein. Nachdem er sich dort von den erlittenen Strapazen in „diesem großen leeren Nichts voll Hunger und Elend“ (1888a: 2) erholt hatte, reiste er zu Fuß über die Kaffeeplantagen in Golungo und Cazengo zurück an die Küste und war Ende August wieder in Luanda. Hier gab er am 1. September in der *Sociedade Propagadora de Conhecimentos geographico-africanos* einen ersten Bericht über den Verlauf seiner Forschungsreise. Zu den Anwesenden gehörte auch der erste Sekretär der Gesellschaft, Henrique Dias de Carvalho, der nur wenige Jahre später selber eine große Expedition ins Lunda-Reich führen sollte (1884–1888). Bevor Buchner endgültig die Heimreise antrat, machte er noch einen Abstecher zum Kongo. Von Banana aus, das er am 6. Oktober 1881 erreichte und wo er mit den Missionaren Augouard, Comber und Grenfell zusammentraf, reiste er stromaufwärts über Boma zu den Stationen Vivi und Isangila. Da es ihm aber auch hier nicht gelang, die nötige Unterstützung für ein weiteres Vordringen ins Innere zu erhalten, war er abermals gezwungen, seine

hochgesteckten Pläne aufzugeben. Das primäre Ziel, in ein für europäische Wissenschaftler unbekanntes Afrika vorzudringen, hatte er nicht erreicht, so daß er später selber von einer „mißglückten Entdeckungsreise“ (1914/15: 344) gesprochen hat. Trotzdem war diese Reise in vieler Hinsicht eine wissenschaftliche Pioniertat, so daß man heute anders darüber urteilen kann.

Am 13. Januar 1882 war Max Buchner wieder in Berlin. Seine vorausgeschickten Sammlungen, darunter auch seine ethnographische Sammlung mit aus heutiger Sicht unschätzbaren und unersetzlichen Stücken, waren auf der Rückfahrt nach Europa bei einem Schiffbruch im Ärmelkanal verlorengegangen. Die von ihm persönlich mitgenommenen Ethnographica finden sich heute in den Völkerkundemuseen von München und Berlin (s. Abb. 4). Seine mit so viel Umsicht und Sorgfalt heil zurückgebrachten (mindestens 60) fotografischen Aufnahmen (s. Text 2) scheinen die Zeiten nicht überdauert zu haben. Nur ein einziges Foto (der „Lukokessa“ bzw. Rukonkescha) dieser Forschungsreise, das erste Foto, das wir aus dem Lunda-Reich besitzen, wurde veröffentlicht und ist dadurch der Nachwelt erhalten geblieben. Ein weiteres, von einem Mädchen aus Malanje, kennen wir nur durch eine Gravur in Friedrich Ratzels *Völkerkunde* (1895, II: 227). Buchner kam auch nicht zu der beabsichtigten und von ihm erwarteten Ausarbeitung seiner wissenschaftlichen Ergebnisse in Buchform. Die meisten seiner im Laufe der Jahre weit verstreut in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Artikel sind heute nur schwer zugänglich und haben überwiegend populären oder halbpopulären Charakter. Oft sind sie aus Vorträgen hervorgegangen. Seine Reise hat daher auch nie dieselbe Aufmerksamkeit gefunden wie die anderer Forschungsreisender seiner Generation.

Seine zweite Afrikareise führte Max Buchner nicht, wie geplant, an den Kongo zurück, sondern zusammen mit Gustav Nachtigal nach Westafrika, um im Vorfeld der Berliner Konferenz (1884/1885) die deutschen Kolonien Togo und Kamerun einzurichten. 1884 schloß er gemeinsam mit Nachtigal den Schutzvertrag mit Togo ab und wurde von ihm am 14. Juli des Jahres *ad interim* zum Kaiserlichen Kommissar in Kamerun ernannt, eine Position, die er aus Gesundheitsgründen jedoch schon am 17. Mai 1885 wieder aufgeben mußte. Vorher unternahm er noch zusammen mit Nachtigal eine Expedition in das Kamerungebirge. (Siehe zu diesem Lebensabschnitt Max Buchner, *Kamerun. Skizzen und Betrachtungen*. Leipzig 1887 und *Aurora colonialis. Bruchstücke eines Tagebuchs aus dem ersten Beginn unserer Kolonialpolitik 1884/85*. München 1914.)

1887 erfolgte seine Berufung zum Direktor des Münchner Völkerkundemuseums (als Konservator der ethnographischen Sammlungen), für die ein Gutachten Friedrich Ratzels den Ausschlag gegeben hatte. Eine große Sammelreise für das Museum führte ihn von 1888 bis 1890 noch einmal in die Südsee (über Australien nach Deutsch-Neuguinea) und nach Ostasien (über Singapur und Java nach Japan). 1892 wurde Buchner durch Prinzregent Luitpold der Titel

eines „königlichen Professors“ verliehen. Eine letzte große Reise von zehn Monaten diente im Jahre 1893 dem Kennenlernen nordamerikanischer Völkerkundemuseen und dem Ankauf von Objekten für die Amerika-Abteilung. Auch die Weltausstellung in Chicago hat Buchner damals besucht.

Schwere Meinungsverschiedenheiten mit vorgeordneten Stellen und gesundheitliche Probleme führten 1907 zu seinem Rücktritt und zu seiner frühzeitigen Versetzung in den Ruhestand. Am 7. Mai 1921 ist Max Buchner in seiner Heimatstadt München gestorben.

Buchner war ein ethnologischer Autodidakt und blieb es letztlich auch später als Direktor des Münchner Völkerkundemuseums. Sein Hauptinteresse und seine Hauptkenntnisse auf der Angola-Expedition waren naturwissenschaftlich fundiert (er führte, wie von ihm vor allem erwartet, astronomische und topographische Arbeiten aus und legte außer ethnographischen auch botanische, zoologische und mineralogische Sammlungen an). Seine eindringlichsten Schilderungen beziehen sich auf Landschaften. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß er als Außenseiter in der jungen ethnologischen Wissenschaft keine Rolle gespielt hat (Smolka). Die Qualität seiner ethnographischen Beobachtungen und Erkundungen ist aber wesentlich höher einzuschätzen als die seines Vorgängers Pogge. Da er sich besonders für Sprachen interessierte (s. Text 1) und seinen Aufenthalt in Lunda unter anderem dazu nutzte, mit der dortigen Sprache vertraut zu werden, sind seine (leider nur spärlichen) Mitteilungen auch in dieser Hinsicht zuverlässiger.

Die unmittelbarsten Eindrücke und Nachrichten von Buchners Forschungsreise ins Lunda-Reich enthalten seine Briefe, die er von unterwegs an die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ schrieb, von denen leider nur ein Teil angekommen ist. Anhand seines Tagebuchs, das allem Anschein nach nicht mehr existiert, hat er später in überarbeiteter Form über einzelne Abschnitte dieser Reise und besondere Themen, wie die Audienz beim Mwant Yav, und, korrigierend, über dessen angebliche Grausamkeit oder einen Tag in seiner Residenz in Aufsatzform noch etwas ausführlicher berichtet. Andere, meist spätere Arbeiten, verallgemeinern zwar stark, indem sie „die Neger“, „die Bantu“ oder „die Bantu-Neger“ in den Mittelpunkt stellen, doch basieren sie (erkennbar) nahezu ausschließlich auf Eindrücken, Erlebnissen oder Informationen dieser ersten Afrikareise. Mit zeitlichem Abstand von den nervenaufreibenden Problemen, Enttäuschungen und Strapazen der Expedition sowie durch neue persönliche und allgemeine Erfahrungen reicher findet eine deutliche Umwertung statt, die vor allem Buchners Beurteilung der Afrikaner, den Sklavenhandel und deutsche Kolonialherrschaft berührt.

Unterwegs überwiegen negative Pauschalurteile. Überall konstatiert er nur „schmutziges, lärmendes Negergesindel“, „schwarzen Pöbel“, „zudringlich, bettelhaft, habgierig, geizig, mißtrauisch“, von sorgloser Heiterkeit; dauerhafte Freundschaften seien bei ihnen undenkbar, die Taufe eines Afrikaners in Ma-

lanje erfolgte „würdelos wie alles, was mit der Negerrace vorgeht“ und „alle Neger betteln unaufhörlich denjenigen an, der sie nicht in der landesüblichen Manier mit Fusstritten behandelt“. Ein bestimmter Afrikaner war „ein lügnerischer Spitzbube, wie alle, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte“, die „Schuftigkeit“ ist „eine durchgehende Qualität aller Neger und vielleicht der Naturmenschen überhaupt“, und während er in den Mbangala eine „hochachtbare Rasse“ erkennt, sind ihm die Lunda eine „inferiore, der Liederlichkeit ergebene Rasse“. Doch fast im gleichen Atemzug stellt Buchner auch dezidiert (und immer wieder) fest, „daß die sogenannten Wilden uns eigentlich doch viel näher stehen, als man bisher geneigt war anzunehmen. Die Thatsache, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschenrassen somatisch und psychisch eigentlich verschwindend geringe sind, wird sich immer weiter und weiter geltend machen, je mehr man anfängt, die fremden Rassen vorurteilslos zu studieren. Immer mehr und mehr wird sich herausstellen, daß auch die dunklen Wilden alle diejenigen Gaben der Intelligenz besitzen, die wir so gerne für uns monopolisieren möchten, wahrscheinlich sogar in einer nicht viel geringeren Ausbildung – und immer mehr wird sich herausstellen als siegreiche Wahrheit die Einheit des Menschengeschlechts.“ (1883f: 46, Hervorhebung M.B.)

Die Afrikaner, „wie überhaupt alle Wilden, sind große Kinder“ für Buchner (1884e: 9–10) – ein Topos, der sich noch lange halten wird. Dem herrschenden evolutionistischen Weltbild entsprechend stehen sie auf der Stufe unserer frühesten Vorfahren, von der sie nicht schon „innerhalb einer oder zweier Generationen die Stufe des heutigen Europäers einnehmen“ können (1883i: 110). Auch mit „unseren sogenannten niederen Volksschichten“ werden sie von ihm verglichen, denen gegenüber sie an Intelligenz und Witz „kaum nachstehen“, die sie „an Schlaueit und List sogar weit übertreffen“ (1886a: 198). „Je genauer wir die sogenannten Wilden kennen lernen, desto größeres Interesse und desto höhere Achtung ihrer Fertigkeiten nötigen sie uns ab, und ganz besonders die afrikanische Rasse zeigt sich bei aufmerksamer Betrachtung ungemein begabt, leider allerdings mehr in leichtfertig künstlerischer als in ernst produktiver Richtung. [...] Ich stehe nicht an zu behaupten, daß in allem, was wir Schick und Anstand, Eleganz und Würde des Benehmens nennen, der Neger meistens feinere Instinkte zeigt als das mittlere Individuum unserer niedrigeren Klassen. Gemeine Zoten, die Freude am Schmutz oder reine Bosheiten, die doch bei dem europäischen Pöbel keine geringe Rolle spielen, sind ihm fast völlig fremd.“ (1886/1887: 384).

Auch die Behauptung einer spezifischen Häßlichkeit des Afrikaners weist Buchner entschieden zurück. „An Wohlgestalt des Mannes ist er uns entschieden überlegen, dafür bleibt ihm an seiner weiblichen Hälfte ein kleines Minus“ (1884d: 146). Trotz aller „anmassende(n) Ueberschätzung unserer weissen Hautfarbe“ sei dem Afrikaner allerdings „die volle Mündigkeit in der europäi-

schen Bedeutung des Wortes abzusprechen. Aber er ist unmündig nicht etwa im Sinne einer dauernden und allgemeinen Inferiorität der ganzen Race, sondern im Sinne der Unreife, jener nämlich Unreife, die auch unsere eigenen niedrigen Volksschichten auszeichnet und auch diese unter dem Einfluss der unglückseligen Gleichheitsapostel ebenso anspruchsvoll als nichts nutzigen werden lässt.“ (1886a: 198). Buchner hielt es allerdings keineswegs für ausgeschlossen, daß „im kommenden dritten Jahrtausend dem afrikanischen Neger die Führung der Rassen zufällt.“ (s. Text 5)

Auch über Vorstellungen, die Schwarze möglicherweise von den Weißen hegen, hat Buchner reflektiert: „Ich glaube, der Eindruck, den wir auf ihn machen, ist auch ziemlich reich an Komik, aber bei weitem nicht ebenso harmlos. Ich glaube, der Neger empfindet uns als höchst merkwürdige, oft äußerst putzige und lächerliche, oft aber auch sehr gefährliche und böse, koboldartige Wesen. – Respekt hat er nicht vor uns, wohl aber Furcht.“ (1886e: 220–221). Ebenso war ihm bewußt, wie europäische Vorurteile verbunden mit den spezifischen Reiseverhältnissen zu tiefgreifenden Kommunikationsschwierigkeiten führen konnten: „Man liebt den Neger wegen seiner Drolligkeit und zugleich haßt man ihn wegen seiner Niedertracht. Aus solchem Zwiespalt der Gefühle im Verein mit Hitze, Fieber und Entbehrungen entsteht dann häufig jene nervöse Heftigkeit, die der Neuling in afrikanischen Dingen nicht begreift, bis er mit der Zeit selber heftig und nervös wird.“ (1886e: 220)

Buchners dezidierte Ablehnung der Gleichberechtigung aller Afrikaner, die er für einen „selbstmörderische(n) Unsinn“ hält, den „unsere Nachkommen büßen und verfluchen werden“ (1887g: 78), resultiert aus seinen darwinistisch geprägten Vorstellungen vom „Kampf ums Dasein“, die zunächst auch seine Kolonialvorstellungen formten (Text 5). Polemisierte er schon in den achtziger Jahren gegen bestimmte Aspekte der Kolonialbewegung, werden seine Töne später vor allem gegenüber den deutschen Kolonialherren noch um einiges schärfer und kritischer: „Die rohen Verbrechen und Unklugheiten einiger führender junger Eroberer, die sich da plötzlich begeistert hinausdrängten, gehören ja der Geschichte an und brauchen nicht noch einmal geschildert zu werden. Mit solchem Menschenmaterial lassen sich höchstens Aufstände züchten. Den Rekord der Lächerlichkeit, den der preussische Assessorismus im schwergeprüften Kamerun 1893 der staunenden Mitwelt vorgelegt hat, wird niemand mehr überbieten können. Das war eine grausame Ironie. Erst hatte man sich Sklaven gekauft (,freigekauft‘ log man) und behandelte sie so dumm, dass sie sich empören mussten und die Regierungsherrlichkeit aus der Regierungsstadt verjagten, mit kaiserlichen Schiessgewehren. Und das durfte sich ‚Schutztruppe‘ nennen. War dies der wahre deutsche Geist, der sich vorgenommen hatte, dass er die sozialen Probleme in Afrika und anderwärts nach eigener Einsicht lösen werde, mit viel tieferer Erfassung als die Engländer und Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen? Diese Lösung war sehr teuer. [...] Wir haben es

glücklich so weit gebracht, dass wir überall verhasst sind. [...] Keine andere Nation speit nebenbei soviel Hässlichkeit und plumpe Aufgeblasenheit in die weite Welt hinaus. [...] Wir sind zu eilig stolz geworden. Noch vor kurzem mit Recht verachtet, möchten wir jetzt selbst verachten und die allererste Nation sein, weil wir viele Soldaten haben. Und dabei kleben uns noch immer aus der guten alten Zeit allerlei üble Neigungen an, die Patzigkeit und Kommandiersucht, wo man überlegen ist, das Lakaientum und die Huldigungsfreude, wo ein Fusstritt kommen kann. Und dazu in den eigenen Kreisen welche Menge kläffender Missgunst.“ (1914: 338–339). Das waren aus deutschem Mund wahrlich ungewöhnliche Worte am Vorabend des Ersten Weltkrieges!

Jetzt bekommt auch sein Urteil über die Afrikaner eine andere Färbung: „Der zähnefleischende Wilde, der immer nach Blut und nach Unthaten lechzt, ist nur in unsern Jahrmarktstuden zu Hause. In ihrer wirklichen Heimath sind auch die wildesten Wilden viel angenehmer. Ja, in den Formen freundlichen Umgangs übertreffen Papua, Neger und Indianer häufig genug unsre eigenen Leute vermöge eines natürlichen Anstandsgefühls, das überraschend günstig entwickelt ist. Gutes und Schlechtes, Schönes und Häßliches, Frohes und Trauriges wirkt auf sie ebenso wie auch auf uns. Roheit und Unflath ist auch bei ihnen beschämend. Wohlwollen, Haß und Verachtung werden überall gleich empfunden. Nur bezüglich der Tiefe, Nachhaltigkeit und Verwerthung der Eindrücke sind die Naturvölker schwächer veranlagt. Das craß Unmenschliche findet sich systematisch entwickelt erst auf höheren Stufen. Die ärgsten Sünden der Sklaverei gehören dem römischen Recht an oder der colonialen Geschichte der christlichen Staaten, und die ganz niederträchtige Bosheit ist ein Monopol des europäischen Pöbels. Die sogenannten Wilden sind viel bessere Menschen.“ (1895a: 1–2). Und an anderer Stelle: „Die Neger stehen doch viel höher als von den Weissen meistens geglaubt wird, und die Weissen selten so hoch, wie sie gerne von sich meinen. Die Schlechtigkeiten der Europäer sollten deshalb immer erst zur Betrachtung vorangestellt werden, ehe man über die Neger loszieht. Die meisten Menschen werden erst kritisch, wenn sie reisen. Auch der kleinste Bürgersmann möchte dann überall Fehler sehen. Da gibt es dann alle Tage Schmutz, zuhause aber niemals. So verhält es sich weit hinauf bei der Beurteilung fremder Völker und noch ganz besonders stark bei den Meinungen über die Neger. Es ist als ob die Europäer, die an dem Neger so viel zu tadeln und so wenig zu loben wissen, einer ganz anderen Welt angehörten, einer duffigen Sphäre der höchsten Vollendung, in der es niemals Unrecht gab. Es lässt sich kein einziger Vorwurf denken, der nicht auch schon im alten Europa häufig angebracht werden könnte, in unserer eigenen edlen Rasse bis zu den Hochgeborenen hinauf.“ (1914: 332). In ähnlichem Sinne hatte er schon früher festgestellt, „daß es noch andere Sitten giebt, und zwar mit gleicher Berechtigung, als die zu Hause gewohnten. Das bezieht sich namentlich auf militärische Eigenarten. Jene Soldatenzucht, die den Gehorsam schließlich das Wesen elektri-

scher Zuckungen annehmen läßt, ist den exotischen Völkern fremd, und die dazu gehörige Tonart des Befehlens wird nur in ihrer Heimat verstanden. Selbst die grausamsten Potentaten in Afrika und in der Südsee geben ihre Befehle mit würdiger Ruhe und geraten nicht außer Fassung, wenn der Vollzug ein langsamer ist.“ (1897a: 88)

Die kühle, ruhige Analyse ist Buchners Sache nicht. Auch mit dem Abstand zu seinen persönlichen Reiseerfahrungen oszilliert sein Urteil je nach Thema häufig weiterhin zwischen pauschalen Verdammungen und Ansätzen von Verständnis. Das betrifft beispielsweise auch das damals gängige Klischee vom „faulen Neger“, das er unter anderem durch seinen vergeblichen Versuch, in Lunda einen einfachen Webstuhl einzuführen, schnell bestätigt fand. In anderem Zusammenhang urteilte er milder und konzedierte, daß „ja auch wir nicht aus reiner abstrakter Moralität, sondern weil wir müssen“ arbeiten, daß die von ihm besuchten Afrikaner nur geringe Bedürfnisse hätten und daß „bei näherer Betrachtung auch unsere sublimen Tugendhaftigkeiten und Edelsinnigkeiten nicht viel mehr als Symbole der Opportunität“ seien (1883i: 108).

Recht ambivalent ist Buchners Einstellung zum Sklavenhandel. Einerseits charakterisiert er ihn als „entsetzliche(n) Unfug“ und beklagt nicht nur dessen Existenz im Lunda-Gebiet, sondern auch seine eigene Abhängigkeit von den mit ihm ziehenden Händlern. Denn für Buchners Träger war der Menschenhandel „die Haupttriebfeder ihrer Reise“. Andererseits erkennt er seine Ohnmacht, diese „festehenden Rechtsinstitutionen des Landes“ umzustößen, und beschwichtigt sein Gewissen, in dem er sich einredet, daß die Sklaven bei einer Befreiung durch ihn sofort wieder ergriffen und verkauft worden wären und daß ihre Ausfuhr „nach den Küstengebieten, nach dem Bereich der Kultur und Zivilisation, [...] das wohlthätigste Korrektiv des im Inneren herrschenden Unfugs“ sei (1882b: 807). Für die „übertriebenen, nicht immer lauterer Schmerzensschreie(n) englischer Reverends“ (1883c: 3228) hatte er jedenfalls nur Hohn.

Die sogenannten „Ambakisten“, denen gegenüber Buchner in einem späteren Aufsatz mehr Verständnis als während seiner Reise entgegenbringt, waren zu seiner Zeit noch besonders aktiv und erfolgreich an diesem Handel beteiligt. Buchner vermerkt ihre zunehmend negative Beurteilung durch die Portugiesen und ihren eigenen Dünkel gegenüber anderen, noch ganz ihren einheimischen Traditionen verhafteten Afrikanern: „Sie blicken auf die zottellockigen Wilden, die sie wegwerfend ‚gentio‘ (Heiden) nennen, mit Verachtung herab“ und fordern dadurch zur Nachahmung heraus (1882b: 807). Besonders wichtig in unserem Zusammenhang ist Buchners Erkenntnis, daß diese Ambakisten entscheidend an den Erfolgen der Afrikareisenden beteiligt waren, „die in Europa dann deren Ruhm sind“. Denn „von diesen Ambakisten stammt zugleich ein Teil der Belehrung, die in der Afrikaliteratur als Wissenschaft die Leser erfreut. Fast alle die Namen der Stämme und Gegenden, Flüsse, Fürsten und Gebräuche, die in

dem ungemein weiten Gebiet der portugiesischen Einflußsphäre unsere Afrikabücher schmücken, sind an die Reisenden, die sie schrieben, ambakistisch überliefert. Das macht die sprachliche Eigenart jener Träger der Kultur, die dabei bestimmend war, einer genaueren Einsicht wert.“ (1915: 397; s. Text 1)

Wie bei so vielen anderen Reisenden in diesem Teil von Afrika durchziehen auch Buchners primäre Aufzeichnungen der tägliche Ärger und die ständigen Auseinandersetzungen mit seinen Trägern. Immer wieder hatte er Mühe, seine Interessen gegenüber den ihren durchzusetzen. Später fand er dagegen sogar lobende Worte über das Trägerwesen in Angola und erkannte, daß seine Probleme am System und nicht am bösen Willen der Betroffenen gelegen hatten (s. Einführung, Kap. 7).

Zu den Umständen seiner ethnographischen (s. Text 1), sprachlichen und fotografischen (s. Text 2) Feldforschung hat sich Buchner verschiedentlich geäußert. Schon bei den Portugiesen, denen er, anders als die meisten seiner Vorgänger, insgesamt ein sehr positives Zeugnis ausstellt, war er als Deutscher und aufgrund der kaiserlichen Geschenke für den Mwant Yav verdächtig. Man befürchtete – und das war ja im Lichte der damaligen deutschen Kolonialagitation gar nicht so aus der Luft gegriffen – Annektierungsgelüste. Es wurde sogar behauptet, „es sei die Gründung einer Strafkolonie für deutsche Sozialdemokraten tief innen in Lunda geplant, jene Kolonie würde dann immer mehr nach der Küste zu ausgedehnt werden, und schließlich die Portugiesen ins Meer hindrängen.“ (1888a: 4). Im Landesinneren hatte Buchner dann dieselben Schwierigkeiten wie Pogge klarzumachen, daß er kein Sklaven- oder Elfenbeinhändler sei. Das äußerste an Verständnis für seine Anwesenheit war die Meinung der Ambakisten, er wolle „nur spazieren gehen“ (1915: 400).

Diese tatsächlichen oder vermeintlichen Mißverständnisse auf beiden Seiten – ein legitimes Interesse der besuchten Völker, weder „entdeckt“ noch „untersucht“ werden zu wollen, wurde allenfalls ansatzweise in Rechnung gestellt – führten zu erheblichen Einschränkungen und Behinderungen, nicht nur, wie angedeutet, bezüglich der Reiseroute, sondern auch während Buchners langem Aufenthalt in der Hauptstadt der Lunda. Im allgemeinen gelte das Gesetz, „daß ein Negerstamm um so schwieriger zu durchreisen ist, je höher er steht, je besser er sein Interesse zu wahren vermag. Mit dem Forschungsreisenden wird in dieser Beziehung keine Ausnahme gemacht. Seine ideellen Absichten sind einfach absolut unbegreiflich, er hat sich überall die Rolle eines Kaufmanns weigerungslos gefallen zu lassen.“ (1883d: 3761).

So hatte denn anscheinend auch der Mwant Yav vor allem sein Handelsmonopol mit den nördlichen Nachbargebieten vor dem fremden Eindringling schützen wollen. Buchners Beurteilung dieses Herrschers ist besonders ambivalent. Einerseits sieht er in ihm bloß einen „affenartig geputzten Neger-Potentaten ohne Adel und Majestät, wie sie alle sind“ (1887a: 781), andererseits tritt er später nachdrücklich dem unter Europäern verbreiteten Bild eines grau-

samen Despoten und willkürlichen Karawanenausplünderers entgegen, einem Bild, an dem Pogges Erfahrungen nicht ganz unschuldig waren. Buchner erkannte, daß dem Verhalten Mwant Yavs vielmehr ein institutionalisiertes Verfahren zugrunde lag, das völlig auf den Handel zugeschnitten war und in dem die Forschungsreise folglich keinen Platz fand: Hier galt der Grundsatz, „daß alles, was an europäischen Waren nach Mussumba gelangt, ohne weiteres ihm gehöre und sobald als möglich ihm ausgeliefert werde, wofür er die Verpflegung der betreffenden Händler übernimmt, die so lange warten müssen, bis er sie in seinen eigenen Artikeln, Sklaven und Elfenbein, abbezahlt hat.“ (1887a: 781)

Noch eine Reihe weiterer Probleme beeinträchtigten Buchners Forschungserfolg: „Ungefähr die Hälfte dieser Angaben beruhen auf blossen Erkundigungen, die ich mit Hülfe meines Dolmetschers einzog und verdienen deshalb kein definitives Vertrauen. Denn erstens verstanden wir beide uns überhaupt nur dürftig, zweitens verstand auch er die Sprachen der Eingeborenen niemals völlig, drittens zog er es häufig vor, im Einverständnis mit den Eingeborenen mich anzulügen, und noch häufiger wussten viertens die Eingeborenen selber nichts.“ (1883e: 64–65).

Das allgemeine Mißtrauen gegen seine Pläne war für Buchners Erkundigungen eine kaum zu überwindende Barriere. Durch scheinbar unverfängliche Fragen, Wiederholungen in zeitlichen Abständen und mancherlei Umwege brachte er aber doch eine ganze Menge ethnographischer und historischer Informationen zutage, von denen der Auszug eines Berichts über das Lunda-Reich mit der Königsliste (die leider nicht in ihren Varianten erhalten ist) als Beispiel angeführt sei (s. Texte 3 u. 1). Diese Liste erfuhr schließlich eine außergewöhnliche Bestätigung (s. Text 4).

Auch Buchners sprachlichen Bemühungen waren, wenn auch diesmal nicht aus politischen Gründen, Grenzen gesetzt: „Charakteristisch für den heiteren Sinn der Lunda waren auch oft die fröhlichen Erfolge, die ich erzielte, wenn ich ganz ernsthaft gemeinte Sprachstudien zu treiben gedachte. Während derlei sonderbares Streben bei anderen Stämmen, bei den Kioko [Chokwe] zum Beispiele, meistens unheimlich wirkt, fand man hier meine linguistische Mühsal ungemein lustig.“ (1884a: 214)

Überhaupt maß Buchner der Sprachforschung (ganz im Gegensatz zur Physischen Anthropologie und vor allem zur Schädelmessung, die damals gerade *en vogue* war und gegen deren ideologische Instrumentalisierung er heftig polemisierte) eine besondere Bedeutung bei. „Dagegen erhebt sich über dem Berg jener Trostlosigkeiten [*sc.* der Schädelmessung] eine ganz andere rettende Auskunft, die ja freilich nicht anthropologisch, aber eben gerade deshalb um so erfreulicher, innerlich werthvoller und vertrauenerweckender ist. Dieses Vortreffliche ist die Sprache, das Grundelement des Begriffes Volk. Nach so viel schlimmen Erfahrungen [mit der Schädelmessung] kehrt man mit doppelter

Liebe und Achtung an diesen treuen Schatz zurück, der niemals hätte verkannt werden dürfen. Die Sprache macht das Volk, die natürliche Einheit der Völkerkunde, das Einzige, was zunächst wichtig ist. Und dieses einzige geistige Beste, das Höchste, was dem Menschenverstand zu seiner Stütze verliehen ist, wollte man unterdrücken! Und wer wollte das? Die Schädelmesser. Ja, in dem Glück ihres schier mathematischen Selbstbewußtseins fühlten sie sich schon begeistert zu der Behauptung, das Kraniometer habe ‚Bresche gelegt‘ in sprachlich erhärtete Völkerverwandtschaft. Bresche gelegt! Welche heroische Anspielung auf das lustige Kriegerhandwerk der Wissenschaft.“ (1899c: 5)

Buchner war selber sprachbegabt und äußerte sich durchweg positiv über afrikanische Sprachen. Für die Geringschätzung der „Ambaka-Sprache“ (das Kimbundu) durch die Portugiesen und deren Weigerung, sie wirklich zu erlernen, hatte er kein Verständnis. „Im allgemeinen klingen die Sprachen der Bantu sehr angenehm und sind reich an Vokabeln, so namentlich das Angola [*sc.* das Kimbundu]. Je weiter nach dem Innern man kommt, desto rauher werden die Töne, desto mehr mischen sich Konsonanten in die Wörter, bis man schließlich bei der Lundasprache auf Wörter stößt, die ich ohne Vokal schreiben zu müssen glaube. Die Händler von den Küstengebieten mit ihren feinen schönklingenden Idiomen finden das echte Lunda deshalb ungemein häßlich und suchen es zu verbessern. Das ist die Ursache davon, daß so viele geographische Namen aus dem Lundagebiet ganz anders zu uns gekommen sind, als sie an Ort und Stelle gesprochen werden.“ (1883f: 45; s.a. Text 1).

Im nachhinein äußerte sich Buchner über seine Feldforschungssituation abgeklärter als unter dem unmittelbaren Eindruck seiner täglichen Mühsal vor Ort (s. Text 1): „Fern vom Kampf urteilt man ruhiger. Dem Neger ist das Ausgefragtwerden eben weiter nichts als eine lästige Nötigung, irgend etwas zu antworten und unsere unpraktische Selbstquälerei um das Wahre fehlt ihm gänzlich. Bei gleichgültigen Gegenständen sagt er das Nächstbeste, was ihm einfällt, weil das am bequemsten ist; bei anderen, die sein Interesse berühren können, wie zum Beispiel bei dem Kaufpreise eines beliebigen Objektes, dünkt ihm keine Auskunft zweckmäßiger, als eine falsche. Doch außer den genannten beiden Gründen der Bequemlichkeit und der Schlaueit gibt es noch ein anderes Moment, welches ihn zum Lügen reizt und das ist die Komik, welche ihm das viele Forschen einflößt. Dieses Moment hat er vollständig mit dem Europäer gemein. Auch die weißen Händler haben zuweilen ihr Vergnügen daran, jenem sonderbaren Menschen, der alles wissen möchte, Märchen aufzubinden, was ich ganz begreiflich finde und vielleicht selbst thun würde, wenn ich Händler und nicht auch so ein sonderbarer Mensch geworden wäre. Derlei Witze sind ja harmlos und richten keinen Schaden an, falls man sie nicht gleich ins Notizbuch schreibt und später drucken läßt.“ (1883i: 108)

Buchner kannte die Fallen, in die ein flüchtiger oder unkritischer Forscher geraten konnte und mochte es sich nicht verkneifen, dies an seinem unmittelba-

ren Vorgänger in Lunda zu exemplifizieren: „Der berühmte Afrikareisende Pogge in seinem Buch über Lunda bezeichnet die halbkultivierten und meistens auch christlich getauften Hosenneger Angolas statt als ‚Ambakisten‘, wie sie eigentlich heißen, von Ambaka, ihrer ursprünglichen Heimat her, mit eisernem Ernst als ‚Baptisten‘. Wenn man einmal ‚Baptista‘ gehört hat statt ‚Ambaquistista‘, kann es passieren, daß man nie wieder anders hört. Das Wort hat ja auch einen Sinn, warum daran zweifeln?“ (1898c: 139). Und er selber fand einmal heraus, daß die feierliche Huldigungszeremonie eines angeblich aus der Ferne zurückkehrenden Prinzen für seinen Vater, den Mwant Yav, „ein reines, bloß meinethalben veranstaltetes Schauspiel war, mit dem mir Muatyamvo zu imponieren suchte. Der betreffende Prinz war in Mussumba zu Hause und hatte Mussumba seit langer Zeit nicht verlassen. Die Zahl seiner Weiber überstieg in Wirklichkeit kaum drei oder vier, und die Soldaten waren ihm nur für jenen Huldigungsschwindel zucommandirt.“ (1882a: 86)

Wer an der Geschichte des durchreisten Gebietes interessiert ist, findet in Buchners Veröffentlichungen eine Fülle von Einzelbeobachtungen und Hinweisen. Von besonderem Wert sind seine Notizen über das Vordringen der Chokwe, vor allem nach Norden und im Lunda-Gebiet. Auch für Fragen des Kulturwandels (z.B. der Chokwe durch benachbarte Mbangala) ist er offen. Die Mbangala hält er „entschieden mit zu den allerinteressantesten Menschenstämmen“ und bedauert, daß es noch „kaum eine einzige Beschreibung von ihnen“ gäbe, „die ihrer großen Bedeutung würdig wäre“ (1888c: 323). Ihre rituelle Anthropophagie anlässlich der Installation eines neuen „Jaga“, dient ihm nicht, wie anderen, zur Bestätigung von Vorurteilen über „die Wilden“, sondern er ist unter den hier angeführten Forschern des 19. Jahrhunderts der einzige, der ihren ausschließlich rituellen Charakter erkennt und ihr den angemessenen, d.h. eher marginalen Stellenwert in der entsprechenden Kultur zuschreibt: „Der Gedanke an Menschenfleisch ist den Negern, soweit ich sie kenne, nicht minder widerstrebend als uns, aber zuweilen fühlen sie das Bedürfnis, durch eine gemeinsame Scheußlichkeit, die das Gruseln erregt, sich gegenseitig preiszugeben und zu verpflichten. Viele Eidschwüre und Verbrüderungen tragen nicht bloß in Afrika, sondern auch anderwärts diesen Charakter.“ (1888c: 325)

Afrikanische Musik mit ihren „klangvollen und lyrisch ergreifenden Melodien“ schätzt Buchner besonders. Wenig Zugang hat er dagegen für religiöse Fragen. Den Afrikanern fehle eine „richtige Gottesidee“, es gäbe keine Priesterschaft und überhaupt sei ihre Religion meist weiter nichts als eine „systemlose Gespensterfurcht“. Bisher sei darüber von Reisenden und Kompilatoren vorwiegend „albernes, kritikloses Zeug“ geschrieben worden und die als „Götzen“ in den Museen ausgestellten Figuren und Figürchen hätten „keine höhere ethische Bedeutung als die Puppen in den Händen unserer Kinder“ (1886/87: 517–518). Andererseits betont er auch: „Um über religiöse Vorstellungen bei Naturvölkern etwas wirklich Stichhaltiges zur Erkenntnis zu bringen,

dazu gehört auch viel mehr Zeit und namentlich auch viel mehr kritische Schärfe, als manchen Berichterstattem verfügbar zu sein schien.“ (1884e: 10). Dem kann man nur zustimmen, doch hätte sich Max Buchner hier nicht ausschließen sollen. Gerade anhand dieses Aspektes wird deutlich, wie seine Beziehungen zu den afrikanischen (und allen?) Menschen trotz monatelangen Zusammenlebens letztlich doch sehr distanziert, oberflächlich und stark voreingenommen blieben. Seine insgesamt arg hochmütigen Urteile, spiegeln darüber hinaus, trotz zuweilen durchaus dezidiert Relativierungen, immer wieder auch offen rassistische Einstellungen (s. Text 5).

Texte

1. Die Buchner'sche Expedition, 1880–1881: 165–166

[Mussumba, 20. Mai 1880:] Als ich noch hoffen zu dürfen glaubte, auf dem Wege der Erkundigung in die Geschichte, Sprache und Geographie des Lunda-Volkes einzudringen, hielt ich offenes Haus und war in Folge dessen oft Wochen lang tagtäglich von Neugierigen und Bettlern ununterbrochen belagert. Jetzt sperre ich mich ein und lasse fast niemand mehr vor. So ein Kilolo [Häuptling] sitzt einem Stunden lang nebst Gefolge auf dem Hals, sieht mit grossem Vergnügen zu, wie ich esse und trinke und rauche und schreibe, möchte alles sehen und mit seinen schmutzigen Fingern anfassen, möchte sämtliche Zündhölzer anstreichen und bettelt beständig um alles mögliche. Ich ertrage ruhig ihn und sein Gefolge und die üble Ausdünstung so vieler, niemals gewaschener Negerhäute, weil ich ihn um dieses und jenes ausfragen will. Aber es stellt sich fast ausnahmslos heraus, dass er absolut nichts weiss, oder er zieht es vor, statt ein wenig nachzudenken, mir die nächstbeste Lüge, die ihm gerade einfällt, zu sagen, und schliesslich langweilt ihn das Ausgefragtwerden, er fängt an zu gähnen und empfiehlt sich. Ich habe dieses Mittel, lästige Besucher zu vertreiben, in der letzten Zeit mehrmals mit schleunigem Erfolg angewendet. Einen einzigen Kilolo kenne ich hier, der einigermaßen Bescheid über sein Vaterland weiss. Diesem, dem Schakambunsch [Xa Cambunje], bezahlte ich jedesmal 2 Ellen für die Stunde Geographie, aber auch er bleibt jetzt aus, ehe ich die Liste sämtlicher Ilolo des Lundareiches (es sind ungefähr 300, aber viele sind nicht bedeutender an Macht als unsere Grossbauern) fertig habe: die schreckliche Arbeit des Nachdenkens ist auch ihm, dem intelligentesten von allen, zu viel geworden.

Von den bisherigen Muatyamvos [Mwant Yav] besitze ich ungefähr 6 Reihenfolgen, von denen jede anders lautet, und es existiren in der Geschichte doch nur 13 vollgültige Muatyamvos. Der jetzige [Noéji Ambumba (Mbumb Muteb a Kat), bekannt als Xanama (*sanam* Nawej), 1874–Ende 1883] ist der vierzehnte. Ausser Unkenntniss und Denkfaulheit ist an diesem Wirrwarr noch die Menge

von Spitznamen Schuld, welche existiren, und auch in Bezug auf geographische Begriffe giebt es verschiedene Nomenclaturen. So werden zum Beispiel von den Ambakisten manche Oertlichkeiten anders genannt als von den Eingeborenen, ganz abgesehen davon, dass die Ambakisten die Lundasprache, welche ihnen zu rauh klingt, überhaupt anders aussprechen als die Lunda selbst und nach ihrem Geschmack zu verschönern suchen, indem sie namentlich die abgestossenen Endvocale wieder anfügen. *Tschiman* lautet bei ihnen „*Kimana*“, *Kayembe mu Guor* „*Kayembe mu Kulu*“, *Ruru* „*Lulua*“, *Ruèmb* „*Luembe*“, *Ruis* „*Luisa*“. Die *Luba* nennen sich selbst *Márrubb*, es giebt indess auch ein anderes, ebenfalls *Márrubb* benanntes Volk im Osten. Den Namen *Kauilla* für Pogge's Mussumba kennt nicht ein einziger Lunda. Nur ein Ambakist, der schon mehrere Jahre hier lebt, behauptet, es hiesse *Kauilla*, und ein solcher Kerl kann 100 Jahre hier leben, ohne dass es ihm auffällt, dass sein einmal adoptirter Name niemals gebraucht wird. Dagegen ist Pogge's Mussumba allgemein als *Kapuek'a mash* gleich „Blutstätte“ bekannt; auch Muatyamvo, der diesen blutigen Namen verschuldet, nennt es so. *Quizimeme* ist *ku Issuamäm* gleich „am Issuamäm Bach“, ich möchte die Schreibart *Kuissuamäm* vorschlagen. An *Kabebe* ist nichts zu mäkeln, der Bach, an dem es liegt, heisst nicht „*Giba*“ sondern *Ishib* oder *Ishiba*, übrigens ein sehr unbedeutendes Gewässer, über welches man ohne Mühe springen kann; (er ist Ende der Regenzeit nur 2 Meter breit und 1 Fuss tief gewesen). *Casserigi* ist in *Lashidish* umzuändern, ersteres ist ganz Ambakka-Mundart, in welcher das *r* nicht bloß mit *l*, sondern auch mit *d* variirt.

2. Die Buchner'sche Expedition, 1880–1881: 175–176

Bemerkungen zu den Photographien

Auch hier gilt dasselbe wie bei allen übrigen Resultaten meiner zu sehr zersplitterten Bestrebungen. Sie haben darunter gelitten, dass ich mir nicht Zeit genug zur Ausrüstung nahm und dass ich zu vieles treiben wollte. Die jetzt beinahe vollen 6 Monate hier sind mir verflogen, ich weiss nicht wie; Musse habe ich niemals gehabt, aber beständig, nur mit Ausnahme der ersten hoffnungsreichen Zeit, das peinliche Gefühl, dass ich nur den hundertsten Theil von dem, was ich gern möchte, wirklich leisten kann.

Erst Mitte Januar ungefähr konnte ich an's Photographiren gehen. Ich glaubte anfänglich, eingedenk Pogge's Lehren, damit nur ganz allmählich und vorsichtig an die Oeffentlichkeit treten zu dürfen, jetzt weiss ich aber, dass die damals gefürchteten Gefahren durchaus nicht bestehen, und habe wenigstens das Eine erreicht, dass der nächste Photograph, den sein Unstern zu Muatyamvo führt, sofort ohne weiteres die Apparate auspacken und in Thätigkeit setzen kann. Die Photographie ist bereits Mode hier und wird wahrscheinlich von jedem künftigen Weissen verlangt werden.

Von den Hauptpersonen fehlen mir nur die beiden Hauptweiber Muata Yamvos, die Moari [*mwari*] und die Temena. Diese sollten zwar auch an die Reihe kommen, aber die Sache zog sich hin, Muatyamvo wollte sich dafür bezahlen lassen, und jetzt ist es zu spät, meine Kollodien arbeiten nicht mehr. Am meisten Schwierigkeiten hat mir Muata Yamvo selbst gemacht. So oft ich ihn auch bat, mich nur bei gutem Tageslicht zu besuchen, so blieb er doch starrsinnig dabei, jedesmal erst am Abend gegen Sonnenuntergang zu erscheinen und verstand sich dann gewöhnlich erst nach längerem Hin- und Herreden dazu, mir zu sitzen oder zu stehen. Einmal erreichte ich dies nur dadurch, dass ich ihm drohte, die verlangten und bewilligten acht Ellen wieder zurückzuziehen. Ueberraschend war mir das schnelle Verständniss der Porträts, welche in der Regel sofort erkannt wurden, obgleich bildliche Darstellungen in der Fläche nirgends üblich sind. Ich werde deshalb Muata Yamvos und der Lukokessa [*rukonkesh*] Bildnisse als Talisman mit mir führen, auch jenes des Nguv, und möchte künftigen Reisenden der Gesellschaft, welche in diese Gegend geschickt werden, anrathen, sich gleichfalls mit solchen zu versehen.

Von Ansichten habe ich wohl so ziemlich das wesentliche, was in Musumba zu holen ist, freilich grösstentheils in Platten, die dem Holzschneider viel Hingebung abverlangen, sie zu enträthseln. Es giebt hier nicht viel Mannichfaltigkeiten zu reproduciren. Sehr wünschenswerth wäre mir ein transportabler Thurm gewesen oder ein hohes Stativ aus drei schlanken Bäumen; ich war daran, etwas derartiges zu construiren, hatte aber nicht Zeit und Kraft genug dazu übrig, denn meine Neger sind kaum im Stande, eine Kiste ordentlich zuzunageln. Es ist entsetzlich, was für Zeit die geringsten Kleinigkeiten kosten. Meine anfänglich gehegte Idee, ein vollständiges Album anzufertigen, würde den doppelten Aufenthalt und dreimal soviel Kollodium, als ich hatte, erfordern. Erst jetzt bin ich orientirt, erst jetzt könnte ich eigentlich mit voller Sicherheit beginnen. Sehr gern würde ich noch Muata Yamvo und die beiden Hauptweiber, sowie die Lukokessa und die Soanamulund [*nswan murund*], die Grossiegelbewahrerin des Reiches, nebst dem ganzen malerisch bunten Gesindel von Gefolge, die genannten Grössen auf ihren von je 8 Mann getragenen Sänften hocherhaben, besitzen. So kamen sie nämlich das erste Mal vor mein Haus gezogen, mich feierlich zu besuchen. Sehr gern hätte ich auch ein grosses „Tetama“ [*tetame*, öffentliche Audienz] auf dem weiten Platz vor dem Nso [der „Audienzpalaste der Residenz“, s. Text 3], Muata Yamvo unter seinem Riesensonnenschirm thronend und die Ilolo mit mehreren hundert Bewaffneten um ihn versammelt, dem ich beiwohnte, photographirt, aber damals jagte Sturm und Regen das ganze lebhafte Schauspiel auseinander, ehe ich meine Apparate in Thätigkeit setzen konnte. Wie in so vielen Dingen, muss ich auch hierin Ent-sagung üben. Jetzt allerdings, da es zu spät ist, möchte Muata Yamvo ein eigenes Tetama für mich zum photographiren berufen.

Ich habe fast von allen Platten Abzüge genommen, von den meisten drei. Davon schicke ich je einen mit, zwei behalte ich bei mir, in verschiedenen Koffern verpackt. Auch von den Platten habe ich die gleichartigen getrennt in zwei verschiedene Kisten verpackt, welche zwei verschiedenen Trägern anvertraut werden sollen, denn zwischen hier und Malange sind gar viele Flüsse. Ich überziehe die Plattenkasten mit in Kautschuksaft, den ich mir in Flaschen kommen lasse, getränktem Zeug. Ich glaube, dass sich dieses Verfahren bewähren wird. Auch mein Boot habe ich mit natürlichem Kautschuksaft geflickt.

3. Das Reich des Muatiamvo und seine Nachbarländer, 1883e: 57–61

Die Haupteigenthümlichkeit des Lundareiches besteht darin, dass neben dem König als zweite Gewaltperson eine Königin herrscht, frei und unabhängig, ohne dessen Gattin zu sein, die Lukokessa. Auch sie hat ihre Unterhüuptlinge ebenso wie Muatiamvo. Hier das Dorf zum Beispiel gehört zu Muatiamvo, jenes dort zur Lukokessa. Auch sie hat das Recht, in allen wichtigen Regierungsangelegenheiten entscheidend dreinzureden. Es sind also im Lundareiche förmlich zwei Staaten und zwei Staatsgewalten in einander geflochten.

Dieses sonderbare Verhältniss ist wahrscheinlich folgenden Ursprungs. Die Geschichte der Muatiamvo reicht zurück bis ins 17. Jahrhundert und beginnt mit einem Ereigniss, welches die Anknüpfung an eine historisch beglaubigte Jahreszahl erlaubt. Der Lundastaat, dessen damaliges Gebiet sich nicht weiter als vom Kalanii [Kalanhi] bis zum Kassai erstreckte, war eine Gynokratie. Als zur angegebenen Zeit die Königin Luesch a Nkunt, die letzte ihrer Art, auf dem Thron sass, kam von Osten her, aus dem Lande des Mutombo mu Gurr, ein schöner Jägersmann Namens Tschibind Irúng (Kibinda Ilungu). Es währte nicht lange, so verliebte sich die Königin in den Fremdling, heirathete ihn und übertrug ihm die ganze Regierung. Darüber ärgerte sich aber ihr Bruder, der Kinguri a Nkunt, wollte nicht länger mehr bleiben und wanderte aus nach West bis jenseits des Koango, um sich dort einen eigenen Staat, den von Kassansche, zu gründen. Dadurch gerieth er in eine kriegerische Verwicklung mit der berühmten Königin Schinga [*sc.* Njinga a Mbande Ana de Sousa], von der die Geschichte Angolas berichtet, dass sie 1622, zur Zeit, als João Corrêa de Souza Governador der Provinz war, getauft und unter dem Namen Donna Anna de Souza in den Schooss der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen wurde. Sowohl die Lunda als auch die Bangala, die Herren des Landes Kassansche, wissen ziemlich allgemein und ziemlich übereinstimmend von dieser Entstehungsart ihrer Staaten und ihrer Verwandtschaft.

Tschibind Irúng und Luesch a Nkunt zeugten Söhne und fortan herrschten diese nach dem Beispiel des Vaters über das Land. So wurde Lunda aus einer Gyno- eine Androkratie.

Damit jedoch das frühere Regiment der Weiber, mit dem wahrscheinlich auch manche Interessen dritter Personen verknüpft waren, nicht völlig erlosch,

so entstand die Würde der Lukokessa als Gegengewicht und Ergänzung neben der Würde des Muatiamvo. Es soll Lukokessas gegeben haben, welche durch höhere Talente die gleichzeitigen Muatiamvos so sehr überragten, dass faktisch sie die erste Rolle in der Herrschaft spielten. Gegenwärtig indessen ist in Folge ausserordentlicher Begabung an Klugheit und Energie Muatiamvo in der Oberhand und zwar so sehr, dass die Lukokessa, zwar gleichfalls mit keiner gewöhnlichen Intelligenz ausgestattet, aber dem liederlichsten Lebenswandel ergeben, immer mehr an Macht und Ansehen verliert. Beide Gewaltpersonen werden innerhalb der Familie oder des höchsten Adels gewählt. Da es nun selten oder niemals vorkommen wird, dass beide zu gleicher Zeit sterben, so hat die jeweilige überlebende die Wahl der anderen unter ihrem bestimmenden Einfluss.

Muatiamvo besitzt ungefähr 60 Weiber. Dagegen hält sich die Lukokessa einen Hauptgatten, den Schamoana, an den sie allen möglichen Putz hängt, während sie selber gewöhnlich sehr einfach geschmückt geht, und zahlreiche, häufig wechselnde Nebengatten. Der gynokratischen Umkehrung entsprechend führte sich der Schamoana [Xa Muana], ein Mann von gewaltigen Formen, folgendermassen bei mir ein: „Siehe ich bin zwar nur ein Weib, aber ich bin das Weib einer grossen Person. Deshalb verdiene ich grosse Geschenke u.s.w.“

Nachdem ich ungefähr neun verschiedene Reihenfolgen der früheren Könige, welche wenig Uebereinstimmendes besaßen, aufgeschrieben, halte ich an jener fest, die mir Muatiamvo selbst gegeben:

1. Muata Rissenge Naoesch, Sohn der Luesch a Nkunt und des Tschibind Irúng, starb im Kriege mit Kainiik, dem Nachbarhäuptling gegen Nordosten.
2. Mutáb a Kat a Katéng, Sohn des Vorigen aus der Kat, welche eine Tochter des Katéng war.
3. Mukas a Kamin a Irúng.
4. Mulasch oa Kalóng a Kabéi.
5. Mbala oa Kalóng a Kabéi, Bruder des Vorigen.
6. Schatschilemb Jamvo a Mui a Kassáng.
7. Tschikomb a Jamvo, Sohn des Vorigen.
8. Dalesch a Tschikomb, Sohn des Vorigen.
9. Naoesch a Kamin a Kabéi. Bei diesem war 1846 Rodrigues Graça.
10. Mulasch oa Mbala.
11. Jambo a Mukasch.
12. Mutáb a Tschikomb na Kandal a Kamin, Sohn des Tschikomb und der Kandal, welche eine Tochter der Kamin war, genannt Kibuiiri.
13. Schanama [Xanama/sanam], der Jetzige, welcher indess lieber als Naoesch a Kat in der Geschichte fortleben möchte.

Der Titel „Muatiamvo“, welcher vielleicht erst später aufkam als die Würde, ist zusammengezogen aus „Muata Jamvo“, was sich am besten mit „Meister

Jamvo“ übersetzen lässt. „Jamvo“ ist ein häufiger männlicher Lundaname, den auch Unadelige besitzen können. Das Wort „Muata“ kenne ich auch noch in der Verbindung „Muat' a Nsoff“, als Bezeichnung der sehr untergeordneten Persönlichkeit des im Nsoff, dem Audienzpalaste der Residenz, hausenden Aufsehers. Auch ich wurde zuweilen Muata genannt. Bei Fürsten scheint das Wort einen höheren Rang zu bedeuten. So sagt man z.B. Muata Musemvu, Muata Kumpana. Dieser letztere lässt sich, auf seine sichere Entfernung pochend, auch wohl mit Vorliebe Muatiamvo Kumpana nennen. Ebenso der noch weiter westlich wohnende Muëne Putu Kassongo, wie ich den Mittheilungen des Herrn von Mechow* entnehme.

Seitdem der Lundastaat eine Androkratie geworden ist, hat er angefangen sich auszubreiten, hauptsächlich nach Westen, nach den Küstengebieten hin. Denn schon seit zwei Jahrhunderten liess es dem Schachergeist der Lundakönige keine Ruhe, ihre eigenen Hauptwaaren, Sklaven und Elfenbein, möglichst direkt gegen den Tand Europas auszutauschen und zu diesem Zweck ihre grosse Entfernung vom völkerverbindenden Meere abzukürzen. So entstanden durch Auswanderung und Kolonienbildung allmählich die westlichen Vasallenstaaten des Kahungula, des Muata Kumpana, des Muëne Putu Kassongo, von denen der letztere bis an den Koango, also beinahe bis an das ehemals portugiesische Gebiet, reicht. Selbst Kapende Kamulemba, der Oberhäuptling des Schinschstammes, war ehemals Muatiamvo unterthan, fand jedoch Gelegenheit sich loszulösen und unabhängig zu machen, indem er sich ungefähr 1850 nominell den damals noch in Kassansche mächtigen Portugiesen unterwarf, die ihm dafür den stolzen Titel eines Capitão mór dos portos (Fährstellen) do Coango verliehen.

Wie nun wird in diesem ausgedehnten und spärlich bevölkerten Reiche die Zusammengehörigkeit festgehalten? Ausser dem natürlichen Interesse der Vasallen, ihrer eigenen Sicherheit halber ein Glied des grossen mächtigen Staatswesens zu bleiben, stehen hierfür Muatiamvo zweierlei Mittel zu Gebote. Die nächstgelegenen Unterhäuptlinge hält er durch eine Art Polizei streng im Zaume. Wird von diesen einer missliebiger, dadurch zum Beispiel, dass er wiederholt es versäumt, seinen Tribut nach Mussumba zu bringen, so schickt Muatiamvo einige Polizisten (Tukuata, Sing. Kakuata) ab, ihn zu tödten. Und so gross ist der Respekt vor Muatiamvos Macht, dass ein halbes Dutzend Tukuata es wagen kann, mitten aus einem Dorfe von 2–300 Menschen den Missethäter herauszugreifen, ihm Angesichts seiner Familie den Kopf abzuschlagen und diese selbst in die Sklaverei wegzuführen. Von den entfernter wohnenden Häuptlingen indessen, die einem eventuellen Kriegszug unerreikbaar sind, hält sich Muatiamvo immer einige Söhne und sonstige Angehörige, die er in seine Gewalt zu bringen gewusst hat, als Geiseln an seinem Hofe. In dieser Eigenschaft lernte ich namentlich einen Verwandten des Muëne Putu Kassongo kennen, der mit einem ganzen Dorf von Hörigen und Weibern die nördlichste

Abtheilung Mussumbas einnahm, seit zwei Jahren beständig vergebens um die Erlaubniss zur Rückkehr nach der Heimat bittend. Die Souveränitätsgelüste seines Fürsten, des Muëne Putu Kassongo, von denen wir durch Herrn von Mechow wissen, machten ihm schon damals viel Kummer, und gegenwärtig ist mein Freund Makall vielleicht bereits geköpft.

Die ganze Politik Innerafrikas dreht sich um den Handel mit der Küste. Die Vorgeschichte dieses gegenwärtigen Muatiamvo Schanama oder Naoesch a Kat ist ein Beispiel hiervon, zugleich seine aussergewöhnliche Selbständigkeit und Energie bekundend.

Am Hofe des Vorgängers, des Muatiamvo Mutäba mit dem Beinamen Kibuiiri [Muteb a Chicomb, 1857–1872 (Buchner); bis 1873 oder 1874 (Carvalho)] aufgewachsen, soll er schon frühzeitig eine hervorragende Neigung zu allerhand schlimmen Streichen, namentlich in Bezug auf die Weiber desselben, an den Tag gelegt und gar manchen Vergehens sich schuldig gemacht haben, welches ihm unter einem ebenso strengen Regiment wie dem seinigen vielleicht den Kopf gekostet haben würde. Etwa in den sechziger Jahren trieb es ihn nach Tanga [Tenga] am Kassai, den Händlern der Küste entgegen, für die er eine solche Vorliebe fasste, dass er sie festhielt und keine mehr nach Mussumba gelangen liess. Die Vorstellungen, welche der Kibuiiri ihm deswegen zusandte, wurden damit beantwortet, dass er sich frei und unabhängig erklärte, selber den Titel Muatiamvo annahm und seinen eigenen Hofstaat einrichtete, wobei er sich sogar eine eigene Lukokessa ernannte, die jetzige Ginamoana, die Mutter der gegenwärtig herrschenden Lukokessa Kamin. So wurde er ein Rebell. Zweimal versuchte nun der Kibuiiri, ihn durch einen Krieg zu schrecken und zu unterwerfen, aber jedesmal schoss der Schanama sogleich einige Leute derselben todt, worauf die übrigen natürlich die Flucht ergriffen. Der Kibuiiri wusste sich in Folge dessen für die Absperrung des Handels nicht anders zu rächen, als indem er der Mutter Schanamas, der Kat, welche seine Lukokessa war, den Hals umdrehen liess. Denn eine Lukokessa darf nicht geköpft werden. Diese schreckliche That schwor Schanama blutig zu rächen, und er scheint seinen Schwur halten zu wollen. Langsam aber stetig räumt er unter den Anhängern des Kibuiiri auf, indem er einen nach dem andern mörderischer Absichten gegen ihn selber anklagen und hinrichten lässt.

Als Muatiamvo Mutäba Kibuiiri endlich im Jahre 1872 gestorben war, wurde zum Nachfolger ein gewisser Mbala [Mbala Kamong Iswo, 1872 (Buchner), 1873 oder 1874 (Schütt)] gewählt. Doch hatte sich insgeheim, geführt von der schon damals und noch gegenwärtig herrschenden Lukokessa Kamin, welche der Kat succedirte, eine Partei gebildet, den Rebellen Schanama auf den Thron zu berufen, damit solchermassen die Zwiespaltung aufhörte, was gewiss politisch, klug und weise gedacht war.

Kaum war das ruchbar geworden, als auch schon der kühne und gefürchtete Schanama mit seinem Häuflein erschien, noch ehe die Feinde daran denken

konnten, sich ihm entgegenzustellen. Mbala, treulos verlassen, floh. Nach der Meinung Vieler lebt er noch heute im fernen Nordosten beim Kainiik oder beim Kassongo, wahrscheinlich aber wurde er durch ausgesandte Tukuata geköpft.

4. Zur Mystik der Bantu, 1896: 163–164

Dieser kleinere Nsoff [„Elefant“, ein Kegeldach auf Pfosten], der „Nsoff a Muatiamvo“, war ganz ebenso angelegt, wie sein [als Audienzraum dienendes] grösseres Vorbild auf dem Paradeplatz, welches der „Nsoff a Mussumba“ hiess. Neben einer Verzäunung aus Stangenwerk, in welcher als Wächter des Baues ein vertrauter Sklave seine Schlafstätte hatte, hing vom Dache herab ein zauberkräftiges Federbüschel. Sonst zeigte nur die Kreisfläche des geglätteten Bodens etwas Absonderliches. Hier waren ringsum, nahe dem äusseren Rande, gleich weit voneinander entfernt und mit sauber gezogenen doppelten Furchenringen umgeben, zehn Palmweinkrüge senkrecht eingegraben. Sie hatten alle die gewöhnliche Form einer fussdicken Kugel mit cylindrischem Hals. Bei jedem einzelnen gab jetzt Muatiamvo, ohne darum gefragt zu sein, mir den Namen eines Vorfahren an und erlaubte mir, alle der Reihe nach zu notiren, ja er hatte sogar, wie sonst niemals, die Nachsicht, langsam und sorgsam zu diktiren. Jeder einzelne Krug gehörte einem der Ahnen und wurde von Zeit zu Zeit mit Palmwein versehen, wahrscheinlich nie allzu reichlich. Ausser mir und meinem Dolmetsch war sonst nur Mukonga, der freche Günstling, zugegen. Dieser einzige Mann, der es wagen durfte, in die Rede des Königs hinein zu schwatzen, fügte bei jedem erläuternd hinzu „Mukissi“ (Singular) und einmal „Akissi“ (Plural). Aufmerksam schrieb ich, meine Freude verbergend. Da hatte ich endlich, was ich so lange schon wollte.

Immerhin, einiges Misstrauen war selbst jetzt noch nicht abzulegen. Sollte die Liste eigens für mich präparirt sein? Das war möglich, aber nicht wahrscheinlich. Von Erfragungen bei gemeineren Hofleuten her besass ich bereits sechs andere Listen, die nur mangelhaft stimmten. Diese, kritisch zusammengerimt, ergaben zwölf gewesene Muatiamvo im Bewusstsein der Lunda. Schanama, der jetzige, war der dreizehnte. Warum nun beehrte Schanama bloss zehn von jenen mit Palmwein? Das liess sich dadurch erklären, dass die unmittelbar ihm vorhergegangenen zwei Muatiamvo seine Gegner gewesen, von ihm aus dem Wege geräumt worden waren und für ihn als nicht rechtmässig galten.

5. Unsere Hoffnungen auf Afrika, 1886b: 385–386

Europa ist der schönste und beste Theil unserer Erde. Aber leider können wir nicht alle in diesem bevorzugten Erdtheile bleiben, denn er ist uns zu eng geworden. Wir müssen hinaus, auch die weniger guten Länder zur Fristung des Lebens auszunutzen. Oder mit andern Worten: Die Colonialpolitik ist eine harte Nothwendigkeit, nicht etwa ein Vergnügen, sie ist kein Spielzeug für Enthusiasten, sondern einzig ein Gegenstand ruhiger, kalter, hartherziger Ueberlegung.

[...] Ganz dasselbe gilt auch für die gesammte Menschheit auf unserem im Weltall vorwärts sausenden Erdball, der immer enger wird. Je mehr der vorhandene Stoff die Form von Menschen annimmt, desto mehr schwindet er aus der Form von Nahrung. Das Deficit heißt Hunger. Wir stehen zwar noch nicht unmittelbar vor dem wirklichen auffressen. Aber es wird doch gut sein, schon jetzt eine Stellung zu wählen, die uns günstig ist, wenn es einmal losgeht.

Jene goldenen Zeiten, in denen man Volksvermehrung als ein Glück betrachten konnte, haben aufgehört, und zwar nicht bloß im nationalen, sondern auch im allgemein menschlichen Sinne. [...]

Mit einer gewissen Berechtigung wird von colonialfeindlicher Seite geltend gemacht, daß Colonien heutzutage überhaupt ein überwundener Standpunkt seien, daß es sich nicht mehr lohne, Colonien zu besitzen, daß es überhaupt viel besser sei, niemals Colonien gehabt zu haben. [...]

Nebst dieser allgemein irdischen Krisis sind zu den mancherlei Schwierigkeiten einer Colonialpolitik heutzutage noch einige weitere, gleichfalls ganz neue hinzugetreten: Zunächst die Ausbreitung besserer Waffen durch den Handel und dann aber auch die Humanität. Niemand kann leugnen, daß die Humanität in ihrem Uebereifer dazu beigetragen hat, die sogenannten Wilden selbstbewußter und gefährlicher zu machen. Es wird allmählig Zeit, daß wir aufhören, jene anderen Rassen mit allzuviel platonischer Liebe und mit zu wenig egoistischer Vorsicht zu betrachten. Wir sind gewohnt, sie als niedriger stehend zu bezeichnen. Aber vergessen wir nicht, daß auch sie als Concurrenten im Kampf um's Dasein mitringen, und daß nicht bloß in Europa ein beständiges Empordrängen der unteren Menschenschichten vor sich geht, sondern daß diese sociale Bewegung in größerem Maßstab über der ganzen Erde herrscht. Wir werden ja den Lauf der Geschichte nicht aufhalten können und sollte es bestimmt sein, daß im kommenden dritten Jahrtausend dem afrikanischen Neger die Führung der Rassen zufällt, so läßt sich dem wenig vorbeugen. Aber den Selbstvernichtungsproceß geradezu beschleunigen brauchen wir doch sicherlich auch nicht. Das wäre denn doch eine etwas gar zu große Concession an die schöne Menschenliebe. Die Machdi-Wirren im südlichen Egypten, der Kaffernkrieg, die Katastrophe der Italiener in Harrar, der indische Aufstand, Afghanistan, Tonkin und Birma sind nur die ersten Anfänge jenes allgemeinen Rassenkampfes gewesen, dem noch mehrere und größere Ereignisse gleicher Art folgen werden.

Wohl keine einzige Colonie, wie überhaupt kein einziges Staatsgebilde ist ohne Sünden gegen die schöne Menschenliebe groß geworden. Mit der sogenannten Humanität lassen sich Colonien eine gewisse Zeit lang halten, nicht aber schaffen. Die glücklichen Besitzenden haben deshalb gut reden, wenn sie dieselben Sünden, durch die sie reich wurden, den anderen einfach verbieten.

Ein nicht minder bedenklicher neuer Feind für die Colonialpolitik ist viertens der Enthusiasmus. Diese lustige Benebelung der gesunden Vernunft hat es

dahin gebracht, daß man ernsthaft über Afrika gar nichts mehr äußern kann, ohne erst in dem Wirrsal der Phrasen aufgeräumt zu haben, die über dieses neueste Eldorado hereingebrochen sind. Da schlummert zum Beispiel im dunklen Continent der so sehr beliebte „Reichthum an unbekanntem Schätzen.“ Ein köstliches Wort! Der Reichthum eines armen Teufels besagt ungefähr dasselbe. Man versuche einmal einen hungrigen, frierenden Menschen ungefähr so zu trösten: „Du bist ungeheuer reich, in deinen Taschen steckt eine Menge Geld. Du weißt es nur nicht. Und je öfter du nachsuchst und nichts findest, um so reicher bist du.“ Das klingt wie Wahnsinn. Die Afrikaschwärmer aber konnten ganz ungestraft wirklich solches Zeug schwatzen. Da hofft man dann auch auf die „ungeheuren Absatzgebiete“ die sich dort uns eröffnen, auf die „Consumptionsfähigkeit ungezählter Millionen von Negern“. Allerdings consumptionsfähig ist Afrika ganz gewiß, der Neger nimmt alles, was man ihm gibt. Es bleibt nur die große Frage, was er seinerseits dafür zurückliefern kann. Absatzgebiete sind in Afrika zweifellos vorhanden. Absatzgebiete sind auch die Meere, drei bis vier Fünftel der gesammten Erdoberfläche. Man braucht bloß unsere Erzeugnisse hineinzuworfen. Absatzgebiete allein nützen aber unserer Industrie sehr wenig, wenn sie nicht zugleich Zahlgebiete sind. Und ein Zahl-, ein Gewinngebiet von Bedeutung ist Afrika nicht, kann es vielleicht noch werden, aber sicher nur langsam und spät.

Der „Reichthum an unbekanntem Schätzen“ besteht zum Theil aus Edelmetallen und Edelgestein, zum Theil aus einer großartigen Fruchtbarkeit des Bodens. Was wir von diesen beiden angenehmen Dingen bis heute gehört haben, ist über das Stadium leerer Behauptungen noch nicht hinweggelangt, ausgenommen allein die Hinterländer der Goldküste und die südafrikanischen Diamantenfelder. Von dem Vorkommen werthvoller Minerale in Afrika außerhalb der genannten Distrikte läßt sich mit einiger Ernsthaftigkeit gar nicht reden. Wir wissen darüber einfach nichts.

Auch die große Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens ist eines der leersten Schlagwörter, mit denen jemals Unfug getrieben wurde. Auch über diese Frage wissen wir noch zu wenig, um ein festes Urtheil zu fällen, und auch hier läßt das Wenige was wir wissen, eher das Gegentheil vermuthen. Ganz besonders gilt das von dem rothen Lateritboden, der vier Fünftel des ganzen tropischen Afrika überzieht. Wie ich glaube, bin ich der einzige Reisende geblieben, der Lateritproben mitgebracht und chemische Analysen derselben veranlaßt hat. Es ergab sich daraus ein auffällender Mangel an Phosphaten, die doch zum Gedeihen von Körnerfrüchten so nothwendig sind. Körnerfrüchte spielen denn auch in der Ernährung des Negers nur eine zweite Rolle und werden durch Bananen und Maniokwurzeln ersetzt. Die afrikanischen Gräser vermehren sich fast immer bloß durch Rhizome und nur ausnahmsweise durch Samen. Innerafrika ist zum größten Theil ein Hungerland, das dichte Bevölkerungen niemals ernähren könnte, und in dem selbst die spärlich zerstreuten Stämme ein halb nomaden-

haftes Dasein führen, um immer wieder neuen Urboden aufzusuchen und auszubeuten.

Die zuversichtlichen Aussprüche über stupende Fruchtbarkeit, denen man bei manchen Reisenden begegnet, und die in der öffentlichen Meinung so sehr gefielen, haben meistens keine reellere Basis als das Staunen über die Üppigkeit des Baumwuchses und der Gebüschentwicklung, wie man sie hie und da an der Küste und in den Thälern der Flüsse findet.



5 Sammlung R. Büttner: „Haarkamm. Muene Putu, Kassongo“. Yaka. Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 3521

RICHARD BÜTTNER

Richard Büttner wurde am 28. September 1858 in Brandenburg an der Havel geboren. Nach der Schulzeit in Potsdam und einem Studium der Chemie und der Naturwissenschaften in Berlin, das er 1883 mit der Promotion abschloß, engagierte ihn die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ zusammen mit Willy Wolff*, Richard Kund (1852–1904) und Hans Tappenbeck (1861–1889) für die unter der Leitung von Eduard Schulze* ausgesandte Expedition „zur Erforschung des südlichen Congobeckens“.

Büttner verließ Hamburg zusammen mit den anderen Teilnehmern am 1. August 1884. Auf einem der Zwischenaufenthalte trafen sie in Kamerun mit dem dort als Reichskommissar postierten Max Buchner* zusammen. In Gabun verließ Büttner das Schiff, um mit Herman Soyaux*, der hier eine Kaffeeplantage leitete, botanische und zoologische Sammlungen anzulegen sowie Kenntnisse und Erfahrungen auszutauschen. Am 13. November traf Büttner in Banana ein. Die übrigen Mitglieder hatten sich in der Zwischenzeit schon vergeblich um Träger bemüht. Schließlich wurde beschlossen, statt Ambrizete, Nóqui oder Ango-Ango (gegenüber der Station Vivi) als Ausgangspunkt für die Expedition zu wählen. Nach weiteren mühsamen Erkundungen und Vorbereitungen machten sich schließlich Schulze und Büttner am 12. Dezember 1884 nach Mbanza Congo (São Salvador) auf den Weg. Wolff folgte mit achtzig Trägern wenige Wochen später; Kund und Tappenbeck sollten mit dem restlichen Gepäck nachkommen, doch änderten sie ihre Pläne und nahmen selbständig ab 25. April 1885 vom Stanley-Pool (Pool Malebo) aus die Erkundung des Kongo und seiner Nebenflüsse bis zum Lukenie in Angriff. Da Schulze Mitte Februar 1885 in Mbanza Congo starb, die Trägerprobleme nicht entsprechend den ursprünglichen Absichten gelöst werden konnten und dann auch Wolff einen eigenen Weg ging, hatte dies nicht nur die endgültige Aufteilung der Expedition, sondern auch die Teilung des Gepäcks, vor allem der aus Europa mitgebrachten Instrumente zur Folge, was nicht ohne Auswirkungen auf die naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse blieb.

Nach einer Reise von sechs Tagen erreichten Schulze und Büttner mit ihren sieben Leuten am 18. Dezember 1884 Mbanza Congo, die Hauptstadt des alten Königreichs Kongo, von dessen Pracht und Herrlichkeit nicht mehr viel übrig geblieben war. Vor 27 Jahren war schon einmal ein Deutscher, Adolf Bastian* (s. Text 1), hier gewesen. Es gab in dieser Stadt, neben Filialen von Handelshäusern, noch eine englische Baptisten- und eine portugiesische katholische Mission, damals die letzten europäischen Ansiedlungen auf dieser Strecke ins Landesinnere.

Die weiteren Pläne der Forscher wurden stark durch die politischen Unsicherheiten während der Berliner Kongo-Konferenz beeinträchtigt. Der König von Kongo, Dom Pedro V., der gerade auf Veranlassung der Portugiesen einen

förmlichen Protest gegen die Gebietserwerbungen auf dem linken Kongo-Ufer durch die *Association Internationale Africaine* (welche die Gründung des belgischen Kongo-Staates betrieb) unterschrieben und sich damit unbeabsichtigt und unwissentlich in die Hand der Portugiesen gegeben hatte, fürchtete, daß die Forscher Agenten Stanleys, d.h. der *Association*, seien. Büttners Versicherung „daß wir gewiß nicht gekommen seien, um Land zu stehlen, sondern um Pflanzen und Tiere zu sammeln und allerlei Dinge zu kaufen, die wir in unsere Heimat senden würden, damit man dort wisse, wie es in Kongo aussehe“ (1890: 49), konnte ihn nicht überzeugen (s.a. Text 1). Nach einem Ausflug an den Wasserfall des Mbidisi und ins Quellgebiet der Flüsse Lunda, Luesi und Koko bei Toto versuchte Büttner am 12. April 1885 mit mühsam gewonnenen einheimischen Trägern in Richtung Cuango zu gehen. Aber er kam nicht weiter als bis ins nahegelegene (wenig später auch von Chavanne* aufgesuchte) Dorf Kizulu, einen Grenzort des (Mwisi)Kongo-Gebietes, wo sich die Träger weigerten, ihm in ihnen fremde, furchteinflößende Gebiete zu folgen. Büttner blieb daher nichts anderes übrig, als nach Mbanza Congo zurückzukehren und sich abermals an die Küste zu begeben, um dort die für sein Vorhaben benötigten Träger anzuheuern.

Inzwischen war Wolff mit nur sechs Loango-Trägern und einem Dolmetscher am 27. Februar alleine von Mbanza Congo zum Cuango und Mwene Mputu Kasongo aufgebrochen. Als Büttner mit ihm im Juni wieder zusammentraf, war er bereits zurück und auf dem Weg nach Dahomey. Zu Büttners „großen Überraschung“ hatte er „von San Salvador Gläser, Mikroskop, anthropologische Meßinstrumente, einen von mir bisher benutzten photographischen Apparat und andere Sachen“ (1890: 108) mitgenommen, die Büttner nun für seine eigenen Forschungen fehlten.

Am 27. Juni 1885 erfolgte Büttners zweiter Aufbruch von Mbanza Congo mit achtzig Trägern aus Loango, was aber ebenfalls nicht ohne Streik und intensive Überzeugungsarbeit gelang. Denn hier gab es kaum einen einheimischen Afrikaner, „der nicht bei dem bloßen Gedanken einer Reise zum Kiamwo [Quianvo] geschaudert und den unsinnigsten und fabelhaftesten Gerüchten über jenen Herrscher und sein Volk willig Glauben entgegengebracht hätte. Ich wußte auch, daß die furchtsamen Loangos begierig auf dergleichen Gerüchte hören und daß die eingeborenen Kongoleute sich nichts eifriger angelegen sein lassen würden, als sich an der Angst, die sie durch ihre Schauergeschichten hervorrufen konnten, zu weiden. Ich mußte selbst fürchten, daß die Eingeborenen ihr möglichstes tun würden, um durch Erweckung der grenzenlosesten Furcht bei meinen Leuten das Gelingen der Expedition zu hintertreiben, durch welche sie in ihren Handelsbeziehungen mit den östlicher gelegenen Ländern geschädigt zu werden glaubten.“ (1890: 113). Die Träger versicherten, „sie würden nicht mit mir zum Kiamwo gehen, über den sie viele schreckliche Nachrichten gehört hätten; sie behaupteten, ein Buschmann habe ihnen erzählt,

daß er selbst gesehen, wie Kiamwo und seine Leute einige Loangos verzehrten.“ (1890: 113)

Der Marsch selbst gestaltete sich mühsam, da das Vertrauen der Bevölkerung oft nicht gewonnen werden konnte, Büttner aber auch nicht gewillt war, seine Pläne aufzugeben. Infolgedessen mußte der Durchzug entweder in langwierigen Verhandlungen erkaufte oder überhaupt erzwungen werden. Nahrungsmittel waren deshalb manchmal schwer zu erhalten und unwissentliche Regelverstöße sowie die Furcht der Träger vervielfachten die täglichen Probleme. Vor allem die Zombo, die den Handel zwischen Küste und Cuango und sogar darüber hinaus beherrschten, fühlten ihre Monopolstellung durch die Eindringlinge bedroht. Nach der Durchquerung von Kongo die Laza erreichte die Karawane das Yaka-Gebiet und wenig später, am 20. Juli, an der Einmündung des Cuilo den Cuango (s. Text 2). Der 27. Juli führte Büttner dann an „das erste, heißersehnte Ziel meiner Reise, in die Residenz des Muene Putu Kasongo, des Muata Kiamwo von Majakka“ (1890: 140; s. Text 3), am Ganga, einem rechten Nebenfluß des Cuango, jenseits der heutigen angolanischen Grenze. Diese Stadt hatten vor ihm bereits zwei andere Deutsche besucht: im Jahre 1880 Alexander von Mechow*, der mit einem Boot vom Süden her gekommen war (s. Text 3), und kürzlich erst, wie erwähnt, Willy Wolff.

Büttner war von der Stadt beeindruckt (Text 3). Zunächst wurde er vom König auch zuvorkommend empfangen. Nachdem er dann aber seine Absicht, seinen Weg nach Osten fortzusetzen, kund getan und um die entsprechende Genehmigung und um Führer nachgesucht hatte, änderte sich die Haltung ihm gegenüber: „Bei späteren Besuchen fragte Kiamwo mich bisweilen, wann ich denn geneigt wäre, mit ihm über Elfenbein und Sklaven zu verhandeln. Wenn ich erwiderte, ich sei kein Händler, lächelte er ungläubig, zuletzt wurde er ungnädig, wenn ich von meiner Absicht aufzubrechen und nach Osten zu ziehen sprach.“ (1886b: 305). Der König „erwiderte zornig, weder ich noch meine Leute dürften in die östlichen Länder ziehen; er wisse wohl, daß ich dort Handel treiben wolle, daß aber ihm die Reichtümer jener Gegenden gehören und daß er niemandem, ob Weißem oder Schwarzem, gestatte, dorthin zu reisen.“ (1890: 152). Die Verbreitung von Greuelgeschichten unter Büttners Trägern über „kannibalische“ Nachbarn wirkte als drastischer Verstärker dieser rationalen Argumente. Man schlug und bedrohte Büttners Leute, warf Feuer auf das Dach seines Hauses und verwundete einen Träger ernsthaft. Ihre Lage wurde noch dadurch unberechenbarer, daß der König an „Nasenrachenkrebs“ litt. Infolgedessen war der zu von Mechows Zeiten „kraftvolle, fröhliche, Glanz und Vergnügen liebende Herrscher [...] derweilen zum traurigenden, mißmutigen und grausamen Despoten geworden“, der die Ursache seiner Krankheit immer wieder seiner Behexung zuschrieb, weshalb „seit der Krankheit des Königs in der Mussumba allein jährlich an fünfzig Menschen diesem Argwohn zum Opfer

gefallen“ sein sollen (1890: 150). Auch während Büttners Anwesenheit überlebten zwei so Beschuldigte das Giftordal nicht.

Schließlich blieb diesem nichts anderes übrig, als aufzugeben und am 12. August den Rückweg anzutreten. Das einzige, was er gegen den Willen der Bevölkerung und seiner Träger durchzusetzen vermochte, war, seinen Weg nicht, wie gefordert, nach Westen, sondern am linken Cuango-Ufer entlang nach Norden zu nehmen. Da ihn unterwegs nicht nur einige Träger im Stich ließen, sondern er sich auch „genöthigt“ sah, „um die Loangos dem bösen Einfluss zu entziehen, die beiden Congoleute [seine Dolmetscher] fortzujagen“ (1886a: 3), und die Expedition streckenweise ohne Führer zurecht kommen mußte, war auch dieser Abschnitt der Reise nicht einfach und brachte deshalb nur geringe ethnographische Kenntnisse.

Büttner folgte dem Cuango nördlich bis zum Mwene Kwako am Einfluß des linken Nebenflusses Kindilu; dann ging es in nordwestlicher Richtung über die Residenz des Mwene Mputu zum Kongo, etwas oberhalb der Einmündung des Duemme, weiter. Diesem Forscher verdankt man die ersten wissenschaftlichen Mitteilungen über das Gebiet zwischen dem unteren Cuango und dem Kongo.

Die letzte Strecke führte ihn kongoabwärts zum Stanley-(Malebo)Pool nach Léopoldville (Kinshasa), das er am 20. September 1885 erreichte. Unterwegs gab es ein Wiedersehen mit seinen ursprünglichen Reisegefährten Kund und Tappenbeck, die von ihrer Erkundung des Lukenie zurückkamen.

In Léopoldville traf er mit Hermann von Wissmann* und dessen Begleitern Ludwig Wolf* und Hans Müller zusammen. Von hier aus unternahm Büttner dann noch zwei Fahrten auf dem Kongo zu naturwissenschaftlichen Zwecken (flußaufwärts bis Equateurville [Mbandaka] und flußabwärts bis Manyanga). Anschließend regelte er seine Angelegenheiten und verließ am 3. April 1886 in Banana die zentralafrikanische Küste. Nach einer Abwesenheit von dreiundzwanzig Monaten betrat er am 30. dieses Monats in Rotterdam wieder europäischen Boden.

1890 war er als Oberlehrer in Berlin angestellt. Von 1890 bis 1891 leitete er die von Ludwig Wolf gegründete Station Bismarckburg in Togo. Nach seiner Rückkehr arbeitete er wieder als Oberlehrer in Berlin. Sein Todesdatum (zwischen 1928 und 1935) konnte nicht ermittelt werden.

Richard Büttner war in erster Linie Botaniker und Mineraloge. Deshalb galt sein wissenschaftliches Hauptinteresse dem Sammeln von Pflanzen und Mineralien. Daneben bemühte er sich aber auch um eine zoologische Sammlung (besonders von Insekten). Gemessen an den widrigen Umständen, vor allem durch die Dreiteilung der Expedition und die dadurch bedingte Aufteilung aller wissenschaftlichen Instrumente, beurteilte er selbst die Ausbeute als „namhaft“. Aus der Residenz des Mwene Mputu Kasongo brachte er auch einige Schädel von Afrikanern mit. Ethnographische Erkundungen standen zwar nicht im Zentrum seiner Arbeit, doch galt sein Interesse auch den Menschen. Von besonde-

rem Wert sind die Informationen, die er von seinem Besuch in der Residenz des Yaka-Oberhauptes gibt (s. Text 3). Der überall nur kurze Aufenthalt – auch seine Expedition war kaum mehr als die „Kilometerabschreitungen“, die er anderen Afrikareisenden zum Vorwurf machte – und fehlende Möglichkeiten der Verständigung brachten es allerdings mit sich, daß sich seine ethnographischen Beobachtungen vorwiegend auf das unmittelbar Sichtbare beschränkten. Sie sind für dieses Gebiet und diese Zeit trotzdem eine reichhaltige und solide Quelle, die wesentlich mehr Details über die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse vermittelt als die Berichte der übrigen Teilnehmer dieser Expedition. Wie kaum anders zu erwarten, blieb auch ihm die geistige Welt der Afrikaner verschlossen. Deren materialisierter Ausdruck sind für ihn nichts weiter als „Fetischkram“ (s. Text 3).

Hinsichtlich seiner Einstellung gegenüber den Afrikanern ist ein Vergleich seiner Veröffentlichungen sehr aufschlußreich. In seinem Buch bemüht er sich deutlich um Sachlichkeit und Objektivität, was ihn von manchen anderen Reisenden in Angola unterscheidet. „Wilde“ und andere grundsätzlich abwertende Bezeichnungen kommen hier in der Regel nicht vor (s. Texte 1–3); allerdings beherbergt auch für ihn Mbanza Congo nur „siebenhundert schmutzige(n) Neger(n)“ (1890: 53). Selbst sein verständlicher Ärger über die alles dominierenden, belastenden Reisebedingungen (fehlende, desertierende oder unwillige Träger, feindliche Bevölkerung, Verweigerung von Führern, Vereitelung seiner Pläne, Nahrungsmangel, Fieber) wird hier im Vergleich zu anderen Autoren nur maßvoll geäußert; ein seltenes, auf ganz konkrete, leidvolle Erfahrungen bezogenes „feige“ oder „schurkisch“ ist schon das Heftigste, was er sich erlaubt.

Ein ganz anderes Bild vermitteln dagegen seine Briefe und Berichte an die „Afrikanische Gesellschaft“, in denen die Einstellungen „des mit Sorgen und Arbeit überlasteten“ (1889: 196) Reisenden, der in 36 Monaten 24 Fieberanfalle erlitt, weitaus ungeschminkter zum Vorschein kommen. In ihnen beklagte er die Verlogenheit, Niederträchtigkeit, Faulheit, Dummheit, Unverschämtheit und „beispiellose Feigheit“ seiner Loango-Träger, die er nur mit Revolver und Peitsche dazu bringen konnte, seinen Befehlen zu gehorchen, und wunderte sich dann noch, daß keiner sich bereit finden würde, ihn noch einmal zum Cuango zu begleiten, nachdem er sie in Léopoldville (Kinshasa) der „Stationsverwaltung zur Arbeitsverwendung übergeben“ hatte, „damit das Leben auf einer Station resp. Factorie ihnen als mühevoller als das Reisen erscheinen sollte“ (*MAGD* V: 8)! Nur afrikanische Soldaten oder mehr Europäer in seiner Begleitung hätten es ihm zufolge vermocht, diese vorgeblichen Charaktermängel der Träger, welche den Zweck seiner Reise einfach nicht verstehen wollten und die für ihn lediglich „Material“ darstellten, zu kompensieren.

Auch die Bevölkerung in den durchreisten Gebieten blieb ihm in hohem Maße fremd, was ihn jedoch von verallgemeinernden apodiktischen Urteilen nicht zurückhielt: So geißelte er ihre Passivität, Leidenschaftslosigkeit, Faulheit

und Indolenz, ihre Habgier, ihre Unfähigkeit zu Liebe und Freundschaft, ihre fehlende Zeitrechnung. „Leider“ war eine „Berührung mit der eingeborenen Bevölkerung“ sowie Übernachtungen in ihren Hütten, bei denen man sich Flöhe einhandelte, nicht zu vermeiden (S. 224). Doch nicht nur die Menschen, auch das Land selbst hat offenbar alle seine Erwartungen schmählich enttäuscht: Es „ist von einer Erbärmlichkeit, die stellenweise, besonders am Quango entlang, der Beschreibung spottet; wir haben oft Hunger und Durst gelitten, und die Berge, über die der Weg führte, verwünscht.“ (S. 10).

Da Schulze gestorben war und Wolff, Kund und Tappenbeck ihn seiner Meinung nach im Stich gelassen hatten, ruhte nun allein auf ihm die Verantwortung für diesen Teil der Expedition, was ihn zu seinem Kummer von seinem eigentlichen Auftrag, nämlich „dem Studium der Zoologie, Botanik und Geologie“, abhielt. Offener als andere gesteht er sich aber auch die Schwierigkeiten des europäischen Reisenden ein, „sich über die gebräuchlichen Volks- und Stammesnamen in jenen Gegenden Gewissheit zu verschaffen“, zumal ihm häufig überhaupt jede Auskunft verweigert wurde. Besonders schwierig sei es, bei fehlenden Dolmetschern, die umfassenderen von den spezielleren Bezeichnungen zu unterscheiden, „denn man wird für Volk und Stamm, ja für die Bewohner einzelner Städte und Dörfer Namen erhalten, die durchaus nicht mit den Städte- und Dorfnamen übereinstimmen. Oft auch bezeichnet sich selbst eine Bevölkerung mit einem Namen, der bei den Nachbarn durchaus nicht gebräuchlich ist“ (*MAGD V*: 176). Seine kleineren Berichte enthalten auch einige zusätzliche ethnographische Details, so daß es in mehrfacher Hinsicht bedeutsam erscheint, nicht nur die „klassisch“ gewordene Buchveröffentlichung als Quelle heranzuziehen.

Büttner erwarb auch einige Ethnographica. Nicht alle angebotenen Objekte hat er gekauft. So heißt es einmal vom König von Kongo: „Mehrfach sendet der König kleine Gegenstände von einheimischer Arbeit zu uns, sie zum Kauf anbietend. Da wir einen sehr hohen Preis zahlen mußten, haben wir später diese Anerbietungen seines königlichen Kaufherrn stets abgelehnt.“ (1890: 55). Namentlich erwähnt werden „einige hübsch gefertigte Schnupftabaksdosen, Körbchen, Fetische und – hölzerne Thürschlösser“ (1890: 75), die er im Dorf Kizulu, das zur „Landschaft Madimba“ gehörte, erstand. Auch eine Yaka-Sammlung (s. Abb. 5) brachte er aus der Residenz des Mwene Mputu Kasongo mit: „An Gegenständen vom Hausgerät, vom Fetischdienst und an Waffen konnte ich mancherlei erstehen, doch hatte der König verboten, mir die Marimba genannten, großen Musikinstrumente zu verkaufen, deren Besitz, ebenso wie der Besitz von Rindvieh, Privilegium des Königs selbst ist.“ (1890: 150). Büttners ethnographische Sammlung ging an die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“, die sie ihrerseits im Jahre 1891 an das Museum für Völkerkunde (heute Ethnologisches Museum) in Berlin verkaufte (89 Objekte).

Texte*1. Brief von Dr. R. Büttner an Prof. Bastian, 1883–1885a: 309–310*

Brief von Dr. R. Büttner an Prof. Bastian.

San Salvador, den 7. Januar 1885.

Ich habe das Vergnügen, Ihnen die Grüsse Sr. Majestät Dom Pedro V, Königs von Congo zu senden, sowie Ihnen von der lebhaften Freude mitzutheilen, der Se. Maj. Ausdruck gab, als ich berichtete, dass ich Sie vor einigen Monaten wohl und gesund verlassen habe.

Dieses Zusammensein mit Dom Pedro vor nun fast 30 Jahren ist sehr wohl in des Königs Gedächtnis geblieben und die Thatsache, dass ich davon wusste und dass ich berichten konnte, Sie vor kurzer Zeit in unserem Lande gesehen und gesprochen zu haben, hat sehr viel dazu beigetragen, des Königs und des Volkes Argwohn zu beseitigen, dass wir Leute Bulla Matadi's, d. i. Stanley's, seien, gekommen, um sein Land zu nehmen. Dieser Argwohn war dem Könige durch seinen Secretär Don Alvaro d'Agua Rosada, der im Dienst der portugiesischen Mission hierselbst als Lehrer steht, beigebracht worden.

Der König ist uns gegenüber stets liebenswürdig gewesen, er liess uns bei unserer Ankunft durch einen seiner Rätthe bewillkommen, einige Ziegen als Geschenk zuführen, unsere Ankunft durch Schiessen feiern, empfing uns am 19. December in grosser Staatsaudienz [,] nahm sehr erfreut unsere Geschenke an, besuchte uns selbst in unserem Fieber – Lt. Schulze liegt jetzt bereits seit dem ersten Weihnachtstage – und sendet uns einige Kleinigkeiten zum Kauf, die wir natürlich mit hohen Preisen zu honoriren uns verpflichtet fühlen.

Trotz seines guten Willens, uns zu helfen, hat der König dazu kaum die Macht, denn er kann uns nicht zwanzig Leute zur Verfügung stellen, wenn diese nicht selbst willens sind zu gehen. Wohl aber hätte er die Macht, uns Hindernisse in den Weg zu legen, was er indessen bei der für uns bewiesenen Freundschaft gewiss nicht thun wird. Es sind im Gegentheile unsere Aussichten, den Quango beim Könige Kiamvu zu erreichen, günstige.

Der König ist thatsächlich ohne jede Macht, dieselbe reicht nicht bis in das nächste Dorf, im Gegentheile wird ihm noch heute durch die Familie Don Rafaels von *Inkunga* sein Thronrecht bestritten – wie auch gewiss nach seinem Tode sofort Streitigkeiten ausbrechen werden.

Dom Pedro steht vollständig unter dem Einfluss der beiden Missionen, bald der portugiesischen, bald der englischen, und gar oft sagt ihm die eine Mission, er sei ein stupider König, indem er alles thue, was die andere verlange. [...]

Der König ist gesund aber sehr stark, so dass es ihm, als er uns besuchte, Schwierigkeiten machte, in unsere Thür hineinzukommen, ebenso fühlte er sich auf dem von ihm besessenen Stuhl nicht ganz sicher. Einer seiner Söhne ist übrigens mein *boy*. Derselbe ist einige Jahre in der Baptistenmission gewesen und wird, wie ich denke, der Expedition als Dolmetscher gute Dienste leisten.

Zum Schluss erlaube ich mir die Bemerkung, dass Dom Pedro gewiss hoch erfreut sein würde, wenn Sie ihm einige Nachrichten senden würden oder durch unsere Vermittlung an ihn gelangen lassen wollten.

2. *Über seine Reise von S. Salvador zum Quango und zum Stanley Pool*
(5. Juni 1886), 1886b: 300–302

Am 27. Juni verliess ich San Salvador und marschirte in wenigen Tagen nach Kisulu, dort den Ambriz-Fluss überschreitend und mich schon zum zweiten Male des grossartigen, mehrere hundert Fuss hohen Wasserfalls erfreuend, der bei klarem Wetter selbst von San Salvador aus sichtbar ist. Von hier aus gelangte ich in drei Wochen über bisher unbeschrirtenes Terrain in sehr starken Märschen durch die Landschaften Madimba, Sombo und Kongo dia lase in das Land der Majacalla [Yaka] und zum Quango. Dieses ganze Gebiet ist von einer grossartigen Berg-Landschaft erfüllt, beschwerlich zu passiren, die Wege bisweilen halsbrecherisch steil; das Land ist im höchsten Grad armselig wie am untern Kongo; unfruchtbare mit hohem, hartem Gras bestandene Sawanne mit vereinzelt, verkrüppelten Bäumchen und Sträuchern. Kleine Wasserläufe sind nicht selten und nur an diesen oder auch bisweilen auf den plateauartig abgeflachten Berghöhen findet sich Buschwald, oft mit Oelpalmen untermischt. Hier sind dann immer die Dörfer der Eingeborenen angelegt, um den kleinen Fleck bessern Bodens durch den Anbau ihrer geringe Ansprüche stellenden Nährpflanzen, Maniok, Bananen und Erdnüsse auszunutzen. Die Bevölkerung ist im allgemeinen freundlich, neugierig und furchtsam, aber auch bisweilen zudringlich und übermüthig, was besonders von den Sombo-Leuten gilt, die den ersten Weissen argwöhnisch betrachteten und oft mit Krieg und Feindschaft drohten, wenn ich etwa gekommen wäre, um ihrem Elfenbeinhandel zu schaden, das heisst dem Zwischenhandel, den sie zwischen Quango und der Küste fast als Monopol betreiben. Sie sind überhaupt eifrige Handelsleute; in ihrem Gebiet finden sich zahlreiche Marktplätze, von denen mir besonders einer in der Erinnerung ist, der von Bansa Mbusu, auf dem gewiss mehrere tausend Menschen anwesend waren. Die Passage ging ohne weiteren Unfall von statten, aber unter dem wüsten Gejauchze und Gejohle der sich fast toll geberdenden Menge. Die Landschaften, obwohl klein, haben ihre ausgesprochenen Sitten, Gebräuche und selbst Trachten, welches letztere sich allerdings fast nur auf die Anordnung des Haupthaars bezieht, der man auch dafür mit grösstem Ernst und Zeitverbrauch obliegt. Eine Strecke öden Landes mit verwüsteten und verbrannten Dörfern, eine Folge von Grenzkriegen, trennt Kongo dia lase von Majacca. Ich hatte auf der linken Seite des Quango noch zwei Tagemärsche durch Majacalla-Gebiet, um dann diesen Fluss an der Einmündung des Quilu zu überschreiten und in der unfern von der Fährstelle gelegenen Stadt des Kiamwo Bungi mein Lager aufzuschlagen. Schon zur damaligen Zeit und an diesem Ort hat sich das Schicksal meiner Expedition entschieden, freilich ohne dass ich

selbst eine Ahnung davon gehabt hätte. In ihrer unbeschreiblichen Furcht vor dem grossen Kiamwo wären mir damals meine Leute ohne Widerstreben nach Osten gefolgt, und ich denke auch, dass Kiamwo Bungi, sowie die Bevölkerung der Dörfer meinem Zuge dahin keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten, während später er, wie die andern Häuptlinge auf Befehl des Muene Putu Kassongo handelten; hätte ich schon damals die Gefahr gekannt, die dem Reisenden durch die grossen Könige droht, ich wäre ohne Verzug nach Osten gezogen, trotz meines Wunsches, Lt. Kund am Quango zu treffen und meiner Sehnsucht, nach so vielen afrikanischen Bettelkönigen einen wirklich mächtigen Herrscher in seiner Residenz schalten und walten zu sehen. So zog ich denn an der rechten Seite des Quango flussaufwärts, zuerst zum Nima Kiamwo – Kiamwo ist übrigens kein Name, sondern bedeutet wie *Mfumu* König – und dann zum Muene Putu Kassongo am Ganga, zu dem schon fünf Jahre früher von Süden her Major von Mechow gekommen war. Der Marsch von der Stadt des Bungi zu der Residenz des Muene Putu Kassongo erforderte fünf Tage und brachte einige Male Wassernoth und viele Male Aerger sowohl über meine eigenen Leute als auch die Bevölkerung des Landes. Meine eigenen Leute verursachten mir beständig Ungelegenheiten durch ihre Diebstähle; die *Majacalla* aber sind ein starker, kräftiger, übermüthiger Menschenschlag, stets bewaffnet und immer zu Trotz und Gewaltthat bereit. Schon in Bungs Stadt hatte man meine Leute geschlagen, doch hatte ich Bungi noch zu einer Sühne zwingen können. Auf dem Wege litt ich selbst indessen durch die Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit der Führer und den Uebermuth des Volkes, das mir jede Auskunft über den Weg verweigerte, alles that um mich in meinem Marsch aufzuhalten, und in Kingungi selbst mich mit den Waffen in der Hand aus dem Dorf zu treiben suchte unter der Begründung, es sei eine Frau des Muene Putu Kassongo anwesend. Mehr in die Nähe der Residenz ziehend, war es dann wohl weniger Uebermuth als Furcht, wenn man mir Auskunft verweigerte, denn die Richterhand des Königs reicht weit, und vielleicht könnte er Ursache nehmen den, der dem Weissen den Weg zu seiner Stadt gezeigt, einen Kopf kürzer zu machen. Am 27. Juli, wenige Tage vor dem Jahrestag unserer Abfahrt von Hamburg, erblickte ich die Stadt des Muene Putu Kassongo in ungeahnter Grösse vor mir.

3. Reisen im Kongolande, 1890: 146–149

Die Stadt [des Mwene Mputu Kasongo] – die einzige (San Salvador nicht ausgeschlossen), der diese Bezeichnung zu geben ich keinen Anstand nehme – unterscheidet sich nicht allein durch die größere Zahl der Bewohner, die ich auf 7000 bis 10 000 schätzen möchte, von anderen Ortschaften in Kongo und *Majakka*, sondern auch durch Anordnung ihrer Hütten und Straßen. Wie in San Salvador sind mehrere Hütten in einem Hofraum vereinigt, der dort durch lebende Hecken, hier durch Zäune von Stöcken, Palmblättern und deren Rippen umfriedet ist. Während dort die Hofräume zerstreut gelegen und durch Gärten

und unbebaute Strecken voneinander getrennt sind, stoßen dieselben in der Mussumba (Hauptstadt) unmittelbar zusammen und durch ihre Umfriedigungen entstehen abgeschlossene Wege, von denen mehrere ganz gerade und in ziemlicher Länge verlaufen. In San Salvador verbinden nur Fußpfade die einzelnen Gehöfte, in der Mussumba giebt es dagegen – freilich sehr sandige – Straßen von einiger Breite, selbst mehrere mit schattenspendenden Bäumen versehene, ausgedehnte Plätze. In den Lumben findet man wohl einige Bananenbüsche, sowie Baumwoll- und Pfeffersträucher, Tabak und Hanfpflanzen (man raucht im ganzen Gebiet zwischen Kongo und Quango die jungen Stiele und Blätter dieser Pflanze), zu eigentlichen Gärten aber bietet die enge Anlage der Stadt keinen Raum.

Die Häuser oder Hütten – mit Ausnahme derjenigen der Sklavenstadt und des königlichen Warenhauses – unterscheiden sich eigentlich kaum von den in Kongo gebräuchlichen, sie sind von viereckiger Form, enthalten zumeist zwei Gemächer und haben nur eine Thüröffnung, die so hoch angebracht ist, daß das Einsteigen einige Schwierigkeit macht. Oberhalb der Thüröffnung und innerhalb sieht man allerlei Fetischkram angebracht, wie getrocknete Pflanzen und Früchte, Tierfelle und Knochen, Vogelfedern und Köpfe und manche andere Gegenstände – gerade wie in allen anderen bisher passierten Orten.

In der Sklavenstadt finden sich keine umgrenzten Hofräume, die Hütten stehen vereinzelt und sind alle von runder Form, durch dieselbe einen Hinweis auf die Herkunft ihrer Bewohner von Osten und Südosten gebend.

Am 29. Juli, am dritten Tage meiner Anwesenheit in der Residenz, wurde ich zu der Empfangsaudienz in die königliche Lumba entboten. In feierliches Weiß gekleidet, ließ ich mich in der mit einer getigerten Decke ausgeschlagenen Hängematte durch die Stadt bis an die königliche Pforte des alle Straßen begrenzenden Staketenzaunes tragen. Erst nach einigen Minuten trat ich dieselbe auf, und ich trat in einen großen Vorhof, wo zu beiden Seiten eine Menge von Ober- und Unterhäuptlingen, sowie andere angesehene Männer aufgestellt waren, von denen jeder zwei kurze Eisenstäbe gegeneinander schlagend ertönen ließ. Es befanden sich in diesem Hofraum gewiß einige hundert Männer, von denen die meisten groß und stattlich aussahen und sich geschmackvoll drapiert hatten mit bunten Schultertüchern und mit Federn in den hohen kunstvollen Haartouren, die sehr an die Form der bayrischen Raupenhelme erinnerten. In diesem Hofraum stand ein großes birnförmiges Gebäude mit überhängendem Grasdach, welches ich zuerst für die Wohnung des Königs hielt; doch es ist, wie ich später erfuhr, sein Warenhaus. Der König betreibt einen ausgedehnten Handel mit den Eingeborenen der weiter östlich gelegenen Länder, denen er für Elfenbein besonders Salz und andere Küstenwaren, aber auch Kriegsgefangene verkauft, die von den dem Kannibalismus ergebenden Stämmen immer gern genommen werden.

Als ich an der Versammlung vorübergeschritten war, fand ich mich hinter einer abtrennenden Wand plötzlich dem Könige gegenüber; er saß auf einem Leopardfell auf dem Boden vor der Thür seiner Hütte, die sich – wenigstens äußerlich – in nichts von den anderen Hütten der Stadt unterschied. Auch der König schlug ein paarmal zwei Eisenstäbe aneinander, ich nahm meinen Hut ab und setzte mich dann auf den mir nachgetragenen Stuhl in Entfernung einiger Schritte dem Könige gegenüber. Dieser war bekleidet mit einem einige Taschentücher messenden Hüftentuch von roter Farbe, er trug auf dem Kopf, dessen Haar kurz gehalten war, eine rote gestrickte Mütze, um Hals, Arm- und Fußgelenke unbedeutenden Zierrat. Neben ihm lag ein Fliegenwedel von Ziegenbarthaar, eine europäische Schnupftabaksdose und eine kleine Kalebasse, in die er häufig hineinspie. Der König ist offenbar ein großer Mann, jedoch krankhaft mager, das Gesicht sehr eingefallen, mit verkrüppelter Nase und einem dünnen Knebelbart. Nachdem wir einander eine Weile betrachtet, ließ ich ihm durch meinen Dolmetscher, der die Rede an des Königs Sekretär weitergab, meine Freude ausdrücken, ihn zu sehen. Der Sekretär übermittelt meine Ansprache knieend dem König. Muene Putu Kassongo dankte und fragte nach meinem Ergehen. Im weiteren Verlauf der Unterredung klagte er über seine Krankheit, ein böses Krebsgeschwür in der Nasenrachenhöhle, welches auch das Gehörorgan in Mitleidenschaft zu ziehen begann, und erkundigte sich nach dem Major von Mechow, der von Süden kommend im Jahre 1880 als erster weißer Mann die Residenz betreten hatte. Ich sprach über den Zweck meines Kommens und die Absicht, weiter nach Osten zu ziehen, worauf er behauptete, nichts von den dort gelegenen Ländern zu wissen, weil man dorthin der vielen Ströme wegen nicht reisen könne. Zuletzt ließ ich die für ihn bestimmten Geschenke ausbreiten: einen großen schönen Teppich, einen Uniformrock, einige Stücke Zeug, ein Messer mit versilberter Schale, ein metallenes Trinkgefäß, einen Schirm, eine Schnupftabaksdose, einige Schachteln Streichhölzer und ein Öldruckbild unseres Kaisers. Der König dankte sehr vornehm für die Geschenke und ließ sie zur Ansicht den draußen versammelten Häuptlingen vorlegen, jedoch nicht das Bild des Kaisers, welches er, nachdem er einen Blick darauf geworfen, schnell zusammenrollte. Ich glaube, die Abbildung eines lebenden Menschen erscheint den Eingeborenen ebenso wie das Bild im Spiegel als Zauberei. Nachdem ich mich verabschiedet hatte, verließ ich unter dem Getöse der Eisenstäbe die königliche Lumba, um nach meiner Wohnung zurückzukehren. In den Straßen bildete das Volk Spalier.

Einige Tage nach dieser Audienz ließ der König meinen obersten Headman David Kornelius [den Afrikaner David Cornelius Bardo, s. Einführung, Kap. 12] und die beiden jugendlichen Dolmetscher rufen, um sie über meine Pläne auszufragen. Er wünschte, daß ich in seiner Residenz ein Haus baue und Handel treibe. Doch Kornelius [der Afrikaner Davis Cornelius Bardo, siehe Einführung, Kap. 12] erzählte ihm, daß dieses nicht unsere Absicht sei, sondern daß wir

gekommen seien, um Tiere zu schießen, Pflanzen zu sammeln, das Land und seine Leute zu betrachten und den anderen Weißen in Mputu (Europa) darüber Bericht zu erstatten; vielleicht kämen später weiße Handelsleute zu den Majakkalla. Der König hatte dann mit dem Kopfe geschüttelt, die Leute mit einem Antilopenviertel beschenkt und sie entlassen.



6 Sammlung J. Chavanne: „M'bumba foengi' Kriegsfetisch; aus Holz geschnitzte Menschenfigur, von Fellstreifen umwickelt. Aus Tschella“. Museum für Völkerkunde Wien, Foto-Archiv, Foto Nr. 51.609

JOSEF CHAVANNE

Der österreichische Geograph Josef Chavanne wurde am 7. August 1846 in Graz geboren. Nach seinem Studium in Graz und Prag bereiste er 1867–1869 Mittel- und Nordamerika, Marokko und die algerische Sahara. 1869–1870 war er an der meteorologischen Reichsanstalt in Wien tätig. 1872 promovierte er mit einer Arbeit über „Religion und Moral im Lichte der Geschichte“ zum Dr. phil. 1875 übernahm er die Redaktion der *Mitteilungen der k.k. Geographischen Gesellschaft* in Wien und 1881 die der *Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik*.

Vom 23. April 1884 bis 18. Oktober 1885 (mit einer Unterbrechung von Ende Oktober 1884 bis Ende April 1885, während der er sich nach Brüssel begab, um – vergeblich – größere Unterstützung seiner topographischen Arbeiten zu erlangen) bereiste er teils zu topographischen Aufnahmen im Auftrag der *Association Internationale du Congo*, teils zur Anlage von Plantagen für das Antwerpener Haus Roubaix das Gebiet des unteren Kongo. Die genaue Aufnahme dieses Flusses bis Vivi mit der Ermittlung von über fünfzig Inseln, die auf den bisherigen Karten fehlten, bilden das Hauptresultat seiner Forschungen. Vom 21. August bis 2. Oktober 1885 reiste er zusammen mit seinem Begleiter Eugen Zintgraff (ihm sind die auf seine Fotografien zurückgehenden Holzschnitte in Chavannes Hauptwerk zu verdanken) auf Einladung des Superiors der katholischen Mission in Mbanza Congo auf der viel begangenen Karawanenroute zum Zombo-Plateau von Nóqui nach Mbanza Congo (portug. São Salvador) und dann noch ein Stück weiter östlich bis zum Dorf Kizulu (vgl. Büttner*), um „die Tauglichkeit zur Anlage von landwirtschaftlichen Stationen und das Vorkommen von nutzbaren Mineralien – in erster Linie Malachit – sowie auf jenes des fossilen Kopalharzes zu untersuchen“ (1887: 254). Auf der Strecke bis Mbanza Congo begegneten ihnen täglich Handelskarawanen, die bis zu zweihundert Leute zählten. Nach Adolf Bastian* (1857), Eduard Schulze* und Richard Büttner (1884) sowie Willy Wolff* (1885) war er der fünfte Deutsche, der die alte Hauptstadt des Königreichs Kongo in diesem Jahrhundert aufsuchte. Wie Bastian und Büttner hat auch er sein Treffen mit König Pedro V. (zu Bastians Zeit noch Prinz und einer der Thronanwärter) geschildert (s. Text 1). Chavanne hatte vorgehabt, bis Bembe zu gelangen, doch wurde er unterwegs nach Europa zurückgerufen. Um diese Zeit wurde infolge der Gründung des belgischen Kongostaates per Dekret aus Brüssel die englische Sprache durch die französische als Amtssprache und nach und nach ein Großteil der in Diensten der *Association Internationale du Congo* stehenden Engländer und Deutschen durch belgische Beamte und Offiziere ersetzt (1890: 251). 1888 wanderte er nach Argentinien aus und arbeitete dort ab 1895 am Hydrographischen Amt in Buenos Aires. In dieser Stadt ist er am 7. Dezember 1902 gestorben.

Für den Geographen Chavanne waren seine ethnographischen Mitteilungen wie bei den meisten anderen Angola- und Kongo-Forschern seiner Zeit nur ein Beiprodukt anderer, eigentlicher Interessen. Aber auch wenn er sich nicht sonderlich für die Menschen interessierte, sind in seine beiden wichtigsten Arbeiten über diese Forschungen immer wieder ethnographische Informationen eingestreut, und ein Kapitel seines Buches widmet sich explizit den „Eingebornen des Landes“. Leider sind diese Angaben meist sehr oberflächlich und stark verallgemeinernd sowie keineswegs vertrauenswürdig. Denn Rezensenten haben ihm in seiner Buchveröffentlichung über hundert Plagiate aus dem Werk Pechuël-Loeschés nachgewiesen. So schildert Chavanne z.B. „ein Gewitter, welches er 1884 in Duketown erlebt haben will, mit denselben Worten, wie Pechuël-Loesche eines, das er am 5. Mai 1875 an der Loangoküste beobachtete und in seinem Buche ‚die Loango-Expedition‘ beschrieb.“ (*Globus* 52, 1887: 240). Die lange Liste nachgewiesener wörtlich abgeschriebener Stellen bringt zwangsläufig auch alle übrigen Mitteilungen ins Zwielflicht. Auch seine völlig unzutreffende Behauptung, daß sein Buch ein „erster Beitrag zur Erforschung des Landes“ (1887: VI) sei, nimmt nicht für ihn ein.

So sehr Chavanne auch die unmenschlichen Züchtigungen der Faktorei in Boma geißelt und extreme europäische Urteile zurückweist, so ist sein Afrikanerbild doch stark klischeehaft und unangenehm arrogant und anmaßend (s.a. Text 1): „Der Abschied von meinen dunkelhäutigen Reisebegleitern und den Plantagearbeitern auf der Insel Matéva bestärkte in mir die Überzeugung, daß trotz der zahlreichen abfälligen Urteile so vieler Afrikareisenden über die schwarze Rasse und ungeachtet mancher schwer auszurottender Fehler in der natürlichen Charakteranlage des Negers, die Zukunft des Weltteils auf das Innigste mit dem Fortbestande und der Entwicklung desselben verbunden ist, überzeugte mich, daß der Neger für die Wohlthaten der Kultur empfänglich und von der harten störrischen Schale abgesehen, einen gesunden Kern, einen Schatz guter Eigenschaften besitzt, die bei richtiger Pflege und Behandlung der ganzen Rasse die Morgenröthe echter Zivilisation verheißen.“ (1887: 303). Immerhin konzidiert er den Afrikanern, daß sie, auch wenn beispielsweise die „Stämme des Waldlandes Tschiyómbe“ den „anthropoiden Affen erschreckend“ ähnlich sähen (S. 85), über die „Stufe der Rohheit“ hinaus seien (S. 394) und daß man ihre geistigen Anlagen „meistens sehr stark unterschätzt“ (S. 395). Sie seien zwar selbstsüchtig und leichtsinniger Natur, zeichneten sich aber auch durch Gutmütigkeit und ein ziemlich hochentwickeltes Gerechtigkeitsgefühl aus (S. 395). Mitleid, Barmherzigkeit, Dankbarkeit und Liebe seien aber unbekannt (S. 397). Den europäischen Einfluß beurteilt er negativ und konstatiert als seine Folge eine „äffische Nachahmungssucht europäischer Allüren“, sowie Kleptomanie, Lüge, Betrug, Trunksucht und Prostitution (S. 216). Möglich, daß all diese schlagwortartigen Urteile Chavannes ebenfalls nur unverdaut Angelegenes widerspiegeln.

Chavanne hatte eine Vorliebe für Statistik, weshalb er sich eingehend mit der Bevölkerungsdichte beschäftigt (s. Texte 2 u. 3) und in über 400 Orten Erhebungen durchgeführt hat. Alles in allem sind seine Aufzeichnungen aber aufgrund der angedeuteten Mängel nur in sehr beschränktem Maße eine mit Gewinn zu nutzende Quelle.

Etwa hundert ethnographische Objekte dieser Reise von der Loango-Küste, vom unteren Kongo und aus Mbanza Congo befinden sich im Wiener Museum für Völkerkunde.

Texte

1. Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate, 1887: 271–278

Auf diesem 562 Meter über dem Meere liegenden Plateau dehnt sich das durch zwei Längs- und eine Quergasse getrennte Hüttenagglomerat der Stadt [*sc.* Mbanza Congo/São Salvador] aus, an deren Südende sich die aus Raphia-wedelschaften hergestellten Gebäude der französischen, an deren Nordende der Holz- und Eisenbau der portugiesischen Faktorei sich erhebt, während der Fachriegelbau der katholischen und die Bambushütten der englischen Baptistenmission in unmittelbarer Nähe des königlichen Gehöftes im Zentrum der Stadt liegen. Eine hohe, aus Mingengestämmen gebildete Hecke umfriedet die Residenz des Königs, die aus 10 Tschimbeks [*chimbek*; Schutzdach, Hütte] besteht, welche dem zahlreichen männlichen und weiblichen Hofstaate zum Aufenthalte dienen, und einem altersmorschen Holzbaue, der Wohnung und dem Audienzraume des Königs. Während unseres Aufenthaltes wurde indes eine den Anforderungen würdigerer Repräsentanz und der Zivilisation entsprechender Riegelbau mit hell getünchten Wänden, Glasfenster [*sic*] und versperrbaren Thüren der Vollendung entgegengeführt. Am Ostende der Stadt starren die Ruinen eines bastionierten Polygons und eines Kommandantur-Gebäudes der portugiesischen Garnison aus den Jahren 1859–61 in die Luft.

San Salvador besitzt in 212 Hütten und den erwähnten europäischen Bauten eine seßhafte Bevölkerung von 690–700 Einwohnern und 9 Europäern, darunter 3 Missionäre und 6 Handelsleute. Von der eingebornen Bevölkerung sind jedoch selten mehr als die Hälfte beständig ortsanwesend, da der übrige Teil jahraus jahrein Trägerdienste versieht. Bei der eminenten Bedeutung San Salvadors als Knotenpunkt aller von Nordosten, Osten und Süden nach den Kongo gravitierenden Handelswege beherbergt die Stadt eine beständig fluktuierende Bevölkerung von 4–500 Köpfen, so daß namentlich zur Zeit größerer Wochenmärkte bis zu 900 Menschen das Plateau bevölkern. Die unleugbare Zunahme der seßhaften Bevölkerung des Ortes ist jedoch nicht eine Folge des lokalen Zuwachses, sondern des Zuzugs von Außen (Sclaven), denn nach Mitteilung

unseres Gastfreundes war seit mehr als 10 Jahren ein Überschuß der Todesfälle über Geburten zu konstatieren.

Dom Pedro V., dem unsere Ankunft schon von N'gulungu aus hinterbracht worden war, ließ sich noch am selben Abende durch eine Gesandtschaft um unser Befinden erkundigen und uns willkommen heißen. Die Sonntagsruhe des folgenden Tages schien mir jedoch nicht passend, um den in dieser Begrüßung verborgenen Wink zu beachten, was dem Könige nicht zu behagen schien, da am Sonntagmorgen eine zweite Botschaft sich noch eindringlicher um unser Wohlergehen erkundigen kam, d.h. uns einlud, des Königs Neugierde doch endlich zu befriedigen, was denn auch am zweitnächsten Tage geschah und wir durch einen Zögling der Mission dem Könige unseren Besuch anmelden ließen. In Begleitung unseres Gastfreundes, des Superiors der Mission und des eigentlichen Herrschers in San Salvador, meines Dolmetschers und einiger Leute, welche die dem Könige bestimmten Geschenke trugen, betraten wir die Schwelle des Residenzgehöftes, vor welchem eben eine muntere Ziegenschar sich in lustigen Capriolen erging, und gelangten durch ein Labyrinth von Hekengängen zur königlichen Hütte.

Ein durch den Mangel jeglicher Fensteröffnung erklärliches Halbdunkel verhinderte es, die im Hintergrunde der Hütte auf einem Thronsessel sitzende Gestalt des Königs beim Betreten des Raumes sofort zu erblicken; und erst als wir durch mehrere Reihen auf der Erde kauender und ehrerbietig Raum gebender Höflinge bis zu den für uns bereit gehaltenen Audienzsesseln – zwei Rococomöbel, die einst wohl bessere Tage im königlichen Schlosse zu Lissabon gesehen haben mochten – vorgedrungen waren, genossen wir die Auszeichnung der schwarzen Majestät ins Antlitz zu schauen. Nach einem mit derselben gewechselten Händedruck nahmen wir Platz, und während der Dolmetscher dem König die ihm aufgetragene Begrüßungsrede hielt, in welcher der Zweck unserer Reise ausgesprochen und das Begehren um Führer für die Weiterreise gestellt war, hatte ich Muße, N'totila oder Dom Pedro V. und seine Umgebung, das Audienzlokal u.s.w. näher zu betrachten.

Wenn Körperfülle ein Anrecht auf den Thron geben könnte, so ist Dom Pedro V. der legitimste Herrscher der Gegenwart, in jedem Korpulenzwettstreite würde ihm gewiß die Siegespalme zuerkannt werden müssen, denn sein Eigengewicht dürfte jedenfalls an 200 Kilogramm betragen. Im vollen Bewußtsein der Weihe des Moments bemühte sich der König auch in seiner Haltung die Herrscherwürde zu zeigen; leider ging dies auf die Dauer nicht an, das Gesetz der Schwere erwies sich mächtiger als sein Wille und die enorme Masse bedurfte der Stütze der Rückenlehne des Thrones. Eine gewisse Intelligenz war dem breiten, fettgepolsterten Gesichte nicht abzusprechen, und daß sein Gehirn unermüdlich arbeitete, bewies der prüfende und nachdenkliche Blick, den er verstohlen über uns schweifen ließ, während sich in seinen massigen Gesichtszügen Gutmütigkeit aussprach. Das rötlich-graue Haupt entblößt – Dom Pedro

zählt bereits über 60 Jahre – die dunkelhäutigen Füße in buntgestickten Samtpantoffeln, den Körper in einen bordeaux-roten, mit gepreßten Mustern verzierten Samtunterrock und in einen einer prähistorischen Damenmode entlehnten grauen, silberdurchwirkten Paletot gehüllt, so repräsentierte sich das vergängliche an dem Nachkommen des glorreichsten Königs der Dynastie, Dom Affonso I. Ein szepterähnliches Utensil in der Linken haltend, begleitete der König die Rede des Dolmetschers wiederholt durch ein Neigen des Kopfes. Sie mußte nicht wenig seiner Eitelkeit geschmeichelt haben, denn ein freundliches Lächeln glitt zum Schluß über seine Züge.

Die auf dem Estrich des nackten Bodens in wahrscheinlich dem Range und der Geburt nach geordneten Reihen hockenden und knieenden Mitglieder des Hofstaates und die fremden Gesandten aus den Landschaften M'pumbu, Makuta, Marimba, Zombo u.s.w., bald uns, bald den König betrachtend, gaben durch wiederholte M'bote-Rufe ihrem Beifall zur Rede Ausdruck. An den Wänden des nicht allzuhohen Audienzraumes bemerkte ich außer diversen altersblinden Spiegelscheiben eine Kollektion von Heiligenbildern, Ausschnitten aus portugiesischen und englischen illustrierten Zeitungen und eine Lithographie des noch in voller Manneskraft dargestellten deutschen Kaisers, vermutlich ein Geschenk Dr. Bastians während seines im Jahre 1857 dem Könige abgestatteten Besuches. Eine stark defekte Hängelampe vervollständigte das Ameublement des Audienzsaales. Im neuen Residenzpalaste dürfte der Audienzraum gewiß weit komfortabler ausfallen, jedenfalls wird er des besonderen Schmuckes mit den zwei halblebensgroßen Ölporträts des Königs und der Königin von Portugal nicht entbehren, deren Sendung wir auf dem Rückwege unweit Nokki begegneten.

Mit zufriedennem Schmunzeln nahm der König durch seinen *major domus* und Zeremonienmeister das nach beendigter Rede des Dolmetschers überreichte Geschenk verschiedener Stoffe, darunter ca. 20 Meter eines scharlachroten, gemusterten Halbseidenbrokats in Empfang und würdigte uns unter Umgehung der sonst üblichen Etikettvorschrift einer direkten und längeren Antwortrede, deren einzelne Kraftstellen von dem Hofstaate *unisono* und mit Stentorstimme wiederholt wurden und an deren Schlusse die Versammlung in ein lautes, dreimal wiederholtes Geschrei ausbrach, das wahrscheinlich ein landesübliches Vivat war. Wir erhoben uns nun auch von den Sitzen, reichten dem lächelnden Könige nochmals die Hand und verließen den Palast. In der Mission angelangt, fanden wir bereits das königliche Gegengeschenk, zwei feiste Ziegenböcke vor, worüber unsere Loangoleute höchstlichst erfreut waren.

Dom Pedro V. ist Christ und ein der katholischen Mission sehr gewogener Mann, er beobachtet, wie mir P. Barroso erzählte, ziemlich gewissenhaft die Vorschriften der katholischen Religion bis auf eine – die Monogamie. Jeder Versuch, selbst des so einflußreichen P. Barroso, an der von seinen Vorfahren ererbten und landesüblichen Institution der Polygamie zu rütteln, hätte nur zur

Ausweisung der Mission geführt. Die Polygamie gestattet natürlich dem Könige die vollste Freiheit und Dom Pedro ist auch in dieser Hinsicht Gourmand, denn nebst seinen sechs legitimen Frauen, welche an dem Abzeichen eines mit gelben Tapezierernägeln beschlagenen Stabes kenntlich sind und einigen Dutzend Nebenfrauen bleibt keine San Salvador auf der Durchreise berührende schöne Maid ohne höfliche Einladung, des Königs Auge durch ihren Anblick [*sic*] zu erfreuen. – Für Konserven und eingemachte Früchte aus dem fernen M'putu (Europa) hegt Dom Pedro eine Leidenschaft, ebenso für Yorker- und Westfäler-Schinken und versäumt keine Gelegenheit, die in seiner Residenz etablierten Europäer weltlichen wie geistlichen Standes an das Zeitgemäße einer Erneuerung ihrer letzten selbstverständlich Gratissendung meist persönlich und wohlwollend zu erinnern. Seiner Neigung und der Würde seiner Stellung entsprechend, läßt er seine Mahlzeiten in der katholischen Mission bereiten und werden ihm diese durch den Hofküchenmeister verdeckt zugebracht, da es nach Landessitte den Unterthanen verboten ist, zu sehen und zu wissen, was Se. Majestät ißt, überdies scheint mir, daß er damit der Genäschigkeit seiner legitimen wie illegitimen Frauen vorbeugen will und deshalb allein speißt.

Die schwarze Majestät verfügt über ganz respektable Revenüen, die sich auf europäische Artikel im Werte von jährlich 20–22 000 Franks belaufen, außerdem erliegen [*sic*] für ihn in der *Banca d'ultramar* zu Loanda mehrere Contos Reis (1 Conto Reis = 5500 Franks) und hütet er selbst ängstlich eine kleine Sammlung blinkender englischer Guineen. Im Vergleiche zur Mehrzahl seiner afrikanischen Standesgenossen ist er jedenfalls ein Krösus, wofür schon sein zahlreicher weiblicher Hofstaat spricht, der ihm allerdings wieder ein nettes Sümmdchen kostet, da Eitelkeit und Putzsucht, wenn auch landesüblich modifiziert, den hiesigen Damen nicht fremd sind; die Trophäen der Mode sind aber sehr gewichtige und der Schmuck – bis zu 6 Kilogramm schwere Messingringe an beiden Beinen – eine Last.

Die grausamen Gebräuche der Muschicongo aus früheren Zeiten, wie z.B. das Lebendbegraben der Ehebrecher beiderlei Geschlechts, das Enthaupten und Pfählen nach den Ordalien des Cascaessens u.s.w. hat Dom Pedro V. aufgehoben und sich damit gewiß ein Verdienst erworben. Als Politiker ist der König kein Stümper, mit der angeborenen Schlaueit des Negers weiß er trefflich den äußerlich bemäntelten Gegensatz zwischen Rom und Luther, die zur Schau getragene Harmonie zwischen beiden Missionen zu durchblicken und zieht reichlichen Gewinn daraus; denn wenn auch der Superior der katholischen Mission den größten und bestimmendsten Einfluß auf den König besitzt und dieser ohne des ersten Rat nichts unternimmt, so kommen doch zuweilen Momente, wo das Anerbieten des Baptistenmissionärs ein bequemes Erpressungsmittel am Diener Roms wird. Beide sind eben Melkkühe, wie nicht minder der Konkurrenzkampf der Faktoreien, die für jedes abgeschlossene Tauschgeschäft, ebenso wie die eingeborenen Zwischenhändler Abgaben zu leisten haben. Ebenso er-

hebt auch der König von den durchziehenden Karawanen Zoll, und wenn auch, Dank der Bemühungen der Missionäre, der Sklavenhandel abgenommen hat, so fließt doch so mancher Elefantenzahn als Kopfsteuer für verkaufte Sklaven in die königliche Privatkasse.

Die Macht des Königs von Congo ist außerhalb der Gemarkung des Bezirkes von San Salvador und der ihm tributären Landschaft Marimba, über welche ein Sohn des Königs als Statthalter eingesetzt ist, eine fast nur nominelle, wengleich derselbe z.B. die Prinzen von Palaballa, Vivi gegenüber seine Vasallen nennt. Die Hoheitsrechte beschränken sich außerhalb des Bezirks von San Salvador auf mitunter ganz geringfügige Dinge, wie z.B. auf die Erlaubnis zum Abbrennen der Campinen [von portug. *Capim*, Gras] und die Jagd. Bei aller Gutmütigkeit ist Dom Pedro doch ein kleiner Tyrann und eifersüchtig auf den ihm schuldigen Respekt. Er fordert z.B. von den ansässigen Europäern die Meldung ihrer wenn auch nur kurzen Entfernung von San Salvador und plagt sie nicht selten mit allerlei einfältigen Ansinnen. Der geplagteste ist selbstverständlich P. Barroso, welcher nicht selten zwei und dreimal des Tages zu Privataudienzen berufen wird, als deren Abschluß gewöhnlich eine Konservendose oder ein Stück Zeug nach der Residenz wandert.

Die katholische Mission, von Portugal ausgesendet und unterhalten, da der König von Congo von alters her ein Vasall des Königs von Portugal war, hat für die nur 4jährige Dauer ihrer Thätigkeit – sie wurde 1882 neuerdings nach fast 90jähriger Unterbrechung reinstalled – relativ befriedigende Resultate zu verzeichnen, wenn auch die Erfolge, objektiv beurteilt, nur rein äußerliche sind. Es ist den Bemühungen der katholischen Missionäre gelungen, den König und einen Teil der Bevölkerung zur Annahme der Taufe zu bewegen und nächst der Mutteranstalt in San Salvador eine Filialschule in der Landschaft Marimba zu errichten, so daß man unter den Muschicongo 2000 zum Christentum bekehrte Seelen zählt. Das Hauptresultat besteht aber eigentlich nur in der Abstellung der bereits erwähnten barbarischen Ordalien. Immerhin muß der katholischen Mission, trotz der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit der überwiegend größte Teil des bisher Erreichten zugeschrieben werden, während die von Rev. Comber angelegte, gegenwärtig von Rev. Camerun geleitete Baptisten-Mission (amerikanischer Dependenz) trotz größerer Geldmittel selbst über die schüchternsten Versuche eines Erfolges nicht hinausgekommen ist. Dieser Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die Zöglinge der katholischen Mission (zur Zeit unseres Aufenthaltes gab es deren in San Salvador 58, in Kinganga 39) zum großen Teile von Sklavenhändlern abgekaufte und frei erklärte Kinder aus den Makuta- und Zombolandschaften sind und nebst einem brauchbaren Elementarunterricht, in welchem überraschende Fortschritte ersichtlich waren, direkte Anleitung zu regelmäßiger Arbeit und zum Feldbaue erhalten, welche den größten Teil des Tages in Anspruch nehmen und der Unterricht nur in den Morgen- und Abendstunden erteilt wird; die Baptistenmission nur freiwillig sich meldende

Zöglinge aufnimmt (zur Zeit 11), die den größten Teil des Tages mit Rezitieren von Bibelversen zubringen und als Stewards bei Tische fungieren.

2. Reisen im Gebiete der Muschi-congo im portugiesischen Westafrika, 1886: 105–106

Die grosse, zumeist zu Überschätzung führende Unsicherheit in den Angaben der Forschungsreisenden über die Bevölkerungszahl und Volksdichtigkeit tropischer afrikanischer Gebiete, hat mich bewogen, nebst dem rein geographischen Teile speziell der Bevölkerungsstatistik eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und habe ich mich der Mühe unterzogen, nicht nur die Hütten sämtlicher von mir selbst passierten Orte zu zählen, sondern von den Eingebornen sämtliche 5 km zu beiden Seiten der Route liegende Orte und ihre Grösse (Hüttenanzahl) zu erkunden. Für die von mir selbst berührten Ortschaften kann ich die Bewohnerzahl als höchstens zu 2 Prozent schwankend bezeichnen, für die erkundeten, zum grossen Teile aus der Ferne gesehen, mag der mittlere Fehler mit 8–10 Prozent angesetzt werden dürfen. Erwägt man nun, dass z.B. in einem 40 Hütten zählenden Dorfe durchschnittlich 15–20 Proz. der Behausungen teils als Fetischhütten, Vorratsräume, Beratungsraum, Gasträume für durchziehende Europäer oder Eingeborne von Rang unbewohnt bleiben, so lässt sich in Berücksichtigung des durchschnittlichen Familienstandes von 3–4 Köpfen (die Polygamie ist unter den Negern ebenso wie im Orient de facto eigentlich innigst mit der Wohlhabenheit des Mannes verknüpft und nur Ausnahme und nicht Regel, wovon ich mich unter den Bafiote-Stämmen überzeugt habe) per bewohnte Hütte mit ziemlicher Genauigkeit die sesshafte und ortszuständige Bevölkerung berechnen, wovon die ortsanwesende, d.h. die weit geringere, wohl zu unterscheiden ist. Mit Ausnahme von San Salvador, dessen ortsansässige Bevölkerung 690–700 Seelen (inkl. Europäer) beträgt, sind Dörfer, wie Vunda, Lao, N'gulungu, Gozella Vondemba, Banza Gozella, Funkilla, Muinga, Banza Tanda und Kizulu mit mehr als 50 Hütten im ganzen Muschi-congo-Gebiete sehr gering an der Zahl; die durchschnittliche und häufigst wiederkehrende Hüttenzahl schwankt zwischen 20 und 30, ihre zuständige Bevölkerung daher mit Rücksicht auf die erwähnte Beschränkung zwischen 64 und 96. Auf Basis dieser Annahme finde ich als Bevölkerung der 1520 qkm bedeckenden Fläche zwischen Nokki und San Salvador (dieses mit inbegriffen) 62 Ortschaften mit 2074 Hütten und 6521 Einwohnern. Um einer Unterschätzung vorzubeugen, schlage ich als Bevölkerung isolierter Hüttenkomplexe (Inkimba-Hütten, temporär bewohnte Jäger- und Pflanzungshütten, Fischerhütten etc.) 10 Prozent der Gesamtsumme hinzu, woraus sich die Summe von 7173 Einwohnern ergibt, und mithin 4,8 per qkm. Berechnet man auf derselben Basis die Bevölkerung der Umgebung San Salvadors im Umkreise von 10 km, so erhält man 11 Ortschaften mit 547 Hütten und einer Bevölkerung von 1804 Seelen, d. h. 18 Seelen per qkm. Für die 320 qkm bedeckende Fläche zwischen San Sal-

vador und Kimiala (die Bevölkerung des ersten Ortes mit eingerechnet) 34 Ortschaften mit 1102 Hütten und 3606 Einwohnern, d. h. 11,2 per qkm, endlich für die Fläche zwischen San Salvador und Kizulu 620 qkm (inbegriffen San Salvador) 61 Ortschaften mit 2008 Hütten und 6083 Einwohnern, daher 9,8 per qkm. Diese Zahlen mögen hinreichen, um die Unzulässigkeit einer oberflächlichen Schätzung afrikanischer Volksdichtigkeit zu zeigen.

3. Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate, 1887: 508

Wie irrig eine schematische Berechnung der Bevölkerungsdichtigkeit des ganzen Gebietes nach den Schätzungen irgend eines einzelnen Abschnitts oder längs der einzelnen Routen wäre, geht aus den vorstehenden Dichtigkeitszahlen klar hervor. So würde man z. B. für die Strecke Kabinda Point bis Povo Grande eine relative Bevölkerungsdichtigkeit von 47.2 für die Umgebung von M'Boma 12.5, jene von San Salvador 18.0 per Quadratkilometer erhalten, eine Verallgemeinerung solcher rein lokaler, räumlich sehr beschränkter Verhältnisse würde allerdings für das ganze Kongogebiet eine staunenerregende absolute Bevölkerungszahl ergeben.

Im Gebiete des unteren Kongo, im Dreiecke zwischen dem Kuilu, Loge und Stanley pool, wechselt die Bevölkerungsdichtigkeit auf ganz nahe bei einander liegenden Gebietsstreifen auffallend stark. So folgt z.B. dem dichtbevölkerten Küstenstreifen Landana–Muanda südlich von Kabinda ein sehr dünn bevölkertes ca. 10 Kilometer breiter Streifen des Plateauabfalles. Das Stromthal des Kongo im engeren Sinne, ist sehr dünn bevölkert, die hügeligen Plateaulandschaften im Norden von M'Boma relativ dicht (ca. 10 E. auf den Quadratkilometer) und 4–5 Mal dichter bevölkert als die Lateriteinöden des Mussorongolandes, von der Karawanenroute nach San Salvador westwärts bis an den Ozean und zwischen dem Lelundo und Kongo. Im Gegensatz zu der ziemlich dicht bevölkerten Marimba-Landschaft im Süden von San Salvador sind die Wildnisse zu beiden Seiten der Karawanenroute im Norden von San Salvador fast ganz unbewohnt u.s.w.

JULIUS FALKENSTEIN

Julius Falkenstein wurde am 1. Juli 1842 als Sohn eines praktischen Arztes in Berlin geboren. Sein Studium der Medizin (und nebenbei der Zoologie) an der Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär (1863–1867) schloß er 1867 mit der Promotion zum Dr. med. ab. Die Feldzüge gegen Österreich (1866) und Frankreich (1870/71) machte er als Militärarzt mit. Später war er unter anderem „Stabsarzt am Medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Institut“ in Berlin und Oberstabsarzt an der Hauptkadettenanstalt in Großlichterfelde. 1897 wurde er zum Sanitätsrat ernannt.

Er nahm an der interdisziplinären Deutschen Loango-Expedition (s.a. Adolf Bastian*, Paul Güßfeldt*, Herman Soyaux*, Eduard Pechuël-Loesche*) teil, deren Forschungen sich vorwiegend auf den Küstenbereich des heutigen Cabinda erstreckten. Die Erkundung des außerhalb dieser Enklave gelegenen Flusses Kouilou wurde zwar als Hauptaufgabe definiert und mehrfach versucht, blieb aber aufgrund äußerer Umstände in den Ansätzen stecken. Falkenstein, der als Zoologe der Expedition galt, sollte die Mitglieder medizinisch betreuen und war für den Bereich der Physischen Anthropologie und Naturwissenschaften zuständig. Er sollte Messungen vornehmen und zoologische Sammlungen anlegen. Er war auch der Fotograf des Unternehmens. Besondere Beachtung fand, daß er den ersten lebenden Gorilla nach Europa mitbrachte, was Falkenstein selber sogar als „eins der Hauptergebnisse der Reise“ (1878: 61) zum Kouilou bewertete.

Nach seiner Rückkehr aus Afrika begründete er 1881 den Allgemeinen Deutschen Schulverein. Falkenstein starb am 1. Juli 1917 als Geheimer Sanitätsrat Oberstabsrat a.D. in Berlin-Lichterfelde.

Die Aufnahme in *Meyers Großem Konversations-Lexikon* verdankt er seiner Forschungsreise nach Afrika. Er landete am 5. November 1873 in Landana. Sein Standquartier war die nördlich des Chilungo gelegene deutsche Forschungsstation Chinchoxo (auch: Tschintschotscho), von wo aus er die Küste vom Kouilou bis zum unteren Kongo/Zaire bereiste. Auf einem Ausflug nach Süden kam er bis Boma und besuchte in St. António do Zaire die Ruinen einer alten Kirche, deren noch vorhandene Glocke im Jahre 1700 gegossen worden war. In einer neu errichteten Hütte fanden sich außerdem noch ein Kruzifix, Skulpturen der Jungfrau Maria und des heiligen Antonius, Leuchter, Weihrauchkessel und wurmzerfressene alte Bücher. Diese waren jedoch schon so zerfallen, daß man sie nicht mehr öffnen konnte (Falkenstein 1879: 53–54).

1874 machte Falkenstein einen Abstecher nach Portugiesisch-Angola, um die zuvor von Güßfeldt dort angeworbenen Träger abzuholen. Nach einem kurzen Zwischenstopp in Quinsembo und Ambriz kam er nach Luanda (27. November bis 13. Dezember). Seine Eindrücke (s. Text 1) bilden eine interessante Ergänzung zu den Beschreibungen anderer Reisender. Auch aus Novo Redondo

(14. November bis 22. Dezember; heute Sumbe) erfahren wir Wissenswertes. Hervorzuheben ist, daß sein Bericht einen – vielleicht sogar den ersten – Hinweis auf die berühmten Steingräber der Gegend enthält: „Einen freundlicheren Anblick als solche Hüttencomplexe bilden die sorgsamer aus Felsstücken vier-eckig aufgethürmten Steinhügel der Begräbnisstätten, die so zahlreich sind, dass fast jede grössere Sippe einen eigenen Platz zu benutzen scheint, während der Dorfherrscher mitten im Dorfe Ruhe findet.“ (Falkenstein 1879: 74)

Die ursprünglichen Ziele der Loango-Expedition konnten nicht erreicht werden. Das leidige Problem, überall und genügend Träger zu finden, war einer der Hauptgründe, daß die Erforschung des Landesinneren nicht gelang. Einzelne Erträge, wie etwa die Arbeiten von Pechuël-Loesche zeigen, waren dennoch eindrucksvoll, vieles wäre heute von noch größerem Wert, wenn die Originalunterlagen noch existierten. Die Ambitionen der Planung wurden dagegen nicht erfüllt, so daß Ende Februar 1876 schließlich die Anordnung zur endgültigen Auflösung der Forschungsstation aus Deutschland eintraf. Am 5. Mai 1876 schiffte sich Julius Falkenstein in Landana wieder nach Europa ein.

Sein mit zeitlichem Abstand gezogenes Fazit zeigt viel Verständnis für die ablehnende Haltung der Afrikaner diesem Unternehmen gegenüber, die letztlich für den Mißerfolg verantwortlich war. Viele Passagen offenbaren auch etwas von der Wirkung europäischer Forschung auf ihre „Studienobjekte“, eine Spiegelung, die sich nur selten in dieser Deutlichkeit in anderen Berichten der Zeit findet (s. Zitat in Kap. 7 der Einführung).

Falkensteins veröffentlichte Ausführungen über seine Feldforschung sind, abgesehen von einigen wertvollen Einzelbeobachtungen und -informationen, vor allem in wissenschaftshistorischem Hinblick noch von Interesse. Seine Beauftragung mit anthropologischen Messungen steht ganz im Einklang mit dem damaligen Forschungsstand. Seine Mitteilungen über die Praxis sind in dieser und vor allem in ethischer Hinsicht aufschlußreich. Die Ablehnung seitens der Afrikaner war allgemein: „Wenn der Stangencirkel, das Bandmass und andere Instrumente benutzt werden sollten, so war nur das im Dienste des Hauses befindliche Personal nach langem Zureden zum Stillhalten zu bewegen, während Fremde auch durch eine grössere Quantität von Rum nicht veranlasst werden konnten, sich mit den kalten, scharfen Cirkelspitzen oder dem stählernen, mit wunderbaren Zeichen versehenen Masse [*sic*] an allen möglichen Körpertheilen berühren zu lassen. Die Antipathie dagegen war so unverkennbar, dass ihr Rechnung getragen werden musste [...]“ (1879: 15)

Falkenstein maß deshalb der Fotografie die Hauptrolle für anthropologische Erkenntnisse zu und war überhaupt der Meinung, daß die Hauptstudien nur am Skelett zu machen seien. Doch hier türmten sich erst recht Hürden auf: „Man hüte sich indess vor dem Irrthume, als wären im Lande der Wilden überall menschliche Gebeine so leicht zu beschaffen, wie es an einigen Orten einzelnen Reisenden möglich gewesen ist. Wenn [...] man nur auf die Todten des eigenen

Stammes rechnen kann, so hat man sehr bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, ehe derartige bis dahin ungewöhnliche Verkaufsobjecte angeboten werden; so war es uns anfänglich selbst gegen hohen Lohn unmöglich, unsere Wünsche zu befriedigen, und auch später konnte ein solches Geschäft immer nur mit grosser Heimlichkeit abgeschlossen werden, da den Verkäufern augenscheinlich viel daran lag, Nichts darüber ruchbar werden zu lassen. Das Ausgraben eines Skeletes [*sic*], das von einem Slaven eines zwei Stunden entfernten Hauses stammte, gehört noch jetzt zu meinen peinlichsten Erinnerungen, und ich hätte es später nie versuchen mögen, unsere eigenen Todten zum Besten der Wissenschaft zu exhumieren; denn es wäre uns dann nie möglich gewesen, jene Zusammengehörigkeit zu erzielen, welche uns doch schliesslich nach vieler Mühe mit unseren Leuten verknüpfte.“ (1879: 16)

So fragwürdig uns heute solche Methoden anmuten, so ist doch bemerkenswert, daß Falkenstein für ihre Problematik sensibilisiert wurde und die abwehrenden Reaktionen weder verschwieg noch lächerlich machte. Auch in seinen Schlußfolgerungen bemühte er sich um eine objektive Bewertung und schrieb immer wieder nachdrücklich gegen europäische Vorurteile an (s. Text 2). Das erste Erfordernis sei es, sich bei der Beurteilung einer fremden Rasse nicht durch die eigene beeinflussen zu lassen: „Wer allerdings nach Afrika in der Meinung kommt, sich selbst nur in anderer Farbe wieder zu finden, muss ebenso enttäuscht werden wie der, welcher unsere Ideen von Verwaltung, Moral und Rechtspflege dort sucht. Wer fremde Länder beurtheilen will, muss aus sich herausgehen und objectiv werden, im Neger nur den Neger sehen, sich selbst in ihn und seine Verhältnisse hineindenken und -leben, nicht aber umgekehrt den Massstab der Regeln der Cultur an ursprüngliche Völker legen“ (1876d: 11). Naturwissenschaftliche Sorgfalt und Akribie waren die Leitlinien seiner Datenerhebung und -auswertung. Entschieden wandte er sich gegen eine unsystematische Auswahl der zu vergleichenden Personen: „Wäre der Grundsatz, nur Gleichartiges gegenüber zu stellen, allgemeiner befolgt worden, so würden die wunderbaren Vorstellungen, die noch heute namentlich über den Neger herrschen, nicht haben Boden gewinnen können.“ (1877c: 174). Im übrigen widerlegte er die Behauptung, daß Weiße und Schwarze unterschiedliche Längenverhältnisse der Gliedmaßen – es gab u.a. ein Vorurteil, daß Afrikaner „affenartig“ lange Arme besäßen – und eine grundsätzlich andere Körpertemperatur hätten.

Das Bemühen, nicht nur die anthropologischen und ethnographischen Besonderheiten, sondern auch die geistigen und psychischen Eigenschaften zu erfassen, verleitete aber auch Falkenstein (einem Denkmuster seiner Zeit folgend) trotz aller angemahnter „Objektivität“ immer wieder zu moralisierenden Verallgemeinerungen und Urteilen. So ist für ihn „der Charakter des Negers“, wie für viele seiner Zeitgenossen, „der eines gutgearteten, lebenswürdigen, intelligenten, zugleich aber auch launenhaften, unerzogenen Kindes, das durch

schlechte Beispiele vielfach verdorben ist. Deswegen darf man ihn in keiner Weise unterschätzen, denn er theilt mit allen wilden Völkern naturgemäss Schlaueit, Hinterlist und Habgier.“ (1876d: 11). Er verbringe seine Tage in „sorgloser Heiterkeit“ in der „üppigen Fülle seiner sonnenbeschiedenen Heimath. Er braucht die Civilisation nicht und lässt sie neidlos an seinem Auge vorbeiziehen. Wollte er ihr näher treten, so müsste er arbeiten, und Arbeit, körperliche wie geistige, ist unter den Tropen ausserordentlich schwer.“ (1876d: 14). Überhaupt sei ihm der Begriff Arbeit fremd und es läge auch keine zwingende Notwendigkeit für irgendeine Tätigkeit vor. „Rauchen und plaudern sieht man sie viel, arbeiten auch, aber wie! Zwar wird man allmählich gerechter in seinem Urtheil, eine Arbeit, wie wir sie kennen, ist in den Tropen überhaupt undenkbar, dann ist das Werkzeug schlecht und das Holz eisenhart; dennoch aber bleibt ein großer Rest angeborener natürlicher Faulheit übrig.“ (1885a: 139). „Dem Neger“ fehle auch der moralische Mut, er sei „in unserem Sinne nicht tapfer“. Aber „Manches legen wir vielleicht für Feigheit aus, was nur ein Ausfluß ihres Aberglaubens, ihrer Furcht vor Wunderbarem und Unverstandenen ist.“ (1885a: 138). Doch beim „westafrikanischen Fetischdienst“ handle es sich lediglich um die „unfertigen Anschauungen eines wilden Volkes, das sich zwar zu der Erkennung eines höchsten Wesens bereits emporgeschwungen, aber zu dem einheitlichen Glauben noch nicht hindurchgerungen hat“ (1885a: 205). Andererseits sei „der Neger“ auch „schamhaft und ausserordentlich decent“, „aus Noth ehrlich“ und „wunderbarer Weise auch nüchtern und mässig. Trotz der vielfachen Gelegenheit wird man sehr selten einen wirklich betrunkenen Eingeborenen sehen. Ihr Verkehr ist ein lauter und lärmender, da ihnen noch keine durch Massenverkehr bedingte Schranken auferlegt sind.“ (1885a: 12). Die Gutmütigkeit und der gastfreundschaftliche Sinn des Afrikaners seien dagegen „mehr zufällige Eigentümlichkeiten eines Individuums, als bestimmte dem Stamme anhaftende Tugenden, wie wir sie z.B. bei den alten Germanen gerühmt finden“ (1885a: 141). Er zeichne sich aber durch „eine leichte Auffassung und aufgeweckten Geist“ aus und habe bei den Elfenbeinschnitzereien einen „nicht unbeträchtlichen Kunstsinn“ (1885a: 144). In dem zusammenfassenden Werk über *Afrikas Westküste*, dessen Titel im wesentlichen den von Falkenstein selbst bereisten Abschnitt von Loango bis Novo Redondo (Sumbe) und sein Hinterland meint, finden sich neben solchen Pauschalurteilen und den ethnographischen Informationen seiner Zeitgenossen auch eine Anzahl eigener ethnographischer Beobachtungen, die eine Ergänzung unseres nicht sehr umfangreichen Wissens über diese Gegenden in jener Zeit darstellen.

Angesichts der Aufmerksamkeit, die heute der historischen Fotografie und dem Kontext ihrer Herstellung gewidmet wird, sind Falkensteins ausführliche Bemerkungen dazu von besonderem Interesse. Er berichtet nicht nur über die Reaktionen der Afrikaner auf diese neue Technik – Falkenstein gelangte sogar in den Ruf, mit dem Fotoapparat Regen machen zu können – und über den

Wandel ihrer Einstellung dazu bei wachsender Vertrautheit (s. Text 3), sondern er gibt auch zahlreiche technische Hinweise und Ratschläge zum Fotografieren, Entwickeln und Verpacken, die ein anschauliches Bild von den konkreten Bedingungen, unter denen dieses Medium zu seiner Zeit in Afrika Anwendung fand, vermitteln. Neben den von Falkenstein angeführten Gründen für die deutliche Ablehnung, auf die er zunächst stieß, ist auch zu berücksichtigen, daß sein fotografisches Interesse vorrangig den physischen Merkmalen der Menschen galt. Zwar hat er u.a. auch ethnographische Sachverhalte als Themen gewählt, doch dominierten anthropologische Aufnahmen, die in der damals üblichen, standardisierten, entpersönlichenden Weise gemacht wurden: jeweils drei nackte Personen von vorne, im Profil und von hinten neben einer Meßlatte. Porträtaufnahmen stellten wohl eher die Ausnahme dar. Falkenstein war vorbehaltlos vom wissenschaftlichen Wert der Fotografie und ihrer Unbestechlichkeit überzeugt und empfahl sie allen Forschungsreisenden. Für seine positive Bewertung bildete die Zeichnung seine Vergleichsgröße: „Die Zeichnung vermag sich selten vom Idealisieren ganz frei zu halten, und wenn sie es wirklich thut, so kann sich doch der Beschauer nicht ganz der Zweifel erwehren, ob wol die Natur treu nachgebildet sei; er wird sich bei Allem, was ihm auf einem Bilde fremdartig erscheint, doch nur schwer überzeugen lassen, dass dies getreu der Natur abgelauscht sei. Anders bei der Photographie, die unbeirrt von den Regeln der Schönheit und Aesthetik Vorzüge und Fehler objectiv reproducirt und deshalb am geeignetsten erscheint, klare Anschauungen über fremde Gegenden zu erwecken.“ (1879: 63–64). Fotografien Falkensteins sind in zwei Alben veröffentlicht worden (1876c,d), die heute eine große Rarität darstellen. 63 Fotos werden als Gravuren in seinem Werk *Afrikas Westküste* (1885) abgebildet. Originalabzüge befinden sich in den Museen für Völkerkunde von Berlin und Leipzig.

Texte

1. Die Loango-Expedition, 1879: 70–71

Der erste günstige Eindruck den Loanda auf einen längere Zeit der Civilisation entwöhnten Europäer macht, wird indessen schon nach wenigen Gängen durch die Stadt, namentlich zur Zeit der Ebbe abgeschwächt. Die an den Strand geschafften Abfälle der Haushaltungen erfüllen namentlich in dem sich nach dem Fort Penedo erstreckendem Theile, von dem zurückgezogenen Wasser blossgelegt, die Atmosphäre mit fürchterlichen Dünsten; dazu kommt die drückende Hitze in den Strassen, in deren glühendem Sande der Fuss bei jedem Schritt fast bis an die Knöchel einsinkt. Die Hauptstrassen sind jedoch gepflastert, und wenn man ihre Breite, ihre Bepflanzung beiderseits mit prächtig roth blühenden Akazien, indischem Pfeffer, Tamarinden und Kokospalmen, die Anlage von

freien Plätzen, den begonnenen Bau eines Quais in Betracht zieht, so muss man zugeben, dass die Stadt in ferner Zukunft späterer Generationen ein angenehmer Aufenthaltsort werden kann.

Viele Häuser bestehen nur aus dem Erdgeschoss, andere und nicht wenige haben ein erstes Stockwerk. Dank den Deportirten, welche noch immer allmonatlich auf Regierungsschiffen anlangen und das Land überschwemmen, sind die Häuser gut gebaut und die Zimmer häufig mit künstlerisch ausgeführten Malereien geschmückt, da unter der Masse nutzlosen Gesindels sich immer einige tüchtige Hände und Köpfe befinden, auf deren freiwillige Uebersiedlung nach dem fernen Lande man vergebens gewartet haben würde. Die Fenster sind grossentheils mit Scheiben versehen gewesen, zahlreiche Lücken suchen indessen den Beweis zu liefern, wie wenig nothwendig sie für das Klima sind. Ebenso wenig wie man die zerbrochenen durch neue zu ersetzen sich beeilt, denkt man daran, sie überhaupt zu reinigen; denn Sauberkeit vermisst man gleich sehr in den Häusern wie in den Strassen, zweifellos deshalb, weil die weisse Frau noch in so geringer Zahl vertreten ist.

In höchst unangenehmer Weise machen sich die Mulatten und Neger durch ihre äussere Erscheinung und ihr Wesen bemerkbar, indem die Reicheren durch eine lächerlich ausgesuchte Eleganz der Kleidung und arrogantes Auftreten den Unterschied der Farbe auszugleichen suchen; der gewöhnliche Neger trägt auch hier noch nur das Tuch um die Hüfte und ausserdem eine Jacke und eine Mütze oder Strohhut.

Bei den Frauen sind lange, bis auf die Füsse herabgehende, über der Brust verschlungene, farbige Untergewänder und darüber grosse schwarze Tücher Sitte, die den Kopf kapuzenartig bedecken, während ein Zipfel malerisch über die entgegengesetzte Schulter geschlagen wird. Beiden Geschlechtern scheint Beschäftigung ein gleich wenig gefühltes Bedürfnis zu sein: die Männer sieht man entweder auf den Plätzen in der Sonne liegen und in ihrer Lieblingsstellung dem Himmel den Rücken kehren, oder die „machila“ tragen, gewissermassen eine Kutsche en miniature, die, anstatt auf Rädern zu gehen, oben an einer Stange befestigt ist und selbst bei kleinen Besorgungen dem fast nie gehenden Weissen als Transportmittel dient. Die Weiber sitzen entweder an den Strassen vor irgendwelchen Handelsartikeln und warten auf Käufer oder verdienen sich die geringe Münze für ihre Bedürfnisse durch Besorgen von Wäsche. Männer und Weiber aber vollführen stets, sie mögen beschäftigt sein oder nicht, einen so entsetzlichen Lärm durch ihre lauttönenden, nimmer ruhenden Stimmen, dass selbst das Ohr eines Grossstädters sich nicht daran gewöhnt und die neunte Stunde herbeisehnt, wo sich ausser den bei Europäern engagirten Leuten kein Schwarzer mehr auf der Strasse sehen lassen darf. Die Wachsamkeit der Posten geht so weit, dass auch jeder Weisse nach dieser Zeit angerufen wird und nur nach der Antwort „gut Freund“ passiren darf.

Loanda ist der Hauptstapelplatz für den Handel, der auch hier ein Tauschhandel ist und, seitdem eine regelmässige Dampfschiffverbindung hergestellt ist, die Hauptposten von Caffee, Gummi, Wachs, Oel und Elfenbein vom Kuansa bezieht. Hier beschränkt sich der Verkehr jedoch meist auf das die Ansiedelungen tragende nördliche Ufer, während das südliche wegen des feindlichen Benehmens der Eingeborenen gemieden wird. Ein regelrechter Anbau von Kaffee und Zucker hat erst vor zwölf Jahren begonnen, verspricht jedoch bei der zunehmenden Ausdehnung und dem wachsenden Verständnis der Bewohner für die Vortheile der systematisch betriebenen Cultur von weitgehendstem Einfluss auf die Verhältnisse der Gegend zu werden. Das Leben ist ausserordentlich kostspielig, namentlich wird europäische Waare mit enorm hohen Preisen bezahlt, was der nach Aussage der Kaufleute über 30% des oft willkürlichen Werthes betragende Zoll für alle Artikel genügend erklärt. Das Steueramt ist in Folge dessen in einer kaum glaublichen Weise verhasst [...].

2. *Die Loango-Expedition, 1879: 41*

Fassen wir zum Schluss, nachdem wir den Körper des Loangonegers in seinen einzelnen Theilen zu schildern versuchten, noch einmal seine ganze Erscheinung in's Auge, so ist das Urtheil, dass es sich bei ihm um einen als Neger schönen, kräftigen, wolgebauten Stamm handelt, gewiss gerechtfertigt. Der Europäer wird in seiner Heimat ihm niemals die eingesunkene Nase, die vorstehenden Backenknochen, die vollen, aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen verzeihen und den Neger nie als Neger, sondern immer nur im Vergleich zu seiner Person beurtheilen; befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bewirkt die für die Umgebung vorteilhafte dunkle Schattirung der Haut und die anmuthende Leichtigkeit der durch kein Uebermass der Kleidung beengten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivität des reiferen Alters, dass er der Race als solcher Gerechtigkeit widerfahren lässt und sie nicht mehr nur von Reflexlichtern seiner eigenen, so edel gedachten Form beleuchtet sieht, wie dies hier, um sie einem grösseren Kreise vorzuführen, nöthig war. Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Verkehrs- und Ausdrucksweise etwas Urwüchsiges, Natürliches, das uns nothwendig mit ihnen befreundet. Ihnen gram sein oder sie gar hassen können wir nur dann, wenn wir aufhören eine ruhige Objectivität zu bewahren und sie für alles das verantwortlich machen wollen, was uns in ihrem Lande nicht so glückte als wir gehofft hatten.

3. *Die Loango-Expedition, 1879: 16–17*

Den besten Beweis hierfür [sc. „dass die von der Cultur noch wenig berührten Volksstämme sich gleichfalls an die ihnen unbekanntten Erscheinungen erst gewöhnen müssen, und ihnen nur ganz allmählich vertrauensvoll näher treten“] bot uns das Photographiren, wofür bei unserer Ankunft kaum Objecte aufzu-

treiben waren, während in letzter Zeit nicht allen Anerbietungen genügt werden konnte; recht ungünstig traf es sich dabei noch, dass bei der im Jahre 1873 stark an der Küste wüthenden Pockenepidemie drei Personen bald nach ihrer Aufnahme der Krankheit zum Opfer fielen. Wurde auch der Apparat nicht öffentlich und direct mit ihrem Tode in Verbindung gebracht, so war doch an der Scheu, mit der ihm Jedermann auswich, zu ersehen, dass eine solche nicht ganz ausgeschlossen war. Man nahm vielleicht an, dass durch das Erscheinen des Bildes auf der Platte, das mit stummem Staunen betrachtet wurde, ein Theil der lebendigen Kraft des Individuums auf jene übergegangen, also für dieses verloren sei.

Als ich mich einst nach dem nicht weit von der Station [Chinchoxo] gelegenen Dorfe Makaya mit dem Apparate begeben hatte, um einige der herrlich an einem wahren Walde von Bananen gelegenen Hütten aufzunehmen, rotteten sich während der Arbeit die Dorfbewohner zusammen, gaben ihre Missbilligung erst einzeln, dann zusammen immer lauter zu erkennen, bis sie in ihrer Erregung näher und näher herandrängend sogar Hand an das Dunkelzelt zu legen versuchten, so dass ich aufzubrechen und fast unverrichteter Sache heimzukehren gezwungen war. Noch grösser war der Aufruhr in Tschibona, einem etwa zwei und eine halbe Stunde nördlich gelegenen Dorfe, wo ich den berühmten Schädelfetisch, eine Zusammenhäufung von Schädeln getödteter Thiere aller Art an der Stelle im Walde, wo der Erdgeist zu Unterredungen mit dem Priester an die Oberfläche zu kommen pflegt, aufzunehmen gedachte. Mein Vorhaben war bekannt geworden, und auf dem Wege begegnete mir eine Procession mit den Würdenträgern und dem Priester der Gegend an der Spitze, welche schreiend und in höchster Exaltation herumspringend nach dem Handelshause zog, von wo mir bald ein Bote mit der Bitte nachgesandt wurde, mein Unternehmen zur Vermeidung von Misshelligkeiten und Störungen der Handelsbeziehungen lieber aufzugeben.

Später, als die Unschädlichkeit des Apparates bekannt geworden war, hatte ich dergleichen nicht mehr zu befürchten; im Gegentheil war die Freude über jedes gelungene Portrait, namentlich wenn es durch günstiges Licht und viele Reflexe hell ausgefallen war, sehr gross, und man zeigte die im kleinen Goldrahmen befindliche Copie mit befriedigtem Stolze, um ihr dann einen Ehrenplatz in der Hütte anzuweisen oder in der Kiste, welche alle Schätze barg. War aber die Copie durch zu kurze Exposition undeutlich und dunkel, so wurde sehr scharf darüber kritisiert, und der Betroffene zog enttäuscht mit einer durchaus keine Anerkennung verrathenden Miene von dannen.

CURT von FRANÇOIS

Curt von François, Sohn des Generals Bruno von François, wurde am 2. Oktober 1852 in Luxemburg geboren. Wie sein Vater und Großvater schlug auch er die militärische Laufbahn ein und nahm als Freiwilliger am Krieg von 1870/71 teil. Zwischen 1883 und 1894 war er in verschiedenen Funktionen in Afrika tätig, aber nur seine erste Forschungsreise, die er unter der Leitung von Hermann von Wissmann* als Geograph unternahm, führte ihn, zu Beginn, durch angolanisches Gebiet. Seine Hauptaufgaben bestanden in der kartographischen Aufnahme der durchreisten Gegenden und in meteorologischen Messungen. Die übrigen Teilnehmer waren der Arzt Ludwig Wolf*, die Leutnants Franz und Hans Müller sowie drei Handwerker. Am 23. Januar 1884 traf er in Luanda ein und nahm von dort den üblichen Weg nach Malanje: bis Dondo mit dem Dampfer und dann, nach einem dreiwöchigen Aufenthalt, zu Fuß nach Malanje, das er am 24. Februar erreichte und wo er mit Paul Pogge* zusammentraf. Von Malanje aus leitete er ab Mitte Juni 1884 eine der drei Karawanen zu Mukenge am Lulua, wo er Mitte November ankam. Während Wissmann in der Nähe die Station Luluaburg (Kananga) gründete, machte von François einen Abstecher zu den Kanioka. Gemeinsam mit Wissmann, Wolf und Hans Müller – Franz Müller war am 9. Januar in Mukenge gestorben –, sechzig Trägern aus Malanje und hundert vom Lulua begab er sich dann am 28. Mai 1885 auf die Rückreise. Auf dem Wasserweg erreichten sie mit dem aus Europa mitgebrachten Stahlboot und sechzehn Kanus den Cassai und schließlich am 9. Juli den Kongo. Anschließend unternahm von François noch eine Reise mit dem Missionar George Grenfell kongoaufwärts zur Erforschung des Lulonga und Tshuapa. Am 22. Oktober war er zurück in Léopoldville (Kinshasa) und am 17. Dezember 1885 wieder in Europa.

Zum Hauptmann befördert, ging Curt von François 1887 im Auftrag der Regierung in die deutsche Kolonie Togo und unternahm dort eine Expedition zu den Mosi. Ab 1889 war er als Kommandant der Schutztruppe, ab 1891 als stellvertretender Landeshauptmann in Deutsch-Südwestafrika. Reisen führten ihn 1891 zum Okavango und 1892 in die Kalahari. Am 12. April 1893 erstürmte er im Kampf gegen Witbooi die Bergfestung Hornkrans. Als Major kehrte er 1894 nach Deutschland zurück. Im folgenden Jahr nahm er seinen Abschied. Anschließend besuchte er Tunis und 1896 Tripolis. Im Dezember 1931 ist Curt von François in Königswusterhausen bei Berlin gestorben.

Über den Reiseabschnitt im portugiesischen Afrika hat von François nicht viel berichtet, da es inzwischen bekanntes Terrain war. Es gibt ein Itinerar mit einigen flüchtigen Eindrücken und Aufzeichnungen über die Geschichte der Mbangala und Lunda (s. Text). Dieser Bericht ist insofern interessant, als er die Informationsvernetzung unter den damaligen Afrikareisenden zeigt. Als Hauptinformant diente ihm nämlich, neben dem Dolmetscher Cunha, der mit

einer Mbangala-Frau verheiratet war, der Dolmetscher Germano, der nicht nur Paul Pogge*, sondern auch Otto Schütt* begleitet hatte. Von einer unabhängigen neuen Quelle kann also keine Rede sein, zumal von François die Veröffentlichungen Schütts kannte und von ihm nicht nur inhaltliche Aussagen, sondern auch Satzteile und charakterisierende Begriffe (z.B. „armer Teufel“, „grausam und blutrünstig“, „übermütig“) wörtlich von ihm übernahm (vgl. mit Schütt 1881: 79–83). Dennoch bleiben genügend Abweichungen, Präzisierungen und ergänzende Informationen, die auch diese Version, eine sorgfältige Quellenkritik vorausgesetzt, nicht überflüssig macht. Für ihn waren die Afrikaner in „ihrem Urzustand stehen geblieben“ und „im engeren Sinne des Wortes keine geschichtlichen Völker“. Auch den gängigen Topos vom „faulen Neger“ sieht er bestätigt: „Er lebt im Paradies, er arbeitet nicht, aber er erntet“. Schon seine Zeitgenossen stießen sich an den sehr kategorischen Urteilen und dem überheblichen Selbstbewußtsein dieses Afrikareisenden. Den nicht mehr aufzuhaltenden Einfluß der Weißen beurteilt Curt von François negativ: „die Zeit wird nicht ausbleiben, wo der harmlose Eingeborene zu seinem Schaden erfahren wird, daß es unter den allwissenden Weißen auch Leute giebt, die weder Götter noch gute Menschen sind.“ (1888a: 276)

Text

1. Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko, 1888a: 273–276

Geschichte eines wilden Naturvolks. So manchem mögen hierbei Bedenken aufsteigen. Viele meiner Leser werden fragen: „Kann man denn bei einem Volke, das noch im frühesten Stadium der Kulturentwicklung steht, von Geschichte sprechen? Giebt es denn bei den Völkern Innerafrikas Ueberlieferungen, die der Forscher mit einiger Zuversicht aufnehmen darf?“

Das Werden, das Entwickeln und die Kulturfortschritte werden freilich bei den Stämmen des afrikanischen Innern schwer festzustellen sein. Der wilde Naturmensch ist lediglich ein Kind der Gegenwart; er denkt weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit; er kennt seinen Gebieter, seine Frauen und Sklaven, seine nächsten Verwandten und Freunde, weiß, bei welchem Nachbar er am leichtesten Beute holen kann, und welcher Baum, welche Pflanze die schmackhaftesten Früchte liefert. Mit einem Wort „er lebt“ und ist ein crasser Egoist. Das wechselvolle und interessante Leben, welches die Stämme durchlaufen haben müssen, seitdem Eva's schwarze Kinder ihren Einzug hielten, ist deshalb für ewig im Schooß der Vergangenheit begraben. Nicht wie in Aegypten trifft man hier Ruinen ehemaliger Kulturhöhe, nicht Grabdenkmäler, die von der Existenz vergangener Geschlechter Zeugniß ablegen, sondern man sieht nur Erzeugnisse der Gegenwart und die namenlosen Gräber der letztverstorbenen Generation. Die Geschichte dieser unentwickelten Völker ist jung, sehr jung

und reicht kaum in das letztvergangene Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Es ist eine Geschichte ohne Kulturentwicklung, ohne das Steigen und Fallen menschlicher Intelligenz, vielmehr das Spiel blutdürstiger Herrschaft und schonungsloser Vertilgungssucht.

Erst seit die Portugiesen in Malanje festen Fuß gefaßt haben, beginnt das Innere Afrikas und damit auch die Geschichte der dort lebenden Völker dem allgemeinen Wissen erschlossen zu werden, ja theilweise ist die letztere mit dem Auftreten der portugiesischen Weißen eng verknüpft und durch dieselben bedingt worden. So die Geschichte der Bangala. Die folgenden Berichte basiren keineswegs auf Berichten portugiesischer Ansiedler oder auf officiellen Angaben über die Kämpfe der Portugiesen, sondern sind allgemeinen mündlichen Ueberlieferungen entnommen, die mir durch Germano und den Dolmetscher Kunha [Cunha], dessen Frau eine Bangala-Negerin ist, mitgetheilt wurden. Im Wesentlichen kann ich mich hierbei auch an die Berichte des Herrn Otto Schütt anlehnen, der auf seiner Reise im Lande der Bangala denselben Germano als Dolmetscher hatte, der auch mir diente.

Vor etwa 300 Jahren soll im großen Lunda-Reich ein König geherrscht haben, der mit Sorge seinem Ende entgegensah, weil er mit dem Betragen seiner zwei Söhne sehr unzufrieden war. Mehrfach hatten sie sich ungebührlich gegen ihn benommen, hatten auch dem Volke gegenüber ein übermüthiges Benehmen an den Tag gelegt, so daß der Vater entschlossen war, ihnen das Thronrecht zu entziehen. Da dies nur durch List zu bewerkstelligen war, so berief er, als er den Tod herannahen fühlte, seine Tochter zu sich und gab ihr die Reichsinsignien mit der Weisung, daß sie dieselben führen und über das Reich regieren solle. Das Reichskleinod, ein Armband aus den Zähnen der Ahnen zusammengesetzt, macht den Besitzer in den Augen der Lunda-Neger zum gottähnlichen Wesen und unumschränkten Beherrscher des Lunda-Reichs. Bald nach diesem Vorgang schloß der Vater die Augen, und Lukokescha, seine Tochter, trat die Regierung an. Das Volk erkannte sie unweigerlich als Regentin an, denn sie besaß ja die heiligen Zeichen; auch einer ihrer Brüder brachte ihr seine Huldigung dar, der zweite aber, Bangala-Kinguri, lehnte sich auf und floh, da er die Rache der Schwester fürchtete. Mit ihm zog ein Theil seiner Getreuen, die sich nach ihm Bangala nannten. Sie wanderten nach Westen und trafen zu einer Zeit an den Grenzen Angolas ein, wo die Portugiesen mit der Königin von Ginga und den Pende, den Bewohnern des linken Kuango-Ufers, um die Herrschaft kämpften. Bangala bot den Portugiesen seine Unterstützung an und wurde mit Freuden als Bundesgenosse aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit soll er geäußert haben, er besitze eine Waffe, mit der er jeden Ochsen sofort zu Fall brächte, und richtig soll er mit seinem Pfeil einen herbeigebrachten Stier so meisterhaft getroffen haben, daß dieser auf der Stelle verendete. Die Königin Ginga wurde unterworfen, die Pende flohen nach dem Inneren und gründeten am linken Ufer des Kassai ein Reich, welches noch jetzt besteht.

Bangala erhielt zum Lohn von den Portugiesen das ehemalige Gebiet der Pende, welches Angola im Osten begrenzte, und das portugiesische Banner wehte bald als Zeichen seiner Staatszugehörigkeit vor seiner Wohnung. Er sorgte für den Wohlstand seines Landes auf das Beste, nahm manches Praktische von seinen civilisirten Nachbarn an und ließ ausgedehnte Mais-, Maniok-, Bohnen und Gemüseplantagen anlegen. Eines Tages fand man die ernteschweren Felder von Elephanten verwüstet. Bangala veranstaltete sofort ein großes Jagen. Zwanzig gut bewaffnete Jäger folgten der Spur bis zum Thale des Ndalla-Mukongo. Hier trafen sie zwar keine Elephanten, aber gutes Wasser, eine schöne Gegend und viel Tabak, Salz und Holz. Das Ländchen war zum Wohnsitz viel anlockender, als der Landstrich, den sie gegenwärtig bewohnten. In Begeisterung kehrten die Jäger zu Bangala zurück und fanden diesen bald zu einem Wechsel des Wohnsitzes bereit. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, das gepriesene Paradies zu schauen. Bangala war grausam und blutdürstig geworden. Um die Macht seiner Person zu zeigen, soll jederzeit neben seinem Stuhl zur Rechten ein Knabe und zur Linken ein Mädchen gestanden haben, die jedes ein großes Messer in der Hand trugen. Stand er von seinem Platze auf, dann stieß er erst den Knaben und dann das Mädchen mit der blutigen Waffe zu Boden. Durch solche Tyrannei hatte er das Volk gegen sich aufgewiegelt, dieses wünschte seinen Tod und beschloß den Plan auf dem Umwege nach dem neuen Wohnort zur Ausführung zu bringen. Die Verschworenen bauten für den Gefürchteten im neuen Heim ein festes Haus, seinen künftigen Palast. Kaum aber hatte er denselben betreten, so wurde die Thür verbarrikadirt und durch ein kleines Loch von oben so viel Fuba (Maniokmehl) hineingeworfen, daß Bangala ersticken mußte.

Der Neffe des Ermordeten, Kulanjingo, bestieg den Thron und führte sein Volk weiter ostwärts nach einem vielgepriesenen Landstrich, welcher Hamba, dem Häuptling der Pende, angehörte. Dieser trat ohne Weiteres ein Stück Gebiet an die Bangala ab, und bald entstand die neue Hauptstadt Kassandsche. Das Verhältniß zu den Eingeborenen gestaltete sich aber mit der Zeit nicht günstig. Mehrere Reibereien trieben die Lage einer Katastrophe entgegen. Desto inniger schloß sich Kulanjingo an N'gongo aus Libollo, aus dessen Familie er einflußreiche Frauen gefreit hatte und an Kalunga, einen Bondo-Häuptling, an. Der Freundschaftsbund führte zu einer Verschwörung gegen Hamba, die in ähnlicher Weise verlief, wie die gegen Bangala. Eine Festlichkeit wurde veranstaltet und in einem hierfür hergerichteten Wohnraum stand der Thronsessel Hamba's über einem leicht verdeckten, 3 m tiefen Loch. Sobald der Unglückliche seinen Sitz einnahm, verschwand er mit seinem Stuhl in der Tiefe und die Mörder sandten ihm Erde und Verwünschungen in das offene Grab nach.

Dem Volke wurde nunmehr verkündet, daß die bisherige Thronfolge aufgehoben sei und fortan abwechselnd ein Mitglied aus der Familie N'gongo's, Kalunga's und Kulanjingo's herrschen solle. Letzterem habe das Volk zunächst

auf Lebzeiten zu gehorchen, dann würde N'gongo und endlich Kalunga in der Nachfolge an die Reihe kommen. Kulanjingo hatte die Beziehung zu den Portugiesen fort und fort unterhalten, er zahlte alljährlich an dieselben einen kleinen Tribut an Elfenbein, wofür die Regierung Händler in das Land sandte, um Factoreien anzulegen. Zum Schutz dieser Häuser erbauten die Portugiesen die Feira (den Markt) in Kassandsche und etablirten dort ein kleines Kommando Soldaten. Oft sollten in den kommenden Kriegen die portugiesischen Soldaten hier ausgehungert werden. Die Anhänger Hamba's setzen sich nach dessen Ermordung zur Wehr, und es folgten mehrere heftige Kriege, in denen die Leute des Gemordeten unterlagen. Kulanjingo wurde feierlich gekrönt und alle Vasallen, auch die Söhne Hamba's huldigten ihm. Seit dieser Zeit aber besteht bei den Bangala eine konservative und eine Umsturzpartei, von denen die letztere die Neffenerbfolge wieder einführen will. Auf Kulanjingo folgte N'gongo, diesem Kalunga-Kamassa, und dann soll der große Bumba den Thron bestiegen haben.

Bumba wollte sich von den Portugiesen der Feira emancipiren; er forderte von dem dort eingesetzten Director einen Tribut an Schnaps und Tabak, und als dieser verweigert wurde, ließ er in seiner Residenz die Trommel rühren und den Verkauf jeglicher Waaren an die Weißen verbieten.

Zu derselben Zeit war in dem Bondo-Dorfe Ndalla-Kissua ein Portugiese erschlagen worden. Die Regierung entsandte den Lieutenant Almeida mit 50 Mann, um von dem Häuptling Strafe einzuziehen, dieser erhielt auch die geforderten Rinder, verlor sie jedoch auf seiner Reise und kehrte sofort zurück, um nochmals denselben Tribut zu fordern. Jetzt aber wurde er verhöhnt und unzart nach Malange heimgesandt. Der Vorfall trug sich 1848 zu. Der Gouverneur schickte jetzt den Major Salis mit einer stärkeren Truppenmacht vor. Ndalla-Kissua wurde eingeschlossen und der Häuptling als Gefangener nach Malange gebracht. Auf ein Kanonenrohr gebunden mußte der arme Teufel mehrere Kanonenschüsse in die Welt donnern hören und kehrte halb lahm und halb taub in seine Heimath zurück. Die Bewohner der Feira richteten nun an den Major Salis die Bitte auch dem übermüthigen Bumba eine solche Züchtigung angedeihen zu lassen. Salis gab dem Folge. Seine Soldaten drangen vor, nahmen gewaltsam Rindvieh weg, aber Bumba selbst entfloh nach dem Dongo-Lande. Er ward seines Thrones entsetzt und Kalunga-Kakistango trat an seine Stelle. Nachdem dieser zwei Jahre in Frieden geherrscht, hörte er von Bumba, und hielt es für seine Pflicht, ihn aufzusuchen und zu ermorden. Der Director der Feira und andere Weiße geben ihm auf diesem Zuge das Geleit. Doch die ganze Gesellschaft fällt unter den Messern der Anhänger Bumba's und dieser selbst kehrt als Herrscher in sein Stammland zurück. Allgemeines Entsetzen ergriff nun die Weißen. Sie flohen nach Malange und bald rückte ein kleines Heer von dort gegen Bumba vor. Dieser entfloh von Neuem über den Kuango und verscholl für einige Zeit gänzlich. Die Portugiesen ernannten Kambollo la N'gongo

zum Nachfolger, nach dessen frühzeitigem Tode Kameije zur Herrschaft gelangte, aber auch dieser starb bald. Plötzlich erschien Bumba, bat in der Feira seine Fehlritte ab und wurde nunmehr als Herrscher anerkannt. Ohne weitere Zwischenfälle regierte er zur beiderseitigen Zufriedenheit bis 1861. Zu dieser Zeit brach unter zwei Unterhäuptlingen in N'Donje ein heftiger Streit über die Thronfolge aus, in den sich die Portugiesen einmischten und an dem auch Bumba theilnahm. In dem Kampfe wurde ein großer Häuptling aus der Familie Kalunga von den Portugiesen gefangen genommen und enthauptet. Im Umsehen stand das ganze Land in hellster Empörung. Die Weißen flohen, die Bangala drangen raubend und mordend in die Factoreien ein, verwüsteten alles weit und breit, und wer von den Weißen in ihre Hände fiel, wurde schonungslos getödtet.

Die portugiesische Regierung sandte zur Wiederherstellung der Ordnung den Major Casal mit 150 Mann gegen die Bangala. Diese flohen, Casal ließ einen Theil der Soldaten beim Häuptling N'gunza, folgte aber mit dem andern Theil den Flüchtlingen in das Kuango-Gebiet. In einer Ortschaft unweit des Kuango, mußte Casal Lager beziehen. Das Dorf war verlassen, Lebensmittel nicht vorhanden, aber in der Savanne trieben sich Ziegen zerstreut umher. Casal ließ seine Leute ausschwärmen und befahl, die Thiere einzufangen. Plötzlich brachen die Bangala aus einem Versteck hervor, Casal ward vom Pferde geschossen und seine Leute niedergemetzelt. Die Hände Casal's und seine Kopfhaut wurden an Bumba überliefert. Die Sieger drangen nunmehr gegen den Rest der Portugiesen vor, wurden jedoch geschlagen, und als nach wenigen Tagen Major Serra mit Verstärkung eintraf, nahmen die Portugiesen die Feira wieder in Besitz. Drei Monate wurden sie hier von den wilden Horden der Bangala belagert und fast ausgehungert. Serra sah sich verloren und erbat von den Gegnern freien Abzug nach Malange, den er auch erhielt, weil es den Bangala nach der langen Kriegszeit aufrichtig an Wiederherstellung des friedlichen, für sie nutzbringenden Verkehrs mit den Weißen gelegen war.

Die portugiesische Regierung war hiermit nicht zufrieden, sie sandte deshalb den Oberstlieutenant Borga mit dem Mulatten Mendes gegen die Bangala. Beide ließen sich aber bestechen und berichteten so günstig über die Bangala, daß weitere Maßnahmen unterblieben. Mendes, der später zum Richter und Administrator in Ambakka ernannt wurde, hauste dort mit schamloser Willkür, bis es der Regierung zu arg wurde und sie ihn durch Soldaten gefangen nehmen ließ. Da er sich hierbei widersetzte, schlugen ihn die Soldaten wie einen Hund mit Stöcken todt. Mendes' Sohn, der an den Erpressungen und Schurkereien seines Vaters theilhaftig gewesen war, sitzt noch jetzt im Staatsgefängniß zu Loanda.

Die Bangala nahmen nach den Bestechungen von Borga und Mendes eine eigenartige Stellung zu den Weißen ein. Sie beraubten sie, so sie sich in ihrem Lande sehen ließen und verwehrten vollständig den Durchgang durch ihr Land. Dabei kamen sie selbst mit den Produkten des Inneren in die portugiesischen

Gebiete und konnten hier ungefährdet Handel treiben. Die portugiesischen Kaufleute begegneten ihnen des Gewinnes wegen sogar mit der größten Freundlichkeit.

Die Thronfolge der Bangala beschränkt sich nach wie vor auf die drei Familien, die der Descendenz der drei Männer Kulanjingo, N'gongo und Kalunga entsprossen sind. Die jedesmalige Persönlichkeit wird gewählt, und hierbei entscheiden in erster Linie die vier mächtigen Häuptlinge, die selbst keine Anwartschaft auf den Thron haben. Es sind dies Kalandula, Kilamba-kia, [*sic*, d.h. Kilamba-kia-Moanda] Moanda, Anzanguele, ein großer Häuptling im Dongo-Gebiet, und Kunga. Sie geben dem Herrscher die Weihe und bei den mysteriösen Feierlichkeiten wohl hin und wieder auch einen langsam wirkenden Gifttrank, denn die Zahl der Familienglieder, welche thronberechtigt sind, ist groß, und viele harren mit Sehnsucht auf die Zeit, wo sie selbst das Scepter führen können. Deshalb ist es erwünscht, wenn die Regenten nicht allzu lange regieren, und thatsächlich hat außer dem großen Bumba kein Herrscher länger auf dem Throne gesessen als drei Jahre. Bumba hat aber auch nie die Weihe der Häuptlinge entgegengenommen, er war klüger wie sie und hat sie nicht den Einfluß gewinnen lassen, den sie bei seinem Vorgänger ausübten. Er begnügte sich mit seiner thatsächlichen Macht und verzichtete gern auf die Glorie der officiellen Einsetzung. Nach dem Tode des alten Bumba kämpften Malengue und Muhungo um den Thron. Beide beherrschten das Land und beraubten sich gegenseitig. Das Raubleben und die größere Freiheit der Häuptlinge muß diesen gefallen, denn noch ist man bei den Bangala nicht zur Neuwahl eines Oberhauptes geschritten.

Betreffs der Geschichte der Lunda gehe ich bis zu dem vorerwähnten Zeitabschnitt zurück, wo Bangala den Verfolgungen seiner Schwester Lukokescha durch die Flucht entging.

Es ereignete sich, daß ein herumziehender Jäger, Kibinda-Jlungo mit Namen, aus dem fernen Süden in das Lunda-Reich kam, um in den weiten Waldungen der Lunda, die damals das edle Waidwerk noch nicht kannten, zu jagen. Seine Stärke und Geschicklichkeit verschafften ihm bald einen großen Ruf und ein hohes Ansehen unter den Lunda, und als er zu Lukokescha berufen wurde und ihr ein eben erlegtes prächtiges Wild zu Füßen legte, entflammte das Herz der jungen Königin für den schönen stattlichen Mann und sie machte den kühnen Fremdling zu ihrem Gemahl. Bald war Lukokescha gesegneter Hoffnung und übergab, weil das schwangere Weib in den Augen der Lunda unrein ist, die Reichskleinodien ihrem Gatten. Somit gelangte dieser zur Herrschaft, ließ indeß aus Dankbarkeit seiner Frau gleiche Herrschaftsberechtigung. Nach langer, glücklicher Regierung starb Kibinda-Jlungo und es kam sein Sohn Jamwo auf den Thron, Lukokescha aber behielt als Königinmutter ihre Macht und Würde.

Aus dieser Zeit datiren die Titel Muata-Jamwo und Lukokescha. Letztere ist stets Königinmutter, braucht aber durchaus nicht die Mutter des Regenten zu

sein, sondern sie wird gewählt. Sie hat gleiche Rangstufe wie der Herrscher, muß aber diesem wie jede andere Frau des Reiches in allem und jedem gehorsam sein. Der Muata-Jamwo (Matiamo) wird wie ein Gott angesehen, er hat keine Gebrechen, ist schön und kann nicht getödtet werden, da er als überirdisches Wesen auch keine Verwandten besitzen kann, so geht die Thronfolge unregelmäßig vor sich. Stirbt die Lukokescha, so wird ihr viel Volk in das Schattenreich mitgegeben, das heißt, die Hofhenker schlagen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Die Verstorbene wird alsdann in ganzer Figur auf der großen Grabstätte der Herrscher bei Kababe begraben. Beim Tode des Muata-Jamwo unterbleiben die Massenabschlachtungen, denn man nimmt an, daß er in seinem Leben schon genügend Seelen in das Jenseits befördert hat. Nur vier Menschen, meist Sklaven, werden hingerichtet; außerdem aber werden ein Mann und ein Mädchen mit gebrochenen Beinen in die Gruft hineingelassen, in der sich vom gestorbenen Häuptling nichts als die Haare, Zähne und Nägel befinden. Der Körper wird in den drei Stunden von der Hauptstadt entfernt liegenden Kalanji-Bach versenkt, weil der Lunda den Glauben hat, daß sich der Verstorbene sonst in ein wildes Thier verwandeln würde. Nach dem Tode steigt sofort der neue Muata-Jamwo auf den Thron.

Seit dem ersten Muata-Jamwo hat die Dynastie schon viele andere Regenten zu verzeichnen, die Schütt in seinem Reisewerke namentlich anführt. Der letzte Muata-Jamwo [Noéji Ambumba, bekannt als Xanama (Mbumb Muteb a Kat, *sanam* Nawej)] wurde, wie ich bereits in einem früheren Kapitel erzählte, wegen seines blutigen Regiments im Jahre 1883 ermordet, ein Beweis, daß die Lunda von dem Glauben an die Gottgleichheit ihres Tyrannen abgekommen sind. Auch der neue Regent [Ditenda, bekannt als Chibinda (Chibindw Ditend a Kasang), 1883-1884] und sein Nachfolger [Noéji Cangápua (Kangapw Nawej), 1884] fielen in kurzen Intervallen unter dem Messer des Mörders. Jetzt aber sollen mit dem gegenwärtigen Muata-Jamwo [Qui(m)bamba, bekannt als Muriba (Mudib), 1884-1885] Ruhe und Ordnung, sowie eine weniger blutdürstige Tyrannei im Lunda-Reiche eingekehrt sein.

Da wo wir das Lunda-Reich berührten, waren Kioko-Dörfer allgemein zwischen den Lunda-Dörfern eingestreut. Erst seit wenigen Jahrzehnten haben sie hier ihren Einzug gehalten. Ihre Heimath liegt im Süden, wo, habe ich aber nicht erfahren können; von welchem Volke sie herkommen, ob von den Lunda, wie einige behaupten, oder von einem anderen Stammvolke, bleibt ebenfalls noch in Dunkel gehüllt. Jedenfalls dringen sie noch jetzt weiter und weiter nach Norden und Nordosten vor und verdrängen, wo sie auftreten, die angesessene Bevölkerung. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die lebhaften und intelligenten Kioko eine große Zukunft vor sich haben.

Das ist alles, was ich über die Geschichte der Bangala, Lunda und Kioko mittheilen kann, von den anderen Stämmen habe ich überhaupt nichts erfahren können. Sie treten auch neben diesen Stämmen in den Hintergrund. Der Histo-

riker mag nach den abgerissenen Bruchstücken recht unbefriedigt sein, aber im Innern Afrikas giebt es eben im engeren Sinne des Wortes keine geschichtlichen Völker.

Wir kennen unter unseren Kulturvölkern solche, die schnell die Stufen der Entwicklung durchlaufen haben, und wieder andere, die nur nach und nach vorwärts schritten. So standen die Chinesen schon vor 2000 Jahren auf der Entwicklungshöhe, die unsere europäischen Staaten erst vor wenigen Jahrzehnten erreichten. Sie blieben aber stehen und wurden überflügelt. Die Neger nun sind bei ihrem Urzustande stehen geblieben, sie sind wie vor Zeiten Jäger und Fischer und haben sich während der Tausende von Jahren ihres Bestehens nur bis zum mäßigen Ackerbauer emporgeschwungen. Damit ist aber dem Bedürfnis des Schwarzen auch Genüge gethan. Er will nichts Besseres als die Natur, in der er nach Belieben leben kann, und die ihm die Nahrung in den Mund wachsen läßt, ohne daß er sie im Schweiß seines Angesichts dem Boden abringt. Er lebt im Paradies, er arbeitet nicht, aber er erntet und wird jedenfalls so lange am glücklichsten und zufriedensten sein, so lange er von Handelsinteressen, von Handelsintrigen und von dem Einfluß der Weißen verschont bleibt. Aber der Wendepunkt seines Geschicks ist gekommen. Schwarze Händler durchziehen schon seit Jahrzehnten auf gewissen Straßen die Gebiete des Innern, und der Weiße dringt von allen Seiten in das Herz des dunklen Erdteils ein. Der weiße Pionnier der Wissenschaft erscheint den schwarzen Naturmenschen als Wunder, sein Anzug, die Waaren, die er bringt und die Künste, die er zeigt, machen ihn in den Augen der Neger zum Gott, aber die Zeit wird nicht ausbleiben, wo der harmlose Eingeborene zu seinem Schaden erfahren wird, daß es unter den allwissenden Weißen auch Leute giebt, die weder Götter noch gute Menschen sind.

PAUL GÜSSFELDT

Der am 14. Oktober 1840 in Berlin geborene Paul Güßfeldt hatte sich nach seinem Studium der Naturwissenschaften und der Mathematik in Heidelberg, Berlin, Gießen und Bonn (1859–1865) im Jahre 1868 in Bonn habilitiert. 1870/71 machte er den Feldzug gegen Frankreich als Freiwilliger mit. Bald darauf ernannte ihn die Anfang 1873 gegründete „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ zum Leiter der von ihr an die Loango-Küste ausgesandten, schließlich achtköpfigen, interdisziplinären Forschungs Expedition (deren Teilnehmer nicht alle gleichzeitig in Afrika weilten; s.a. Julius Falkenstein* und Eduard Pechuël-Loesche*; die übrigen Teilnehmer waren der Geometer von Görtschen, Leutnant H. von Hattorf, der Mechaniker Otto Lindner, Herman Soyaux* und Major Alexander von Mechow*; s.a. Adolf Bastian*). Güßfeldt war für topographische und geographische Beobachtungen und Bestimmungen zuständig und hatte die wesentlichen organisatorischen Aufgaben zu erfüllen, namentlich die Errichtung einer Forschungsstation als Standquartier und Depôt – sie erfolgte in Chinchoxo bzw. Tschintschotscho (5°9' S) – und die Beschaffung von Trägern für die Erkundung des Landesinneren. Man wollte so weit wie möglich nach Osten vorstoßen und das Terrain geographisch erschließen. Die Erfüllung höchster, von den Erfolgen Stanleys angestachelter Ambitionen wäre es gewesen, wenn man von Loango aus auf einer nördlichen Route die Ostküste hätte erreichen können.

Güßfeldt verließ Europa am 30. Mai 1873. Unglücklicherweise verlor er auf der Hinreise durch einen Schiffbruch bei Freetown am 14. Juni die gesamte Ausrüstung, an der er sich persönlich mit einer bedeutenden Summe beteiligt hatte. Weitere Ausrüstungsgegenstände der Expedition gingen später auf anderen Schiffen verloren. Güßfeldt traf daher erst am 25. Juli an seinem Ziel, in Banana, ein. In der Zeit bis zum 7. Juli 1875, dem Tag, an dem er Afrika resigniert wieder verließ, bereiste er vor allem die Küste der heutigen Enklave Cabinda, unternahm unter anderem Fahrten auf dem Kouilou (16.10.–2.12.1873, s. Text 1; Juni/Juli 1874, s. Text 2), dem Chilungo (Anfang März 1874) und dem Unterlauf des Nyanga (10.8.–29.10.1874). Ende März 1874 reiste er für drei Monate über Luanda nach Quicombo und Novo Redondo (Sumbe), um hundert Träger zu beschaffen, die in Loango nicht zu erhalten waren (sie wurden Ende des Jahres von Falkenstein abgeholt). Während seines kurzen Zwischenaufenthalts in Luanda unternahm er eine Reise auf dem Cuanza bis Dondo und zu den Stromschnellen von Cambambe.

Bei der mit Falkenstein und Pechuël-Loesche gemeinsam unternommenen Buchveröffentlichung der Forschungsergebnisse fiel ihm der Abriß des Expeditionsverlaufs zu. Er wählte eine tagebuchartige Form: „Einer der drei Gründe, die sich [dafür] anführen lassen, liegt in der Art der Vertheilung des Stoffes unter die drei Herausgeber: bei dieser sind mir gerade die einer allgemeineren

Behandlung fähigen Capitel über Ethnologie und physikalische Geographie Loangos nicht zugefallen. Der zweite Grund ist der, dass ohne die Schilderung der persönlichen Erlebnisse ein Verständnis der eigenthümlichen bisher unbesiegtten Schwierigkeiten vom Leser nicht erwartet werden kann [...]. Der dritte Grund liegt in der Unvollständigkeit unserer bei dem blossen Durchzug durch ein Gebiet zu erwerbenden Kenntnisse.“ (1879: Vorrede). Dieser Charakter seiner Darstellung hat zur Folge, daß die unendlichen Schwierigkeiten, denen sich die Europäer gegenüber sahen, ihre Mißerfolge und ihre Krankheiten bei keinem der anderen Autoren so konkret benannt werden und überaus plastisch vor Augen treten (s. Texte 1 u. 2). Da verwundert es dann geradezu, besonders bei der Lektüre von Pechuël-Loesch's Abhandlung, wie ertragreich die Arbeit der Expedition trotzdem gewesen ist. Bei Güßfeldt aber steht die Darlegung der Widrigkeiten im Mittelpunkt, andere Informationen, etwa ethnographischer Art, finden sich nur hier und da eingestreut, dann aber lassen sie sich, anders als bei dem stark verallgemeinernden Pechuël-Loesche, meistens auch recht gut lokalisieren. Daß er in dieser Hinsicht nicht mehr mitteilt und auch über seine Eindrücke in Portugiesisch-Angola kaum etwas berichtet, erscheint daher also weitgehend als vorgegeben. So schreibt er hinsichtlich seines Ausflugs dorthin: „Eine Schilderung des Landes, das ich eben kennen gelernt, und das so fremdartig nach dem langen Aufenthalt in dem nördlich vom Congo gelegenen Gebiet erscheint, darf ich nicht geben, da dieselbe aus dem Rahmen dieses Buches heraustreten würde.“ (1879: 145). Doch zeigen auch seine früheren Reiseschilderungen in Aufsatzform nur unwesentlich mehr an ethnographischen Beobachtungen oder tieferem Eindringen und Verstehen, so daß die von ihm dafür angegebenen Begründungen als teilweise vorgeschoben, teilweise aber auch als reisebedingt angesehen werden müssen. Zusammenfassende ethnographische Informationen mit manchen interessanten Details enthalten vor allem seine veröffentlichten Vorträge.

Güßfeldt, der immer wieder von schweren Malariaanfällen geschüttelt wurde, scheint auch am schwersten und nachhaltigsten darunter gelitten zu haben, daß die gesteckten Ziele nicht erreicht werden konnten: „oft findet der Forschungs-Reisende am Ende seiner Laufbahn statt eines Lorbeerkranzes eine Dornenkrone.“ Mir ist die letztere zu Theil und fest aufs Haupt gedrückt worden. – Wenn ich die Wunden davon schmerzlich fühle, so mögen Sie nun urtheilen, ob ich mich ihrer zu schämen habe.“ (1875b: 218). Europäische Kritiker sahen aber auch bei den Organisatoren in Berlin eine Mitverantwortung, weil sie Güßfeldt keine unbedingte Selbständigkeit und Planungsfreiheit eingeräumt und auch bei der Auswahl der Teilnehmer nicht durchweg eine glückliche Hand bewiesen hätten. Der Umstand, daß Adolf Bastian schon im Mai 1875 wieder auf Reisen gegangen war und die Korrespondenz aus Afrika daher erst nach Süd- und Nordamerika geschickt werden mußte, bevor sie in Berlin

beantwortet werden konnte, wurde ebenfalls als hinderlich für das Unternehmen beurteilt.

Güßfeldt fühlte sich verantwortlich und wurde durch seine leitende Stellung und wohl auch durch seine Art und sein Auftreten (s.a. die Einführung) am deutlichsten mit der abwehrenden Haltung der Afrikaner konfrontiert. Er fand keinen Zugang zu ihnen. Ihre Welt blieb ihm verschlossen (s. Text 3), was nicht nur mit Sprachproblemen zu tun hatte. Das Aufeinanderprallen zweier grundverschiedener Weltanschauungen, die negativen Auswirkungen jahrhundertelanger europäisch-afrikanischer Interaktion an der Loango-Küste (Sklavenhandel!), spiegeln sich in Güßfeldts Erfahrungen (s. Text 4). Außerdem kam auch er aus einem europäischen Umfeld, in dem „die traditionelle Vorstellung von der Beschränktheit der Neger“ (1879: 84) vorherrschte, von der zu lösen Güßfeldt trotz aller Bemühungen nur unzureichend und weniger als seinen Gefährten gelang. So trat er zwar „etwaige(n) Vorurteile(n) über den affenartigen Bau der Loangoneger“ (S. 49) entgegen und beurteilte sie als eine „wolgeformte Race“, doch hatte auch für ihn noch der „Beherrscher von Nkondo“ in seiner roten europäischen Uniform „die schaudervolle Aehnlichkeit mit einem anthropoiden Affen“ (S. 74). Geprägt von seinen negativen Erfahrungen, las er in den Gesichtszügen der Bayombe nichts als „lauernde Hinterlist, Habgier und Frechheit“ (S. 106). Auch stand für ihn, wie damals allgemein, die „verschiedene Beanlagung“ und die „Ungleichwerthigkeit“ von Europäern und Afrikanern außer Frage. Er war fasziniert von Stanley und dem kolonialen Engagement Belgiens, hegte aber Zweifel an der Berechtigung einer europäischen „civilisatorische(n) Mission“ (s. Text 5). Antworten wie die folgende mögen dazu den Anstoß gegeben haben: Als er und seine Begleiter die Bewohner des Ortes Osoba fragten, „was sie machen würden, wenn die Weissen ganz weggingen, und weder Rum noch Zeug noch Pulver in's Land käme, antworteten sie sehr richtig, dass ihre Vorfahren alle diese Dinge nicht gekannt und doch glücklich gelebt hätten.“ (S. 85)

Widrige äußere Einflüsse, wie z.B. eine Pockenepidemie und das fast gänzliche Ausbleiben der Regenzeit 1873/74 mit Dürre und Hungersnot als Folgen, verschärften die allgemeine Lage. Die Afrikaner machten die französischen Missionare in Landana für das Ausbleiben des Regens verantwortlich und versuchten vergeblich, sie aus dem Lande zu vertreiben. Lindner wurde bei einem Jagdausflug angeschossen. Ein andermal wurde das Gerücht verbreitet, daß die Expeditionsteilnehmer für den (krankheitsbedingten) Tod des einflußreichen Mamboma von Yenga, der auch als Handelsagent und Dolmetscher fungierte, verantwortlich seien. Ihr Koch fiel einem Giftordal zum Opfer und wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Von den aus Novo Redondo angeheuerten Trägern waren Anfang April 1875 nur noch zwanzig einsetzbar, 25 waren gestorben, elf geflohen und stets zehn bis zwanzig krank. Als schließlich im Juni 1875 noch ein letzter Versuch unternommen werden sollte, ins Innere aufzubrechen,

flohen nicht nur fast alle Träger, sondern auch ihre Aufseher. Es war ihnen angeblich eingeredet worden, daß sie zu Menschenfressern verschleppt werden sollten. Inzwischen fehlten aber auch alle Dolmetscher und es gab nur noch einen einzigen Afrikaner, der Portugiesisch verstand. Selbst das Fiote (Vili) war nur den wenigsten bekannt. So sah Güßfeldt schließlich keinen anderen Ausweg, als sich nach Berlin zu begeben, um dort über das weitere Schicksal des Unternehmens zu beraten, d.h. dessen Abbruch zu empfehlen. Am 24. August 1875 traf er dort ein. Der entsprechende Beschluß wurde gefaßt, die Station aufgelöst und alle noch an der Loango-Küste verbliebenen Teilnehmer zurückberufen.

Güßfeldts ethnographische Beobachtungen sind meist oberflächlich, aber, weil es andere aus dieser frühen Zeit kaum gibt, trotzdem sowohl inhaltlich als auch wissenschaftsgeschichtlich von Interesse (s. Text 3). Das Fazit, das Güßfeldt schließlich aus seinen zwei Afrikajahren zog, war resigniert und pessimistisch: „Das Misstrauen der Eingeborenen zu überwinden, ist unmöglich; da sie die eigentlichen Zwecke des Reisenden nicht zu fassen vermögen, so legen sie ihm Eroberungsgelüste bei und mit fanatischer Treue dem Fetischdienst ergeben, erblicken sie in dem nahenden Weissen den Träger unheilbringender Gewalten.“ (1879: 221–222). Die unbekanntesten meteorologischen und astronomischen Messungen und Beobachtungen (s. Text 1) haben diesen Eindruck sicher noch erheblich verstärkt. Und: „Vielleicht würde ein Reisender, der sich entschliesse, ganz allein, ohne Träger, ohne Diener, ohne Waffen, ohne Tauschartikel vorzugehen, erreichen, was bisher allen sorgfältigen Ausrüstungen und officiellen Berathungen zum Trotz nicht hat erreicht werden können. Es ist bei der Natur der Neger nicht undenkbar, dass sie dem harmlosen Weissen, der weder ihre Furcht noch ihre Habgier erweckt, gastfreundlich begegnen. Ob die Wissenschaft bei solchem Vorgehen viel gewinnen würde, ist eine andere Frage“ (S. 221).

Die von der Loango-Expedition erworbenen oder als Geschenk erhaltenen Ethnographica (ca. 300 Stück) wurden an die ethnologische Abteilung des königlichen Neuen Museums in Berlin verkauft. Zahlreiche Doubletten gingen an das Museum für Völkerkunde und an andere Museen (*CAG* I, 1874: 133–134; 1875: 202; 1876: 299).

Nach seiner Rückkehr aus Loango unternahm Güßfeldt noch weitere Reisen. 1876 fuhr er nach Ägypten und besuchte mit Georg Schweinfurth die Arabische Wüste. 1882 ging er nach Südamerika, um die zentralen Anden und das Hochland von Bolivien zu erforschen. Er war ein hervorragender Alpinist und bestieg unter anderem im Alleingang 1883 den Vulkan Maipo und den Aconcagua (bis zur Höhe von 6560 m). Es gilt als sein Verdienst, die Wissenschaft an dieses höchste Massiv Amerikas herangeführt zu haben. Er war der Pionier der Erforschung der Hochregionen der chilenisch-argentinischen Anden zwischen dem 32. und 35. südlichen Breitenkreis. 1883–1885 war er Generalsekretär der

„Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“. In den Jahren 1889–1910 begleitete er Kaiser Wilhelm II. auf seinen Nordlandreisen. 1892 wurde er zum Professor ernannt und lehrte am Orientalischen Seminar in Berlin, besonders über astronomische Ortsbestimmung. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs trat er in den Ruhestand. Zu seinen nichtafrikanistischen Werken zählen *In den Hochalpen* (Berlin 1886), *Reisen in den Andes von Chile und Argentinien* (Berlin 1888), *Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890* (Berlin 1890), *Der Montblanc* (Berlin 1894) und das Lehrbuch *Grundzüge der astronomisch-geographischen Ortsbestimmungen auf Forschungsreisen* (Braunschweig 1902). Zu einem unbekanntem Zeitpunkt wurde ihm der Titel eines Geheimen Regierungsrats verliehen. Am 17. Januar 1920 ist Paul Güßfeldt in Berlin gestorben.

Texte

1. Bericht über die von ihm geleitete Expedition an der Loango-Küste, 1875b: 202–204

Mein Weg ist auf einer bereits veröffentlichten Karte niedergelegt; er führte mich – der Quillu-Richtung mehr oder weniger parallel – aus dem Waldgürtel von Majombe hinaus in das parkartige Land Jangela, das von den Bakunias bewohnt wird; von einer 2000 F. hohen Bergkette, die meine kleine Caravane überschritt, war es mir vergönnt, weit hinein in den unbekanntem Continent zu schauen – nach der Richtung, in der wir die Lösung des grossen Räthsels erwarteten; die Möglichkeit des Eindringens lag hier unverschleiert vor mir, und deshalb erfüllte mich dieser Anblick mit ganz neuen, bis dahin ungekannten Empfindungen, unter deren Macht die dunklen, oft bedrückenden Ahnungen zur hellen Flamme der Begeisterung aufschlugen; vor dieser verschwanden alle Beschwerden der Reise[.] An letzteren fehlte es freilich nicht, wie Sie ersehen werden, wenn ich Ihnen den kurzen Hergang eines Marschtages schildere. Mit dem grauenden Morgen musste ich mich erheben, um meine Leute zu wecken; die Anstrengungen des vorangegangenen Tages und das harte ungesunde Lager auf der Erde liessen mich die Segnungen eines stärkenden Schlafes selten empfinden. Der Thee und eine insipide, geröstete Banane wurden eingenommen, während ich die Träger zum Aufpacken der Lasten antrieb und die letzten Forderungen des Dorfherrn abschlug. Dann begann der Marsch, meistens in einem so raschen Tempo, dass die alle 5 Minuten nöthig werdende Notirung des Compasses, der Uhr und häufig auch des Aneroids sich nur bei grosser Uebung bewerkstelligen liessen; nach 4 Stunden wurde eine Pause gemacht und die gekauften Vorräthe zubereitet; die Pause wurde ausgefüllt, um die kurzen auf dem Wege geschriebenen Noten zu ergänzen und leserlich zu machen. Dann ging es wieder weiter – noch einmal vier Stunden, und ich erreichte endlich das

bestimmte Ziel. Statt hier die Ruhe geniessen zu können, welche ein durch tropisches Klima und die fürchterlichen Pfade erschwerter achtstündiger Marsch so wünschenswerth macht, wurde ich sogleich von allen Dorfbewohnern umstellt, und in jeder meiner Bewegungen beobachtet. Bald erschien der Dorfherr in Procession, in sein bestes Gewand gehüllt und gefolgt von seinem Hofe; es entspann sich das gewöhnliche Begrüssungs-Palaver, in welchem ich meine Tag für Tag zu haltende Rede hersagen liess, und die Geschenke von Bananen, Maniok oder Hühnern, vielleicht gar einer Ziege, in Empfang nahm. Nun trat eine kurze Zeit verhältnissmässiger Ruhe ein, wenn die Vorrichtungen für meine Mahlzeit getroffen wurden. Selten wird ein Neger des Busches den Weissen beim Essen belästigen, und ich hielt, weil mein Ansehen dadurch stieg, stets sehr streng darauf, dass alle Zuschauer sich entfernten, wenn ich ass. Sobald aber die Mahlzeit vorüber war, die Nacht hereinbrach und ich alles vorbereitete, um astronomische Beobachtungen zu machen, erschien der Herr des Dorfes noch einmal mit noch grösserem Gefolge, liess sich an der Schwelle meiner Hütte nieder und nun begann das Palaver unter Assistenz des ganzen im Hintergrunde versammelten Volkes. Je nach dem Ort, an dem ich mich befinde, werden mir grössere oder geringere Schwierigkeiten für das weitere Vordringen in den Weg gelegt; sie zielen meist nur darauf, möglichst viel Zeug und andere Tausch-Artikel zu entlocken. Aber in Afrika gilt auch das Wort, dass Zeit Geld ist – die beschränkte Anzahl der Träger gestattet nur einen beschränkten Vorrath an Waaren, d.h. an Geld mitzunehmen, ohne diese ist eine Reise nicht möglich, und ihre Ausdehnung hängt ab von dem Zeitpunkt, bis zu welchem die Waaren reichen. Ich muss daher mit Händen und Füssen kämpfen, um so leichten Kaufes wie möglich davon zu kommen. Ich kann sicher sein, dass, wenn ich an einem der vorangegangenen Tage mehr geschenkt habe, als ich jetzt biete, mir dies als Präcedenzfall angerechnet wird. Ueber solchen Palavern können Stunden vergehen; der Körper ist ermattet, die Stimmung durch häufiges Fieber nervös, der Himmel, dessen Ansehen sich in kürzester Zeit wieder ändern kann, ist vielleicht gerade klar; aber das Palaver dauert an, bis ich endlich in vorgerückter Stunde mir selbst überlassen bin. Dann eile ich, meine astronomischen Beobachtungen zu machen; wie ein Dieb in der Nacht schleiche ich mich aus dem Dorf, um dem Misstrauen der Eingeborenen zu entgehen, die in den für die Beobachtungen nöthigen Manipulationen die Ausübung Verderben bringender Zauberei erblicken. Oft zittert die Hand noch von der vorangegangenen Aufregung so sehr, dass die ersten Beobachtungen schon an Ort und Stelle mit einem Fragezeichen versehen werden müssen; die Mosquitos stürzen sich auf den Beobachter, der sich ihrer nicht erwehren darf, der Thau fällt so schwer herab, dass die Kleider ganz durchnässt werden, während die Anstrengung der Beschäftigung den ganzen Körper in heftige Transpiration versetzt. Die Nacht ist oft weit vorgerückt, ehe der Reisende sich aufs Lager

werfen kann, um sich wenige Stunden der Ruhe zu gönnen, und Kraft für die ungewissen Ereignisse des kommenden Tages zu schöpfen.

2. Bericht über die von ihm geleitete Expedition an der Loango-Küste, 1875b: 207–209

Es sind seit jener Zeit mehr als 16 Monate verflossen; erst jetzt habe ich wieder einen Blick auf den Bericht geworfen, der aus Schonung vorläufig nicht veröffentlicht worden ist. Die Erlebnisse sind wieder klar vor meine Seele getreten, aber ich müsste die glühende und wahrhaftige Sprache eines Schiller reden können, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen ein treues Bild meiner Leiden und Enttäuschungen aufrollen zu können.

Bereits in Chinchoxo wurde meine für die Auswahl und Verpackung der mitzunehmenden Gegenstände nothwendige Thätigkeit fast täglich durch einen Fieber-Anfall unterbrochen, so dass die geringste Anstrengung einen unverhältnissmässigen Aufwand von Energie erforderte. Am ersten Reisetage blieb ich mitten auf dem Wege liegen, weil die Ueberanstrengung und der Kummer über nothwendig gewordene Personal-Aenderungen in der Expedition ein heftiges Gallenfieber erzeugt hatten, das zwischen Massabi und Uinga zum Ausbruch kam. Ich rettete mich, um wenigstens der brennenden Sonne des Strandes zu entfliehen, in die letztgenannte Factorie, die wenige Monate später von den Eingeborenen niedergebrannt wurde, nachdem man den Eigenthümer ermordet und seinen Assistenten schwer verwundet hatte. – In den Loango-Factorien, 4 Stunden südlich vom Quillu, traf ich mit Lindner zusammen, der mir meldete, dass ein grosser Theil unserer Sachen in der Calemabrandung Havarie erlitten und dass zwei werthvolle Koffer über Bord gegangen seien. Aber das Fieber setzte so heftig ein, dass ich nicht im Stande war, die Sache noch in derselben Nacht zu untersuchen. – Ich warf mich, gepeinigt von den durch das Fieber noch gesteigerten düsteren Vorahnungen auf das Lager, und während ich in verworrenen Träumen lag, stahl mir ein Neger das Kleidungsstück, in dem viele meiner kostbarsten Sachen untergebracht waren. – Ich verlor beispielsweise alle meine Uherschlüssel, da auch der Koffer, der die Reserveschlüssel enthielt, über Bord gegangen war; das Chronometer, das ich zum Gebrauch für Zeitübertragung Wochen lang durch astronomische Beobachtungen auf seinen Gang geprüft hatte, blieb stehen; die Schlüssel zu dem Instrumentenkoffer waren verloren, und es musste ein Expresse nach Chinchoxo gesandt werden, damit wenigstens die Uherschlüssel ersetzt wurden. Das ganze Gepäck musste ausgepackt und untersucht werden, während ich so schwach war, dass ich kaum ohne Hülfe gehen konnte. – Nichtsdestoweniger trieb ich zur Eile und machte das Beste aus meinem Unglück. – Mit nur einem Tage Zeitverlust kam ich an die Quillu-Mündung, wo ein bewährter portugiesischer Freund, Herr Reïs, mich mit alter Herzlichkeit aufnahm.

Jetzt erst konnte ich damit beginnen, eine Trägercolonne zu bilden. Ich brachte etwa 30 Loangoleute zusammen, und musste mich der Hoffnung hingeben, den Rest in Majombe zu engagieren. – Ich schickte Leute und Sachen den Fluss hinauf bis zur Factorie Majombe, die etwas unterhalb der Felsenpforte von Gotu liegt. Der einzige Dolmetscher, der sich erhalten liess, war krank, und seine versprochene Ankunft verzögerte sich um 4 Tage. In der Majombe-Factorie angelangt, hatte ich neue Verhandlungen mit den Bajombe-Prinzen einzuleiten, um die noch fehlenden Träger zu erhalten. Nach unendlich lang hingezogenen Palavern war endlich am Mittag des 5. Juli Alles geordnet, so dass der Abmarsch in der Frühe des 6. beginnen konnte; da spielten mir die Loango-Träger noch gegen Abend des 5. einen verrätherischen Streich, indem sie erklärten, dass, wenn ich nicht Jedem sogleich ein Extrageschenk mache, keiner von ihnen mich begleiten würde. Diese Leute hatten beinahe 8 Tage lang auf meine Kosten gelebt, ohne eine Arbeit dafür verrichtet zu haben; ich konnte sicher sein, dass es ihnen mit dem Fortlaufen Ernst war, weil sie dadurch nur gewannen; wollte ich die Expedition nicht aufgeben, so musste ich nachgeben, und die Träger zurückrufen, die bereits angefangen hatten, sich zu entfernen.

So erfolgte denn am 6. Juli wirklich der Aufbruch mit 52 Lasträgern und 8 anderen Negern, und in langer Reihe bewegte sich mein Zug durch die Wälder Majombes. Aber schon am folgenden Tage erklärten mir die Bajombe-Träger, sie würden nicht weiter gehen, wenn ich nicht auch ihnen ein Geschenk mache. Ich verlor einen ganzen Tag mit Unterhandlungen der widerwärtigsten Art, die mich hinreichend für die Ausführbarkeit meiner Reise fürchten liessen.

Wir hielten uns zunächst auf der rechten Quillu-Seite, und am 5. Marschtag setzte die Expedition über den Quillu, da wo sein Wasser in felsige Ufer eingeschlossen ist. Die einzigen Stunden der Erholung und Sammlung waren für mich die, wo die Caravane sich wirklich fortbewegte. – Alle übrige Zeit wurde vergällt durch die unverschämten Forderungen der Träger, ihnen übermässige Rationen auszuzahlen, und durch die stets wiederkehrende Nothwendigkeit, dem fast feindlichen und höhnischen Verhalten der Bajombe-Bevölkerung entgegenzutreten. – Es war klar, dass Träger und Bevölkerung unter einer Decke steckten. – Die vorangegangene Regenzeit war so regenarm gewesen, die grassirenden Blattern hatten ganze Dörfer dermassen entvölkert, dass es äusserst schwierig war, auch nur die nothdürftigsten Nahrungsmittel zu beschaffen. Ich verlor fast jeden zweiten Tag damit, dass ich einige meiner Leute in die umliegenden Dörfer aussenden musste, um Maniok und Erdnüsse anzukaufen. Diese gezwungene Musse wurde dann von den eingeborenen Prinzen und Dorfherrn zu Ausbeutungen jeder Art benutzt. – Wie sicher diese Leute sich ihrer Gewalt über mich bewusst waren, dafür mag folgendes, meinem Tagebuche entnommene Beispiel dienen. Es heisst darin: „Ehe ich diese neue Schwierigkeit wegen der Ration für die Leute überwunden hatte, erschienen der Mankaka-Vindo, der Herr des jämmerlichen Dorfes, mit einem zweiten Herrscher desselben und

einem dritten Gesellen, mit dessen Würde ich nicht bekannt gemacht wurde. – Der Mankaka schenkte mir eine Ziege und ein Huhn; ich bot ihm 12 Ellen Zeug und 2 Mützen als Gegengeschenk; er war damit nicht zufrieden und forderte 16 Ellen und 2 Mützen; als ich dies nicht gewähren wollte, forderte er 24 Ellen und 3 Mützen, und als ich endlich sagte, dass er mir ja nur ein kleines Geschenk gemacht habe, versprach er, 2 Hühner mehr zu bringen, und forderte nun 30 Ellen und 3 Mützen. – Ich musste mich entschliessen, diese Summe zu zahlen, und als alles ausgezahlt war, forderten die Elenden Rum – den ich principiell nicht mitgenommen – und alles mögliche Andere. Ich war sehr ärgerlich, und bereits in der Stimmung, wo ich es mit noch so vielen Schwarzen aufgenommen hätte, und verweigerte mit feindseliger Geberde, auch nur das Geringste mehr zu bezahlen. Die Gesellschaft zog sich darauf murrend zurück. Ich habe den sehnlichsten Wunsch, aus dieser Räuberhöhle fort zu kommen, muss aber auf meine Leute warten, die nach Maniok aus sind.“

Meine Lage wurde mehr und mehr unerträglich, weil die Bajombe-Träger täglich mit neuen Forderungen, die in der unverschämtesten Weise vorgebracht wurden, an mich herantraten. – Als wir durch Ueberschreitung des Quillu in das Land der Bakunias gekommen waren und ich wiederum unter dem Vorwande, dass kein Proviant zu beschaffen sei, in Chitabe hingehalten wurde, empörten sich die 23 Bajombe-Träger und entflohen. – Da ich mich auf keinen der übrigen Leute verlassen konnte, deren Flucht vielmehr jeden Augenblick zu erwarten stand, da mein Dolmetscher sich völlig unbrauchbar zeigte, die Bevölkerung mir mit feindlichem Misstrauen gegenüberstand, und sich keine Leute finden liessen, welche die Flüchtlinge ersetzen wollten, so war ich zur Umkehr gezwungen, wenn ich wenigstens das Gepäck der Expedition retten wollten. Unter anstrengenden Parforce-Märschen erreichte ich die ersten Cataracten des Quillu, und von da aus die Quillu-Mündung nach dreiwöchentlicher Abwesenheit.

3. Die Loango-Expedition, 1879: 51–54

[Im Tal des Chilungo:] Der folgende Morgen brachte ein eigenartiges Schauspiel. Aus dem Dickicht ertönte das Gemurmel von Menschen, unterbrochen durch rythmisch geschwungene Holzklappern und angeschlagenen Metallglocken, und bald sah ich einen grossen Trupp Eingeborener aus dem Walde auf das freie Terrain der Factorei defilieren. Sie schienen sich um einen Gegenstand zu gruppieren, der von einigen ihrer Leute fortgetragen wurde. Ein Theil der Neger war phantastisch mit Federn geschmückt, ihr Körper mit weissen Streifen bemalt, über der linken Schulter hiengen mit Lappen verzierte kleine Gegenstände herunter. Andere schwangen Feuersteingewehre oder grosse Messer, noch andre hatten leere Glasflaschen in der Hand, alle aber trugen zu dem dumpfen Lärm bei, mit dem der Zug sich der Factorei näherte. Noch ehe die sonderbare Procession zum Stillstand gekommen war, liess sich bemerken, dass eine Hän-

gematte den eigentlichen Mittelpunkt derselben bildete. Ein regungslos ausgestreckter, menschlicher Körper schien darin zu liegen, und mein erster Gedanke war, dass es sich um eine Leichenfeier oder um einen Racheact für den Tod eines Erschlagenen handelte. Mein Erstaunen war gross, als der Zug vor dem Hause anhielt, die Menge sich theilte, zwei grosse Fetisch-Holzpuppen aus der Tipoja gehoben und mit andächtiger Sorgfalt auf die Erde gesetzt wurden. Sie waren ungleich hoch, beide etwa wie missgestaltete Zwerge anzusehen, roth und schwarz bemalt, mit mandelförmigen Augen, kurzen Beinen. Sie sahen ganz abscheulich aus, und hätten in einer nach ästhetischen Rücksichten hergestellten Anordnung noch hinter dem Nussknacker unserer Weihnachtsmärkte rangirt. Brust und Leib zeigten sich mit eisernen Nägeln völlig gespickt, das Haupt umwogte eine Federkrone. An dem kleineren Fetisch war vorn ein Spiegel befestigt, darunter hieng eine Art schottischer Tasche, dem Fellschurz der nationalen Tracht Vornehmer entsprechend; die Hand des erhobenen rechten Arms hielt ein Messer. Glimmende Holzscheite wurden herbeigebracht und zu Füssen des grösseren Fetisches niedergelegt, während der Lärm nachliess und eine verhältnismässige Stille eintrat.

Mittlerweile hatten sich die zahlreichen Crumanos [Kru] und der Lingster [von portugiesisch *linguista*, Dolmetscher und Handelsagent] der Factorerei um meinen Gastfreund [einen Portugiesen] geschart, der der Sache mit der Miene eines gelangweilten Theaterbesuchers zuschaute. Er überreichte dem Lingster vor versammeltem Volk vier eiserne Nägel, mit denen dieser vor das Feuer trat und eine Rede in der Sprache der Bafiote – so nennen sich die Bewohner der Loangoküste – halb zu den Fetischen, halb zu den gegenüberstehenden Schwarzen hielt. Letztere hörten mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu und unterbrachen zuweilen den Lingster, indem sie in seine Rede einfielen; zu wiederholten Malen wurden den Fetischen die vier Nägel vor die mandelförmigen Spiegelaugen gehalten, und ihnen dann besonders eindringlich zu Herzen geredet. Ich konnte nicht umhin, bei dem Sprechen sowol die Volubilität der Zunge wie den Fluss der Rede zu bewundern, mit dem Inhalt musste sich meine Phantasie abzufinden versuchen, so gut es gehen wollte. Immerhin war klar, dass es sich um eine Mittheilung an die Fetische handelte, damit sie wüssten, was nun mit ihnen vorgenommen werden solle. Der Lingster nämlich legte die Nägel auf das Feuer, hielt zwei davon für seinen Herren zurück und schlug von den beiden andern je einen in jeden der Fetische. Dieser Moment gab das Zeichen für den Ausbruch eines wilden Tumultes. Alles wandte sich gegen die Fetische, sprach und schrie auf sie los, drohte mit wüthenden Gesticulationen, und ich glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen. Doch nein! Sorgfältig wurden sie wieder eingepackt, sobald der Sturm sich gelegt hatte; die leeren Flaschen, die sich in den Händen der Ankommenden befanden, wurden mit Rum gefüllt, eine reichliche Spende von Zeug hinzugefügt, und sammt Fetischen und Hängematte ver-

schwand der sonderbare Zug unter dem Klappern seiner Tschingongo im Walde.

Was konnte der Sinn dieser Scene sein, in welcher sich offenbar eine religiöse Ceremonie in theils grotesker, theils leidenschaftlicher Form abspielte? Meine portugiesische Sprachkenntniss reichte für das Verständniss der von meinem Gastfreund gegebenen Erklärung nicht völlig aus. Was ich vorläufig fassen konnte, war, dass Eingeborene des Flussgebiets sich ein Vergehn gegen den Agenten von Tschimfime hatten zu Schulden kommen lassen (sie hatten ein ihm gehöriges, mit Producten beladenes Canoe weggefangen), und dass nun die herbeigerufenen Fetische durch das Einschlagen der Nägel die Verpflichtung zum Auffinden der Uebelthäter übernehmen sollten. Die Leute, welche die Fetische gebracht hatten, waren Bewohner des Dorfes, in dem dieselben bewahrt wurden; sie erschienen unter Führung der Fetischdoctoren, und diese nahmen die Zahlung für die niemals umsonst geleisteten Dienste in Empfang. Das laute Einsprechen auf die Fetische geschah zu dem Zweck, diesen ihre Pflicht klar zu machen, und das Zurückbehalten der beiden Nägel sollte bekunden, dass dem Weissen ein bindendes Pfand verbliebe.

Diese Erklärung trifft den Sinn der Sache jedenfalls, aber ich behaupte nicht, dass sie absolut richtig sei. Man sieht, je länger man im Lande verweilt, ein, wie schwer es ist, die wahre Meinung der Fetisch-Ceremonien zu ergründen. Der Detailforschung, aus der sich das allgemeine Princip allein sicher abstrahiren lässt, setzen sich dadurch Schwierigkeiten entgegen, dass die Eingeborenen der Information sehr abgeneigt sind und entweder Schweigen beobachten oder absichtlich falsche Angaben machen. Die Ansicht, welche ich mir während meines Verweilens in Westafrika über die religiösen Empfindungen und Bedürfnisse der dortigen Neger gebildet habe, lässt sich kurz so aussprechen: Man glaubt an ein höchstes Wesen, Nsambi genannt, aber eben weil es ein höchstes Wesen ist, bedarf der Mensch einer Vermittlung, und gerade diese macht den Kern des Fetischglaubens aus. Man legte gewissen Dingen, materiellen Gebilden natürlichen oder künstlichen Ursprungs, Kräfte bei, die den Menschen gegen die Anfeindungen seiner Mitmenschen wie der Natur schützen sollten, und nannte sie Fetische (simkissi). „Des kranken Weltplans schlaue irdachte Retter“! [Friedrich Schiller] darf man sie mit dem Wort des Dichters bezeichnen, denn das Bewusstsein der eignen Ohnmacht und deren Ausbeutung durch betrogene Betrüger hat sie erzeugt. Es ist keine heitere, von Poesie umwobene Religion, mit der wir es hier zu thun haben; im Gegentheil sie ist düster und abstossend, weil sie nur dazu dient, das Böse abzuhalten, nicht aber lehrt, Gutes zu thun.

4. Die Loango-Expedition, 1879: 140–141

Der Mangel an Handelsstrassen hat zunächst zur Folge, dass eine eigene Trägerkaste in Loango nicht existirt. Das Tragen von Lasten bei rasch auf einander

folgenden Märschen ist eine Kunst, die auch der Starke nur durch Übung erlangen kann; indessen lässt sie sich erlernen und zwar um so eher, je mehr die Form der wegzuschaffenden Lasten der herrschenden Gewohnheit angepasst wird. Schlimmer ist der bereits erwähnte Umstand, dass man den zu miethenden Negern kein bestimmtes Reiseziel anzugeben im Stande ist. Ein bestimmtes, d. h. ein bekanntes Reiseziel wirkt wie ein anziehender Magnet; je näher man kommt, desto grösser wird die Anziehungskraft; das unbekannte Reiseziel gleicht dem abstossenden Pol, jeder weitere ihm zugerichtete Schritt macht den Neger widerspänstiger; denn seine Phantasie identificirt das Unbekannte mit Tod und Vernichtung. Nun liesse sich muthmassen, dass Aussicht auf hohen Gewinn die Furcht zu Boden schlagen könnte, doch bald erfährt der Reisende, in wie bedingter Weise dies der Fall ist. Gewiss hat sich die Begierde nach Erwerb und Besitz bei dem Loango-Neger sehr stark entwickelt, wird aber nur dann befriedigt, wenn dies ohne aussergewöhnliche persönliche Anstrengung geschehen kann, nämlich durch Handel und durch Dienstleistung in europäischen Factoreien. Wo etwas Aussergewöhnliches verlangt wird, hat man mit Indolenz und passivem Widerstand zu kämpfen, die beide dadurch genährt werden, dass die leicht erfüllbaren Bedingungen des Lebensunterhaltes aus der Arbeit eine Ausnahme, aus dem Nichtsthun die Regel zu machen erlauben. Eine Arbeit, bei der das Leben, selbst nur die Behaglichkeit des Lebens eingesetzt wird, ist um keinen Preis feil. Nun verknüpft sich aber für den Eingeborenen Loangos mit der Idee der Entfernung von der Küste die Vorstellung nicht nur der Lebensgefahr, sondern des sicheren Todes; für ihn ist es selbstverständlich, daß alle unbekanntes Stämme Menschenfresser sind, missgestaltete Ungeheuer, deren blosser Anblick auch dem Behertesten Furcht einjagt. Ferner kommt hinzu, dass die Küstenneger unter dem nie nachlassenden Druck ihres Fetischglaubens jede unbegreifliche Handlung auf übernatürliche feindselige Ursachen zurückführen. Was aber kann dem Menschen, der während seines ganzen Lebens nur auf die Befriedigung seiner materiellen und sinnlichen Bedürfnisse bedacht war, unerklärlicher und deshalb beängstigender sein als ein Weisser, der für Nichts und wieder nichts sich allen Fährlichkeiten einer Reise in's Unbekannte aussetzt? Was will der fremde Mann? Will er geheime Zaubermittel in's Land tragen, die Fetische gegen das Volk erzürnen? Will er ihm Blattern, Regenlosigkeit oder Ueberschwemmung bringen? Will er nachdringenden Europäern den Weg der Eroberung zeigen oder will er sich zu den fernen Menschenfressern begeben, um mit ihnen zurückzukehren, das Küstenland im Rücken zu überfallen und heimzusuchen? Das einzige Motiv für das Erscheinen des Weissen, das dem Neger fassbar bleibt, ist Gewinnsucht, d. h. Handel; und dennoch würde man in der Annahme irren, dass dem weissen Händler das Eindringen leichter sei als dem wissenschaftlichen Reisenden. Es tritt nur an die Stelle des einen Hindernisses ein anderes. Das Unerklärliche der Handlung verschwindet freilich, aber nicht das Unerwünschte, die einheimischen Interes-

sen Schädigende. Den Handel ausserhalb der Küstenzone in dem zunächst daran anstossenden Gebiet betrachten die Loango-Neger als ihr Monopol; sie wollen, dass derselbe staffelweise der Küste zugeführt und durch ihren Handel dem weissen Händler übermittle wird.

Nach diesen Auseinandersetzungen darf es nicht mehr Wunder nehmen, dass die Loangoküste dem Reisenden keine Träger liefert.

*5. Die Loango-Expedition, 1879: 222–224 (Vortrag am 9.10.1875
in der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin)*

Die Beschränkung, die meiner selbständigen Forschung auferlegt wurde, hat mich nicht blind gemacht gegen die allgemeinen Aufgaben, die in Africa noch zu lösen sind. Sie treten in einer dreifachen Form an uns heran: civilisatorisch, commerciell, rein wissenschaftlich. Unsere Erziehung und die erworbenen Kenntnisse entscheiden im Verein mit unseren persönlichen Neigungen darüber, in welche dieser Aufgaben der Schwerpunkt unserer Bemühungen zu verlegen sei. Völlig von einander getrennt lassen sie sich kaum durchführen, aber die eine wird ihre Ziele früher erreichen als die andere. Es will mir scheinen, als ob unsere civilisatorische Mission in Africa die geringsten Aussichten habe, ja ich zweifle an ihrer Berechtigung. Es ist Sache des Glaubens, nicht Wissens, ob das Glück der Welt in der gleichmässigen Ausbreitung unserer Cultur zu suchen sei, ob es in der Bestimmung der Völker liege, trotz ihrer verschiedenen Beanlagung und ihrer Ungleichwerthigkeit dasselbe Ziel zu erreichen. Was wird es nützen, wenn wir unsere errungenen Wahrheiten, unsere grösseren Bedürfnisse, unsere verfeinerten Lebensgenüsse mit dem schwarzen Continent theilen? Sie werden nicht wirken wie befruchtende Regen, sondern zu Wildbächen anschwellen und statt Segen Zerstörung verbreiten.

Wie viel erfreulicher und greifbarer tritt uns die commercielle und wissenschaftliche Aufgabe entgegen! Hier ist die Berechtigung keinem Zweifel unterworfen. Dem Handel fällt es zu, die Schätze Africas zu heben; seinen bahnbrechenden Spuren folgt die Wissenschaft, und so allein ist sie im Stande, ihren Endzielen zuzustreben. Die wissenschaftliche Erforschung in Africa sollte stets die dankbare Schuldnerin des Handels sein dürfen; auch ist sie es oft gewesen. Doch darf um dieser grossen Hülfe wegen nicht vergessen werden, was wir der Thätigkeit edler und aufopfernder Missionare verdanken. Wo aber weder das Eine noch das Andere Statt hat, wo der wissenschaftliche Reisende gezwungen ist, Pionierreisender zu werden, geht seine beste Kraft in dem Kampfe um Erhaltung verloren. So liegt der Fall leider in dem äquatorialen Gürtel Westafricas, der noch der Nubier und Araber harrt, um es dem Osten gleich zu thun. Daher werden wir uns noch lange Zeit gedulden müssen, bis der Bau unserer geographischen Erkenntniss Africas vollendet ist. Stanleys Zug, welcher seinem Vollbringer die Unsterblichkeit sichert, der Geographie die unschätzbaren Resultate geliefert hat, der mitlebenden Menschheit das erhebende Beispiel

antiker Grösse giebt, weihet eine neue Epoche in der Entdeckungsgeschichte Africas ein. Für alle Bestrebungen der nächsten Zeit werden Stanleys Spuren den anziehenden, richtungsbestimmenden Magneten bilden müssen, und freudig begrüßen wir die Initiative, die ein hochsinniger, weitblickender Fürst, der König der Belgier vor Kurzem genommen hat, um die Völker abendländischer Cultur zum thätigen Antheil an diesem Werke miteinander zu verbinden. Die Gründung der „Africanischen Gesellschaft in Deutschland“ legt Zeugniß dafür ab, dass unser Vaterland bereit ist, diesem Rufe zu folgen.

ALEXANDER von HOMEYER

Der Ornithologe Alexander von Homeyer wurde am 19. Januar 1834 bei Grimmen in Neuvorpommern geboren. Von 1852–1878 gehörte er der preußischen Armee an und lebte als Fähnrich u.a. in den Garnisonen Mainz, Trier, Frankfurt am Main und Rastatt, seit 1861 in Glogau und Schweidnitz. In Frankfurt am Main wurde er gleichzeitig Sektionär der ornithologischen Sammlung der „Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft“ und verwaltete von 1854 bis 1860 deren Vogelsammlung. Die Gesellschaft übernahm später auch von Homeyers eigene, 14000 Stück zählende Vogeleiersammlung. 1861 erforschte er die Fauna, besonders die Vogelwelt, der Balearen und der westlichen Mittelmeerländer. Später wandte er sich auch lepidopterologischen Studien zu. Er hat zahlreiche Aufsätze in ornithologischen Zeitschriften veröffentlicht. 1878 schied er aus gesundheitlichen Gründen im Rang eines Majors aus dem Dienst und lebte bis 1882 in Wiesbaden, später in Anklam und seit 1889 in Greifswald in Neuvorpommern. Dort ist er am 14. Juli 1903 gestorben.

1874 wurde Alexander von Homeyer von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ mit der Führung und den zoologischen Arbeiten ihrer dritten Afrika-Expedition, der sogenannten Cassange-Expedition, betraut, deren übrige Mitglieder Herman Soyaux*, Anton Erwin Lux* und Paul Pogge* waren. Der Fotograf von Roskowsky wurde bereits am Tage seiner Ankunft in Luanda nach Europa zurückgeschickt. Da von Homeyer Lux die Benutzung der zurückgebliebenen Apparate nicht erlaubte, blieb diese Expedition ohne fotografische Dokumentation.

Alexander von Homeyer traf am 3. Februar 1875 zusammen mit Paul Pogge in Luanda ein, das er zwei Wochen später mit diesem und Herman Soyaux auf dem Cuanza-Dampfer Richtung Dondo verließ. Von diesem Ort aus wurde die Reise zu Fuß fortgesetzt. Am 7. März erreichten sie Pungo Andongo. Hier erkrankte von Homeyer so schwer an Malaria und Gelenkrheumatismus („tula-tula“), daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als seine Forschungspläne aufzugeben und, zusammen mit dem ebenfalls erkrankten Soyaux, am 27. August 1875 die Rückreise nach Luanda anzutreten. Ende September verließ er mit dem portugiesischen Postdampfer die angolische Küste. Er brachte, krankheitsbedingt, eine im wesentlichen von seinen Gefährten zusammengetragene lepidopterologische Sammlung von etwa 5000 Stück nach Europa zurück, deren wissenschaftlichen Bearbeitung er sich anschließend zu Hause widmete. Über seine Reise nach Pungo Andongo hat von Homeyer in einigen Briefen an den Vorstand der „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft“ informiert, die von ihm zugesagte Veröffentlichung eines Reiseberichts anhand seiner Tagebücher kam nicht zustande, vermutlich, weil es nur allzu wenig zu berichten gab. Durch einen aufschneiderischen Artikel voller Klischees und erfundener Geschichten, mit denen er diesen Mangel zu kompensieren suchte, brachte er dann auch sei-

nen wissenschaftlichen Anspruch in Mißkredit: „Zu Bom Jesus wurden bald nach Sonnenuntergang mehrere Kühe in die Tränke getrieben. Als diese sich satt getrunken hatten und wieder zum Lande zurückwateten, da sprangen einige Krokodile ihnen nach und bissen ihnen die Schwänze ab. Eine Kuh mußte sofort getötet werden, das Euter war ihr abgerissen worden.“ Und: „Mein Reisebegleiter, Herr Botaniker H. Soyaux, feuerte vom Kahne aus nächster Nähe verschiedene Schüsse auf die schlummernden Riesenthiere [Krokodile]. Die kleinen Revolverkugeln schlugen munter ein, und nun gab es eine wunderbare Scene. Alles tauchte unter; nur ein Riesenthier, am Kopf getroffen, wälzte sich an der Oberfläche vergeblich zu tauchen suchend.“ (zit. in *Aus allen Welttheilen* 9, 1879: 233). Eine solche Wasserfahrt hatte Soyaux zufolge nie stattgefunden. Auch von Homeyers astronomische, geographische und zoologische Kenntnisse wurden als dürftig und veraltet kritisiert. Ethnographische Beobachtungen hat er nicht gemacht.

Den Trägermangel, mit dem auch diese Expedition zu kämpfen hatte, erklärt von Homeyer mit dem „diesjährige(n) Regen, der so vielen Schaden gebracht hat, weshalb die Leute vielfach mit Ausbessern ihrer Häuser, Gärten, Felder zu thun haben.“ (*CAG I*, 1876: 295). Er berichtet auch von Leuten aus Lunda, die während seiner Anwesenheit in Pungo Andongo zu Besuch kamen: „Der eine war Offizier Muata-Yambo[s] und vielfach in Luba gewesen. Derselbe sagte, dass Muata Yambo [wahrscheinlich noch Mwant Yav Muteba (Muteb a Chicombo), 1857-1872/74 und nicht sein Nachfolger Noéji Ambumba (Mbumb Muteb a Kat, *sanam* Nawej), 1872/1874-1883] ein alter, sehr lieber Mann sei, der uns mit offenen Armen empfangen würde. Derselbe würde unseren Unterhalt reichlich bestreiten, verlange jedoch grosse Geschenke!“ (*CAG I*, 1876: 296–297). Auf Anweisung des Königs von Portugal erhielt diese deutsche Forschungsexpedition in Angola von portugiesischer Seite jede gewünschte Unterstützung. Nach der Umkehr von Homeyers wurde die Expedition zunächst von Anton Lux weitergeführt und dann, als dieser in Quimbundo ebenfalls krankheitshalber zur Rückkehr gezwungen wurde, von Paul Pogge.



7 Sammlung F. u. W. Jaspert: „Lwena, weibliche Profanplastik. Kaluena (Loakano)“. Lwena. Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 33706

FRITZ UND WILLEM JASPERT

Willem Jaspert wurde am 2. September 1901 in Gevelsberg in Westfalen geboren. Sein Vater August Jaspert war Mitglied des Preußischen Landtags und Rektor der später nach ihm benannten Schule in Frankfurt am Main gewesen. Willem, der ebenfalls eine Zeitlang in Frankfurt wohnte, war ursprünglich Bankkaufmann und wurde in späteren Jahren Schriftsteller und Verleger. Nach seiner Angola-Reise wurde er Verlagsdirektor bei Reimar Hobbing. Dort verlegte er auch die Angola-Bücher von Hans Schomburgk. Später gründete er eigene Verlage: den Freiheitsverlag Karl Siegismund und den Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik in Berlin. Die Jaspert-Familie war von Beginn an dezidiert anti-nationalsozialistisch eingestellt. Willem und seine Frau Isolde brachten jüdische Bekannte in die Schweiz. Auch seine Brüder Fritz (14.3.1900–1995), ein Architekt, und Reinhard (1904-1990), ebenfalls Verleger, retteten Menschenleben vor den Nationalsozialisten. Willem büßte diese Haltung mit dem Konzentrationslager und wurde dort am 30. April 1941 ermordet (briefl. Mitt. des ältesten Sohnes von Willem, W. Pinkus Jaspert, vom 24.2.12.3. und 15.3.2000).

Fritz und Willem Jaspert unternahmen in den Jahren 1926 bis 1927 auf eigene Kosten eine abenteuerliche Forschungsreise nach Angola, auf der sie streckenweise auch von Willems Frau und kleinem Sohn begleitet wurden. Da das ersparte Geld nicht ausreichte, waren sie immer wieder darauf angewiesen, zwischendurch Geld zu verdienen. Ihre Reiseroute erstreckte sich, von einigen Abstechern abgesehen, vornehmlich entlang der damals gerade gen Osten verlängerten Eisenbahnlinie, bei deren Bau sie mitwirkten. Am 1. Juli 1926 hatten sie Lissabon verlassen und trafen vier Wochen später in Luanda und kurze Zeit darauf in Lobito ein. Von hier aus reisten sie mit der Bahn nach Ganda und dann zu Fuß weiter nach Süden zur Farm einer Kusine im Siedlungsgebiet der Ovimbundu, wo sie einige Monate als Landarbeiter tätig waren. Anfang Januar 1927 verließen sie die Farm und zogen über Caconda nach Huambo. Hier bestiegen sie den Zug bis zur Endstation Camacupa unweit des Cuanza, um bei der englischen Bahnbaugesellschaft Arbeit zu suchen. Man stellte sie zunächst als Lokomotivführer ein, dann wurde Willem mit dem Bau eines größeren Bahndammabschnitts betraut. Hier hatten sie bis Ende Februar Kontakte zu den Lwimbi (Text 3; „Wir haben ein neues Volk entdeckt!“), anschließend kamen sie mit den Lwena, Chokwe (ein „neu entdeckter Negerstamm“!) und Luchazi in Berührung. Auf einer Reise noch weiter ins Innere gelangten Willem und seine Familie bis an den Dilolo-See, wo ihnen ein Häuptling eine Mythe mit dem bekannten Vineta-Motiv erzählte (s. Text 1). Fritz Jaspert unternahm dann später noch eine Reise zum Lungué-Bungo. Ziel eines anderen Ausflugs beider Brüder war die Quelle des Cassai, doch scheinen sie entgegen Willems Behauptung allenfalls die Quelle des Munhango, die nicht mit der des Cassai

identisch ist, erreicht zu haben. Immer wieder hatten die Jasperts unter schweren Malaria-Anfällen und anderen Tropenkrankheiten zu leiden, so daß sie schließlich die Heimkehr beschlossen. Nach einer Reihe weiterer Schwierigkeiten, die möglicherweise nicht ganz unverschuldet waren, und ohne einen Pfennig Geld verließen sie Lobito am 3. November 1927. Am 2. Dezember waren sie in Antwerpen und wenige Tage später in ihrer Heimatstadt Frankfurt.

Das wesentliche Ergebnis dieser Reise ist eine schöne ethnographische Sammlung, die das Museum für Völkerkunde in Frankfurt Anfang 1928 von den Brüdern Jaspert erwarb. Ein Teil der Objekte wurde wenig später an das Berliner Museum für Völkerkunde (heute Ethnologisches Museum) abgegeben (s. Abb. 7). Einige der Ethnographica sind in der Buchveröffentlichung von 1930 etwas eingehender dokumentiert (vgl. Text 2). Von der angestrebten „systematischen Vollständigkeit“ (Vorwort F. und W. Jaspert 1930: V) kann allerdings keine Rede sein. Trotzdem handelt es sich um eine Reihe bemerkenswerter Einzelstücke. Überhaupt galt ein Hauptinteresse der Brüder den einheimischen Kunsterzeugnissen von der Plastik bis zu Malerei und Zeichnung. In dieser Hinsicht wird der Leser noch am ehesten informative Hinweise entdecken können, wenn er von den verwendeten Begriffen und Wertungen abstrahiert.

Grundsätzlich hat die Veröffentlichung der ethnographischen Feldforschungsergebnisse der Gebrüder Jaspert jedoch zu Recht ein sehr kritisches Echo gefunden. Alfred Schachtzabel*, der selber monatelang in Angola geforscht hatte, kreierte ihnen an, daß sie der Versuchung erlegen seien „mehr geben zu wollen, als von den Ergebnissen einer Reise erwartet werden kann, die nach ihren Schilderungen [...] ‚abenteuerlich‘ gewesen ist, so daß während derselben die Zeit und Arbeitskraft nicht ausschließlich der Forschung gewidmet werden konnten“ (1931: 322). Es sei daher verständlich, „daß die als Herausgeberin zeichnende Direktion des Frankfurter Völkermuseums im Vorwort besonders darauf hinweist, daß sie für die [von den Autoren] nach der von ihr besorgten Überarbeitung des Manuskriptes vorgenommenen Änderungen, Zusätze und theoretischen Ausführungen keinerlei Verantwortung übernehmen kann.“ (*ibid.*). Ähnliche Vorbehalte machte Hermann Baumann* nach seinen eigenen Forschungen im selben Gebiet: Das Buch, das auch flüchtige Beobachtungen über die Chokwe enthalte, „erwies sich als im höchsten Maße unzuverlässig. Nach den Angaben meiner Gewährsmänner in Angola – amtliche und nichtamtliche –, die mit der Beobachtungsart der Gebrüder Jaspert vertraut waren, kann von ernsthafter Feldarbeit nicht gesprochen werden.“ (1935: 8 Fn. 2). Ihr Buch habe „ethnologisch keinerlei Bedeutung“ (Baumann 1932b: 311).

Zweck der durch die Arbeiten von Lévy-Bruhl angeregten Angola-Reise war es nach eigener Bekundung gewesen, „Kultur und Sprache der dort lebenden [!] Gesellschaftsorganisationen zu studieren“. Mehr als Streifzüge mit oberflächlichen Beobachtungen und einigen sprachlichen Notierungen sind dabei aber

trotz allen Engagements nicht herausgekommen. Außerdem veröffentlichten die Jasperts ihre „Ergebnisse“ überwiegend in einer derart verallgemeinernden Form, daß ihnen nur in konkreten Einzelfällen noch die eine oder andere Information von Interesse zu entnehmen ist (Texte 1 u. 3). Besonders störend wirken die vorschnellen Urteile und theoretischen Überlegungen über die „Primitiven“ (Text 4), die seinerzeit schon den Herausgeber zur Distanz veranlaßte. Es überrascht nicht, daß den Autoren, beeinflusst durch Lévy-Bruhls Postulierung eines „prälogischen“ Denkens, die geistige Welt der Afrikaner besonders verschlossen blieb: „Das ganze religiöse System läßt sich schwer in ein Schema bringen, da es nie gedacht worden ist und europäischer Logik nicht entspricht“ (F. u. W. Jaspert 1930: 82). Das Fazit ihrer Angola-Erfahrungen offenbart daher auch keinerlei Bemühen um ein tieferes Eindringen in die ihnen fremde Welt, geschweige denn ein differenziertes Erkennen oder Ansätze des Verstehens (vgl. Texte 4 u. 5). Nicht allein die „wissenschaftliche Vorbereitung“ der Reise, die das Frankfurter Völkerkundemuseum zur Förderung des Jaspertschen Werkes verführt hatte (Vorwort in Jaspert 1930: IV), stellte sich folglich als völlig unzureichend heraus.

Texte

1. W. Jaspert: Afrikanisches Abenteuer, 1929: 194–197

Wir saßen ums Lagerfeuer auf niedrigen Holzhockern, alle rauchten und starrten in die Glut, Moskitos summten um uns, und die Nacht war lau. Und plötzlich verstummten alle. Der Häuptling räusperte sich und erzählte langsam und traurig

Die Geschichte vom Dilolo-See.

Vor langer Zeit stand da, wo jetzt der Dilolo-See seine Wasser ausbreitet, ein reiches Dorf. Seine Felder reichten weit ins Land hinaus. Und wo heute das Bambusrohr am Ufer wächst, schützte damals eine hohe Palisade die Felder und das Dorf vor eindringenden Feinden und vor dem Leoparden. Die Bewohner des Dorfes waren unermesslich reich. Die Hirsespeicher waren bis zum Dach mit fetten Hirsekörnern gefüllt, auf den Tennen trocknete schneeweißes Maniokmehl. In den Bäumen hingen die Bienenkörbe voll von süßem Honig, unzählige Ziegen weideten im saftigen Riedgras. Und nie schritt man an dem Dorf vorbei, ohne das Dröhnen der Mörser zu hören, in denen die Maniokknollen zerstampft wurden.

Der Häuptling hatte einundvierzig Frauen, die alle in besonderen Häusern wohnten. Ihre Fußknöchel waren dicht behängt mit kupfernen Fußringen, daß es bei jedem Schritt klirrte, und wenn sie die Arme erhoben, rasselten die Armringe wie Schellen.

Alljährlich rüstete der Häuptling eine Karawane aus, die dem Muata Jambwo, dem König des Lunda-Reiches, den Tribut zahlen sollte. Es war keiner, der sich nicht freiwillig an dem Zug beteiligt hätte; denn Muata Jambwo beschenkte sie immer fürstlich, und sie freuten sich, ihrem Häuptling die Gegengaben zu überbringen. Muata Jambwo war der Freund des Häuptlings. Nie ist es vorgekommen, daß einer mit abgeschnittenen Händen zurückkam, wie bei den Karawanen der anderen Häuptlinge, die dem Muata Jambwo zu wenig Tribut gezahlt hatten. So furchtbar er die Säumigen strafte, so schützend hielt er seine Hand über diesem Häuptling.

Kein Wunder, daß die Bewohner des reichen Dorfes immer üppiger wurden und gar hochmütig auf die Armen in der Umgegend herabblickten. Eines Tages, es war schon gegen Abend, humpelte ein alter Bettler in das Dorf. Seine Füße waren wund gelaufen und seine Kleider zerfetzt. Demütig bat er die Leute, die ihm entgegenkamen, um einen Teller Hirsebrei und einen Schluck Wasser. Aber niemand achtete seiner kläglichen Bitten. Und als er zum Gehöft des Häuptlings kam, da schmähte ihn dieser mit den bittersten Flüchen, hetzte die Hunde auf ihn und hieß ihn schleunigst weitergehen.

Der hungrige Alte schleppte sich weiter. Selbst die Weiber und Kinder kannten kein Mitleid. Sie verspotteten den Bettler und bewarfen ihn mit Kot.

Wie er nun draußen vors Dorf kam und traurig über die Felder schritt, kam ein Mann des Wegs daher, der von der Feldarbeit zurückkehrte. Als er den Bettler sah, wünschte er ihm „Guten Abend“ und fragte, wohin er noch zu so später Tageszeit ginge. Der Bettler antwortete, er wolle bis zum nächsten Dorf, er sei zwar hungrig und müde, aber man habe ihm kein Obdach und kein Almosen in dem reichen Dorfe gegeben. Das dauerte den Mann, und er lud ihn ein, mit ihm nach Hause zu gehen. Viel habe er zwar auch nicht, aber es werde schon reichen und wenn seine Frau noch etwas mehr Hirse in den Topf täte als sonst zur Abendmahlzeit, dann solle es ihm auch recht sein. Der Bettler dankte und ging mit. Bei der kleinen Hütte am Rande des Dorfes machten sie halt, und die Hausfrau hieß sie willkommen.

Wenn auch alle Leute in dem Dorf reich waren und viele Schweine, Ziegen und Hühner ihr eigen nannten, so ging es den beiden hier doch nicht allzu gut. Der Mann war ein Sklave des Häuptlings. Wie sich nun der Bettler gestärkt hatte, bat er, ihm ein Lager zuzuweisen, er sei recht müde. Die Frau schüttelte die Matte zurecht, und bald hörten sie an seinem ruhigen Atem, daß er eingeschlafen sei. Nun machten auch sie sich's bequem, so gut es auf dem harten Boden ging, ihr Bett hatten sie dem alten Bettler überlassen.

Mitten in der Nacht, als es totenstill im Dorf war, fühlte der Mann plötzlich, daß ihm jemand die Hand auf die Schulter legte. Er schrak auf, gleichzeitig vernahm er eine flüsternde Stimme, die zu ihm sprach: „Höre zu und achte genau auf meine Worte. Am vierten Tage von heute ab wird eine Wolke am Horizont aufsteigen, die sich mit rasender Geschwindigkeit nähern wird, und der

Himmel wird im Augenblick so schwarz sein wie das Grab. Packe dann Deine Sachen zusammen, nimm Dein Weib bei der Hand und treibe die Ziegen, Schweine und Hühner, die Dir gehören, vor Dir her. Ein Regen wird vom Himmel herunter fallen, wie Du ihn noch nicht erlebt hast. Und das ganze Dorf wird zur Strafe für seinen Hochmut vom Wasser vertilgt werden. Wie Du als Einziger Mitleid mit mir gehabt hast, will ich Dich retten.“

Am Morgen war das Lager des Bettlers leer. Und wie der Mann seiner Frau von der nächtlichen Erscheinung erzählte, mußten sie beide lachen. Die Trockenzeit hatte ja gerade erst begonnen. Am vierten Tage aber erschien die dunkle Wolke am Horizont, und ein Regen strömte vom Himmel herab, daß der Mann glaubte, die Wasser vom Cassai überfluteten das Land. Da erinnerte er sich der Worte des Bettlers und sprach zu seiner Frau: „Siehe, es geschieht, wie der Alte gesagt hat.“ Sie packten ihr Hab und Gut zusammen, trieben die Ziegen, Schweine und Hühner vor sich her und verließen eiligst das verfluchte Dorf.

Anderen Tags war von dem Dorf nichts mehr zu sehen, und dort, wo es gestanden hatte, breitete sich ein großer See. Und noch oft, wenn man heute im dichten Bambusrohr am Ufer nach Fischen sticht oder im Einbaum über die weite Wasserfläche fährt, hört man ein merkwürdiges Singen, wie vom Tanz der Eingeborenen, und das Meckern der Ziegen, das Grunzen der Schweine und das Stampfen des Mörsers. Oft sieht man auch in dunkler Nacht einen Lichtschein aus dem Wasser strahlen. Das sind die Lagerfeuer des versunkenen Dorfes. Das ist die Geschichte vom Dilolo-See.“ – Dilolo-See aber bedeutet „der Teufelssee“. –

2. F. und W. Jaspert: Die Völkerstämme Mittel-Angolas, 1930: 43–44

Einen wichtigen Platz beim Brauchtum nehmen die Zaubergeräte ein. Sie werden bei zeremoniellen Anlässen, bei Krankheiten, Tänzen oder sonstigen kulturellen Gelegenheiten benutzt; während der anderen Zeit ruhen sie im Hause des Häuptlings oder in einer besonders dafür errichteten Hütte. Auch alte Weiber oder Männer, deren Rat mitunter in religiösen Dingen eingeholt wird, dürfen solche Geräte verwahren. Das schönste und wertvollste Zaubergerät, das uns begegnete, ist das [...; sc. der Chokwe von Salimina], bei dem der Stab mit schwarzen, weißen und roten Perlen bestickt ist, und an dessen Ende ein selten langer Zebraschwanz hängt. Am Griff ist eine Schildkrötenschale, eine Tanzrassel und ein Säckchen mit Gift befestigt. Der Zebraschwanz gilt hier als wertvoll und heilig, während das Zebra selbst die Eigenschaften durchaus nicht hat. Der Griff des Zauberstabes ist ausgehöhlt und enthält vier gesonderte Behälter mit vier verschiedenen tödlichen Giften. Nur mit viel Überredung und einer Menge Tauschwaren konnten wir dieses Stück erstehen. Der Häuptling verwahrte es in einem besonderen Häuschen neben seiner Wohnhütte unterm Dach. Stundenlang verfolgten uns die Einwohner des Dorfes, um das Kleinod zurückzukaufen. Der Häuptling benutzt den Stab bei feierlichen Anlässen, als

Zeichen der priesterlichen Würde, er heilt Kranke damit, tötet seine Feinde (was ja in der Tat infolge des Giftes wahr ist), macht Regen und beschwört die Geister. Insbesondere dienten solche Stäbe dazu, fortgelaufene Sklaven wieder zurückzubringen. Es war das wertvollste Gut des ganzen Landstrichs.

3. *F. und W. Jaspert: Die Völkerstämme Mittel-Angolas, 1930: 33, 35–36*

Wie weit sich das Stammesgebiet der Kaluimbi ursprünglich ausgedehnt hat, läßt sich nicht mehr nachweisen. Heute bewohnen sie jedenfalls nur noch den schmalen Streifen zwischen dem Mittellauf des Quanza und Cuiba. Landschaftlich handelt es sich um eine tropisch-sumpfige Niederung, die von dichtem Urwald bestanden ist. In den Luimbidörfern herrscht ständig ein Halbdunkel, so daß in gewisser Hinsicht der Eindruck heiliger Stätten erweckt wird. Eine Unzahl von Papageien hockt in den dichten Lianen und Mangroven; der Affe ist Totemtier und bevölkert die Baumwipfel in ganzen Herden. Das Volk der Kaluimbi zählt heute kaum einige Hundert Angehörige, obwohl es ehemals recht zahlreich gewesen sein muß. Als Keil zwischen die mächtigen Watschikwokwe [Chokwe] und Kimbundu [Ovimbundu] geklemmt, mußte es von beiden Seiten schärfste Angriffe aushalten. Dazu kam die Invasion der räuberischen Jagga, die die Bevölkerung, wie uns von Portugiesen und Negern glaubhaft versichert wurde, nahezu dezimierte. Eine Revolution gegen den portugiesischen Statthalter veranlaßte Portugal, eine Strafexpedition gegen die Kaluimbi auszurüsten, der Unzählige zum Opfer fielen. Endlich tat die am Quanza stark grassierende Schlafkrankheit das ihrige, das Volk zum Aussterben zu bringen.

Was übrig geblieben ist, die paar Hundert, leben längs des Quanzaflusses als Fischer. Etwas Maniok wird angepflanzt und vereinzelt Süßkartoffeln (Bataten) deren grüne Reiser als Sprößlinge einfach in die Erde gesteckt werden, woraus sich dann die neuen Pflanzen entwickeln. Hühner werden in bescheidenem Maße gehalten, ohne daß jedoch die Eier, ebenso wie bei den übrigen Ngalavölkern, gegessen werden. [S. 33]

Die Dorfgemeinschaft der Kaluimbi wird durch das innerhalb des Dorfes gelegene Häuptlingsgehöft charakterisiert. Das Häuptlingshaus und die Hütten seiner Frauen sind durch einen Palisadenzaun abgetrennt, durch den nur ein schmaler Knüppelgang führt. Die Minister wohnen außerhalb des eigentlichen Gehöftes in im Halbkreis um den Versammlungsplatz liegenden Einzelhütten. Dorfgemeinschaft und Familie sind hier beinahe schon zu einer Einheit verschmolzen; zudem sind wohl fast alle untereinander mehr oder weniger nahe verwandt. Die Hütte, in der die Frauen während der Menstruation und der Zeit nach der Geburt – bis zu sechs Monaten – Aufnahme finden, liegt abseits des Dorfkomplexes hinter einem Palisadenzaun. Den Frauen des Häuptlings steht während dieser Zeit ein besonderes Haus innerhalb des Häuptlingsgehöfts zur Verfügung.

In der Mitte des Versammlungsplatzes brennt das ewige Feuer, das von allen gemeinsam in Glut gehalten wird. Dicht daneben steht auf zwei in den Boden gerammten Astgabeln, eingezäunt mit einem niederen Holzgitter, das sog. „okasa ja tschilulu“, eine schiffsähnliche längliche Schale, die neben ihrer Eigenschaft als Totem des Dorfes dem Häuptling als Waschbecken dient: Jeden Morgen bei Sonnenaufgang schöpft der betr. Minister im Fluß an einer bestimmten Stelle Wasser in einen Tonkrug mit zwei Ausgüssen. Aus diesem gießt er das Wasser in die Holzschale, womit sich der Häuptling Gesicht und Brust benetzt: ein Akt täglich von neuem sich vollziehender Entsühnung. Der Tageslauf des Negers ist sehr eintönig. Bei Sonnenaufgang erheben sich alle, die Männer setzen sich vor die Tür und rauchen, die Frauen gehen mit dem Kind auf dem Rücken aufs Feld zur Arbeit. Dort hacken und pflanzen oder jäten sie mit kurzen Unterbrechungen bis kurz vor Sonnenuntergang, suchen sich dann ein paar Scheite trockenes Holz – oft müssen sie das von weit her holen; in der Wahl des Brennholzes sind sie sehr genau – und bereiten das Essen. Hierbei versammeln sich alle um das Lagerfeuer; die Tabak- oder Opiumpfeife [*sc.* Wasserpfeife für Hanf] tritt in Tätigkeit, und sie reden, singen und rauchen bis spät in die Nacht. Die Männer haben meist bis zum Abend wenig getan, vielleicht mal einen Besuch gemacht, oder sie waren auf dem Fischfang oder der Jagd. Gerichtsverhandlungen oder Feste unterbrechen dann und wann das Einerlei des Tagesablaufs. [S. 35–36]

4. F. und W. Jaspert: Die Völkerstämme Mittel-Angolas, 1930: 107–108

Ausgehend von den schon im Anfang dieses Kapitels erwähnten verschiedenen Faktoren, die für Hausbau und Dorfanlage bestimmend sind, soll hier noch einmal allgemein auf die ästhetisch und handwerklich formale Gestaltung der vier Volksstämme hingewiesen werden. Die Kimbundu [Ovimbundu] sind in der Ausführung sowohl ihrer Hütten als ihrer Dörfer primitiv roh und unordentlich. Es fehlt die strenge und sorgsame Gestaltungskraft eines absolut kollektiv fühlenden, von fremden Kulturen unberührten Volkes. Die Hausform als ihnen eigenes, heimatliches, uraltes Kulturgut verschwindet langsam. Ein den Kimbundu im besonderen zuzuschreibender Charakterzug ist die Nachahmungssucht, die ja in kleinerem Maßstab vielen Negern eigen ist. Ihnen fehlt auch die Sorgsamkeit und Genauigkeit in der technischen Ausführung ihrer Häuser, was wir bei der Plastik noch besser beobachten werden. Haus und Dorf der Watschiwokwe [Chokwe] zeigen klar die Züge und die Wesensart der Bewohner. Klar und fest stehen die gutgebauten Hütten in geschlossener Dorfanlage zusammen. Das wilde Jägervolk baut fest auf der Erde stehende Wohnräume, das Volk mit dem ungebändigten Freiheitsdrang schafft sich verhältnismäßig große Hütten. Der Lehm- und Ziegelnbau ist ein den Watschiwokwe zuzurechnendes Bauelement. Wie weit sie selbst hier anderen Einflüssen früherer Völker unterworfen sind, ist schwer zu sagen. Die Graswände der Kimbundu sind

fraglos ein südwestafrikanisches Merkmal. Das Verandamotiv trifft man häufiger an Kaluenahäusern. Hier ist anscheinend ein Kampf der beiden Kulturen um die Form noch im Werden. Die betonte Dachfirstlinie kennen sowohl die Kaluena (in bester Form), die Watschiwokwe und die Kaluimbi. Dieselbe Tatsache, daß nämlich die drei vorgenannten Völkerschaften im allgemeinen oft ähnliche Erscheinungselemente aufweisen, während die Kimbundu, soweit wir sie in ihrer reinen Kultur noch sehen können, wesentlich andere Formen erzeugen, stellten wir schon des öfteren fest. Noch deutlicher treten diese Übereinstimmungen im Kapitel Plastik zu Tage.

In den Kaluenadörfern wohnen friedliebende, ruhige Neger zusammen, die geistig und künstlerisch ihre Nachbarn (anscheinend Unterdrücker) überragen. Sorgfältig sind die Häuser geformt und aufgerichtet, Blumenbeete und Parkanlagen verschönen die Ansiedlungen. Die Proportionen der Häuser wirken selbst für europäische Augen angenehm und schön. Die Art, wie Dach und Untergerüst zusammen wirken, wie lichtvolles Dach und schattige Veranda nebeneinanderstehen, überrascht jedesmal von neuem. Ein nationaler Charakter des Haustyps bleibt trotz vieler Spielarten und Formenverschiedenheit immer gewahrt. Götterglauben und Religiosität haben der Erscheinungsform der Kultstätten ihren Stempel aufgedrückt.

Der ewige Wechsel von Verfall und Wiedererrichtung, von Brand und Neubau, der durch das verwendete Material, Holz, Gras und dünne Lehmschicht, bedingt ist, verhindert eine aufbauende, höhersteigende Linie der Kunstentwicklung. Die Häuser und Dörfer der Neger sind schnell zerfallen, schnell wiedererbaut; ein Neubau nach der Weise ihrer Vorfahren kann nie ein Aufbau sein. Deshalb sind die Formen ihrer besten und naturhaftesten Beispiele vermutlich schon seit Jahrtausenden die gleichen geblieben, wenn nicht von außen durch Einflüsse anderer Stämme Mischungen und Änderungen hervorgerufen wurden. Das zu erforschen ist eine weiterbauende Aufgabe der afrikanischen Kulturgeschichte.

5. F. und W. Jaspert: Die Völkerstämme Mittel-Angolas, 1930: 89–90

Das Gemüt des Negers ist zu heiter-kindlich, als daß er an den Tod oder gar an die ewige Verdammnis denken sollte. Er hat die beschauliche Ruhe des Kindes und grübelt nicht über den Sinn und Zweck des Lebens nach. Was gewesen ist, ist vorbei. Buße ist zwar gut, aber nicht unbedingt notwendig. Seelische Nöte heilt der Mediziner, und materielle Entbehrungen erträgt er dank seiner Energie und Selbstzucht leicht. Seine Anspruchslosigkeit ist schlechtweg nicht mehr zu überbieten, und es ist nicht übertrieben, wenn wir sagen, daß wir häufig Neger beim Brande ihres Wohnhauses lächeln und in die Hände klatschend über den schönen Funkenregen vor ihrem brennenden Besitztum haben stehen sehen.

Sie schauen weder rückwärts noch vorwärts und sind darum stets zufrieden mit dem, was sie haben und was sie sind. Sie leben in völliger Verbundenheit

mit der Natur und erfüllen die natürlichen Gesetze und Vorschriften, die, wenn sie sonstwo auch nicht allgemeingültig sind, hier durch ihr Kollektivbewußtsein zur Selbstverständlichkeit geworden sind. „Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, doch von Natur tun des Gesetzes Werke, sind dieselbigen, dieweil sie das Gesetz nicht haben, ihnen selbst ein Gesetz“ (Röm. 2, 14).

Mag manches im kleinen nicht überall genau so sein, wie wir es oben versucht haben zu erklären. Eine letzte Erkenntnis ist uns nicht möglich, da wir ein anderes Denken gewohnt sind und uns in prälogische Kollektivseelen nie ganz einfühlen können.



8 Sammlung O. Jessen: „Figur, Pfaffen darstellend; km 6,9; Mocco-Berg.“ (Ovimbundu. Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde, Köln, Inv.-Nr. 39574

OTTO JESSEN

Otto Jessen wurde am 18. Februar 1891 in Sophienkoob bei Marne in Holstein geboren. Er studierte Geographie, Geologie, Biologie, Physik und Meteorologie in München und promovierte dort 1914 mit einer Arbeit über „Morphologische Beobachtungen an den Dünen von Amrum, Sylt und Röm“. Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Kriegsgeologe in Elsaß-Lothringen teilnahm, wurde er wissenschaftlicher Assistent in Tübingen. Dort habilitierte er sich 1921 für Geographie und lehrte ab 1924 als nichtbeamteter a.o. Professor. 1928 erhielt er in Tübingen einen Lehrauftrag „für Geographische Auslandskunde mit besonderer Berücksichtigung von Auslandsdeutschtum, Wirtschaftsgeographie und Kartographie“, 1929 in Köln einen Lehrauftrag für Physische Geographie. Am 30. April 1931 traf er von Antwerpen kommend in Lobito ein und unternahm vom 4. Juni bis 16. Dezember 1931 zusammen mit seiner Frau eine geographische Forschungsreise kreuz und quer durch Angola. Auf elf nach systematischen Gesichtspunkten ausgewählten Streckenabschnitten vom Hochland zur Küste erkundete er das Land nach pflanzenkundlichen und geomorphologischen Gesichtspunkten. Er legte sieben morphologische Profile (je 300 bis 400 km lang) an und ergänzte sie durch kleinere Routen. Am 6. Januar 1932 schiffte er sich wieder in Lobito ein, um über Ostafrika nach Deutschland zurückzukehren. Die Ergebnisse dieser Reise hat Jessen in seinem Buch *Reisen und Forschungen aus Angola* (1936) vorgelegt. 1933 erhielt er einen Ruf an die Universität Rostock. 1946 ging er nach Würzburg und übernahm schließlich 1949 den Lehrstuhl für Geographie an der Universität München. In dieser Stadt ist er am 9. Juni 1951 gestorben.

Jessens unter anderem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte Angola-Erkundung verfolgte einen wissenschaftlichen und einen praktischen Zweck. Neben der morphologisch-landeskundlichen Erforschung der stufenförmigen Abdachung des Hochlandes von Mittelangola sollten auch Anbau- und Siedlungsmöglichkeiten eruiert werden, da Angola nach dem Ersten Weltkrieg ein beliebtes Ziel für deutsche Auswanderer geworden war. 1931 gab es auf dem Hochland allein in den Bezirken Ganda und Caconda 35 bis 40 selbständige deutsche Betriebe (Jessen 1936: 151). Aus diesem Grund interessierte sich Jessen auch für die afrikanische Bevölkerung und die Bedingungen portugiesischer Kolonialherrschaft. Durch das in den vorangegangenen Jahren sehr ausgebauten Straßennetz im westlichen Angola war das Reisen hier inzwischen sehr viel bequemer geworden. Jessen war kaum noch auf Träger angewiesen, sondern konnte die meisten Routen mit einem Lastwagen abfahren. Das erklärt die in nur wenig mehr als einem halben Jahr von ihm zurückgelegten 8000 km. Seit kurzem funktionierte auch die Bahnverbindung ins Innere. Von Lobito war Elisabethville (heute Lubumbashi) in drei Tagen zu erreichen und von dort aus gelangte man in weiteren sieben Tagen an die portugiesische Ostküste (1936:

237). Außer Jessens Frau, die ihm beim Fotografieren half und zeichnete, und dem Fahrer begleiteten ihn lediglich zwei „Negerboys“, die für den Wagen und die persönliche Bedienung zuständig waren. Aus den abenteuerlichen „Expeditionen“ des 19. Jahrhunderts, bei denen die wissenschaftliche Tätigkeit meist zu kurz gekommen war, waren moderne Forschungsreisen geworden, die sich ganz auf den eigentlichen Zweck des Vorhabens konzentrieren konnten.

Aufgrund seines geographischen Forschungsauftrags hielt sich Jessen nirgends länger als ein paar Stunden oder sogar noch weniger auf. Er reiste schnell und war überall nur auf der Durchreise. Dennoch ist es erstaunlich, wieviel er sah und notierte, wie genau und vielseitig er beobachtete, besonders wenn man die Ergebnisse seiner Reise mit den Informationen vergleicht, die die kurz vorher reisenden Gebrüder Jaspert* mitgeteilt haben. Seine ethnographischen Hinweise beschränken sich naturgemäß auf das, was er ohne viel Nachfragen selber wahrnehmen konnte, also vor allem auf Haus- und Siedlungsformen, Anbaupflanzen, Frisuren, Schmuck, Kleidung und Hausrat (s. Texte 1, 4 u. 5). Daß das Zufeilen der oberen Schneidezähne bei den Sele und nördlich des unteren Queve auf „früheren Kannibalismus“ hinweist (1936: 47), sollte man ihm allerdings nicht abnehmen. Mehrmals erwähnt Jessen die berühmten Steingräber, so im Gebiet der Sele, am Nhia (mit Foto) und in Libolo, ohne sie allerdings näher zu beschreiben (s. z.B. Texte 2 u. 5).

Jessens Stil ist sachlich und neutral, die von ihm verwendeten Begriffe sind in der Regel viel weniger mit Wertungen aufgeladen als bei früheren Reisenden. Den Afrikanern tritt er weitgehend unvoreingenommen und wohlwollend gegenüber (Texte 4 u. 5), was allerdings seine grundsätzliche Zustimmung zum Kolonialismus und den in seinen Augen berechtigten Herrschaftsanspruch der Portugiesen und generell der Weißen nicht tangiert (Text 5). Die Bewohner des Trockenwaldes sind für ihn „wie die Kinder: schnell verzagt und unglücklich, aber ebenso schnell wieder fröhlich, mehr zum Frohsinn als zum Ernst neigend, der Gegenwart lebend, das Gewesene schnell vergessend und ohne Sorge für die Zukunft“, ganz dem Genuß hingegeben und schwer zu regelmäßiger Arbeit zu erziehen (1936: 149–150). Die „Bihenos“ seien durch ihr Leben als Träger und Händler verdorben und erscheinen ihm daher zwar als intelligent und leistungsfähig, aber charakterlich als minderwertig (S. 241). Die „natürlich sehr wenig geschätzt(e)“ Zwangsarbeit von Frauen und Kindern (!) wird konstatiert, auch die Tatsache, daß selbst Kranke die schwer aufzubringende Geldsteuer zahlen müssen, doch habe „man nicht den Eindruck, daß sie [*sc.* die Kontraktarbeiter] sehr geplagt werden und sich unglücklich fühlen.“ (Text 1). Nach den gesetzlichen Bestimmungen genossen die Afrikaner „weitgehenden Rechtsschutz“. Aufgrund der niedrigen Produktionskosten und Löhne seien die Arbeitsverhältnisse für den Siedler insgesamt recht günstig (S. 56). Der Portugiese verstehe es allerdings besser als der Deutsche, „mit den Eingeborenen umzugehen und zu handeln“ (S. 299), und sei dem Deutschen auch in seinerBedürf-

nislosigkeit und Anpassungsfähigkeit weit überlegen. Dennoch kommt Jessen nicht umhin, immer wieder auch eine feindselige oder doch zurückhaltende Haltung der Afrikaner gegenüber dem Weißen zu bemerken (Texte 3 u. 4). Auch sein Wunsch, Afrikaner zu fotografieren, stößt des öfteren auf Abwehr (Texte 1 u. 3), die aber mehr dem unbekanntem Apparat als dem Europäer gilt.

Zwischen Weißen und Schwarzen stehen die Mischlinge, die sich „durchaus als Weiße“ fühlen, aber vollkommen europäisch kleiden: „sie selbst bezeichnen sich als ‚Afrikaner‘, wodurch sie zum Ausdruck bringen wollen, daß sie sich als die Begründer und Träger der künftigen afrikanischen Rassen und Kultur ansehen. Die Bezeichnung ‚Mulatte‘ wird als schwere Beleidigung empfunden.“ (S. 58)

Obwohl bei dieser Forschungsreise also ganz andere Interessen und Fragen im Mittelpunkt standen, ist Jessens Buchveröffentlichung auch in ethnographischer Hinsicht eine wichtige und heute noch nützliche Quelle. Da die Niederlegung seiner Ergebnisse Schritt für Schritt der Reiseroute folgt, sind seine Aussagen fast immer gut zu lokalisieren, was ihren Wert zusätzlich erhöht.

Otto Jessen brachte eine fotografische Dokumentation mit 1250 Aufnahmen zurück und legte neben einer mineralogischen und einer botanischen Sammlung auch eine ethnographische Sammlung an, die das Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln 1932 erhielt (191 Stücke aus Zentral-Angola: s. Abb. 8). Einzelheiten über den Erwerb erfahren wir nicht (vgl. aber Text 3). Nur einmal, als er im Dorf Dunduma bei Quingenge einen Hocker und eine ornamentierte Kalebasse ersteht, bemerkt Jessen, daß die Leute nur sehr ungern derartige Sachen herausrücken, „weniger, weil sie fürchten übervorteilt zu werden, sondern mit der Begründung, daß solches heute nicht mehr gemacht werde!“ (1936: 215). Ein „uns bisher gänzlich unbekanntes Zaubergeßt, einen Wedel“ konnte er trotz aller Überredungsversuche nicht erstehen (S. 205). Jessen fand die einheimische Bevölkerung jedoch „erstaunlich arm an materieller und geistiger Kultur“ (1932b: 89), seine ethnographische Ausbeute war folglich nicht sehr umfangreich. Er hat allerdings nur nebenbei gesammelt, „wichtiger schien es mir, den Einfluß der Landschaft und der Fremdkultur auf die Eingeborenen festzustellen“ (1931: 318).

Texte

1. Reisen und Forschungen in Angola, 1936: 8–12

In der Nähe unseres Zeltplatzes am Fuß der Humbi-Kette wohnt ein Eingeborener, der von den Portugiesen als Straßenaufseher (cantoneiro) eingesetzt worden ist. Als solcher hat er die Aufgabe, in einem bestimmten Abschnitt der Straße die Arbeiten der Eingeborenen zu beaufsichtigen, etwaige Beschädigungen der Straße dem Postenchef zu melden und durchreisenden Europäern be-

hilflich zu sein. Er kam mit seinen Frauen, um mir ein Huhn, einige Eier und einen Korb mit Maismehl als Geschenk zu überbringen, eine Aufmerksamkeit, die ich mit Salz, Zündhölzern und Europäertabak – drei sehr begehrten Artikeln – erwiderte. Das Gehöft, in dem er wohnte, war eine umfangreiche, wohldurchdachte Anlage. Jede seiner vier Frauen hatte eine eigene Wohnhütte, die Hauptfrau eine besonders geräumige. Es waren dies länglich-rechteckige Bauten mit Wänden aus Stangenholz und Lehmdichtung der Fugen und mit einem etwa 45° geneigten, an den Enden abgeschrägten sattelförmigen Grasdach, das durch einige Stangen beschwert war. Auf dem First waren die Enden der Grasbüschel schopfartig zusammengebunden, wodurch die Firstlinie ein gezacktes, hahnenkammartiges Aussehen erhielt, eine Konstruktion, die von Europäern vielfach nachgeahmt wird. Das Dach steht ringsum einen halben bis dreiviertel Meter vor und wird von einigen Stangen gestützt. Die größere der Wohnhütten verriet europäischen Einfluß. Sie war zweigeteilt, indem der Schlafraum mit der auf einem niedrigen, etwa fußhohen Gerüst angebrachten Schlafmatte durch zwei kulissenförmige Wände von dem Aufenthaltsraum mit der Feuerstelle in der Mitte abgeteilt war. Zu dem Gehöft gehörten noch eine aus einem einfachen Satteldach bestehende Küche, ferner das sorgfältig gebaute Herdhaus, der einzige Rundbau der Siedlung, mit niedrigem zylindrischem Unterbau und hohem Kegeldach, und der Ziegenstall. Diese ganze Anlage, mit der offenen Feuerstelle in der Mitte, war von einem etwa 3 m hohen Palisadenzaun aus senkrecht gestellten Stangen mit einer Querstange in der Mitte, die zur Versteifung dient, umgeben. An der einen Seite war durch einen zweiten Zaun ein Streifen abgeteilt, der mit Zuckerrohr bepflanzt war. Außerdem befanden sich hier an einer versteckten Stelle zwei kleine, runde, aus Gras und Zweigen geflochtene und auf Pfosten ruhende Geisterhäuschen, die mit mancherlei, auch figürlichen Opfergaben angefüllt waren, und ferner eine etwas größere rechteckige Hütte, in der, wenn ich recht unterrichtet wurde, in Krankheitsfällen den Dämonen geopfert wird. Neben dem Gehöft lagen ein kleiner Gemüsegarten und große Maisfelder. Durch den Gemüsegarten und über den Hofplatz rieselte ein künstlich zugeleiteter Bach.

Die Zahl der Frauen und die gesamte Hofanlage ließen den Cantoneiro als sehr wohlhabend erscheinen. Er selbst machte einen gewandten, intelligenten Eindruck und zeigte auch Phantasie und Kunstsinn in der Art, wie er einige Kalebassen mit allerlei Ornamenten und eingeritzten, meist dem Leben der Europäer entlehnten Szenen versehen hatte. Zur Verständigung mit den im Wald verstreuten Dörfern diente ihm eine Schlitztrommel, die er sehr geschickt zu handhaben wußte. In die Seitenwände der etwa 1 m hohen Trommel sind auf jeder Seite drei Bretter aus verschiedenen Holzarten und von verschiedener Stärke und Länge eingefügt, die beim Anschlag durch die mit einem Kautschukknopf versehenen Klöppel dumpfe Töne von wechselnder Höhe von sich geben. Dieselbe Art von Signaltrommel kommt nach Schachtzabel* bei den

südlichen Tjivokve [Chokwe] vor; sie ist im Trockenwald wohl allgemein verbreitet, fehlt aber in der Trockensteppe.

Auf der Weiterreise nach Luimbale trafen wir einen Trupp von 50–60 Weibern und Kindern, die zur Straßenarbeit geführt wurden. Der schwarze Aufseher trug als Zeichen seiner Macht eine mit Messingdraht umwickelte Nilpferdepeitsche. Daß Frauen und Kinder von der portugiesischen Verwaltung zum Straßenbau herangezogen werden, habe ich auf meinen Reisen in Angola häufig gesehen. Sie werden von den Ehemännern bzw. Vätern zur Arbeit geschickt und müssen für diese die rückständige Steuer abverdienen. Die Zwangsarbeit ist natürlich sehr wenig geschätzt, zumal die Aushebung durch die Postenchefs und schwarzen Unteroffiziere manchmal recht willkürlich und gewalttätig vorgenommen wird. Wenn man aber die Eingeborenen bei der Arbeit sieht, hat man nicht den Eindruck, daß sie sehr geplagt werden und sich unglücklich fühlen. Fröhlich und halb spielend schleppen sie Sand und Steine herbei; nur muß immer eine größere Schar von Eingeborenen beisammen sein, denn einzeln arbeiten, überhaupt allein sein, ist für den an dörfliches Beisammenleben gewöhnten Trockenwaldbewohner eine schwere Strafe. Auch unser Trupp war guter Dinge. Die Weiber schwatzten wie eine Herde Affen und stoben kreischend auseinander, als ich sie photographieren wollte. Auf dem Kopf trugen sie in schön geflochtenen und ornamentierten Körben die wichtigsten Gebrauchsgegenstände, wie Hacke, Kalebassen, irdene Töpfe, Tabakspfeife und etwas Proviant. Die Haare werden um den Scheitel herum in dünne Strähnen geflochten und diese mit viel Erde und Öl an den Kopf gepreßt, so daß eine Art Stirnband entsteht. Während die Kinder nur mit einem Hüfttuch bekleidet sind, hüllen die Frauen ihren Körper von der Brust bis über die Knie in Panos [Tücher] von bräunlicher Farbe. Mit demselben Tuch wird der Säugling gehalten, der auf dem Rücken, im Kreuz, getragen und nur beim Säugen auf die Hüfte genommen wird. Das Kind ist bis auf den Kopf und die Füße vollständig eingehüllt; von vorn sieht man von ihm weiter nichts als zwei rosa Fußsohlen. Der Schmuck der Weiber ist recht dürftig: ein paar Messingringe mit einfachen Ritzornamenten am Handgelenk, ein Amulett an einem ledernen oder geflochtenen Band um den Hals, ein paar Messingknöpfe in den Haaren, das ist alles. Eine der Frauen war samt ihrem Kind auf Stirn, Wangen, Oberarm und Brust mit weißen und roten Klecksen und Ornamenten bemalt; es handelte sich um einen Krankheitszauber. Sehr viele Weiber waren durch schwere Kröpfe verunstaltet.

2. Reisen und Forschungen in Angola, 1936: 22, 66

Zunächst hält sich der Weg aber weiter in Höhe von Niv[eau] IV, steigt mit diesem auf der Wasserscheide zwischen dem Queve- und Cubal-System bei dem Portugiesen-Store Ndumbi, 32 km nach Cassongue, sogar noch einmal auf 1654 m M.H. an. Unterwegs sahen wir auf einer großen freien Felsplatte einige

Eingeborenengräber in Form von 1 ½ m hohen, rundlichen, kunstlos aufgetürmten Steinhäufen. Die Eingeborenen dieser Gegend bestatten ihre Toten in Hockerstellung unter Steinpackungen, während es bei den Vimbundu [Ovimbundu] Sitte ist, sie in gestreckter Lage und in Gräbern beizusetzen, über welchen ein flacher Erdhügel aufgehäuft wird. Bei den Gräbern war aus vier Pfählen mit einem Dach darüber eine kleine Opferstätte errichtet. Auf ihr lagen Tiergerippe, Schädel und Ochsengehörne, die Überreste der Gaben für die Geister der Verstorbenen. [S. 22]

Die Eingeborenen [am Nhia] legen ihre Dörfer mit Vorliebe in die Nähe der Inselfelsen, aber nicht, wenigstens so weit ich feststellen konnte, auf die Felskuppen selbst, wie die Selles. Allgemein üblich ist, die Toten auf schwer zugänglichen Felsen und unter sorgfältig aufgeschichteten runden oder rechteckigen Steinpackungen beizusetzen. [S. 66]

3. Reisen und Forschungen in Angola, 1936: 180

Die Eingeborenen sind sehr scheu. Während im Caconda-Gebiet die Eingeborenen an jedem Rastplatz neugierig zusammenströmten und sich gegen das übliche „Matabisch“ (Trinkgeld) bereitwilligst photographieren ließen, flüchten sie hier [zwischen Negola und Cacula] sofort in den Wald, wenn sie uns von ferne kommen sehen. Es kostet viel Zeit, bis man sie beruhigt hat und sie begriffen haben, daß das Photographieren weder mit Zauberei verbunden, noch sonstwie gefährlich ist. Manche Weiber stöhnen dabei vor Angst und halten sich den Kopf mit beiden Händen. Die kleinen Mädchen fliegen am ganzen Körper vor Angst und Aufregung, und gerade sie sind so hübsch mit den vielen aus Bast und Stroh geflochtenen Ringen um den Hals und die Fußgelenke und den originellen geölten Haarschwänzchen. Die Männer sind beherzter, aber zurückhaltend, fast feindselig. Je weiter vom Postenchef entfernt, desto selbstbewußter und feindseliger scheinen sie zu sein. Einer der Männer warf uns das Geld vor die Füße, das wir ihm für den Halsring seiner Frau boten. Bei den Frauen sind die mittleren oberen Schneidezähne ^förmig ausgefeilt.

4. Reisen und Forschungen in Angola, 1936: 248–250

Seit Überschreiten des Rio Qué haben sich nicht nur Klima und Pflanzenwelt, sondern auch die ethnologischen Verhältnisse geändert. Die Eingeborenen, mit denen wir in Berührung kamen, die Quipungo, sind keine Vimbundu, sondern gehören zu den Banhaneca, einem volkreichen Stamm, der den Planalto Südangolas vom Rio Qué bis etwa Gambos und westwärts bis zur [Serra da] Chella bewohnt. Die Quipungo sind stattliche, große, schlanke, wohlgenährte Menschen. Früher waren sie viehzüchtende Nomaden, heute sind sie meist sesshaft, unternehmen aber mit ihren Herden weite Wanderungen. Selten habe ich in Angola, und zwar sowohl unter den Männern als unter den Frauen, so wohlproportionierte, gepflegte Gestalten und auch im Charakter so sympathische Men-

schen gesehen wie in diesen Trockensteppen. Sie meiden zwar möglichst den Weißen, sind aber im Verkehr mit ihm keineswegs scheu, sondern selbstbewußt und von einer natürlichen Offenheit und Fröhlichkeit. Die Männer sind muskulös, schmalhüftig, mit sehnigen Beinen, kräftigem Brustkorb, aber verhältnismäßig schwacher Armmuskulatur. Es ergibt sich das wohl aus ihrer Betätigung als Jäger und Hirten. Sie sind besser ernährt als die Ackerbauer des Waldes, zeigen aber niemals starken Fettansatz, wie ich überhaupt in Angola nirgends fette Neger gesehen habe, dagegen häufig unterernährte. Die einzige Kleidung der Männer besteht in einem Hüfttuch oder Fellschurz. Auf der Jagd und beim Hüten der Herden werden Ledersandalen angelegt. Als Waffen dienen Pfeil und Bogen, ferner der Assagai, ein Stoßspeer mit langer lorbeerblattförmiger Spitze an dem dünnen Eisenschaft und einer Quaste aus langen Tierhaaren am Griff. Ein dolchartiges Messer mit Lederscheide steckt im Gürtel oder hängt an einer um den Hals gelegten Lederschnur. Beim Ausruhen haben die Hirten die Gewohnheit, das Gewicht des Körpers auf ein Bein zu verlegen und den Fuß des anderen gegen das Knie des Standbeines zu stemmen, was ich bei den Vimbundu nie beobachtet habe.

Auch unter den Frauen sieht man schöne Gestalten; sie altern zwar schnell, da ihnen die ganze Feld- und Hausarbeit obliegt. Negerfremde Typen mit schrägstehenden Augen kommen bei beiden Geschlechtern häufig vor. Die Frauen tragen den Oberkörper nackt und bedecken ihn nur während der morgendlichen und abendlichen Kühle. In Tracht und Schmuck zeigen sie große Ähnlichkeit mit den Trockensteppenbewohnern des Quilengues- und Hanha-Gebietes. Um den Hals werden zahlreiche aus Stroh, Binsen oder Bast geflochtene Ringe, an den armen Messingreifen getragen. Den Bauch zieren Narbenornamente mit dem Nabel als Mittelpunkt. Auf der Brust hängt an einem Lederband die Omba-Scheibe, ein sehr beliebter, kostbarer Schmuck. Die Hauptzierde der Frauen sind aber die kunstvollen und immer verschiedenen Frisuren, die bald die Form mächtiger Hauben oder helmartiger Haargebäude haben, bald in zahlreichen perldurchflochtenen Zöpfen herabhängen. Die Säuglinge werden in der Weise frisiert, daß man ihnen den Kopf rasiert und nur einen schmalen Haarstreifen stehen läßt, der wie ein Hahnenkamm von der Stirn zum Nacken verläuft.

Die typische Siedlungsform der Trockensteppe ist die Libata, das Familiengehöft, dem der Sekulu vorsteht. Die Hütten sind im Kreis angeordnet und alle nur vom inneren Hof aus zugänglich. Ringsherum führt eine Hecke aus Dornestrüpp, deren Zugang durch einen von innen vorgezogenen Dornbusch versperrt werden kann. Die Hütten stehen gewöhnlich frei im Innern des Krals und sind dann unter sich noch durch einen Palisadenzaun verbunden. Der Raum innerhalb des Doppelringes wird für kleine Tabak- und Gemüsegärten benutzt, die auf diese Weise vor den im Wohnkral frei herumlaufenden Ziegen und Hühnern geschützt sind. Neben dem Wohnkral, und von diesem aus zugänglich,

befindet sich der Viehkral, von dem aus eine zweite Öffnung ins Freie führt. In der Nähe liegen die Mais- und Hirsefelder. Die Urform der Libata ist wohl die Familienwerft mit dem Viehkral in der Mitte, wie sie sich heute noch bei den nomadisierenden Viehzüchtern des Ambo- und Hererolandes findet. Sie hat sich aus dieser dort entwickelt, wo die Bevölkerung sesshaft wurde und neben der Viehzucht Ackerbau betrieb.

Die Hütten haben hier im Gegensatz zum Trockenwald ausnahmslos zylindrischen Unterbau mit Kegeldach. Die Wände werden aus nebeneinander gestellten Stangen errichtet und die Ritzen mit Lehm verschmiert. Im Innern der Hütten sieht man den wichtigsten Hausrat: Maisstampfer, Kalebassen, Tongefäße, Hacke, Benzintins, Fischreusen, hölzerne Milchkübel und große geflochtene Hirsebehälter. Das Lager befindet sich einen halben Fuß über dem Boden und besteht aus einem mit Tierfellen bedeckten Zweiggeflecht. Im Freien stehen hohe, tischähnliche Pfahlgerüste zum Trocknen von Fleisch, Mais, Tabak usw. Statt der hölzernen Maismörser werden in der Trockensteppe vielfach Mahlsteine verwendet.

5. Reisen und Forschungen in Angola, 1936: 302–303

Die Eingeborenen (Libolo) wohnen in großen Haufendörfern. Sie sind fleißig und friedfertig. Früher war es wie bei den Selles beliebt, die Häuser auf Felsbuckel und sonstige schwer angreifbare Erhebungen zu stellen, aber seit der völligen Befriedung des Landes macht man es sich bequemer. Nur die Mais- und Hirsehütten werden der Termiten wegen nach wie vor gern auf Felsklippen gestellt. Die Toten setzt man unter Steinpackungen auf Felsen bei, um sie vor den Hyänen zu schützen. Der Hausbau zeigt nichts Bemerkenswertes. Der quadratische Grundriß der Savanne und länglich-rechteckige des Trockenwaldes durchdringen sich. Von der ursprünglichen Kultur ist nicht mehr viel erhalten. Zu besonderen technischen oder künstlerischen Leistungen scheinen die Eingeborenen nicht, oder doch jetzt nicht mehr befähigt zu sein. Wie weit der europäische Einfluß geht wurde mir so recht klar, als ich einst bei einem Dorffeste sah, wie leere Benzintins als Trommel verwendet wurden.

Die Eingeborenen bauen Mais, Maniok, etwas Erdnüsse, Bohnen, Süßkartoffeln, Hirse. Die Hirse („malufu“), eine kleinwüchsige Art, wird nicht gegessen, sondern dient zum Bierbereiten. Der Mais wird als Fuba (Mehlbrei) gegessen, oder die ganzen Kolben werden geröstet und verzehrt. Es wird nur der große Mais, der 5 Monate bis zur Reife braucht, angebaut; daher ist nur eine Ernte im Jahr möglich. Man baut den Mais, der eine recht anspruchsvolle Pflanze ist, auf frischgerodetem gutem Waldboden; auf Grasland ist der Ertrag viel geringer. Die Maniokstaude ist weniger anspruchsvoll; sie gedeiht eigentlich überall. Sie wird in der kleinen Regenzeit gesteckt, damit sie sich in der großen Regenzeit kräftig entwickelt und Triebe ansetzt. Nach einem Jahr liefert sie die erste Ernte; im ganzen bleibt sie 3–4 Jahre im Boden. Zusammen mit

Maniok werden oft Bohnen, die am Maniok ranken, und Erdnüsse angebaut. Man kennt hier zwei Arten von Maniok, eine mit rötlichem und eine mit grünem Stengel. Beide werden zur Fubabereitung verwendet. Die Knollen des bitteren Manioks werden zunächst 2–3 Tage in Wasser gelegt, dann dick abgeschält, in kleine Stücke zerbrochen und zum Trocknen ausgebreitet, schließlich in Mörsern („kino“) gestampft und gesiebt. Alle diese Arbeiten werden mit Vorliebe auf den kahlen Granitfelsen vorgenommen. Erdnüsse werden im Oktober von Frauen gepflanzt; man tut in jedes Loch eine Nuß, von der die Schale entfernt ist. Süßkartoffeln pflanzt man im Januar.

Maniok- oder Maisfuba mit etwas Palmöl bildet die Hauptnahrung. Dazu gibt es Bananen und allerlei Gemüse. Rinder werden weder von den Weißen noch von den Eingeborenen gehalten, dagegen gibt es hier mehr Schweine als im Süden. Eier werden nicht gegessen, sondern dienen nur zum Brüten. Auf den Pflanzungen erhalten die Schwarzen außer Fuba, Öl und Tabak noch Trockenfisch oder Trockenfleisch vom Büffel und anderem Wild. Wachs und Honig gibt es im Luatibezirk nicht, denn es fehlt an Bienen, die im Trockenwald Mittelangolas so überaus häufig sind. Kaffee wird von den Eingeborenen weder angebaut noch genossen. Kaffeetrinken ist so ziemlich die einzige europäische Sitte, die sie nicht nachahmen. Obgleich die Schwarzen sonst für alle schweren Genußgifte, wie Alkohol, Hanf, Tabak, sehr zu haben sind, verschmähen sie den Kaffee, auf dessen Genuß sie mit starker Herztätigkeit reagieren. Sie stehlen daher auch keinen Kaffee. Für die europäischen Siedler ist der Kaffee ein geradezu unentbehrliches Getränk im Tropenklima; er erfrischt bei großer Anstrengung und Hitze ganz vorzüglich. Ich selbst habe ihn ohne Milch und Zucker als Extrakt 3–4 mal am Tage getrunken.

Eingeborene Arbeiter stehen den Pflanzern in genügender Zahl zur Verfügung. Nach und nach hat man auch schon einen Stamm herangezogen, der mit der Kaffeebehandlung vertraut ist. Die Löhne sind niedrig (zwei Angolares am Tag, davon einer für Verpflegung). Bei der Kaffee-Ernte helfen auch Frauen und Kinder; sonst sind nur Männer auf der Pflanzung tätig. Dafür haben die Frauen alle Arbeiten im Dorf und auf den Eingeborenenfeldern zu leisten, mit Ausnahme des Hausbaus und Waldrodens.

Mit den portugiesischen Behörden ist nach dem Urteil aller Pflanzler gut auszukommen, solange man sich höflich benimmt, die Portugiesen als die Herren des Landes respektiert, sich nach den Gesetzen des Landes richtet und die Eingeborenen pünktlich bezahlt. Schon aus Klugheit sollte der Siedler die Behörden peinlich korrekt behandeln, denn der Portugiese ist sehr empfindlich. Nichts wäre dümmer, als zu glauben, die Portugiesen als Europäer zweiten Ranges behandeln zu dürfen und sich über die Bestimmungen der Regierung hinwegsetzen zu können. Hat man alle Formalitäten wie Lizenz, Vermessung, Arbeiteranmeldung, Besitztitel usw. erfüllt, so läßt die Behörde den Siedler ganz ungeschoren. Abgesehen von dem ein Mal zu erwerbenden „Titulo de

residencia“ sind gar keine weiteren direkten Abgaben zu leisten. Auch in der Behandlung der Eingeborenen sind die portugiesischen Behörden sehr vernünftig. Sie geben dem Schwarzen nicht mehr Rechte, als man ihm billigerweise zugestehen muß, und sind sehr darauf bedacht, daß der Weiße Herr im Lande bleibt.



9 Sammlung A. Lux: (Katalogangabe: „Häuptlingszepter der Tschowke in Angola“). Museum für Völkerkunde Wien, Foto-Archiv, Foto Nr. 39.526

ANTON ERWIN LUX

Der Österreicher Anton Erwin Lux wurde am 23. Dezember 1847 in Venedig geboren. Er war Absolvent der Artillerie-Akademie in Weisskirchen (Mähren) und trat 1868 in die österreichische Armee als Artillerieoffizier ein. Er widmete sich geographischen und naturwissenschaftlichen Studien, vor allem auch kartographischen Arbeiten, von denen einige 1873 auf der Weltausstellung in Wien gezeigt und ausgezeichnet wurden, und veröffentlichte in geographischen Zeitschriften. Dadurch wurde die „Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Africas“ auf ihn aufmerksam. In ihrem Auftrag nahm er an ihrer dritten Expedition, die ins Innere Angolas führen sollte, teil. Als ihr Leiter war der Ornithologe Alexander von Homeyer* vorgesehen, der dann aber, ebenso wie der Botaniker Herman Soyaux*, schon in Pungo Andongo krankheitshalber zur Umkehr gezwungen wurde. Lux selber mußte in Quimbundo ebenfalls aus Gesundheitsgründen aufgeben, so daß der eigentliche Forschungsauftrag schließlich von Paul Pogge* allein durchgeführt wurde. Lux hatte Hamburg Anfang 1875 verlassen und war am 2. Mai in Luanda eingetroffen. Zusammen mit Soyaux, der um Geld zu holen aus Pungo Andongo noch einmal an die Küste gekommen war, brach er von dort am 12. Mai ins Innere auf. Sein Weg führte ihn auf dem Cuanza nach Dondo und dann zu Fuß weiter nach Pungo Andongo und Malanje. Dort begann nach der Vervollständigung der Ausrüstung und der Anheuerung von 75 Trägern und weiteren 39 Afrikanern (darunter auch Sklaven) als Treiber für acht Reitstiere, insgesamt also 114 Mann, nach einem Aufenthalt von vier Wochen am 14. Juni die eigentliche Expedition. Sie erreichte nach der Überquerung des Cuango und dem Durchzug der Songo- und Minungo-Gebiete am 26. August die im Lande der Chokwe gelegene Kosa-Enklave mit dem Ort Quimbundo, der letzten portugiesischen Handelsstation im Osten. Der Gesundheitszustand von Lux hatte sich inzwischen allerdings derart verschlechtert, daß er die Reise nicht fortsetzen konnte und Pogge allein weiterziehen lassen mußte. Am 14. September machte er sich folglich wieder auf den Rückweg, jedoch auf einer anderen Route, die ihn diesmal durch die Gebiete der Shinje und Mbangala führte. Am 2. November traf er in Luanda ein und war nach einer gemeinsamen Rückreise mit Alexander von Mechow* am 14. Januar 1876 wieder zu Hause in Österreich.

Nach seiner Rückkehr aus Afrika wurde Lux Geographielehrer an der Militärrealschule in Güns und später in Eisenstadt. 1876 nahm er auf Einladung des belgischen Königs an den Beratungen in Brüssel teil, die zur Gründung der *Association Internationale Africaine* führten. Von 1883 bis 1886 unternahm Lux ausgedehnte Reisen auf dem Balkan, deren Ergebnisse er in seinem Buch *Die Balkanhalbinsel mit Ausschluß Griechenlands. Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder* (Freiburg 1887) veröffentlichte. Auch ein *Geographischer Handweiser* (Stuttgart 1885) stammt aus seiner

Feder. Nach militärischen Kommandos in Wien und Peterwardein wurde er 1900 Kommandant des Festungsartillerieregiments Nr. 3 in Przemysl. 1903 trat er in den Ruhestand und starb fünf Jahre später, kurz nachdem ihm der Generalmajorstitel verliehen worden war, am 31. Mai 1908, in Stockerau.

Lux war der Topograph der Cassange-Expedition, und da der für dieses Unternehmen eigens angestellte Photograph gleich nach seiner Ankunft in Luanda mit dem nächsten Dampfer wieder nach Europa zurückkehrte, wurden ihm auch die fotografischen Aufgaben übertragen. Dazu kam es allerdings nicht, weil man die Ausrüstung in Luanda zurückließ. Später in Malanje überzeugte der portugiesische Kaufmann Saturnino de Sousa Machado die Expeditionsteilnehmer jedoch vom Wert und der Notwendigkeit fotografischer Aufnahmen, doch mißlang der Versuch, die Ausrüstung noch nachkommen zu lassen. Aufschlußreich ist das in diesem Zusammenhang von Lux geäußerte Vorurteil – ein noch heute in der Ethnologie viel zitierter Topos: „Die Befürchtung, als könnten mir gelegentlich der Aufnahmen oder der Handhabung des Apparates bei den stets an Zauberei glaubenden Eingebornen Unannehmlichkeiten erwachsen, so dass das Gelingen der ganzen Reise in Frage gestellt werden würde, widerlegte der allseits bekannte *Saturnino*, welcher im schlimmsten Falle den Leuten die nöthigen Aufklärungen gegeben hätte.“ (Lux 1880: 57). Das warnt wieder einmal vor leichtfertigen Verallgemeinerungen und zeigt, daß vor der Schlußfolgerung die Erforschung zu stehen hat. Als Pogge später den Lunda kleine fotografische Portraits zeigte, riefen diese „unbeschreiblichen Jubel“ hervor (1880: 81).

Für die Menschen, denen Lux in Afrika begegnete, hat er sich nicht wirklich interessiert. Auch war er kein sorgfältiger, im guten Sinne neugieriger Beobachter. Das wird besonders deutlich im Vergleich mit den Beschreibungen seiner Weggenossen. Für ihn sind „die Schwarzen“ Gelegenheitsdiebe „wie überall, auch hier“ (1880: 55); die „Eingebornen“ (Shinje) „sind faul und ohne den geringsten Gedanken an eine Arbeit, nur wenn sie erfahren, dass eine grössere Handelskarawane ihr Gebiet durchzieht, da eilen sie, um dieselben zu plündern“ (S. 136); die Minungo sind „roh, hinterlistig und frech bis zum Excess, was man den Massongos nicht nachsagen kann.“ (S. 99). Selten geht er den möglichen Ursachen afrikanischen Verhaltens nach. Er konstatiert allerdings den Haß auf die Portugiesen, vor allem unter den Mbangala, und schreibt, wie Pogge auch, ihren erfolgreichen Aufstand im Jahre 1860 allein dem allzu harten Vorgehen der portugiesischen Kaufleute ihnen gegenüber zu. An anderer Stelle räumt er schließlich auch ein, daß „das in Angola circulirende Gerede von der Raublust der Maschinschis [Shinje] und Bangelas [Mbangala] bei beiden Völkern, besonders bei den letzteren, arg übertrieben ist. Wahr ist es, dass sich mir alle Eingebornen mit Misstrauen und Argwohn näherten, wie sie es wohl jedem Weissen gegenüber thun und für welche Handlungsweise sicherlich auch Gründe zu finden wären. Wird man aber mit ihnen näher bekannt, so findet man, dass sie

eigentlich ganz gutmüthige Leute sind.“ (s. Text). Wie fast alle anderen zeitgenössischen Forscher auch, sieht er in Mischlingen den „Auswurf der Bevölkerung“ (1880: 6). Die angebliche Bestätigung dieses Urteils durch seine eigenen Erfahrungen läßt sich aus seinem Bericht allerdings nicht ableiten.

Nicht nur seine ethnographischen Beobachtungen sind dürftig, ungenau und oberflächlich. Schon seine Fachkollegen hielten einige seiner geographischen Angaben für anfechtbar, vor allem aber wurden nachdrückliche Zweifel an seinen Höhenmessungen geäußert, die teilweise eine Differenz von 800–900 m gegenüber denjenigen von Schütt* und Buchner* aufwiesen. Ein Kritiker äußerte daher den dringenden Wunsch, „dass Herr Lux recht bald über die Grundlagen seiner Höhenangaben Auskunft giebt und den auffallenden Widerspruch erklärt, der zwischen seinen Barometerständen und der angeblichen Höhenlage der Beobachtungsorte besteht“ (Ermann 1880–1881: 14). Das Urteil über seine Buchveröffentlichung, daß „eine Vorliebe für ein wissenschaftliches Fach nicht darin hervortritt“ (Behm 1879: 467), gilt besonders auch für seine ethnographischen Beobachtungen (s. Text). Lux machte zwar extra einen (viel zu kurzen) Abstecher zur alten Feira (Marktort) von Cassange, doch eine Beschreibung oder irgendwie geartete nähere Angaben dazu sucht man bei ihm vergeblich. Auch von seiner Begegnung mit 32 Songo-„Königen“ vermittelt er kein irgendwie geartetes anschauliches Bild.

Die gleiche Oberflächlichkeit zeigt sich auch bei seiner Beschreibung ethnographischer Objekte, wie beispielsweise des Musikinstrumentes „Lubembe“, die er zwar richtig als Doppelglocke abbildet, aber nur als eine „übergrosse eiserne(n) Kuhglocke (jedoch ohne Zunge)“ beschreibt. Wie wenig er durchweg das Gesehene begrifflich zu erfassen vermochte, wird an seiner Schilderung eines „Mukishi“ bei den Songo deutlich, in der er „Fetisch“, Talisman, Idol und Götze wahllos als Synonyme verwendet. Kennzeichnend für seine innere Einstellung ist seine Erklärung für die Verdünnung von Branntwein mit Wasser. Während Soyaux dieselbe Praxis als ein Betrugsmanöver zur Vertuschung heimlicher Entnahme und Vermehrung der Vorräte durch die Zwischenhändler und Endabnehmer darstellt, behauptet Lux, daß man „dem Neger nie den Branntwein in dem Zustande, wie er in den Handel kommt, verabreichen“ dürfe. „Die Eingebornen trinken sehr gerne und schnell, vertragen aber nur äusserst kleine Quantitäten geistiger Getränke. Nachdem sie nun noch dazu gerne sehr viel trinken, so muss man die Wirkung des Getränkes abzuschwächen suchen und das geschieht, indem man von der dem Neger zu spendenden Flasche blos die Hälfte mit Branntwein füllt und sodann mit Wasser ergänzt.“ (1880: 59)

Lux zeichnet auch ein sehr geschöntes Bild der (in Angola erst 1875 offiziell abgeschafften) Sklaverei: „Dem Neger geht, respective ging es in der Sklaverei – ich spreche von den portugiesischen westafrikanischen Besitzungen – verhältnissmässig nicht schlecht. Die Leute bekamen zu essen und zu trinken, sie hatten Kleider, gute Behandlung, keine Sorgen und manchmal auch baares

Geld. Bei alledem hatten sie geringere Arbeit, als sie jetzt in der Freiheit verrichten müssen, wenn sie in derselben Weise fortleben wollen, wie bisher. Der in der Regel arbeitscheue [*sic*], freilich auch sehr genügsame Neger arbeitet aus freiem Antriebe nur im Falle dringendster Nothwendigkeit und wird jetzt als freier Mann für die Verrichtungen als Cargadores [*sc. carregadores*, Träger] übertriebene Preise verlangen, was, da der Mangel anderer Transportmittel jede Concurrenz ausschliesst, in nächster Zeit eine grosse Preissteigerung der Export-Artikel nach sich ziehen wird.“ (1880: 26)

Trotzdem finden sich auch im Reisebericht von Lux manche wissenswerten, über sein Itinerar im engeren Sinne und die Bedingungen der Reise hinausgehende Informationen. So beschreibt er recht eingehend die drakonischen Strafen im portugiesischen Angola und die für Weiße wichtigsten Transportmittel, gibt Hinweise zu den beiden Währungen und zu den Münzen, nennt ein paar Preise und Handelsgüter, hin und wieder einige Anbaupflanzen, und anderes, was ohne viel nachzufragen offen ins Auge sprang. Interessant sind seine Bemerkungen über die Handelsperlen, die zum größten Teil in böhmischen Glasfabriken hergestellt und alle über England nach Angola kämen. Die roten „avellorios“ würden an der Westküste auch als „corales“ bezeichnet. Nützlich sind seine Wörterlisten des Kimbundu, Kisongo und Umbundu (der Mbailundo). Dagegen wurden die seinem Buch beigegebenen Lithographien schon zu seiner Zeit als „Rückschritt“ qualifiziert.

Es gibt vielfältige Gründe für diese bedauerlichen Defizite. Da ist vor allem der schlechte Gesundheitszustand von Lux, die ständigen Fieberanfälle und manch andere Leiden. Bei dem raschen Durchzug durch Ortschaften oder sogar an ihnen vorbei, ließen sich keine eingehenden Beobachtungen oder Nachforschungen anstellen und in Quimbundo, dem einzigen Ort, an dem sich Lux etwas länger aufhielt, war er so krank, daß er dazu erst recht nicht in der Lage war. Aber auch Pogge ging es in der ersten Zeit überhaupt nicht gut und dennoch ist sein Tagebuch für diese Zeit wesentlich reichhaltiger. So muß man wohl auch in Rechnung stellen, daß Leutnant (später Oberleutnant) Lux in erster Linie ein Militär war und ihm grundsätzlich der Zugang zu fremden Lebenswelten fehlte. Er war offensichtlich für dieses Unternehmen eine Fehlbesetzung.

Ein von Lux mitgebrachtes Häuptlingszepter der Chokwe (vgl. 1880: 87 mit Bastin 1969) wurde 1949 vom Wiener Museum für Völkerkunde in einem Auktionshaus erworben und befindet sich noch dort (s. Abb. 9).

Text*1. Unter den Bangelas in Westafrika, 1879b: 182–185*

Es war im Jahre 1875, als ich gelegentlich meiner Rückreise von Kimbundo [Quimbundo] (10°13,6' südl. Br. und 19°37,1' östl. L. v. Gr.) die Länder der Maschinschi [Shinje] und Bangelas [Mbangala] durchzog. Das Interesse, welches besonders das letztere Volk gerade jetzt erregt, so Herr Schütt in den dortigen Gegenden reist, wird es erwünscht machen, meine Erlebnisse und Erfahrungen, die ich unter den Bangelas gesammelt habe, mitzutheilen.

Die Bangelas bewohnen das Cassandschethal von dem Talamongongo-Gebirge östlich bis zum Quango und Cucumbi und grenzen im Süden an das Songo-Gebiet. Ihre nördliche Grenze blieb mir unbekannt. Ich durchreiste dieses Land in der Zeit vom 24. September bis 5. October 1875 und fand, daß im Allgemeinen das in Angola circulirende Gerede von der Raublust der Bangelas arg übertrieben ist. Wahr ist es, daß sich mir alle Eingeborenen mit Mißtrauen und Argwohn näherten, aber dies kommt bei allen Negern vor, und gerade in jenen Gegenden lassen sich hierfür die triftigsten Gründe geltend machen. Wie bereits bekannt, haben die Bangelas mit den ehemals angesiedelt gewesenen Portugiesen recht traurige Erfahrungen gemacht. Wird man aber mit ihnen näher bekannt, so findet man, daß sie im Grunde ganz gutmüthige Leute sind.

Meine Karawane war auf dieser Reise klein. Ich hatte außer meinen sechs Tipojaträgern und zwei Sklaven (Tom und Manú) bloß elf Schwarze, welche meine spärliche Ausrüstung trugen, sowie sieben Sklaven, welche die Cargos meiner Träger beförderten, also im Ganzen bloß 26 Mann; wahrlich keine Macht, mit der ich etwaigen Angriffen der Eingeborenen hätte eventuell mit Erfolg die Stirn bieten können. Das Reisen mit großen Karawanen verursacht übrigens auf kleinen Strecken weit mehr Unannehmlichkeiten, als dies mit wenigen Leuten der Fall ist. Es entstehen ohnehin zu leicht Zwistigkeiten zwischen den Trägern und den Eingeborenen, die meistens, ja immer der Reisende schlichten muß, daher augenscheinlich eine kleine Karawane vortheilhafter ist, weil die Leute leichter beaufsichtigt werden können. Sei nun aber die Karawane groß oder klein, immer gilt als Hauptgrundsatz des Reisenden – und auch unter den Bangelas ist dies der Fall –, sich so viel als nur irgend möglich nach der Decke zu strecken. Freilich wird ihm dies mitunter recht, recht schwer und der Faden der Geduld wird oft sehr straff gespannt. Wer aber diese Schwierigkeiten überwindet, hat den Erfolg für sich.

Der Verkehr mit den Schwarzen ist es wohl in erster Linie, welcher das Reisen in Afrika, das Land der Bangelas nicht ausgenommen, so schwierig macht und oft die kühnsten, mit vollster Berechtigung gehegten Erwartungen, trotz dem besten Willen des Reisenden zu nichte macht.

Der Verkehr wird nun meistens durch Handel eingeleitet, und in dieser Hinsicht sind die Bangelas anders anzufassen als andere Völker. Giebt man ihnen

bei einem Geschäft nicht schnell das, was sie verlangen, so gehen sie fort und kehren nicht mehr zurück; man hat es mit ihnen gründlich verdorben und sie trachten dann auf andere Weise, durch Diebstahl oder sonst wie, in Besitz der für sie begehrenswerthen Gegenstände zu gelangen. Anders sind beispielsweise die Massongos, welche ich auf meiner Reise nach Kimbundo kennen lernte; dieses Volk läßt mit sich handeln; ebenso die Kiokos [Chokwe].

Ich gab bei den Bangelas, so weit es meine spärliche Ausrüstung zuließ, so viel ich konnte, und wollten die Sobas noch mehr haben, so machte ich ihnen mit Hinweis auf die geringe Menge der Artikel, die ich noch besaß, sowie der noch zu durchwandernden Strecke die Unmöglichkeit weitem Gebens mit Erfolg begreiflich, und sie begnügten sich mit dem, was sie bereits erhielten.

In der Kleidung und Nahrung sind sie ebenso genügsam wie die anderen uncivilisirten Negervölker und sie salben sich desgleichen auch ihren Körper mit Ricinusöl. Besondern Werth legen die Weiber auf Perlen und andern Tand und die Männer auf Fundanga (Schießpulver). Alte Feuersteingewehre haben bedeutende Verbreitung bei diesem Volke.

Wesentlich unterscheidet sich dieses Volk von den Massongos, Kiokos, Maschinschis und Minungos in der Haartracht. Sie rasiren nämlich das Kopfhaar derart aus, daß der stehengebliebene Theil die verschiedensten Figuren bildet. Die Weiber machen sich mitunter einige Zöpfchen und rasiren die nächste Umgebung davon kreisförmig aus. Auch ganz kahle Schädel kommen vor. Als besonders ziemlich häufigen Schmuck der Bangelas-Weiber erwähne ich eines dünnen Messingstreifens, welchen sie um die Stirn tragen.

Von Osten kommend betrat ich, nachdem uns ein schwarzer „*piloto*“ in einem Canoe nach und nach über den Cucumbi gebracht hatte, am 24. September 1875 das Land der Bangelas und erreichte um die Mittagszeit Bansa Cassandsche, wo ich lagerte. Bansa heißt bei den Bangelas Dorf, ebenso wie bei den Massongos Sansala oder Kilombo. In diesem, mit dem uns von Livingstone her bekannten Orte Cassandsche [...] nicht zu verwechselnden Orte, welcher nahe der Mündung des Cucumbi in der Gabelung zwischen diesem Flusse und dem Quango, also noch am rechten Ufer des letzteren, liegt, fand ich als „Inglese“ die beste Aufnahme.

Bevor der Soba noch selbst kam, ließ er mir eine leerstehende *cubata* (so werden bei den Bangelas die stabilen Negerhütten genannt) als Wohnung antragen; ich dankte jedoch für das Vergnügen, mit in Negerhütten überall in großer Menge vorkommenden *mawatas*, welche ich und Dr. Pogge bereits auf der Reise nach Kimbundo kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nochmals Bekanntschaft zu machen und verzichtete auf das Anerbieten. Die *mawatas* werden von den Portugiesen *persevejos dos pretos*, manchmal auch *carapatos* (Hundszecke, was jedoch unrichtig ist) genannt. So ließ ich mir also von meinen Leuten wieder einen luftigen *Fondo* aus frischem Reisig errichten.

Bald darauf kam der Soba, umgeben von vielen seiner Leute, zum Besuche; die Strohmatte, welche hier *dischisa* genannt wird, wurde vor meine Hütte gelegt und der Häuptling hockte sich nieder. Er war während meiner ganzen Reise von Kimbundo aus der erste Soba, den ich traf, und ich erhoffte von ihm um so mehr einige Nahrungsmittel als Geschenk zu erhalten, wie es die Sobas der Massongas [*sic*] zu thun pflegen, als ich seit Kimbundo meistens Hunger leiden mußte. Im günstigsten Falle war es mir hier und da gelungen, ein Huhn zu erstehen. Ich irrte jedoch in meiner Voraussetzung, denn der Soba brachte nichts, verlangte aber gleich einige Geschenke; es gelang mir, ihn zufrieden zu stellen und seine Freundschaft zu gewinnen.

Der Soba von Bansa Cassandsche ist der mächtigste und daher gefürchtetste Häuptling des Cassandschethales und sein Einfluß sehr groß. Ihm gehörte auch das Canoe, welches mich auf meiner Weiterreise über den Quangofluß bringen sollte, daher sich alsbald unser Gespräch auch um die Frage der Bezahlung für die Bewerkstelligung der Ueberfahrt drehte. Wir wurden endlich handelseins und setzten ein Stück *riscado* (Baumwollstoff) zu 8 Yards als Preis fest. Der Soba wollte diesen Preis sogleich in Empfang nehmen, worauf ich freilich nicht eingehen wollte; auf sein Drängen und auf die Versicherung jedoch, daß sonst nichts mehr gefordert würde, da der Schiffer sein Unterthan sei und daher den Dienst auf seinen Befehl leisten müsse, mußte ich mich zur Vorausbezahlung bequemen. Irmão, mein Dolmetsch, rieth mir hierzu, sonst kämen wir vor Ablauf einiger Tage gar nicht weiter. Da kam der vielbesprochene *piloto* des Weges daher, und wie ich gleich vermuthete, gestaltete sich die Sache anders. Der Fährmann wollte von den Abmachungen seines Königs durchaus nichts wissen und begehrte zuerst von letzterem die ganzen 8 Yards, und als ihn dieser mit höhnischem Gelächter abwies, kam er zu mir und verlangte 6 Yards. Darüber entspann sich ein allgemeiner [*sic*] sehr lebhafter Palaver, der erst ein Ende nahm, als ich 4 Yards bewilligte. Der König hatte, den Lärm und die Unordnung benutzend, mit seinen Getreuen und dem Stück *riscado* die Flucht ergriffen.

Nachdem ich des andern Tages von dem Soba durch Ueberreichung einer Flasche Branntwein herzlichen Abschied genommen hatte, verließ ich mit meiner Karawane, begleitet von dem *piloto*, Bansa Cassandsche und erreichte nach kurzem Marsche den Quangofluß, wo sogleich mit der Ueberfahrt meiner Leute begonnen wurde.

Der Uebergang (9°48,6' südl. Br. und 18°28,6' östl. L. v. Gr.) über diesen Fluß war schwieriger und langsamer als jener über den Cucumbi, weil das Canoe so kurz war, daß außer dem Schiffer bloß zwei Personen in sehr gebückter Stellung und ein Cargo Platz fanden. Der Fluß ist an dieser Stelle circa 120 bis 140 Schritt breit und 2 bis 4 Meter tief.

Die Hälfte meiner Leute war bereits auf das linke Ufer übergeführt und ich befand mich noch auf der andern Seite, weil der Reisende immer der letzte

bleiben muß, als unser Fährmann erneuerte Ansprüche auf bessere Bezahlung erhob. Ja er weigerte sich den Rest der Karawane überzuführen und schickte sich an stromabwärts zu fahren. Darob großer Lärm an beiden Ufern, und erst mit Hilfe meines Revolvers gelang es mir, den wortbrüchigen Schiffer zur Erfüllung seiner Verpflichtung anzuhalten, ohne eine Mehrbezahlung zu leisten. Um 10 Uhr war der Uebergang beendet und wir campirten gegen Mittag in Terra de Muhica.

Mittlerweile war die Regenzeit schon sehr vorgeschritten und ich beschloß daher möglichst große Märsche zu machen. In dieser Zeit beginnen die täglichen Regengüsse ziemlich genau um dieselbe Stunde. Früh nach Sonnenaufgang ist in der Regel klarer, wolkenloser Himmel und daher die beste Zeit zum Beginn des Marsches. Gegen Mittag sammeln sich nach und nach die Wolken und ehe man sich versieht, bricht der Regen los. Um diese Zeit muß man also schon in einem Fondo in Sicherheit sein. Der Regenguß dauert zwar nicht lange, der Niederschlag ist aber so groß und vehement, daß nach 10 Minuten bereits über jedes abschüssige Terrain ganze Bäche dahin rauschen. Nach einer Pause von ein bis anderthalb Stunden kommt dann ein weiterer Guß und so geht es fort während des ganzen Nachmittags und der Nacht. Man kann sich nur sehr schwer einen Begriff von der Dichte und Stärke des Tropenregens machen, wenn man ihn nicht selbst erlebt hat.

In den nächsten Tagen passirte ich Bansa Camalanga, Bansa Muconda, Terra di Caschimba, Pasu, Calunga a Kilongo, einen prächtigen Palmenhain bei N'Gama, Bansa Cansambe, wo große *matos* (Wälder) beginnen, und den in einem mächtigen Felsenbette dahinfließenden Rio Cueji (spr. Kueschi, wohl zu unterscheiden von Cuiji, einem Nebenfluß des Quanza am rechten Ufer). Am 29. September campirte ich in N'Bungu (9°44,9' südl. Br. und 18°7,8' östl. L. v. Gr.).

In N'Bungu hat der einzige (1875) im Cassandschethal ansässige Portugiese, José Joaquim Barreiros Callado, welcher auch in Pasu ein Filial besitzt, ein großes Haus und eine bedeutende Wirthschaft, welche sich durch besonders reichen Viehstand auszeichnet. Callado ist nur selten zu Hause; auch ich traf ihn nicht an.

Sein Empregado [*sc.* Angestellter] dort ist ein Mulatte und heißt Antonio Manuele Lemus. Ich fand von seiner Seite nicht die sonst überall großartige portugiesische Gastfreundschaft, daher ich es auch vorzog in einem Fondo zu wohnen, welchen ich vor dem Hause errichten ließ. Hier erzählte mir auch Irmão, mein Dolmetsch, von der Feindschaft des bekannten Elfenbeinhändlers Saturnino [de Sousa Machado] mit Callado. Um so mehr hatte ich Interesse, letztern kennen zu lernen, daher ich mich entschloß, die Feira (Livingstone's Cassandsche) zu besuchen, wo sich Callado gerade aufhalten sollte.

Am 30. unternahm ich demnach in Begleitung des Empregados aus Pasu (wir beide ritten, wie landesüblich, auf Stieren) und zweier Schwarzen zu Fuß

die Partie. Ich erreichte jedoch meine Absicht nicht, da ich Callado auch in der Feira nicht antraf. Kurz vor meiner Ankunft sei er, so hieß es, fortgeritten; wohin wußte Niemand.

Der Ritt nach der Feira (9°37,9' südl. Br. und 18°3,5' östl. L. v. Gr.) dauerte vier Stunden und des Nachmittags kehrte ich wieder nach N'Bungu zurück.

Callado besitzt in der Feira eine kleine Factorie, welcher ein Mulatte vorsteht. Wie bekannt, erfreuen sich die Weißen insoweit es Portugiesen sind, nicht der Freundschaft der Leute in der Feira. Callado wird wohl in seinem Interesse diese Abneigung unter den Eingeborenen zu schüren wissen; besonders gegen Saturnino, seinen Feind, der überdies noch persönlich die Mißgunst der Bangelas besitzt, da er ebenfalls bis 1860 im damaligen Cassandsche (Feira) angesiedelt war und nebst den anderen Weißen wohl dazu beigetragen haben wird, den Widerwillen dieses Volkes gegen die Portugiesen zu erwecken [...].

Am 1. October begann ich mit dem Aufstieg an den sanften Böschungen der östlichen Lehne der Talamongonga [Tala Mugongo] und passirte Wuanga. Im weitem Verlaufe meiner Reise führte mich mein Weg am Fuße des „Monte Cassala“ im Lande des Sobas von Caboco vorbei. Diese Felsenmasse erhebt sich circa 500 Meter über das umliegende Terrain. Hier bietet sich häufig die sehr ergiebige Jagd auf Marabuts (*Leptoptilus crumenifer*), weil oft große Schwärme dieser Vögel in den Felsen des Cassala ihre Zuflucht nehmen. Die Schwarzen jagen diese Thiere bloß des Fleisches wegen, die kostbaren Federn finden gar keine Verwerthung.

Vom Monte Cassala an mußte ich auf meinem Wege nach Osten zahlreiche durch die heftigen Regengüsse entstandene Bäche und Wasserrisse überschreiten und kam bei der Sansala Cambollo und Sansala Lucalla vorbei. Nachdem ich den Luhyfluß [Lui] durchwatet hatte, campirte ich am linken Ufer und hatte bald die Gesellschaft des Sobas von Lucalla, mit dem ich Freundschaft schloß. Er blieb den ganzen Tag bis spät Abends bei mir und selbst des andern Tages kam er zeitlich Morgens zum Abschied. Unter allen Schwarzen machte dieser Soba auf mich den besten Eindruck. Am 4. October setzte ich die Reise fort. Ich erreichte Mucamba, Gudi und Kissamba und überschritt den tiefeingeschnittenen, durch seine herrlichen Ufer bemerkenswerthen prächtigen Loari. Fort ging es in großer Abwechslung bald durch großartige Palmenhaine oder vorüber an tiefen Abstürzen, bald bergauf und bergab, zwischen Bäumen und Schlingpflanzen, über Bäche und vorüber wieder an den wohl sehr schönen, aber garstig riechenden Tabackpflanzungen.

In manchen Gegenden wird statt Taback auch *Ariamba* geraucht. Diese hanfartige Pflanze wächst überall, besonders am Congo, und soll narkotischer wie der Tabak sein.

Vorüber bei Museca, Budinschi, Uari a M'Bambi, Ganambelenge und Cambondo immerfort bergan hatte ich endlich am 5. October am 9 U. 30 Min. Vormittags den höchsten Punkt des Weges über die Talamongonga erreicht und

war somit an der Grenze der Bangelas angelangt. Der Theil, wo ich den Aufstieg vollführte, heißt speciell das Cateniagebirge, und aus den Schluchten desselben kommt auch der kleine in den Quango fließende Rio Catenia. Da ich beide Wege, welche von Sanza nach Kimbundo führen, zurückgelegt habe, glaube ich auf die durch die Länder der Bangelas ziehende Route besonders hinweisen zu sollen. Sie ist bedeutend kürzer und die Eingeborenen sind nicht von böserer Natur als die Massongos. Vieles, was man selbst in Angola von den Bangelas spricht, ist übertrieben.

Von Catenia aus kann man auch auf einer Nebenlinie direct nach der Feira gelangen. Das Itinerar hierzu wäre: Kinsaschi, Caschinga, Kimboa, Cucumolombe, Candungo und endlich die Feira.

Mein Marsch am 6. October 1875 brachte mich bereits wieder in das Gebiet der Massangos [*sic*; *sc.* Songo].

Güns, 20. Januar 1879.

WILHELM MATTENKLODT

Wilhelm Mattenklodt, der am 20. Mai 1887 wahrscheinlich in Lippstadt geboren wurde, wo die Familie „die alte Mattenklodtsche Scholle“ (1942: 226) bewirtschaftete, wanderte 1908 nach Deutsch-Südwestafrika (Namibia) aus und erwarb in der Nähe von Grootfontein eine fünftausend Hektar große Farm mit sechzig Kühen und vierzig Schafen. Von hier aus unternahm er in den folgenden Jahren ausgedehnte Jagdreisen, um etwas hinzu zu verdienen und um das Land kennenzulernen. Sie führten ihn unter anderem nach Südost-Angola und an den Sambesi bis zu den Viktoria-Fällen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs veränderte dann sein Leben von Grund auf. Er schloß sich den deutschen Truppen in Südwestafrika an und war an der Einnahme und Zerstörung der portugiesischen Festung Naulila (14. Dezember 1914) beteiligt. Nach der Kapitulation erklärte er sich bereit, fünf deutsche Offiziere, die sich der Gefangenschaft entziehen wollten, sicher nach Ostafrika zu leiten. Der Plan flog auf, Mattenklodt wurde auf seiner Farm verhaftet, entschloß sich aber noch am selben Abend zur Flucht. Damit gab er nicht nur seine Farm und seinen gesamten Besitz, sondern auch sein bisheriges Leben auf. Von nun an verbrachte er vier Jahre lang auf der Flucht. Unter dem Namen „Freischütz“ hetzte er in wechselnder Begleitung – eine Zeitlang mit Joachim Helmuth Wilhelm* –, auf abenteuerlichen und entbehrungsreichen Wegen mit großem Wagemut von Versteck zu Versteck durch Südwestafrika und Angola, wo Engländer und Portugiesen nach ihm fahndeten. Sein Ziel war die neutrale spanische Kolonie Rio Muni. Aber schon lange vorher, bei Fort Calulu im Libolo-Gebiet, wurde man 1919 seiner doch noch habhaft. Er wurde nach Luanda überstellt und nach drei Gefängnismonaten nach Lissabon abgeschoben.

In Deutschland, das er „ausgesaugt von unbarmherzigem äußeren Feind, ausgesaugt vom roten Vampyr gesindel“ sah, das „im Innern die Herrschaft an sich riß und Moskau den blutigen Weg bereitete“ (1942: 136), hielt es ihn aber nicht lange. Er kehrte noch dreimal nach Angola zurück und verdiente sich seinen Lebensunterhalt dort als Jäger. Er hielt sich besonders am Queve zur Flußpferd- und Büffeljagd auf und gelangte auf einer dieser Jagdreisen bis zum Cuanza. Der ebenfalls gerade aus Deutschland zurückgekehrte Joachim Helmuth Wilhelm, der sich in Angola ansiedeln wollte, schloß sich ihm wieder eine Weile an. Auch nach Südostangola kam er noch einmal. Schwere Malariaattacken zwangen Mattenklodt aber des öfteren zu längeren Ruhepausen.

Auf einer dieser späteren Angolareisen hat er die Kisama besucht und studiert. 1929 erhielt das Museum für Völkerkunde in Berlin von ihm unter anderem eine kleine Sammlung Ethnographica aus ihrem Gebiet (46 Nummern – von insgesamt 59 Angola-Stücken –, von denen bisher nur zwei Nummern – ein Korb und drei Holzlöffel – als noch vorhanden registriert sind) zusammen mit ethnographischen Notizen, die Hermann Baumann* bearbeitet und 1944 veröf-

fentlicht hat. Wann Mattenklodt die Informationen zusammentrug, ist nicht bekannt. Den veröffentlichten Hinweisen ist allenfalls zu entnehmen, daß er irgendwann zwischen 1920 und 1929 fünf Monate bei den Kisama gelebt hat. Es wird sich um eine der erwähnten Jagdkampagnen gehandelt haben. Seinen Aufzeichnungen liegt Bernhard Ankermanns „Anleitung zum ethnologischen Beobachten und Sammeln“ (1914) zugrunde. Sie vermitteln einen für einen Laien erstaunlich facetten- und detailreichen, wenn auch natürlich nicht tiefer eindringenden Überblick über die Kultur dieses Volkes. Es sind, obwohl nur wenige Seiten, die genauesten und umfassendsten Beobachtungen, die wir über die Kisama besitzen (Texte 1 u. 2). Sie bilden aber in Stil und Darstellungsweise einen derart starken Kontrast zu seinen Jagd- und Fluchtberichten, daß man geneigt wäre, dem Bearbeiter wesentliche Eingriffe zuzuschreiben, wenn Baumann diese nicht ausdrücklich verneint hätte. So muß man wohl die Schärfung von Mattenklodts ethnographischem Blick auf seine Verbindung mit dem ethnologisch interessierten Wilhelm, auf die genannte Anleitung und auf seine Kontakte zum Völkerkundemuseum in Berlin zurückführen. Für dieses Museum hat er auch am Queve gesammelt, denn er berichtet, wie er einmal von Dorfbewohnern als Gegengabe für „sechzig Zentner feisten Wildbrets“ von einem erlegten Flußpferd „ein paar belangvolle Gegenstände für das Berliner Museum“ erbat, worauf es einen „kleinen Krach“ gab, „aus dem ich aber als Sieger hervorging.“ (1942: 232)

Schon bei seinem ersten Aufenthalt am Queve, als er sich noch auf der Flucht befand, stieß Mattenklodt auf die heute so bekannten Steingräber: „That evening we slept on the banks of the Kueve on a big tomb on a shelving rock. Two negroes who, passing in the dusk, caught sight of us in the shrine took to their heels with every manifestation of superstitious alarm. We found tombs of this kind, in which chieftains and great hunters are buried, all over the country on rocky hills and slopes. They were circular in form and cleverly constructed of innumerable larger and smaller stones to the height of some five feet. This tomb was one of the largest we came across; it was probably over forty feet in diameter.“ (1931: 268–269). Später, bei der Beschreibung seiner dritten Angola-Reise, wählte er ein solches Monument für Augenblicke emphatischen Abschiednehmens: „Durstigen Auges trinke ich all die Herrlichkeit in mein Herz und denke dessen, der mich behütete während dieser langen, langen Fahrt durch Afrikas unendliche Weiten. Auf mächtigem Steinhügel stehe und fühle ich mich dem verwandt, der darunter schon seit vielen hundert Jahren schläft: Ein Grab ist's, ein Häuptlings- oder Jägergrab aus verklungener Zeit, da die Ovaselle noch Herren waren über ihr wildreiches Land; verfallen ist's, und doch noch gute zwei Meter hoch und zehn im Durchmesser weit, sauber gefügt, kreisrund, von keinem Spaten bisher durchwühlt.“ (1942: 242). Diese Passage vermittelt auch einen Eindruck vom leicht exaltierten Stil des Abenteurers und

Jägers Mattenklodt, der sich von dem des Ethnographen so deutlich unterscheidet.

Als Baumann Mattenklodt im Sommer 1930 während dessen vierten Afrikaaufenthalts in Huambo traf, war er bereits schwerkrank. Er stand damals eben in Begriff, eine weitere Jagdreise nach Südost-Angola anzutreten, die ihn abermals zum Sambesi führen sollte. Am Cuando wurde er einige Zeit später schwer gelähmt aufgefunden und über Vila Luso (Luena) und Lobito ins Krankenhaus von Swakopmund (im heutigen Namibia) gebracht, wo er 1931 seiner schweren Krankheit, möglicherweise der Schlafkrankheit, erlegen ist.

Texte

1. Die Kisama, 1944: 95–97

Der Tod eines Menschen wird sofort bekannt gegeben. Es gehen dann gleich Boten zu allen Familienangehörigen und Bekannten, denn die Leichenfeier ist das höchststehende Fest. Die Leiche der gewöhnlichen Menschen, von Mann und Frau, bleibt 1 bis 3 Tage in der Hütte, bis alle erreichbaren Verwandten eingetroffen sind, die Leiche des Soba 10 Tage, die Leiche des Häuptlings des ganzen Stammes, des Soba von Demba, 20 Tage. Mit Ausnahme der Leichen des Letzteren und der Soba von Nduri, von Ngombe, von Moxima [Muxima], von Kimona Kasonga, von Kazimo und von Kitombolo, welche einen höheren Rang bekleiden als die übrigen Soba, werden alle Leichen jeden Tag in der Stellung, die sie im Grabe einnehmen – sitzend, Beine geschlossen, Arme am Leib, Hände auf die Oberschenkel gelegt – vor die Hütte gesetzt und dann finden unter Klagegesängen und Tanz die Trauerfeierlichkeiten statt. Je angesehener ein Mensch und je zahlreicher seine Familie ist, um so mehr wird geschmaust, gezecht, getanzt und geklagt; beim Tod eines Sobas dauert es Tag und Nacht. Der Tanz vor der Leiche und rund um sie herum findet nur am Tage statt; des Nachts wird sie in die Hütte getragen und darin wird weitergeklagt.

Die Trauerfeierlichkeit beim Tode des Soba von Demba spielt sich folgendermaßen ab: Wenn möglich, nimmt jeder Mann und jede Frau daran teil. Am ersten Tage herrscht vollkommene Stille. Am zweiten Morgen werden etwa 50–100 m von der Hütte des Toten entfernt, wo sich das Volk gelagert hat, drei Gewehrschüsse in die Erde gefeuert. Das ist das Zeichen zum Beginn. Gleich darauf werden die Totengesänge angestimmt, in welche das ganze Volk klagend und weinend im Chor einfällt. Nun nähert sich einer nach dem anderen der Hütte, die offen steht, um den Soba in kniender Stellung mit dem Kisamagrüß zu begrüßen; dann begibt er sich wieder auf den abseits gelegenen Platz, um zu klagen. Inzwischen werden auf Feuern Speisen zubereitet und geschmaust. Hierauf beginnt der Tanz, welcher bis Mitternacht dauert, doch immer wieder durch Klagen unterbrochen wird. Dies alles wiederholt sich in gleicher Weise

durch 20 Tage. Am 21. Tag wird die Leiche zu Grabe getragen; das Grab befindet sich vor der Hütte. Die Leiche ist in Tücher gewickelt und wird in sitzender Stellung bis an die Hüften eingegraben. Über den Oberkörper wird ein riesiges Tongefäß, wie man es zur Aufbewahrung von Wasser in den Hütten findet, gestülpt. In das Gefäß schlägt man in Brusthöhe ein Loch, durch welches man die Knochenhand des Häuptlings heraussteckt. Diese Hand wird täglich aufs neue von allen Anwesenden und Neuankommenden beim Kisamagraße berührt. Während acht Tagen, an welchen sich dieselben Festlichkeiten vollziehen, schlafen drei Männer am Grabe. Am neunten Tag wird die Leiche in sitzender Stellung, das Gesicht gegen Sonnenuntergang, in das 1.50–2 m tiefe, kreisrunde Grab gebettet und darüber ein kreisrunder, 1 m hoher Erdhügel aufgeschüttet. Man kennt keine Totengaben. Sobald die Trauerfeierlichkeiten zu Ende sind, tritt der neue Häuptling, der Sohn des Verstorbenen, sein Amt an. Bei den oben angeführten sechs größeren Häuptlingen finden die Trauerfeierlichkeiten in gleicher Weise statt.

Nur dauern sie nicht so lange und das trauernde Volk ist weniger zahlreich. Bei diesen Sobas wie beim Oberhäuptling schläft die Hauptfrau des Nachts allein in der Totenhütte.

Die Leichenfeierlichkeiten werden nicht wiederholt.

Wenn die Hyänen den toten Häuptling ausgraben, trägt das Land im folgenden Herbst keine Frucht.

*2. Die Kisama, 1944: 101–102 (in runden Klammern:
Ergänzungen von H. Baumann)*

Die Kisama wissen nicht, wo die Seele nach dem Tode hingeht. Sie meinen, daß die Wohnstätte das Grab selbst sei, denn nach etwa einem Jahr oder noch später reinigen sie das Grab und trinken dort Palmwein oder Honigbier, genau so wie die Muhombe, der kleine Nachbarstamm am Südufer des Longa. Ich war Zeuge einer solchen Nachbegräbnisfeier und lasse den Bericht hierüber folgen:

Fünf Männer und sechs Weiber trugen aus dem Gelände Feldsteine zusammen und schichteten sie auf einem runden Grashügel mit 1.5 m Durchmesser auf, welchen sie vorher mit der Hacke von Gras und Busch gesäubert hatten. Als die Arbeit vollendet war, trat einer der Männer, der Sohn der Verstorbenen, dicht an das Grab heran, schüttete aus einem großen Flaschenkürbis den süßen Saft der Fächerpalme in ein Oxsenhorn und entleerte letzteres dreimal über die Steine. Dabei hielt er, das Gesicht zum Grabe gewandt, eine kurze, gut vorgelegene Ansprache, welcher durch die hinter und neben ihm Stehenden des öfteren beifällig bekräftigt wurde. Sodann wurde der Inhalt des Flaschenkürbisses und eines zweiten in das im Kreis umhergereichte Horn gegossen. Zuerst tranken die Männer und dann die abseits sitzenden Frauen, bis nichts mehr übrig war. Die Worte des Sohnes waren nach der Übersetzung eines Kisama folgende: „Mutter, ich grüße dich! Da du noch lebstest, gabst du mir zu essen und

zu trinken und du gabst mir Kleidung. Nun liegst du in der Erde unten und bist tot. Aber siehe, es geht mir gut. Zum Zeichen, daß ich deiner gedenke, habe ich heute den Hügel deines Grabes gesäubert und Steine oben daraufgesetzt. Damit du ferner siehst, daß ich an dich denke und dein guter Sohn bin und damit mich nicht Krankheit und Not trifft, gieße ich dieses Horn voll Malowu [*malavu?*] (Palmwein) auf dein Grab. Das andere will ich mit denen trinken, die hier stehen. Siehe, du kennst sie alle.“ Danach tanzten sie unter Gesang und Musik (Xylophon mit Kürbisresonatoren) und zogen schließlich alle ab.



10 Sammlung A. von Mechow: „Häuptlingszepter. Majakalla [Yaka]“. Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 1605

ALEXANDER von MECHOW

Alexander von Mechow wurde am 9. Dezember 1831 im schlesischen Lauban geboren und schlug die militärische Laufbahn ein. Als preußischer Offizier machte er den Feldzug von 1866 mit und wurde 1870 bei Wörth verwundet. Nachdem er 1874 als Major verabschiedet worden war, sandte ihn die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ zur Verstärkung der Güßfeldtschen Expedition (siehe Güßfeldt*, Falkenstein*, Pechuël-Loesche* und Soyaux*) nach Loango (1874–1876). Seine Aufgabe war es, die aus Novo Redondo (heute Sumbe) angeworbenen Träger zu „drillen“ und ihnen „Verständniß für Disciplin beizubringen“ (Hanemann 1875: 4). Das Unterfangen scheiterte schon allein an dem durch das ungewohnte Klima und die ungewohnte Nahrung schlechten Gesundheitszustand dieser Afrikaner, aber sicher auch an den europäischen Vorstellungen, und besonders dieses Offiziers, von „militärischer Disziplinierung“. Mit Hilfe dieser Leute legte er zur Selbstversorgung der Expedition auch eine Pflanzung mit verschiedenen Grundnahrungsmitteln an. Über diesen ersten, nur kurzen Afrikaaufenthalt (Januar bis November 1875) scheint er nichts veröffentlicht zu haben. Seine Abberufung erfolgte offenbar aufgrund von Differenzen mit den übrigen Expeditionsteilnehmern und seinem hinter ihrem Rücken in Berlin angemeldeten Führungsanspruch.

Anders als die meisten anderen Afrikaforscher seiner Zeit war Alexander von Mechow ein geschulter Topograph. Er wußte mit Instrumenten umzugehen und besaß daher eine größere Sicherheit in der Beobachtung als etwa Max Buchner* und Hermann von Wissmann*, „welche in Malange erst ihre Thätigkeit als Astronomen begonnen haben.“ (PM 1881: 186). Von Mechows Afrika-Erfahrung und diese Kenntnisse und Fertigkeiten, denen damals auf „Entdeckungsreisen“ ein besonders hoher Stellenwert zugemessen wurde, waren sicher ausschlaggebend dafür, daß er wenig später die finanzielle Unterstützung des Deutschen Reichs erhielt, um 1878–1881 eine eigene Expedition an den Cuango zu führen. Über seine Begleiter Teusz und den Schiffszimmermann Bugslag ist wenig bekannt. Bugslag begleitete später auch die Wissmannsche Expedition zum Cassai und blieb dann am Lulua auf der neuen Station Luluaburg. 1886/1887 war er bei Wissmanns zweiter Afrikadurchquerung dabei und ging 1888 zusammen mit Ludwig Wolf* nach Togo. Ein anderer Afrikareisender, Dr. O. Kersten, sorgte für eine gründliche wissenschaftliche Vorbereitung des von Mechow'schen Unternehmens. Es führte ein in sechs Teile zerlegtes Dampfboot mit sich, dessen Transport zunächst erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Erst nachdem Bugslag die Teile noch einmal auseinandergeschnitten hatte, waren die Träger bereit, die sperrige Last auf sich zu nehmen. Wie man der Routenkarte entnehmen kann, hat es der Expedition später gute Dienste geleistet.

Am 19. September 1878 war Alexander von Mechow nach Angola aufgebrochen und anscheinend Anfang November in Luanda eingetroffen. Von hier aus hatte er zunächst den üblichen Weg ins Innere über den Cuanza genommen und war bis Dondo gelangt, wo ihn Max Buchner am 23. Dezember vorfand. Als dieser von Mechow in Pungo Andongo am 26. Januar 1879 wiedertraf, befand er sich in einem angegriffenen Gesundheitszustand. Schließlich erreichte auch von Mechow am 25. Juni 1879 Malanje. Eine wochenlange Krankheit seines Zimmermanns und die grundsätzlichen Probleme des Bootstransports verzögerten den Beginn des Unternehmens dann noch um ein volles Jahr, währenddem von Mechow noch mehrmals nach Luanda reiste.

Erst am 12. Juni 1880 konnte er sich mit 115 Trägern auf den Weg machen. Nach Überwindung „von unsagbaren Schwierigkeiten, welche grösstentheils der Transport des Bootes durch das stark durchschnittene Terrain verursachte“ (*MAGD* I, 1878–1879: 156) und einem Besuch bei Catala Canginga, dem Bruder des „Königs Ginga“ im Lande der Njinga oder Ngola (Text 1), erreichte er am 19. Juli unterhalb der Mündung des Cambo den Cuango. Nachdem er dem hier residierenden Tembo Aluma, „des großen Häuptlings der weit und breit verrufenen Hollo's“ (1882: 479), seine Aufwartung gemacht und alle nicht benötigten Ausrüstungsgegenstände bei ihm deponiert hatte, brach er am 25. August wieder auf und erkundete von hier aus mit dem Boot den Fluß stromabwärts, mit einem Abstecher zur Residenz des „Muata Yamvo Muëne Kassongo, König der Ma-Jakalla [*sc.* Yaka]“ (8.–10.9.1880, Text 2), bis zur Einmündung des rechten Nebenflusses Luhemba (3.–9.10.1880), wo ihm die Steinbarre Kiñgungi oder Kingunshi (5°5' S) sowie die Weigerung seiner Träger, „ihn weiter nördlich in die Länder der Kannibalenvölker zu begleiten“ (Büttner 1890: 176), eine weitere Erkundung des Flusses verwehrte.

Der Rückweg erfolgte den Cuango und Cambo entlang durch das Gebiet der Yaka, Holo, Ngola, Mbondo und Mbundu zu Fuß. Ende Februar 1881 war er wieder in Malanje, wo er mit Paul Pogge*, Hermann von Wissmann und erneut mit Max Buchner zusammentraf. Im April trat er den Rückweg nach Luanda an und war, nach einer gemeinsamen Seereise mit Anton Erwin Lux*, im August 1881 wieder in Berlin. Einige Zeit später erfuhr man dort, daß Tembo Aluma bald nach von Mechows Abreise von seinem Neffen gestürzt und getötet worden sei, weil dieser dem Forscher eine kleine, als Zepter dienende Axt geschenkt hatte, von der man glaubte, daß sie nun zur Eroberung des Landes benutzt werden würde. Man habe infolgedessen allen Weißen den Tod geschworen (*VGEB* 1884: 180).

Das Hauptwerk dieser Expedition ist eine Karte in 25 Blättern im Maßstab 1:81200, die zwar wegen ihres „exorbitanten Preis(es)“ Aufsehen erregte, aber ob ihrer „größte(n) Sorgfalt und peinlichste(n)“ Genauigkeit hoch gerühmt wurde, und welche die „denkbar genaueste(n) Festlegung des zurückgelegten Weges und namentlich des Kuango-Laufes“ ermöglichte. Auch die meteorolo-

gischen Beobachtungen aus den bekannten Orten Pungu Andongo und Malanje waren umfassender als alles bis dahin aufgezeichnete. Seinen Reisebericht (1882, s. Texte 1 u. 2) hätte man sich ausführlicher gewünscht, zumal bei ihm die Invektiven fehlen, mit denen viele seiner Zeitgenossen die Afrikaner verächtlich machten. Alexander von Mechow hat auch einige Ethnographica erworben, die 1882 an das Museum für Völkerkunde (heute Ethnologisches Museum) in Berlin gingen (31 Objekte, s. Abb. 10).

Texte

1. Bericht über die von ihm geführte Expedition zur Aufklärung des Kuango-Stromes, 1882: 477–479

Da kurz vor dem Abmarsch [von Malanje] der mir zuletzt nachgeschickte Begleiter den Dienst aufkündigte, trat ich von Bugslag und Teusz allein begleitet, am 12. Juni 1880 mit dem Dolmetscher und mit 110 Trägern, denen sich noch viele Freunde angeschlossen hatten, den Marsch in das Innere an, nachdem die Lohnzahlungen derartig verabredet worden waren, daß die Träger, welche sämtlich in *Malange* den größten Theil des Lohnes schon im Voraus erhalten hatten, außer der wöchentlichen Ration zur Bestreitung des Lebensunterhalts einen zweiten Theil bei der Ankunft am *Kuango*-Strom und die Restzahlung bei der Rückkehr in *Malange* erhalten sollten.

Schon am dritten Tage betraten wir unbekanntes Gebiet, und zwar zuerst das Quellengebiet des *Lukalla*, dann die Wasserscheide zwischen *Kuanza-Lukalla* und *Kuango-Cambo*, ein Terrain, das aus lang gedehnten, anmuthigen und durch Senkungen, Mulden und Wasserläufen getrennten Wellenlinien besteht und dessen prächtiger Baumwuchs im hohen Grade wohlthuend auf den Reisenden wirkt.

Der Weg fällt dann steil herunter in das tief ausgewaschene Thal des *Cambo*-Flusses, der sich hier als ganz ungeberdiger Gebirgsgeselle erweist, steigt den östlichen Thalrand steil hinauf und führt zu *Catala Canginga*, dem Bruder des Königs *Ginga*, dessen Reich westlich und südlich an die portugiesischen Gebiete und östlich an den Hollostamm grenzt. – *Catala Canginga* wie auch andere an der Grenze wohnende mächtige Häuptlinge entziehen sich immer mehr dem Machtgebot des Königs *Ginga* und stehen bei der Machtlosigkeit des Letzteren so gut wie unabhängig da. – Das Volk dieses Königs *Ginga*, das früher das ganze Gebiet bis an die Meeresküste besaß, von den Portugiesen aber zurückgedrängt und von Letzteren fälschlicherweise nach ihrem Könige *Ginga* genannt wurde, führt den Namen *Gola*, woher auch der Name „*An-Gola*.“

Wie schon vorher jedem Häuptling, bei dem ich lagerte, ließ ich auch hier *Catala Canginga*, dessen Macht eine sehr bedeutende zu sein schien und der für seine Unabhängigkeit gegen seinen königlichen Bruder schon viele Schlachten

geliefert hatte, als Grund meines Besuches meine Absicht angeben, mich persönlich davon zu überzeugen, ob der schlechte Leumund, in welchem das gesammte *Ginga*-Volk in den Augen aller weißen Kaufleute stände, begründet sei oder nicht; man erzähle von ihnen, daß sie den weißen Mann schlecht behandeln und ausplündern, daß sie also schlechte Leute und Diebe seien, mit denen man nicht Handel treiben dürfe; ich sei kein Kaufmann, käme ohne Waaren und könne nicht glauben, daß sie sich an mir, dem alten Mann mit dem grauen Bart, vergreifen würden.

Wie überall, so auch hier, erhielt ich als Antwort die Versicherung vom Gegentheile; die hiesigen Eingeborenen seien brave, ehrliche Leute; freilich, diejenigen der schon passirten Striche, das sei Gesindel, dem nicht zu trauen sei, aber hier wären die weißen Kaufleute sicher, sie sollten nur mit ihren Waaren kommen, um mit ihnen Handel zu treiben.

Wohl möglich, daß ich die mir überall erwiesene Freundlichkeit und die ganz selbstverständliche Erlaubniß zum Passiren des Landes der großen Anzahl meiner Waffen, besonders den schnellfeuernden Mauser-Gewehren und meinem entschiedenen und doch freundlichen Auftreten, das den Gedanken an Widerstand garnicht aufkommen ließ, zu verdanken hatte, aber augenscheinlich waren die grellen Schilderungen von der Grausamkeit der hiesigen Eingeborenen nichts als leere Hirngespinnste, vielleicht nur entstanden aus Neid und Eifersucht.

Catala Canginga hatte sogar, wie er mir mittheilte, Leute ausgeschiedt, um einem Häuptling, der zwei Nächte vorher mich überfallen und ausplündern wollte, den Kopf abschneiden zu lassen; und versprach mir seine Unterstützung, im Falle ich irgendwo in Krieg verwickelt würde, ja, er wollte dann sogar den portugiesischen Chef aus *Malange* zu meiner Hülfe herbeirufen.

Er war überhaupt ein Mann, der durch sein behäbiges wohlgenährtes Aeußere, aber auch durch maßvolles und würdevolles Benehmen den besten Eindruck hervorrief und diesen auch durch die That bekundete. – Er zeigte ein reges Interesse für das Boot, konnte sich nicht satt sehen an den herkulischen weißen Schultern Bugslag's und empfahl sich nach längerer Unterhaltung, ganz wie er gekommen, unter dem Gejauchze seiner, mehrere hundert Köpfe zählenden Begleitung, unter Vorantritt von 14 Musikanten und wildem Geknatter vieler Gewehrschüsse.

Unter seinen Frauen und Töchtern, die noch lange nach seinem Weggange mich mit ihrer Gegenwart beehrten, zeichnete sich besonders eine der Letzteren aus durch das Ebenmaß ihrer vollendet schönen Formen – Schöne lange Locken fielen herab auf die schöne volle Büste, auf Schultern und Rücken, die wie aus schwarzem Marmor gemeißelt waren; zwanglos und doch mit der Würde einer Königstochter legte sie ihre kleine Hand ohne Scheu in die meine; mit feinem Anstande nahm sie meine Perlengeschenke entgegen, trank ein kleines Glas *agua ardente* zur Hälfte leer, überließ ihren Slavinnen den Rest, richtete voller

Dank das große schwarze und feurige Auge auf mich, den weißen Mann, und lud, als sie fortging, mit dem gewinnendsten Liebreiz und anmuthigen Geberden mich ein, ihr zu folgen.

2. Bericht über die von ihm geführte Expedition zur Aufklärung des Kuango-Stromes, 1882: 482–485

Wir waren im Lande der *Majakalla*, deren Reich südlich auf dem linken *Kuango*-Ufer an Tembo Aluma und auf dem rechten Ufer an den Stamm der *Mussuku* grenzt und deren großer König Muata Jamvo (nur ein Titel für „erhabenes Wesen“) Muëne Puto Kassongo (Name) weiter unterhalb auf dem rechten Ufer etwa drei Stunden vom Fluß an dem kleinen Nebenfluß *Ganga* residiren sollte.

Am 7. September erreichten wir die erste Fährstelle, von wo aus man die *Mussumba* (Residenz) erreichen kann, und schon am nächsten Tage brach ich unter Mitnahme von Geschenken mit Bugslag und einigen wenigen Leuten auf, um jenen mächtigen Negerfürsten zu besuchen. Ein Hatta (Häuptling) des nächsten Dorfes diente als Führer.

Nach sechsständigem Marsch erreichten wir das auf einem, den *Ganga*-Fluß rechts entlang laufenden und schön bewaldeten Höhenrücken liegende große Dorf, grade als ein heftiger Regen erbarmungslos uns durchweichte.

Trotzdem waren im Augenblick hundert und aberhundert Neger um uns herum, um das weiße Wunder anzustauen, während wir ebenso erstaunt waren über die Ruhe und über den Anstand dieser Leute, über die Zierlichkeit aller Hütten, von denen stets zwei bis drei zusammen auf einem rings herum eingefriedeten Hofe standen, wie auch über die Sauberkeit der Straßen und über die Regelmäßigkeit von Anpflanzungen.

Unser Führer war zu Muata Jamvo (in den verschiedenen Dialecten verschieden ausgesprochen, bald Mat Jamvo, Tiamvo oder Kiamvo) vorausgegangen, um unseren Besuch anzumelden, und bald ließ letzterer uns zwei Häuser zur Unterkunft anweisen, wo wir trotz des Mangels auch des Nothwendigsten, das wir im Lager gelassen, weil wir schon am selben Tage dorthin zurückzukehren gedachten, uns so gut als möglich häuslich niederließen, und wo ich, der lieben Vorsicht halber, auch sofort einige Lebensmittel einkaufen ließ.

Unser Führer kehrte bald mit einem Abgesandten von Muata Jamvo zurück, um uns in dessen Namen zu begrüßen und um seine große Freude über unseren Besuch auszusprechen. Er ließ mich versichern, daß alle Neger hier seine Sclaven seien, und, weil ich auch ein König sei gleich ihm, mir sämmtlich, Weib und Mann, als Sclaven nach Gutdünken zur Verfügung ständen. Wir sollten uns von dem weiten Weg ausruhen und ihn am nächsten Morgen besuchen, wozu er uns abholen lassen würde.

Wie klug meine Vorsicht mit den Lebensmitteln gewesen, stellte sich bald heraus, denn Muata Jamvo ließ öffentlich bekannt machen, daß Niemand eher

Etwas an uns verkaufen oder mit uns sprechen dürfe, ehe er nicht mit mir gesprochen. – Als bald darauf die Sonne unterging, verschwand ebenso schnell das Volksgetümmel, das ich in solcher Anzahl noch niemals in Afrika gesehen, und tiefe Stille senkte sich auf das Dorf hernieder, dessen Straßen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang Niemand mehr betreten darf. – Trotz nasser Kleider und trotz des harten Bodens lagen auch wir bald in süßer Ruhe, unbekümmert um die Dinge, die der nächste Morgen bringen sollte.

In nicht allzu früher Stunde holte uns ein Minister ab; bejubelt und unter den Zeichen des herzlichsten Willkommens von Seiten der schwarzen Volksmenge, die ich heute wohl auf 2000 Köpfe schätzen mochte, gingen wir durch die sauberen und regelmäßig angelegten Straßen des Dorfes, passirten in einem langen Zaun ein kleines hölzernes Thor, hinter welchem eine starke Wache mit handfesten Steinschloßgewehren stand, und betraten hier ein abgeschlossenes zweites Dorf mit ebenso regelmäßigen Straßen, an denen stets, auf eingefriedetem Hof, die zierlichsten Häuser standen, deren fast peinliche Sauberkeit den besten Eindruck auf mich machte. – Nirgends bot sich ein Zeichen von wilder Blutgier und Grausamkeit dar, im Gegentheil überall das Bild der Zufriedenheit und tiefen Friedens.

Nach langer Wanderung erreichten wir in einem hohen Zaun und in einem engen Gange hinter einem kleinen Hause ein zweites sehr niedriges Holzthor, und durch dieses betrat ich einen viereckigen Raum, in welchem, halb rechts von mir, ein etwa 25 Fuß hohes birnenförmiges Haus stand, dessen Schilfdach bis auf drei Fuß vom Erdboden herabreichte und in welches ein sehr niedriger bis gerade zum Ende des Daches reichender Doppel-Eingang hineinführte.

Geradeaus vor mir auf einem Löwenfell saß mit untergeschlagenen Beinen eine Hünengestalt, eine gegen die ganze Umgebung stark auffallende Erscheinung; zu beiden Seiten, die Zeichen ihrer Würde tragend, die Minister und eine an 40 Mann starke Wache, deren strammes Aeußere und handfeste Bewaffnung mir ungemein gefiel. – Der Hüne mußte Muata Jamvo sein. – Ich ging auf ihn zu, gab ihm meine Hand, die er ohne Zögern ergriff, ließ ihm durch den Dolmetscher sagen: „Muëne Puto Majolo (so wurde ich bisher von den Eingeborenen genannt) grüßt seinen Freund Muata Jamvo Muëne Puto Kassongo“ und nahm dann auf dem mitgebrachten Blechkoffer Platz, der in seinem Innern meine Geschenke barg.

Muata Jamvo, eine herkulische Gestalt, trug auf seinem regelmäßig gebauten Kopf, dessen graumelirtes Haar in kleinen Zöpfen diesen umgab, eine rothe und darüber eine zweite bunte Mütze. Das Gesicht mit den großen schwarzen Augen und den schönen Zähnen zeigte Wohlwollen und Güte, aber auch feste Energie, die nicht mit sich spaßen läßt. Hals, Schultern, Rücken, Brust und Arme waren entblößt und zeigten die prächtigste Muskulatur, leider etwas zu gut genährt. Um die Hüften trug er, wie alle anderen Neger, einen breiten Lendenschurz, der bis auf die Füße reichte und diese, die ganz gewaltige Dimensionen zeigten, fast

vollständig bedeckte. Um die Knöchel trug er sehr starke Messingringe, aber sonst, mit Ausnahme eines Stiftes hinter dem linken Ohr und einer rothen Papageiefeder hinter dem rechten keinen weiteren Schmuck. Neben ihm lag das hier gebräuchliche Negerschwert und hinter ihm stand sein Gewehr. –

Der Erklärung des Grundes meiner ganzen Reise ließ ich die Absicht hinzufügen, von hier aus vermittelst des *Kuango*-Stromes unterhalb Wege nach dem Meere aufzusuchen, damit die weißen Kaufleute auf diesen Wegen zu ihm kommen könnten und nicht gezwungen wären, den viel weiteren Weg von *Loanda* einzuschlagen und auf diesem das schlechte Ginga-Volk zu passiren. Nach Erfüllung meiner Absichten würde ich zu längerem Aufenthalt zu ihm zurückkehren. – Muata Jamvo, der schon einmal Elfenbein zum Verkauf nach *Malange* geschickt hatte, das aber unterwegs von Ginga-Leuten gestohlen war, sah dies ein, bat aber, ich möchte dennoch bei ihm bleiben, wenigstens einige Zeit, oder bis zu meiner Rückkehr einen Weißen bei ihm lassen. Unterhalb an seinem *Zaidi Kuango* gäbe es keinen Muata Jamvo mehr, auch würde meine weitere Stromfahrt ein Wasserfall hindern, der höher als sein Haus sei; unterhalb dieses Falles bis zum Meere hin wohnen Menschenfresser, die uns todtschlagen würden, auch würden wir, ehe wir dort hinkämen, Hungers sterben, da die Majakalla aus Furcht vor mir keine Lebensmittel an uns verkaufen, sondern vor uns fliehen würden.

Da sein Vorschlag, Leute bei ihm bis zu meiner Rückkehr zurückzulassen, des bisher so langsamen Vorwärtkommens halber, schon seit längerer Zeit in meinem Sinne lag, ging ich darauf ein, stellte aber die Bedingung, daß Muata Jamvo für deren Unterhalt und Sicherheit sorgen müsse, was auch bereitwilligst zugesagt wurde.

Wir machten nun aus, daß ich nach der großen Fähre, die nur drei Stunden von der *Mussumba* entfernt liegt, stromabfahren und von dort aus wieder bei ihm mit dem zurückzulassenden Weißen eintreffen sollte.

Die nun übergebenen Geschenke, auch die für die Frauen und Töchter bestimmten, erregten allseitiges Staunen, nur bei Muata Jamvo nicht, der trotz der darüber empfundenen großen Freude, die ihm besonders ein prächtiger rother Dollmann verursachte, ohne eine Miene zu verziehen sie zwar mit herablassender Würde betrachtete aber nicht anrührte und sie gleich in sicheres [*sic*] Gewahrsam tragen ließ. Nach einer halben Stunde brach ich auf. –

Begrüßt und bejubelt von Groß und Klein kamen wir nach Haus, wo jetzt das bunte Treiben und Gedränge entstand, und uns alles mögliche zum Kauf angeboten wurde.

Bald kam auch ein Abgesandter von Muata Jamvo. Letzterer ließ mich um die kleine Waffe bitten, die ich während meines Besuches unter dem Rock getragen hätte. Dies hatte seine Richtigkeit; in der Absicht, meinen Revolver nicht sehen zu lassen, trug ich diesen unter dem Rock, aber seinem scharfen Auge war er nicht entgangen.

Ich schlug die Bitte rund ab, weil Muata Jamvo mir noch nichts geschenkt hätte, und da dauerte es gar nicht lange, so kamen Lebensmittel in Hülle und Fülle; auch hoch angenehm schmeckende Garappa. Seine erste Frau schickte mir Bananen, so schön, wie ich sie noch nie gesehen und gegessen hatte und am Nachmittag traf sogar ein prachtvolles Wildschwein ein. Diese Aufmerksamkeit erweichte nun den letzten Rest meines harten Sinnes; ich ließ ihm sagen, beim nächsten Besuche solle er den Revolver als Präsent erhalten, worauf bald die Nachricht einlief, daß Muata Jamvo damit zufrieden sei. Bald trafen auch seine Frauen ein, um den Weißen zu besuchen. – Hat Ersterer keine anderen, dann braucht ihn Niemand um diese Perlen zu beneiden; nur eine Einzige machte eine volle und ganze Ausnahme; sie erinnerte mich an Catala Canginga's schöne Tochter, war aber viel zierlicher, ich möchte sagen lieblicher und kindlicher trotz der vollendet schönen Formen, die in ihrer Fülle außer dem kleinen, sehr kurzen Schurze, auch nur mit schwarzer Farbe und mit unbewußter Unschuld bekleidet waren. War jene eine vollendete Venus, so war diese hier das echte Bild der Psyche. Auch sie hatte ein freies und doch mädchenhaftes Benehmen; mit feinem Anstand gab sie mir ihre Hand und nahm mit vieler Grazie meine Geschenke entgegen. – Wir blieben bei den so überaus freundlichen Leuten auch noch die nächste Nacht und trafen am nächsten Mittag in unserem Lager ein, mit dem angenehmen Bewußtsein, die so sehr gefürchtete Klippe Muëne Puto Kassongo glücklich umschiff zu haben.

Drei Tage später stellte ich Teusz in der *Mussumba* als denjenigen vor, der während meiner Weiterreise bei Muata Jamvo bleiben würde, schenkte Letzterem den versprochenen Revolver nebst Munition, wodurch seine Freundschaft und sein Vertrauen ganz gewonnen wurde, traf im neuen Lager am *Kuango* die Auswahl der Träger zur weiteren Begleitung, brachte Teusz mit seinen Leuten und mit dem nöthigen Cargo wieder zur *Mussumba*, besuchte Muata Jamvo zum 3. Male, wo ich, aus Rücksicht für mich, das kleine Haus, das den Eingang zum Thor des großen Heiligthums so sehr einengte, auf seinen Befehl abgebrochen fand, damit der Weiße ihn bequemer besuchen könne, und trat am 20. September im Boot und mit nur einem Canoe mit Bugslag und 19 Negern die weitere Stromfahrt an.

EDUARD MOHR

Der am 19. Februar 1828 geborene Bremer Kaufmann Eduard Mohr führte ab 1848 ein bewegtes Jagd- und Wanderleben, bei dem er viele Länder rund um den Globus kennenlernte. Zunächst ging er nach Amerika, arbeitete, nach einer abenteuerlichen Fahrt um Kap Hoorn, einige Monate in einer kalifornischen Goldmine und widmete sich dann bis 1851 dem Handel. Anschließend unternahm er verschiedene Handelsreisen, die ihn zu den Sandwichinseln, nach Kamtschaka und in die Behringstraße führten, leitete zwei Jahre lang mit Erfolg ein mexikanisches Salzgeschäft und trat 1855 in das Reisgeschäft seines Bruders in Indien ein. 1859 kehrte er über Aden und den Suezkanal nach Europa zurück. 1861 war er wieder in New York und ging von da nach Java. Ab 1863 besuchte er in Bremen die Untersteuermannsschule zur Erlernung astronomischer Positionsbestimmungen und, nach einer Unterbrechung durch eine Reise, die ihn nach Natal führte, ab 1867 auch noch die Obersteuermannsschule. Ein Teil der früheren Reisen fand seinen Niederschlag in seinem Werk *Reise- und Jagdbilder aus der Südsee, Kalifornien und Südostafrika* (Bremen 1868).

Nach dieser zusätzlichen Ausbildung führte ihn eine größere Reise in Begleitung des Berg- und Hütteningenieurs Ad. Hübner vom Dezember 1868 bis 1870 in das südliche Afrika, namentlich zum Sambesi. Die von ihm über diese Zeit veröffentlichte Reiseschilderung (*Nach den Victoriafällen des Zambesi*. Leipzig 1875) erhielt ein positives Echo und machte ihn einem größeren Publikum bekannt. In Fachkreisen fanden vor allem seine astronomischen Beobachtungen Aufmerksamkeit. Seine Längenbestimmungen erwiesen sich dann allerdings als unbrauchbar und wurden als Rückschritt gegenüber den Messungen eines Livingstone bewertet.

Als Mohr „durch fremde Schuld sein Vermögen verloren hatte, stellte er sich der deutschen afrikanischen Gesellschaft zur Verfügung“ (Focke 1885: 67), die ihn beauftragte, die von Angola aus von Anton Erwin Lux* und Paul Pogge* begonnenen Forschungen fortzusetzen. Sein Ziel war zunächst, wie bei seinen Vorgängern, die Residenz des Lunda-Herrschers, doch plante er später, „möglichst in nordöstlicher Richtung soweit wie möglich vorzudringen“ (1877–1878: 42). Er sollte in erster Linie meteorologische und astronomische Bestimmungen vornehmen.

Eduard Mohr verließ Berlin am 16. Mai 1876 und traf am 28. August in Luanda ein. Von dort begab er sich mit dem Dampfer auf dem üblichen Wege via Cuanza nach Dondo, das er am 16. September erreichte. Nach einem kleinen Abstecher flußaufwärts bis in Höhe der alten Festung Cambambe machte er sich mit seiner hier angeheuerten Trägerkarawane auf den Fußmarsch nach Malanje. Unterwegs traf er mit Paul Pogge zusammen, der sich auf dem Rückweg aus Lunda befand. Am 16. November traf Mohr in Malanje, seinem Basislager für den geplanten Aufbruch ins Innere, ein. Völlig überraschend starb er hier zehn

Tage später, am 26. November 1876. Anonyme Beschuldigungen, sein Gastgeber, ein bekannter portugiesischer Händler, habe seine Vergiftung veranlaßt, führten zu monatelangen Untersuchungen, in deren Verlauf zwei Zeugen im Gefängnis starben. Der Prozeß wurde schließlich mangels Beweisen niedergeschlagen. Die auch auf deutscher Seite als wahrscheinlich angenommene Todesursache war vermutlich eine von dem seit langem zu Depressionen neigenden Reisenden versehentlich oder absichtlich eingenommene Überdosis Morphium.

Max Buchner* ließ ihm 1879 in Malanje einen Grabstein setzen und sorgte für eine „würdige Herstellung der Begräbnisstätte“ (*MAGD* I, 1878–1879: 158). Sein Tagebuch, das „Aufzeichnungen von seinem Marsche und eine Skizze der schwarzen Felsen von Pungo Andongo“ enthielt (*VGEB* 4, 1877: 43), ist möglicherweise nicht mehr erhalten.

Als Mohrs Nachfolger wurde zunächst Gustav Nachtigal bestimmt. Aus unbekanntem Gründen (und wie man rückblickend sagen muß, bedauerlicherweise) kam es nicht zur Realisierung dieses Planes, so daß dann Otto H. Schütt* mit der Fortführung der deutschen Forschungen in Angola beauftragt wurde.

EDUARD PECHUËL-LOESCHE

Moritz Eduard Pechuël-Loesche wurde am 26. Juli 1840 als erster Sohn des Mühlenbesitzers und Besitzers des Gasthofs zum Blauen Stern Ferdinand Moritz Pechuel und seiner Frau Wilhelmine, geb. Lösche, in Zöschen bei Merseburg geboren.¹ Nach der Schulzeit in Halle und dem frühen Tod der Eltern trat er in den 60er Jahren in die Handelsmarine ein und bereiste als Matrose die Welt. Auf kleinen Segelschiffen lernte er von der Pike auf und gelangte unter anderem zu den Azoren, den Kapverdischen Inseln, an die Küsten Nord- und Südamerikas und in den Pazifik. In den Polarregionen begleitete er Walfänger. Eine erste große Artikelserie (1871/72) ist dann auch Walen und dem Walfang gewidmet. Seine Eindrücke hielt er in Reisetagebüchern fest, aus denen er einige Auszüge unter verschiedenen Pseudonymen veröffentlicht hat. Zurück in Deutschland, studierte er Anfang der 70er Jahre Naturwissenschaften und Philosophie in Leipzig, hörte dort u.a. bei dem Geographen Oscar Peschel und promovierte 1872 mit einer zoologischen Arbeit.

Die von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ an die Loango-Küste ausgesandte Forschungsexpedition (siehe Paul Güßfeldt*) bot ihm die erste Gelegenheit, auch Afrika kennenzulernen (von 19. August 1874 bis 5. Mai 1876), diesmal aber nicht als Seemann und Abenteurer, sondern als solide ausgebildeter Forscher. Er übernahm hier die meteorologische Station (insgesamt 40.000 Datenerhebungen), führte daneben gründliche Studien der Pflanzen- und Tierwelt, besonders aber ethnographische und sprachliche Untersuchungen durch. Sie bildeten dann die Grundlage für seine große Arbeit über die Loango-Küste, die in zwei, mit einem Vierteljahrhundert Abstand voneinander geschriebenen Bänden veröffentlicht wurde (1882/1907) und das Hauptwerk des gesamten Unternehmens darstellt. Eine längere Erkundungsreise unternahm er zusammen mit Julius Falkenstein* von Mitte Juli bis Ende September 1875 auf dem Kouilou. Ihre Reisebedingungen erwiesen sich als wesentlich günstiger als die des Chefs der Expedition in den Vorjahren (s. Text 1). Auch die Gründe für andere Schwierigkeiten, mit denen europäische Forscher bei ihrem Vorstoß ins Innere häufig kämpfen mußten, hat Pechuël-Loesche erkannt (Text 2).

Die aufgrund der veränderten Situation dringend an Berlin gerichtete Bitte, das Unternehmen fortzuführen und die Station nicht aufzulösen, fand dort jedoch kein Gehör. Die umfangreichen Sammlungen, die sie auf der Kouilou-Erkundung anlegten, bestanden vor allem aus zoologischen Präparaten, zwanzig Schädeln von Afrikanern und einigen ethnographischen Objekten. Aufgrund von Güßfeldts und Pechuël-Loesches Messungen und Aufnahmen wurde später

¹ Eintrag im Kirchenbuch (Nr. 4, 1840, S. 175 Nr. 13) der St. Wenzelgemeinde Zöschen, übermittelt durch Editha Schaabe am 14.6.2006)

eine Karte des Flußverlaufs erstellt (1882). Auf dieser Reise hat er dann auch in Loango und Ponta Negra reiches ethnographisches Material und mündliche Traditionen aufgenommen. Letzteren maß er damals allerdings „vorläufig“ nur einen poetischen Wert zu. Generell war die ethnographische Arbeit nicht einfach. Es gab viele Ausflüchte und Forderungen seitens der Afrikaner, einmal wurde er sogar mit den Worten abgewiesen, daß Weiße an der Küste zum Handel treiben da seien und nicht, um die „Fetische“ zu besichtigen und die Toten zu besuchen“ (1876b: 281).

Den Kongo/Zaire konnte Pechuël-Loesche nur vom Dampfer aus erforschen. Später, auf seiner zweiten Afrikareise, hatte er allerdings die Möglichkeit, ihn noch ein zweites Mal bis Boma zu befahren. Vom 12. März bis 17. April 1876 unternahm er noch eine ertragreiche Reise zur Banya-Lagune an der Mayumba-Bai. Sonst hielt er sich aber im wesentlichen auf der deutschen Station Chinchoxo (Tschintschotscho, 5°9' S) auf. Das Angebot der „Afrikanischen Gesellschaft“, mit Otto Lindner und dreißig Trägern noch einmal ins Innere aufzubrechen bei gleichzeitiger Rückberufung der übrigen Teilnehmer, lehnte er ab. Zusammen mit Falkenstein, Soyaux* und Lindner verließ er Afrika und traf mit ihnen am 30. Juni 1876 wieder in Berlin ein.

1881 wurde Pechuël-Loesche vom belgischen König, dem Vorsitzenden des Kongounternehmens (aus dem 1885 der belgische Kongostaat hervorging), zum Stellvertreter Stanleys im Kongo ernannt. Er wurde beauftragt, oberhalb des 5. Breitengrades eine neue Route vom Stanley-Pool (Pool Malebo) zum Indischen Ozean zu öffnen, ein oder zwei Stationen entlang des Weges im Inneren und eine an der Küste zu gründen und nach Mineralschätzen zu suchen. Außerdem sollte er mit den am Wege siedelnden Häuptlingen Verträge abschließen, die dem Kongounternehmen weitreichende Rechte einräumten, darunter die Ausbeutung aller „vegetabilischen und mineralischen Reichtümer“ sowie „das Recht der Beratung und Einmischung in die Angelegenheiten der Eingeborenen“, „damit es zulässig wird, sie unmerklich auf den Weg des Fortschrittes zu leiten, ihr Betragen zu verbessern, und eventuell die Ursachen des Zwistes und der Ausrottungskriege zu zerstören, welche gegenwärtig nur zu häufig sind zwischen benachbarten Völkern.“ (1887: 1–3, Instruktion I vom 15.1.1882). Während dieses zweiten Afrika-Aufenthaltes von Pechuël-Loesche in den Jahren 1882/83, in dessen Verlauf er überfallen und angeschossen wurde, kam er auch ein zweites Mal an die Loango-Küste. Schwere Mißhelligkeiten mit Stanley, Behinderung seiner Arbeit und Enttäuschung über den ganzen Geist des Unternehmens, führten zur vorzeitigen Aufgabe und Rückkehr nach Europa. Sein Buch *Kongoland* (1887) zog das Fazit aus diesen Erfahrungen, untersuchte die Eignung des Kongo als Wirtschaftsgebiet, diente aber vorrangig auch der eigenen Rechtfertigung und Zurückweisung aller Angriffe.

Eine weitere Reise führte Pechuël-Loesche mit seiner Frau Elsbeth (geb. von Leubnitz), die er am 21. Oktober 1881 geheiratet hatte, im Jahre 1884 im Auf-

trag einer rheinischen Privatgesellschaft noch einmal auf den afrikanischen Kontinent, diesmal in die neue deutsche Kolonie Südwestafrika und ins Kapland. Er warnte schon damals vor einem möglichen Herero-Aufstand. Das von ihm vorgeschlagene Rezept ging allerdings über die Aufstellung einer starken deutschen Schutztruppe nicht hinaus (Dreyer 1917: 181).

1886 habilitierte sich Pechuël-Loesche in Jena als Dozent für Geographie. Nachdem er hier eine Zeitlang als Privatdozent und Extraordinarius gelehrt hatte (u.a. auch Völkerkunde), erhielt er 1895 einen Ruf nach Erlangen, wo er dann ab 1903 den ersten Lehrstuhl für Geographie bekleidete. Nach seiner vorzeitigen Emeritierung im Jahre 1912 aufgrund eines schweren Herzleidens zog er nach München. Dort ist er am 29. Mai 1913 gestorben.

Die Veröffentlichungen Pechuël-Loesches weisen, entsprechend seiner breiten Ausbildung, eine große Themenvielfalt aus mehreren Fachgebieten auf. Abgesehen von der Ethnologie, die hier im Mittelpunkt steht, widmete er sich allgemeinen und speziellen Fragen der Geographie, Geomorphologie, Botanik und Zoologie. Seine besondere Aufmerksamkeit galt stets den einheimischen Bezeichnungen, weshalb er sich auch intensiv dem Studium des Fiote (Vili) widmete. Seine scharfe Beobachtungsgabe, seine kritische Haltung bei der Übernahme von Beobachtungen anderer und sein klarer Stil werden noch fünfzig Jahre nach seinem Tod gerühmt. Große Bedeutung haben seine Beobachtungen zur tropischen Witterungskunde erlangt, und mit seinen Untersuchungen haben sich Name und Begriff der Kalema (*calema*) in der meereskundlichen Literatur eingebürgert (Linnenberg 1963: 345), jener für die zentralafrikanische Westküste so typischen Brandung, die schon den portugiesischen Entdeckern, Eroberern und Händlern oft genug das Land sehr erschwerte und die Pechuël-Loesche meisterhaft beschrieben hat (1877d, 1882: 18–39). Wie sehr seine Kompetenz auch in der Zoologie geschätzt wurde, ist daran abzulesen, daß er mit der Neubearbeitung von Brehms *Tierleben* in dritter Auflage (1891–1893) betraut wurde.

Die Bündelung von Pechuël-Loesches naturwissenschaftlichen Beobachtungen enthält der erste Band seiner Forschungsergebnisse von der Loango-Küste (1882), in dem auch der Historiker und Ethnologe viele wichtige Informationen, beispielsweise über die Nutzpflanzen und ihre einheimischen Bezeichnungen (s. Text 4), findet.

Der zweite Band ist ganz den Bewohnern der Loango-Küste gewidmet und stellt das eigentliche Hauptwerk des Autors dar. Eine knappe, das Wesentliche zusammenfassende Darstellung findet sich in seinen Aufsätzen *Loango und die Loangoküste* (1876a, s. Text 3), *Aus dem Leben der Loango-Neger* (1877a) und *Handel und Producte der Loangoküste* (1879b). Sein großes Werk *Die Volkskunde von Loango* (1907) wird mit einem Kapitel „vom Wesen der Leute“ eröffnet, das sich, neben dem Reichtum und den spezifischen Merkmalen ihrer sprachlichen Äußerungen, einer Vielfalt anthropologischer Aspekte widmet, die

nicht nur ihr äußeres Erscheinungsbild, sondern auch ihre Mentalität und ihre vorgeblichen moralischen Spezifika umfassen. An anderer Stelle schildert er sie unter anderem als „intelligent und lebhaft, aber unentschlossen und jeder dauernden Anstrengung abhold; heiter, gesellig und lärmend, höflich, gastfreundlich und gutmüthig, dabei aber launenhaft und kindisch eigensinnig; fähig der Anhänglichkeit und Neigung sogar für den Weissen“, aber auch als unzuverlässig und grenzenlos habgierig. Trunkenheit, ein damals häufig gegen die Afrikaner erhobener Vorwurf, gelte bei ihnen als Schande und sei daher nur sehr selten zu beobachten (1879b: 296–297).

Ähnlich wie einige seiner Mitreisenden, schreibt auch Pechuël-Loesche deutlich gegen in Europa herrschende Meinungen über die Afrikaner an, erstaunlicherweise allerdings nicht gegen ihre angebliche Häßlichkeit (s. Falkenstein*), sondern, im Gegenteil, gegen die Auffassung, in ihnen „Ebenbilder von Meisterwerken der Kunst zu erblicken“ (s. Text 5).

Obwohl Pechuël-Loesches Formulierungen nicht explizit ausschließen, daß er neben einem kulturellen nicht auch einen biologischen Evolutionismus vertrat, basierte seine Grundüberzeugung auf der Einheit und Wesensgleichheit aller Menschen. Die „sogenannten Wilden“ in Afrika trenne „bloss eine tausendjährige Kultur“ (s. Text 7; vgl. auch Text 6) von den Europäern. Sie seien also prinzipiell lern- und „zivilisations“-fähig. Die Afrikaner stünden zwar auf einer niederen „Gesittungsstufe“ (1887: 407), doch „sind sie unter sich wirklich nicht so übel daran, dass wir es für eine Hauptaufgabe erkennen müssten, ihnen beizuspringen.“ (1887: 417). Pechuël-Loesches Vergleiche mit der eigenen Kultur fallen überaus kritisch aus und relativieren den Unterschied zwischen „Barbaren“ und Kulturvolk nachdrücklich (s. Texte 5–7). Er weist auch auf die „verderblichen Einflüsse“ hin, denen die Afrikaner an der Loango-Küste, beispielsweise durch die europäischen Sklavenhändler und Sklavenhalter, ausgesetzt worden seien und stellt etwa dazu fest: „Die Härte der Sklaverei, wie sie christliche Völker, namentlich solche Völker, die sich stolz als Träger der Kultur bezeichnen ausgebildet haben, war und ist den Afrikanern unbekannt. Ihnen sind Hörige Familienmitglieder und durchaus nicht rechtlos. Erst der Weisse lehrte die Farbigen den richtigen Menschenhandel kennen. Das spürten sie bald am eigenen Leibe, als die Gier nach Schätzen der übers Meer oder, wie auch geglaubt wurde, aus dem Meere gekommenen Fremdlinge ihre Grossleute zum Missbrauche der Macht verleitete.“ (1907: 178)

Vor allem aber geißelt Pechuël-Loesche immer wieder die Selbstgefälligkeit, Phrasendrescherei und Unkenntnis vieler europäischen Reisenden und Autoren, ein Urteil, das besonders von seinen Erfahrungen im Rahmen des Kongounternehmens geprägt wurde: „Zu den ständigen Bezeichnungen, die – wie die Phrasen vom plötzlichen Hereinbrechen der Tropennacht, von der Frau als Lasttier des Mannes, vom Fetischanbeter – ungeprüft wiederholt zu werden pflegen, gehören die Klagen über die Undankbarkeit der Leute. Als ob man

über Zivilisierte nicht klagte! [...] Man versetze sich in die Lage unserer Eingeborenen. Wofür sollen sie Europäern dankbar sein? Was haben die Klagenden für sie getan?“ (1907: 56–57).

Auch die Unredlichkeit in der Berichterstattung, die Effekthascherei und eine starke Tendenz zum Verallgemeinern werden von ihm angeprangert: „Seitdem die Erschliessung Afrikas besonderes Aufsehen erregt, Zeitschriften und Tagespresse immer Neuestes bringen, sind afrikanische Entdecker dem Volke zu geographischen Autoritäten geworden, nicht bloss für Landstriche, die sie wirklich betreten, sondern für beliebig grosse Gebiete, die weder sie noch Andere gesehen. Damit hat sich vielfach eine bedenkliche Wandlung in Reisebeschreibungen vollzogen: das Wirkungsvolle wird gepflegt, die Gewissenhaftigkeit schwindet; an Stelle der Fähigkeit zu begründen, der Kraft zu überzeugen, tritt die Sicherheit im Behaupten.“ (1887: 424).

Vor allem aber empörte er sich über die Einstellung der in Afrika engagierten Europäer gegenüber diesem Kontinent und seinen Bewohnern, wie er sie vor allem während seines Kongoaufenthaltes erlebte. Da in amtlichen und sonstigen Veröffentlichungen lange Zeit die „selbstlosen wie philanthropischen und wissenschaftlichen Bestrebungen“ des Kongounternehmens betont und jede Absicht, Handel zu treiben, bestritten worden waren (1887: XX), hatte sich Pechuël-Loesche wohl allzu leichtgläubig täuschen lassen. Die Verhältnisse, die er dann antraf, waren mit diesen Träumen nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen. Folglich war die Enttäuschung riesengross und führte schliesslich zum eigenen Rückzug: „Die betäubendsten Wahrheiten sind weniger über das ausgeführte Werk, über entsetzliche Abenteuer, Gefahren etc. über das Klima, das Land und seine Bewohner zu sagen, als über Angelegenheiten wesentlich persönlicher Natur. Die Geschichte der Expedition wird einen ununterbrochenen Bericht bilden, von Pflichtvergessenheit, Leichtsinn, von unentschuldbarer Verschleuderung überreicher Mittel, von absichtlichen Missverständnissen, von Ungehorsam und Unfähigkeit [...]“ (8. Bericht Pechuël-Loeschens an Oberst Strauch, 8.9.1882 in 1887: 93).

„Höchst befremdend wirkt ferner auf den Beobachter die Gleichgültigkeit gegen das Erwerben aller positiven Kenntnisse auf dem Gebiete der Afrika betreffenden Dinge. Und doch ist innige Vertrautheit mit dem Wesen der afrikanischen Stämme, mit ihren politischen Verhältnissen, ihren Sitten und Gebräuchen ein unbedingtes Erfordernis, wenn das Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang nehmen soll. Nur solche Kenntnisse machen es uns möglich, uns unter den Eingeborenen Freundschaft und Einfluss zu gewinnen, ihnen eine Vorstellung von unseren guten Absichten für ihr eigenes Wohl zu verschaffen und ihr Misstrauen wie üblen Stimmungen schon im Entstehen in vorsichtiger Weise zu begegnen.“ (*ibid.*: 94; vgl. auch S. 89)

Bei allem Verständnis für afrikanische Eigenart, stand Pechuël-Loesche aber voll hinter der kolonialen Idee. Brauchten die Afrikaner den Europäer nicht, so

ließ er keinen Zweifel daran, daß die Europäer die Produkte Afrikas benötigten und daß hier eben der Schwache dem Starken zu weichen hätte. Ebenso selbstverständlich teilte er die Ansicht seiner Zeitgenossen vom arbeitsscheuen Afrikaner und war von der Zivilisierung des „Wilden“ durch Arbeit überzeugt (s. Text 7): Der „faule Neger“ war ein durchgängiger Topos der Kolonialzeit. Die Erziehung zu regelmäßiger Arbeit könne aber durchaus langsam und auf bequeme Weise erfolgen, indem man den „Eingeborenen“ neue „Bedürfnisse kennen lehrt, deren Befriedigung ihn mit dem Mittel zum Zweck auszusöhnen vermag.“ (1887: 407).

Anders als die leitenden Herren des neuen Kongostaates, sah er hier jedoch keine schnell und kostengünstig zu hebenden Reichtümer. Sarkastisch schreibt er diesen ins Stammbuch: „Der Kongostaat erscheint wohl Niemandem mehr als das Ideal, welches zum Besten der ganzen Menschheit als ein Werk reinsten Selbstlosigkeit, als eine Hochburg des Freihandels aufgerichtet wurde. Auch als das, was er wirklich ist, als ein geschäftliches Unternehmen, ist er ein Fehlschlag [...] Die wahren Herren des Landes und des auf der Karte eingezeichneten Staates, die grösstenteils noch unbekannten Wilden, müssten dann beschliessen, sich von der rue Bréderode aus regieren zu lassen, dem lieben Nichtstun zu entsagen, sich stracks in fleissige, friedsame Bürger und willige Steuerzahler zu verwandeln und sich standesgemäss in die ungeheuren Mengen europäischer Stoffe zu kleiden, die mit verblüffender Genauigkeit im Voraus berechnet worden sind. Daran freilich ist nicht zu zweifeln, dass die Afrikaner Alles und Jedes annehmen, was Europa ihnen zu bringen vermag; ihre Aufnahmefähigkeit in diesem Sinne ist unbegrenzt. Der Europäer muss den Afrikaner aber auch fragen, welche Gegengaben er gewillt ist darzubringen. Die Antwort aus dem Inneren wird ihm alles Weitere verleiden.“ (1887: 478–479).

Aus allen seinen Überlegungen zog Pechuël-Loesche das Fazit: „Afrika ist ein armes Land und wird es überall bleiben, wo nicht sein wahrer Reichtum, die Arbeitskraft seiner Bewohner entwickelt wird.“ (1887: 494). Seine nachdrücklichste Warnung aber galt der anmaßenden Unwissenheit: „Wer nicht genaue Kenntnisse der Landesgesetze, der engeren politischen Zustände und genügendes diplomatisches Geschick besitzt, vermag kaum die Verhältnisse dauernd auf friedlichem Wege zu ordnen; wer aber gar meint, die Auffassung der Eingeborenen ignorieren zu dürfen, wird früher oder später nicht nur an seinem Eigentum geschädigt, sondern auch in blutige Conflicte verwickelt werden.“ (1879b: 300)

Pechuël-Loesche selbst verstand sich als Wissenschaftler, als der er Vorzügliches geleistet hat. Die Aussicht, seine landeskundlichen und ethnographischen Forschungen im Kongo fortsetzen und noch einmal an die Loango-Küste zurückkehren zu können, waren letztlich auch für sein koloniales Engagement ausschlaggebend. Die neue Expedition verlief dann ganz anders, als von ihm

geplant. Soweit sie wissenschaftliche Erträge erbrachte, wurden diese in seinem großen Werk über die *Volkskunde von Loango* (1907) mit eingearbeitet.

Wir verdanken Pechuël-Loesche vor allem über die Loango-Küste genaue, detailreiche und auch einfühlsame Beschreibungen. Allerdings bietet er uns, wie für ethnographische Monographien jahrzehntelang üblich, nur ein Amalgam seiner Einzelbeobachtungen und -aufnahmen für das gesamte Küstengebiet. Wir erfahren deshalb nicht, wo und wie er die Informationen jeweils erhalten hat. Auch die von ihm benutzten Schriftquellen (z.B. Battell, Dapper, Merolla, Proyard und besonders Degrandpré) werden meist nur sehr cursorisch genannt.

Er verwandte große Mühe, Sprachkenntnisse zu erwerben und empfahl das auch anderen: „Der Geschäftsmann wie der Forscher [...] sollte sich bemühen, die reiche und wohlklingende Landessprache, das Fiote zu erlernen; nur in deren eigenen Sprache vermag er mit Eingeborenen überzeugend zu reden, von ihnen zuverlässige Auskunft zu erlangen.“ (1879b: 336). Leider blieb sein Projekt einer „Bearbeitung des Fiote“ ebenso unverwirklicht wie „die Geschichte der Loangoreiche, der Entdeckung Westafrika's und des Sklavenhandels“.

Pechuël-Loesche war sich auch der psychologischen Schwierigkeiten, zuverlässige Antworten von seinen Informanten zu erhalten, deutlich bewußt: „Ist es schon nicht leicht bei Angehörigen von Cultur-Nationen über gewisse Dinge sachgemäße Aufklärung zu erlangen, so ist es kaum möglich, eine klare, direkte Antwort den Individuen der Naturvölker zu entlocken, da diese viele Begriffe gar nicht kennen, oft genug den Sinn einer ihnen in fremder Zunge vermittelten Frage nicht zu erfassen vermögen und in allzu unbekümmerter Weise ihre Auskunft formulieren. Hierzu gesellen sich dann noch die Uebelstände, dass stets reges Misstrauen, oder Neigung, zu wissentlich falschen Angaben verleiten. Die Qualität der Beobachtungen, die Sicherheit der Combination (Fachkenntnisse und ungleich schwieriger zu erwerbende Unbefangenheit vorausgesetzt) wächst entsprechend dem längeren Aufenthalte bei einem Volke, durch Vertrautheit mit der Sprache und der ganzen Existenzweise desselben. Hierzu aber gehören Jahre. Die bei kurzer Berührung zusammengerafften Ergebnisse (die gewöhnlich, wie alles flüchtig Beobachtete, um so werthvoller gehalten werden, als die Beziehungen unbekannt bleiben, die sie stützen oder erschüttern, und die um so schneller Anerkennung finden, je besser sie sich in ein schon fertiges System einfügen lassen) haben einen ähnlichen Werth für die Völkerkunde, wie für die Bestimmung der geologischen Verhältnisse eines Landes die am Wege aufgelesenen Steine.“ (1878b: 19–20)

Besonders hervorzuheben ist Pechuël-Loesches deutliches Augenmerk auf historische Entwicklungen, Veränderungen, Neuheiten, beispielsweise infolge der Missionierung im Kongo (s. Text 9, s.a. 1907: 275–276, 349) oder der an der Küste tätigen Sklavenhändler: „Manches in dem der Mfumu-Kaste geltenden Tschina [Gesetz, Verbot] ist wahrscheinlich erst in der Zeit nach Ankunft der Europäer aufgekommen. [...] Es galt, die Mächtigen gegen die Lockungen

der europäischen Sklavenhändler abzuschliessen.“ (1907: 178). „Das dem Könige und den Fürsten geltende Tschina war zu Battells Zeit, zu Anfang des 17. Jh., nicht so streng wie späterhin. Battell verkehrte noch unbehindert mit dem Mtotila. Aber schon um das Jahr 1663 war es, nach Vater Merolla, den Herrschern der Loangoküste verboten, Europäisches an sich und um sich zu dulden. Noch später wurde der Ma Loango abgeschlossen gegen jeglichen Verkehr mit weissen Männern [...]“ (1907: 185)

Anders als so viele spätere Ethnologen auf der Suche nach der „traditionellen“ Kultur, blendete er europäische Einflüsse nicht aus. Auch Varianten von mündlichen Überlieferungen unterschlug er nicht (s. Text 8). Seine ethnologischen Wahrnehmungen und Beschreibungen orientierten sich allerdings an den damals herrschenden Kategorien. Das behinderte, trotz sorgfältiger Erforschung, vor allem seinen Zugang zur geistig-religiösen Welt der Afrikaner. Vor allem das europäische Konstrukt des Fetischismus, das eine lange und diffuse Geschichte hat, wirkte notgedrungen als Zwangsjacke, die seinen Blick in komplexere und tiefere Zusammenhänge verstellte (s. Text 9). Einmal wurde er sich dieser Problematik bewußt, ohne dadurch aber zum Überdenken seiner Kriterien angeregt zu werden: „Mkíssi, plur. simkíssi, bedeutet Zauber und das Zaubering, den Fetisch, nssí Erde, Gau. Danach wäre Mkíssi nssí als Erdfetisch oder Gaufetisch zu betrachten, wenn dem nicht Bedenken entgegenstünden. Ein Fetisch wird nicht verehrt. Mkíssi nssí wird verehrt. Ein Fetisch ist greifbar und kann vernichtet werden. Mkíssi nssí ist unantastbar und ist den Blicken der Menschen ebenso entzogen wie Nsambi selbst. [...] Danach wäre Mkíssi nssí als ein Erdgeist aufzufassen. Aber auch das dürfte nicht entsprechen.“ (1907: 276)

Auch in seinen ethnologischen Darlegungen schreibt er immer wieder gegen abwertende Meinungen in Europa an und weist die Leser auf europäische Verhaltensweisen und Geschehnisse hin, die keineswegs über die von den Afrikanern geschilderten oder ihnen auch nur zugeschriebenen erhaben seien (s. Text 10). Alles in allem war Pechuël-Loesche ein sorgfältiger und gewissenhafter Forscher, dessen Ergebnisse vieles in den Schatten stellt, was zu seiner Zeit von anderen Reisenden mit nach Hause gebracht wurde. Darüber hinaus war er künstlerisch begabt, wovon heute u.a. noch über hundert-siebenzig Aquarelle, vor allem mit Landschaftsmotiven und Pflanzen, zeugen, die er auf seinen Afrika-reisen gemalt hat und die nur teilweise als Gravuren veröffentlicht wurden. Seine persönlichen ethnologischen, zoologischen, geologischen und botanischen Sammlungen schenkte er aus Verbitterung über den Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft“ und sehr zum Ärger Bastians „den Instituten der Universität Leipzig und dem Museum für Völkerkunde zu Leipzig“ (Pechuël-Loesche, NL in München). Die in einigen Völkerkundemuseen (Berlin, Leipzig, München) unter seinem Namen bzw. der „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft“ verzeichneten ethnographischen Objekte wurden nicht alle von ihm selbst gesammelt. Soweit sie nicht käuflich erworben wurden, sind sie, mit

Ausnahme eines beschnitzten Elfenbeinzahns und fünf Elfenbeinfiguren, die erst später bzw. auf Umwegen nach Leipzig kamen, und wohl auch der wenigen Münchner Stücke (die erst kürzlich von Pechuël-Loesches Universität Erlangen als Dauerleihgabe an das Völkerkundemuseum transferiert wurden), Ergebnis der gemeinschaftlichen Sammeltätigkeit der Mitglieder der Loango-Expedition.

Texte

1. Bericht des Herrn Dr. Pechuël-Loesche an den Vorstand über seine zweite Quillu-Reise, 1876b: 274–275

Wir bildeten mit unseren wohlbewaffneten zehn Getreuen eine für dortige Verhältnisse ansehnliche Macht; selbst einflussreiche Häuptlinge belästigten uns nicht einmal mit einer Bitte und wagten noch viel weniger, etwas zu fordern. Wir erkannten nun recht, wie günstig unsere Lage war im Vergleich mit der des Herrn Dr. Güssfeldt zur Zeit, als er von hier aus seine erste Reise unternahm: er hatte sich mit fremden, widerspenstigen Miethlingen abzuquälen und musste mit habgierigen Dorfherrn unterhandeln, – wir waren frei in unserm Thun und Lassen; er war machtlos und fand überall nur Uebelwollen, – wir waren mächtig und fanden überall die entsprechenden freundlichen Gesinnungen. Wir verdankten dies dem einzigen wichtigen Umstande, dass wir mit unseren eigenen Leuten reisten. In Chinchoxo hatten wir mit vollem Recht alles Vertrauen in dieselben verloren, auf der Reise sollten wir es in hohem Maasse wiedergewinnen. Hier erst waren die Leute an ihrem Platze, das Nomadenleben sagte ihnen zu. Im Walde waren sie heimisch; sie jagten mit Glück und unternahmen zu diesem Zwecke weite Streifzüge; sonst so schwerfällig in Begriffen, entwickelten sie als echte „Buschneger“ nun viele ganz unerwartete, höchst nutzbare Eigenschaften. Das enge Zusammenleben mit uns, einige gemeinsam bestandene Abenteuer fesselten sie immer sicherer an unsere Person; mit den Erfolgen der Reise wuchs auch ihr Selbstbewusstsein und sie wussten sich bei den andern Schwarzen Respekt zu erhalten. Man wusste recht wohl, dass sie den „Weissen“ furchtlos zwischen die Hippopotamus ruderten, was dortige Neger unter keiner Bedingung gewagt hätten und wusste vielleicht noch vieles mehr, was gar nicht mehr wahr war.

2. Handel und Producte der Loangoküste, 1879b: 275–276

Die Grenzen und Institutionen der alten Congo- speciell der Loangoreiche werden zwar traditionell noch aufrecht erhalten und die Sippen der einzelnen Völkerschaften betrachten sich noch als zusammengehörig, doch fehlt ihnen allen ein mit entsprechender Gewalt versehenes Oberhaupt. Sämmtliche, sechs Breitengrade weit ausgedehnte Territorien, deren mittleren Theil die Loangoküste bildet, sind in zahllose grosse und kleine Gebiete zerlegt, deren je nach Fami-

lienbanden und Reichthum verschieden mächtige Häuptlinge einander als Nebenbuhler betrachtet, möglichst nach einem directen Verkehr mit den Weissen, nach Berührung mit deren begehrten Schätzen streben und Anhänger sind eines sehr einfachen aber um so strenger gewährten Schutzzoll-Systems. Das letztere namentlich erweist sich bei der Vielheit der unabhängigen Herrschaften als sehr störend, sowohl für die direct hindurchziehenden Carawanen, wie für den Zwischenhandel; die Producte werden durch willkürlich bestimmte Abgaben ausserordentlich vertheuert; die Zufuhr wird zeitweilig gänzlich abgeschnitten. Den Europäern wird ferner durch diese Verhältnisse die in entfernteren Gegenden oft sehnlich gewünschte Anlage vorgeschobener Handelsposten ausserordentlich erschwert, denn das von ihnen für selbstverständlich gehaltene zollfreie Passiren ihrer Güter nach und von dem Innern durch zwischenliegende Districte erscheint den Bewohnern dieser nicht ohne Grund als eine Schädigung des Particular-Rechtes, weil ihnen eine wesentliche Einnahmequelle versiecht, wenn sie den Fremdlingen gestatten, was sie den Einheimischen nicht erlauben. Dieser Collision der Interessen entspringen nahezu alle Verwickelungen, die um so complicirter sich gestalten, da zufolge der im Lande gesetzlichen Haftbarkeit des Individuums für die Familie und Sippe, auch die Europäer unter einander für solidarisch verpflichtet gehalten werden. Die in stetem Verkehr mit den Weissen lebenden Eingeborenen haben zwar einigermaßen gelernt zwischen Nationalitäten, hauptsächlich zwischen Concurrenten zu unterscheiden, in entlegeneren Gegenden mag es sich jedoch ereignen, dass ein Europäer nach Landesgesetz für einen anderen büssen muss, den er vielleicht nie gekannt hat. Das Gedächtniss des Afrikaners ist in diesem Punkte ein ausserordentlich gutes. Ueberdies berichtet die Tradition wenig Günstiges über die Weissen, und es liegt im Interesse der Schutzzöllner, den entfernter Wohnenden die Fremdlinge im schlimmsten Lichte erscheinen zu lassen; daher kommt es auch, dass die über die Zone des fernsten directen Verkehrs hinausgehenden Europäer so selten freundlich empfangen werden.

3. *Loango und die Loangoküste, 1876a: 37–38*

Loango ist ein historischer, Loangoküste ein geographischer Begriff; dieser ist umfassender als jener, und wird in seiner natürlichen Umgrenzung durch ethnographische Momente unterstützt.

Mit dem Namen Loangoküste kann der Landstrich bezeichnet werden, welcher, im Westen vom Atlantischen Ocean bespült, im Osten durch das Westafrikanische Schiefergebirge von dem Inneren geschieden, sich vom Congo nordwärts bis zur Bai von Mayumba² erstreckt. Da das Gebirge von der Mün-

2 Fußnote Pechuël-Loesches: Richtiger Yumba oder Tschiyumba [...]; die Bewohner heissen Ba-si-Yumba oder kurz Bayumba (sing. Myumba), Mayumba würde der Titel des Herrschers sein, welcher, wie an anderen Orten, von den meisten Händlern auch auf den Landstrich übertragen wurde und allgemein in Gebrauch blieb.

dung des Congo etwa 50 nautische Meilen entfernt liegt, in nordwestlicher Richtung der Küste näher zieht und an obengenannter Bai durch vorgelagerte Granithügel bis in das Meer sich fortsetzt, so hat das in dieser Weise umschlossene Gebiet die Gestalt eines Dreieckes, dessen Spitze Cap Matuti (Südmarke der Bai von Mayumba), dessen Basis der Congo bildet. Die Küstenlinie desselben dehnt sich somit von 3°28' bis zu 6° Süd-Br.

Das ehemalige Königreich Loango³ lag im Herzen des vorgehend skizzirten Landes. Im Norden von dem in die Bai von Chilunga (4°17' Süd-Br.) mündenden Flüsschen Numbi, im Süden von dem Chiloango⁴ (Mündung 5°12' Süd-Br.) begrenzt, mag es binnenwärts die Landschaften bis zu dem Gebirge umfasst haben.⁵ Jenseit des Chiloango bis zum Congo hatten sich zwei andere Königreiche gebildet: Kakongo und Angoy⁶. Kakongo, das östlichere Gebiet, besass nur den kleinen Küstenstrich Landana-Malemba⁷, Angoy hielt die schöne und wichtige Bai von Cabinda⁸ und die Küste bis zum Congo im Besitz. Als Grenze zwischen beiden Reichen galt, in der Nähe der Küste, der etwas südlich von Malemba bei Futila ins Meer fallende Bach Mbele. Die Herrscher derselben scheinen die Hegemonie Loangos anerkannt zu haben, jedoch während des Verfalles desselben, oder nach dem Tode des letzten Königs von Loango (vor etwa drei Generationen) unabhängig geworden zu sein.

Ob die Landschaften im Norden des Numbi sowie auch Mayumba jemals Loango unter- oder eingeordnet waren, ist unbestimmbar.

4. Die Loango-Expedition, 1882: 162, 163–164

Die imposanteste Form unter den Fiederpalmen vertritt unstreitig die stammlose, in Westafrika gemeinhin auch Bambuspalme genannte Weinpalme (*Raphia*) – ntombi pl. matombi. [...] [S. 162]

Obwol das Mark des sogenannten Stammes ein sagoähnliches Nahrungsmittel liefern würde, beachten dennoch die Eingeborenen die *Raphia* nicht als Nährpflanze und mögen nicht einmal Palmmost von ihr gewinnen, da er an Wolgeschmack dem der übrigen Arten weit nachsteht. Um so mannigfaltiger verwerthen sie die Schäfte – likúlukúlu pl. makúlukúlu – die davon abgeschälten langen Splinte – mbansa, libansa pl. mabansa – und Fiederblätter – nkunsa pl. sinkunsa – der Wedel – tschyéle pl. bityéle – zu Bauzwecken, zur Anfertigung von Geräthen und schönen Gewändern. Das faserreiche geschmeidige

3 Fußnote Pechuël-Loesches: Mtinu Luango.

4 Fußnote Pechuël-Loesches: Tschilunga. Tschiluango.

5 Fußnote Pechuël-Loesches: [...]

6 Fußnote Pechuël-Loesches: Kakuango. Ngoyo. [...].

7 Fußnote Pechuël-Loesches: Landana wird von den Negern Bansa, Malemba aber Nkotschi genannt, letzteren Namen trägt auch der ganze Küstenstrich zwischen beiden. Erstere Bezeichnungen stammen von Europäern und werden von den Eingeborenen der besseren Verständigung wegen, im Handelsverkehr angewendet.

8 Fußnote Pechuël-Loesches: Buete li Ngoyo.

Mark liefert gute Flaschenstöpsel. [...] Aus der sehr haltbaren Oberhaut der Blätter – mpusu pl. simpusu – werden die quadratischen, nur selten noch als „Strohgeld“ im Tauschhandel verwendeten Zeugstücke – lubongo pl. simbongo und mfúla pl. simfúla – gewoben und zu Gewandungen – ngombo pl. singombo – verarbeitet. Das feinste dieser Gewebe, ein geschmeidiger, seidenglänzender und goldig schimmernder Stoff, darf nur von Fürstinnen getragen werden und ist gegenwärtig eben so selten wie kostbar, da die Herstellung der reich befranzten Gewandtücher – ngombo nimba – wegen der schwierigen Beschaffung des Materials mehrere Jahre in Anspruch nimmt. Ich habe nur eines dieser Prunkkleider gesehen und schließlich auch zu eigen erhalten.

Die Eingeborenen unterscheiden drei Arten der *Raphia*, die zwar noch der wissenschaftlichen Bestimmung harren, aber gewiss auch von Botanikern anerkannt werden dürften. Die *Ntombi li kongo*, die verbreitetste Art, besitzt gelbroth gefärbte elastische und feste Wedelschäfte, längliche kleine Früchte und liefert eine geringe, leicht brüchig werdende Faser; vermuthlich ist es *R. vinifera*. Die *Ntombi li voá* treibt die riesigsten Wedel – es ist die in Yumba einheimische Art, die ich *Raphia maxima* nennen möchte – doch splintern die gelben oder gelblichgrünen Schäfte sehr leicht und ertragen nur geringe Belastung; die Fasern sind dagegen gut, die länglichen Früchte gross. Pinselähnlich aufgespaltene trockene Schaftstücken [*sic*] bilden ausgezeichnete Fackeln. Die *Ntombi li nimba*, wahrscheinlich *R. textilis*, ist in jeder Hinsicht die vorzüglichste: ihre schlanken dunkelgrünen, oft violett angehauchten Schäfte, die manchmal bis zur halben Länge walzenrund und blattlos sind, besitzen eine ausgezeichnete Festigkeit, die grossen Früchte sind fast kugelförmig und die Fiedern liefern die besten Fasern zu Geweben. [S. 163–164]

5. *Volkskunde von Loango, 1907: 10–12*

Wer fleissig unsere öffentlichen Badeanstalten besucht und andere Gelegenheiten benutzt, das Auge zu schulen, der lernt die Klagen unserer Künstler würdigen und begreift, dass es Zivilisierte in Menge gibt, die den Schönheits-sinn ebensowenig befriedigen wie beliebig viele Wilde.

In allen Ständen und auf allen Entwicklungsstufen erfreuen uns von der Natur besonders glücklich Ausgestattete. Nur sind solche Vorzüge nicht Gemeingut ganzer Völker oder, wenn man will, Merkmale von Rassen, sondern von Familien. [...]

Nichtsdestoweniger beruht es auf Täuschung, in Wilden immer wieder Ebenbilder von Meisterwerken der Kunst zu erblicken. Vieles ist ja recht schön, aber es ist nicht stets zugleich edel; die Verhältnisse lassen zu wünschen übrig. Die Formen sind vielfach künstlerisch streng, doch oft zu hart, zu archaisch, die Gelenke zu deutlich, die Gliedmassen zu drehrund, ohne den ungleichen Schwung der Umrisse, Köpfe und Gesichter meistens zu gross, die Leiber zu voll. [...]

Von Kopf bis Fuss völlig tadellose, ebenmässig schön gebaute Menschen haben wir unter den Bafióti ebensowenig wie unter Zivilisierten gefunden, aber wir haben doch viele recht gute Gestalten gesehen, in der Regel freilich solche, die das Auge weder beleidigten noch befriedigten. Jugend reizt, Alter nicht.

6. Volkskunde von Loango, 1907: 48–50

Vor nicht langer Zeit erklärte ein Fachmann in seinem Lehrbuche wörtlich, dass die Neger eine viel geringere geistige Begabung als die übrige Menschheit besässen, dass sie sich zwar abrichten, aber nur selten erziehen lassen.

Wie unheilvoll wirken solche Behauptungen. Man meint Verbündete der alten Sklavenhalter und anderer Leute zu hören, die allerlei zu bemänteln haben. Pflegen doch Menschen sich zu rechtfertigen, indem sie denen, die sie vergewaltigen, Schlimmes nachsagen.

Die Geistesbeschaffenheit, die Veranlagung von Primitiven ist doch viel zu wenig untersucht worden, als dass darüber abschliessend geurteilt, dass von höheren und niederen Rassen, von kennzeichnendem Zusammenhange körperlicher und geistiger Merkmale oder gar von einer Prädestination gehandelt werden könnte. Auch im Zivilisierten steckt noch sehr viel vom Wilden. Beide trennt nur eine Spanne Zeit. Unsere Altvorderen haben ebenfalls Missionare umgebracht. Und vormals, als andere Völker schon geleistet hatten, was die Grundlage unserer Ausbildung geworden ist, was heute noch emsig durchforscht und bewundert wird, sind sie schwerlich eine bessere Art von Wildvolk gewesen, als gegenwärtig auf Erden lebt. Was ihre Nachkommen begangen haben, trotz Christentum und gerühmter Kultur, das lehrt die Geschichte.

Ebensowenig wie sich Jahrhunderte und Jahrtausende in Jahrzehnte verdichten lassen, ebensowenig werden sich Afrikaner schneller als die Vorfahren ihrer Beurteiler zu anderer Weltanschauung und Lebensführung bekehren lassen, selbst wenn man sich einsichtsvoll darum bemühte. Aus Nächstenliebe geht zu ihnen doch nur der Missionar.

Welche Aufgabe ist es, unsere eigenen Kinder zu schulen, unsere Rekruten auszubilden. Wie schwierig ist es überhaupt, uns Persönlichkeiten zu erziehen, obschon sie unter uns geboren sind und inmitten unserer Einrichtungen aufwachsen. Wie soll da der einfältige Mensch den vielfältigen, der Primitive den Zivilisierten begreifen, wie soll er Ansprüchen genügen, die zunächst unvereinbar sind mit seinem Dasein und mit seinem Vorstellungsvermögen? Da sind Misserfolge nur natürlich, beweisen aber durchaus nicht die Unfähigkeit. Sie liegen mehr im Ungeschick des Vorgehens und in den Verhältnissen als in der Begabung der Menschen. Was einem gut dünkt, dient anderen darum nicht zum besten, nicht einmal innerhalb, viel weniger ausserhalb der eigenen Gemeinschaft, und was draussen anders erscheint, ist deswegen noch nicht verwerflich. Daheim, wo es doch viel schwerer wiegt, liegt noch genug im argen, ist noch so sehr viel zu bessern.

Wenn wir aufzurechnen vermöchten, wieviel unter Zivilisierten allstündlich gegen Recht, Menschlichkeit, Ordnung und Sittlichkeit gesündigt wird! Und abgesehen von allem Schlimmern, das doch grossenteils verborgen bleibt: Wie wird unter uns im täglichen Verkehre geklagt über Faulheit und Dummheit, über Roheit und Hinterlist, über Unzuverlässigkeit, Unredlichkeit und schlechte Gesinnung. Wie wird über das Gesinde geseufzt, das, obgleich unter Schulzwang und erzieherisch wirkenden Verhältnissen aufgewachsen, so wenig geneigt und fähig ist, sich dem Willen der Herrschaft anzubequemen und zu tun, was geheissen worden ist, was der einfache Menschenverstand verlangt.

Die Lamentation draussen und daheim verärgerter Leute gleichen sich überraschend. Das sollte man Afrikanern zugute halten. Um wieviel schwieriger und verwickelter müssen sich die Angelegenheiten gestalten, wo der Widerstreit der Interessen verschärft wird durch verschiedenartige Vorstellungskreise und durch mangelhafte Verständigung. Wie leicht geht das Urteil fehl, wo der Abstand zwischen Erhofftem und Erreichtem oft entmutigend gross ist, wo Entbehrungen und klimatische Einflüsse die Reizbarkeit steigern, Verdrossenheit und Verbitterung, sogar Widerwillen und Hass erzeugen.

Es kann gar nicht anders sein, als dass Afrikaner, überhaupt die Primitiven lernen, den Zivilisierten zu misstrauen, dass sie sich dem Willen beliebiger Fremdlinge, selbst wenn sie ihn begriffen, nicht fügen. Wer ihre Kreise stört, muss Widerstand gewärtigen, zumal wo es um Heimat und Besitz, um gewohnte Rechte geht. Darüber zu klagen, heisst mehr beschönigen und anschuldigen als urteilen. Unbeschadet der guten Absicht muss man doch verstehen, mit Menschen umzugehen, sich Verhältnissen anzupassen sowie von überlieferten Ansichten, von europäischer Herrlichkeit und Selbstbespiegelung zu befreien und unbefangen zu vergleichen. Es ist ja viel Schönes um wohlformulierte Sittlichkeitsbegriffe. Leider dienen sie weniger der Selbstzucht, als dass sie verleiten, die eigene Vortrefflichkeit nach Reden, die Mangelhaftigkeit anderer nach Handlungen einzuschätzen.

Menschliche Zustände sind überaus verwickelt und parteiischer Deutung offen. Je nach Stimmung. Es fällt nicht schwer, das nämliche Volk als gut oder als schlecht zu beschreiben. Was werfen entzweite Zivilisierte einander vor, lassen kein gutes Haar aneinander, und wie loben sie sich wieder, wenn alles nach Wunsch geht, wenn sie sich brauchen. So die Leute, so die Völker. Nur die Primitiven kommen nicht zu Wort. Sie sind wehrlos gegen üble Nachrede wie gegen verbesserte Tötungsmaschinen. Deswegen handelt es sich nicht bloss um die, über die berichtet wird, sondern auch um den, der berichtet. Wobei sich herausstellt, dass in der Regel der am mildesten über Eingeborene denkt, der am längsten mit ihnen lebte. Denn solange Primitiven nicht Unrecht angetan wurde, ist man ganz gut mit ihnen ausgekommen, und Entdeckern sind alle freundlich gewesen. Erst spätere Besucher haben die Sünden von Vorläufern zu büssen.

Ihr geistiges Vermögen zu ergründen, ist um so schwieriger, je einfacher die Zustände erscheinen, weil eben darum der Beobachter die Leute leicht unterschätzt. Er kennt weder ihre Sprache noch ihre Denkweise noch ihre Einrichtungen, und trägt althergebrachte Gedanken hinein. Er verfolgt ihr Treiben, aber versteht nicht ihre Beweggründe. Sie begreifen ihn nicht, können ihn nicht aufklären. Und wo sie es könnten, da mögen sie nicht. Weshalb sollten sie gegen den Fremdling offenherzig sein? Widersinnig, höchst verdächtig erscheint ihnen sein Umherspüren und Aushorchen.

7. Kongoland, 1887: 417–418

Wie die nicht auf gesunder Basis erstrebte schnelle, räumliche Erweiterung des Handels kann auch die gewollte jähe Ausbreitung der Zivilisation nur für diejenigen Bestechendes haben, welche mit den wirklichen Zuständen nicht vertraut sind. Zivilisation lässt sich auf niederer Gesittungsstufe stehenden Völkern nicht willkürlich einimpfen, sondern sie muss von ihnen selbst erarbeitet werden. Gelegentliche Versuche sind unfruchtbar. Denn die von ihnen Betroffenen verfallen in kürzester Zeit wieder in ihre alte Barbarei und sind schlimmer denn zuvor. Die sogenannten Wilden sind unter sich wirklich nicht so übel daran, dass wir es für eine Hauptaufgabe erkennen müssten, ihnen beizuspringen. Ihr Leben verfließt nicht unter so schrecklichen Umständen, dass wir ihr Loos, verglichen mit dem der grossen Menge eines Kulturvolkes, für besonders unglücklich halten sollten.

Im Ganzen und Grossen geht es bei ihnen ganz so zu, wie bei uns, und auch sie werden bewegt von dem, was uns allen gemeinsam ist. Ihnen fehlt bloss eine tausendjährige Kultur. Ueberall auf der Erde leben die Menschen bald in Frieden und Freundschaft, bald in Streit und Hader mit einander. So ist es gewesen, und so wird es bleiben; die Zivilisation vermag daran erfahrungsmässig nichts zu ändern.

Die hier zunächst in Betracht kommenden Afrikaner führen auch Kriege unter sich mit grossem Geschrei und mit grosser Pulverschwendung, aber gewöhnlich aus so vorsichtig bemessener Entfernung, dass sehr wenig dabei heraus kommt. Werden einmal bei einem geglückten Ueberfall ein paar Krieger verwundet, oder wird gar einer getötet, dann meint man einen welterschütternden Krieg geführt zu haben. Kommt dagegen die Zivilisation in das Land, mit ihren unausbleiblichen Hinterladern und Kanonen, dann finden die Eingeborenen nur zu schnell heraus, dass ihre Kriege gegen die mit Vertretern der Zivilisation sich entspinneenden ein Kinderspiel war. Ständen auch ihnen die Spalten unserer Zeitungen offen, so würden beide Teile gehört und die Ereignisse etwas anders beurteilt werden. Gemetzel und Ausrottungskriege betreiben die Afrikaner, mit Ausnahme einiger bekannter Stämme im Osten und Südosten, unter sich nicht, es sei denn, sie würden durch „zivilisierte“ Fremdlinge dazu angestiftet und ausgerüstet. Die Thaten der Muhammedaner sind hierher zu rechnen.

Wir dürfen es den Afrikanern nicht verargen, wenn sie sich instinktiv oder aus Erfahrung gegen den Einmarsch der Zivilisation wehren. Die Zivilisation können sie allenfalls begreifen, die ihnen der Kaufmann bringt, der Waren für ihre Produkte giebt und die Geschäfte in seinen Faktoreien abschliesst; denn dabei kommt ihr eigenes Interesse zu einer ihnen verständlichen Geltung. Die aber, die jäh und mit Macht in ihr Land einrückt und es teilweise erwirbt oder beschlagnahmt durch eine Art von Käufen und Verträgen, welche häufig genug unter ganz anderen als den unter uns gültigen Umständen vollzogen werden, die begreifen sie nicht. Sie sehen einfach althergebrachte und ihnen werthe Verhältnisse geändert, ohne dass ihnen irgend welches verständliches Gute daraus erwüchse.

Sagen wir einfach: der dunkelhäutige Bewohner Afrika's bedarf unserer Zivilisation nicht; wir aber bedürfen seiner. Wir brauchen Produkte seines Landes wie sein Land selbst, um der Weltwirtschaft immer grössere Ausdehnung zu geben. Der Lässige unterliegt dem Thätigen, der Schwache dem Starken. Die Auffassung des Vorganges kann eine sehr verschiedene sein, muss es sein, je nachdem die verlierende oder gewinnende Partei urteilt; aber „Verbreitung der Zivilisation“ wäre doch der letzte Ausdruck, den man darauf anwenden könnte. Man zivilisiert die Afrikaner, indem man sie zur Arbeit erzieht. Wer diese Aufgabe erfüllt, wer Jahrzehnte und Generationen hindurch mit gütlicher Anregung, mit verständig angewandtem Zwange und unendlicher Geduld dieses Ziel anstrebt, der befördert in Wirklichkeit die Zivilisation in Afrika. Aber auch dieses Werk ist an der Küste zu beginnen, wo alle Bedingungen am günstigsten liegen, von wo die Massenprodukte noch mit Gewinn nach den Weltmärkten befördert werden können.

8. *Volkskunde von Loango, 1907: 165–166, 167–169*

Wir stossen da auf weitschichtige Überlieferungen, in die mancherlei aus der frühesten Missionstätigkeit im Reiche südlich vom Kongo eingeflochten sein mag. Auch ist nochmals zu bemerken, daß die Bafióti behaupten, ihre Vorfahren seien einst vom Norden her aus grosser Ferne in ihre gegenwärtige Heimat eingezogen, ihr Herrschergeschlecht sei von Süden her gekommen.

In der Sage von der Herkunft und dem Einzuge des ersten Ma Loango spielt ein oder der Elefant sowie ein oder der Fährmann eine bedeutsame Rolle. Ich sage mit Fleiss ein oder der Elefant und Fährmann. Denn es handelt sich hierbei um den Sinn von Worten, dem überhaupt nachzuspüren zu den dankbarsten Aufgaben künftiger Forschung gehören dürfte.

Nsau, nsáo heisst allgemein der Elefant, stellenweise aber auch ein Mann, der die Aufsicht über einen Fährplatz am Flusse führt. Solch ein Fährmann ist oder war eine Respektsperson, beansprucht das Vorrecht für das wichtige Geschäft des Übersetzens, und waltet – wovon sich auch im Nibelungenliede Spu-

ren finden – seines Amtes mit einer nicht geringen Machtbefugnis. [...] [S. 165–166]

Die Sage beginnt mit Nkungu oder Nkongo, dem grossen Vater.

Nkungu hatte viele, viele Kinder. Er sandte sie aus über das Land. Ein jedes zog für sich fürbass. Wohin sie kamen, da fielen [*sic*] Regen, da gab es Wild und Früchte, die Menschen litten weder Hunger noch Not. Wo sie rasteten, da brannte Feuer, da sprudelte Wasser, da wurde die Erde gut, und immerdar grüntes Gras, Kräuter, Büsche, Bäume.

Einer von Nkungus Söhnen erreichte das Ufer des Tschiloango, wo der Fluss in das Meer läuft. Es war Nacht. Er rief nach Nsau, dass der ihn übersetze; er rief wieder und nochmals. Nsau schlief fest und hörte nicht. Aber seine Frau, Mbúta genannt, vernahm das Rufen. Sie lief zur Hütte ihres Mannes, tappte an die Wand, tappte stärker und immer stärker, bis er erwachte. Nsau erhob sich und trat hinaus. Er antwortete und fragte, wer da wäre. Es kam zurück: der Sohn von Nkungu, dem grossen Vater. Da ging der Fährmann über den Platz zum Ufer, schob einen Kahn vom Sande und ruderte über den Fluss. Es war finster, aber der, der ihn gerufen hatte, leuchtete hell, und wo er stand, war es licht wie am Tage. Dahin lenkte der Ferge seinen Einbaum. Nkungus Sohn trat heran und stieg ein, wie er aber einstieg, drückte er den Nachen unter Wasser. Nsau schrie, seine Leute am anderen Ufer schrieen, und viel, viel Volk lief herbei und schrie. Nsau schöpfte das Wasser aus, fuhr zurück und holte einen grösseren Kahn; aber auch dieser vermochte Nkungus Sohn nicht zu tragen. Wieder schöpfte Nsau das Wasser aus, kreuzte den Fluss und machte mit Hilfe der Leute sein grösstes Fahrzeug flott. Vergebens. Der merkwürdige Vorgang wiederholte sich zum dritten Male.

Unfern von der Stelle, wo sich das begab, lag ein winziger Fischernachen auf dem Strande am Meere. Dorthin wandte sich Nkungus Sohn. Der Kahn nahm ihn auf und sank nicht. Nkungus Sohn leuchtete wie eine Fackel, fuhr um die Mündung des Tschiloango über das Meer und kam zum Strande. Dort wimmelte es von Menschen. Sie boten ihm Obdach, Speise und Trank. Er aber trat in keine Hütte, er nächtigte in keinem Dorfe, er nahm weder Speise noch Trank, sondern zog seines Weges. Mit ihm gingen die Menschen und immer neue Scharen gesellten sich zu ihnen.

Denn es war grosse Aufregung im Lande und grosses Geschrei über die merkwürdige Begebenheit. Boten liefen nach allen Richtungen. Wo Nkungus Sohn rastete, da brannte Feuer, da war Wasser, da reiften Früchte, da blieb die Erde grün. Er war der erste Ma Loango.

Andere Gewährsleute behaupteten dagegen, dass Nkungus leuchtender Sohn, nachdem die Fahrzeuge sich dreimal unzulänglich erwiesen hatten, über das Wasser geschritten wäre wie auf festem Boden. Andere meldeten, er wäre über Land gezogen und hätte die Quellen des Flusses umgangen. Noch andere wussten, dass sich diese Begebenheit mit den Kähnen in anderer Weise zuge-

tragen hätte. Nämlich so. Eine Loangofürstin hatte einen ihre Heimat besuchenden Standesgenossen aus Kakongo in ihr Herz geschlossen. Als dieser heimgekehrt war, versuchte sie, ihm über den Tschiloango zu folgen. Das ist ihr aber, wie wir schon wissen, verboten. Trotzdem war der Fährmann gewillt, sie überzusetzen, aber dabei ereignete sich das Versinken der Fahrzeuge. Oder: der getreue Ferge, von der Absicht der Fürstin unterrichtet, hatte sich mit seinen Kähnen an das Südufer des Tschiloango zurückgezogen, und verweigerte die Fahrt. Da stieg die am Ufer entlang irrende Fürstin in den Fluss, um ihn irgendwie zu kreuzen. Sie verschwand in den Fluten und ward niemals wieder gesehen. Seit jener Zeit singt am Tschiloango der verzauberte Vogel [...].

Gewährsmänner, die so erzählten, liessen Nkungus Sohn in anderer Weise in sein Land kommen. Danach ist er auf nsau, dem Elefanten, erschienen, und zwar aus dem grossen Wasser, aus dem Meere, dessen Anblick ja nachmals dem Ma Loango verboten war, wie ihn auch heute noch viele Fürsten Loangos ängstlich scheuen. Es wird aber auch behauptet, dass der Elefant Nkungus Sohn durch den Tschiloango, ferner, dass er ihn durch den Nsongolo, wo beim Krönungszuge die Brücke gebaut wurde, getragen habe. Dort sei dem künftigen Herrscher das schöne Mädchen Mbúta aus Luandschili mit dem Wasserkrüge auf dem Kopfe begegnet, und habe ihm im Königsgau den ersten Gruss geboten. Sie habe ihm so gefallen, dass er ihr zum Zeichen seiner Huld den Elfenbeinring übergeben und sie hierdurch an sich gefesselt habe. Danach wäre Mbúta des ersten Ma Loango erste Frau gewesen. [...]

Noch anderen Überlieferungen ist zu entnehmen, dass unter dem grossen Wasser nicht das Meer, sondern der Kongo zu verstehen sei. Von dieser Sage finden sich Spuren am Kongo selbst. Oberhalb Boma, wo das Bett des Stromes sich verengt, liegt nahe am Nordufer die Insel Tschissala, der ein Eiland vorgelagert ist, das Europäer nicht betreten sollen, weil auf ihm sich die Ruhestätten der grossen Häuptlinge befinden. Auch deren Vorfahre soll auf einem Elefanten den Strom gekreuzt und auf dem Eilande gerastet haben. Als daselbst während meines zweiten Besuches im Jahre 1882 ein einsamer Elefant den Kongo durchschwamm, erschien das dem Volke als bedeutsames Ereignis.

Solche und andere Erzählungen weisen nach Süden und auf die Beziehungen hin, die vor Ankunft der Europäer zwischen unserem Gebiete und dem grösseren, unter dem Ansturm der Portugiesen zerfallenen Kongoreiche, bestanden haben mögen, wie Lopez berichtet. Nur darf die Ähnlichkeit des Namens Nkungu oder Nkongo mit dem von Europäern, in neuerer Zeit auch von Eingeborenen für den Hauptstrom und das südliche Reich gebrauchten, keinesfalls dazu verleiten, Nkungu, den grossen Vater, und Kongo, den grossen Strom oder das grosse Reich zusammen zu koppeln.

In der Landessprache heisst der Kongo Nsadi [...]

Nkungu oder nkongo, vereinzelt auch nkunga, bezeichnet einen eifrigen Jäger, einen Nimrod. [S. 167–169]

9. *Volkskunde von Loango, 1907: 354, 358, 364. 396–397, 397–398*

Ein Fetisch ist ein künstlich hergerichteter Stoff und tragbarer Gegenstand, dem unter zauberischen Gebräuchen eine bestimmte, dem Eingeweihten verfügbare Kraft einverleibt worden ist, welche Kraft mit dem Stoffe und dem Gegenstande vernichtet wird.

Ein Götze ist der gegenständliche Vertreter einer göttlichen oder mindestens geistig gedachten, keinem Menschen dienstpflichtigen Macht, deren Fortbestehen durch Vernichtung des Gebildes nicht berührt wird.

Demnach unterscheidet sich der Fetisch *wesentlich vom Götzen. Menschenkunst ist es, nicht ein Ungfähr, ein Geist oder eine Gottheit, die den Gegenstand zum Fetisch macht. Die Kraft fährt zufällig oder willkürlich weder in ihn hinein noch aus ihm hinaus. Sie ist einheitlich mit ihm verbunden und wirkt für den Besitzer, solange er den Gegenstand richtig behandelt und gewisse Vorschriften befolgt, die zur Erhaltung der Kraft notwendig sind. Verstösst er gegen diese Regeln, so ist es vorbei mit der Wirksamkeit des Fetisches, wie mit der eines Werkzeuges, das abgestumpft oder zerbrochen worden ist. [...]

Die Bafióti haben keine Götzen, sondern lediglich Fetische. Demgegenüber kennen sie weder Anbetung noch irgendwelche Verehrung, sondern bloss fachmässige Herstellung und Benutzung. [S. 354]

Sonach ist den Bafióti ein Fetisch nicht mehr und nicht weniger als ein künstlich mit verdichteter – übernatürlich wäre nicht der richtige Ausdruck – Kraft versehenes Gerät oder Werkzeug für den Kampf ums Dasein. Ein Kunstgebilde ist es, nicht ein beliebiges Naturgebilde: weder ein Baum, Felsen, noch ein bunter Stein, ein Stück Metall, Holz, Elfenbein und dergleichen mehr. Wenn sie etwas nicht mit ngilingíli Ausgestattetes mkíssi nennen, so meinen sie dass daselbst Bann und Zauber wirke oder gewirkt habe [...].

Freilich denkt man sich auch manche gepflegte Büsche und Kräuter mit geheimen Kräften ausgestattet. Dabei handelt es sich indessen lediglich um eine Übertragung der Kraft. Derartige Gewächse sind von den Meistern besprochen worden. An ihren Wurzeln ist ngilingíli vergraben; sie werden unter Befolgung zauberischer Gebräuche gepflegt und zeitweilig mit Wasser begossen, worein Fetische getaucht wurden. [...] Wirkliche Fetische sind diese Pflanzen ebenso wenig geworden, wie die Flinten, die infolge des beim Laden verwendeten Kugelsegens nicht fehlschiessen sollen. [S. 358]

Bei tierischen und menschlichen Figuren wird das ngilingíli öfter im Kopfe, in der Regel aber in einem auffälligen kastenförmigen Ansatz, oder in mehreren, auf dem Bauch oder auf der Brust untergebracht. Denn auch diese Stücke, mögen sie klein oder gross sein, sind natürlich ohne den Kraftstoff keine Fetische. [S. 364]

Obgleich Fetische weder angebetet noch mit regelrechten Opfern erfreut werden, erhalten manche vor versammeltem Volke gelegentlich einen Puff

Tabakrauch angeblasen, auch ein wenig Rum angesprudelt. Solches geschah aber, etwa wie wir Denkmäler bekränzen, ausschließlich Fetischen in Menschengestalt, und es geschah nur um des Äusseren, vielleicht auch um der Erinnerung willen. Etliche Zauberer taten es, andere nicht.

Ihren Angaben nach, die sie ja geschickt den Fragen anzupassen wissen, liesse sich folgern, dass sie in ihren Holzbildern menschliches Empfinden und Begehren vermuteten, was nicht zu verwundern wäre. Sie glichen darin unseren mit Puppen spielenden Kindern [...] [S. 396–397]

Auch mit dem Benageln der Menschengestalten hat es seine besondere Bedeutung. Wir haben es, wie möglicherweise auch mit dem Anrauchen, mit einer Entlehnung zu tun, und zwar mit einer Nachwirkung der alten Missionstätigkeit jenseits des Kongo: das Bild des Gekreuzigten hat diese Leute auf den Gedanken gebracht. Haben sie doch auch dem Fetisch Mangóssu, dem im Schädeldach drei Stachelschweinkiele stecken, einen Kranz von Dornenranken um den Kopf gepresst.

Der zu unserer Zeit in den südlichen Teilen des Landes geübte Brauch, Nägel und Eisenstücke in menschlich geformte Fetische zu treiben, dürfte zudem erst in verhältnismässig neuer Zeit, vielleicht seit einem Jahrhundert aufgefunden sein. Wenigstens erwähnen alte Berichte die doch gewiss merkwürdige und augenfällige Benagelung nicht, obgleich sie vielerlei Fetische und Zaubereien beschreiben. [...] Und um Tschintschotscho begann man vor unseren Augen zum ersten Male auch Tiergestalten mit Nägeln, und zwar die erste mit einer von uns gestifteten ausgedienten grossen Tischgabel, zu spicken. Jenseits des Kongo wurden damals längst alle möglichen Fetische benagelt.

Überhaupt ist der Gedanke nicht abzuweisen, dass die von den frommen Vätern im Kongoreiche eingeführten Bildwerke zu der neuartigen menschlichen Gestaltung von Fetischen angeregt haben. Besitze ich doch ein schönes älteres Kunstwerk, eine spannenhohe, die heilige Magdalena darstellende Elfenbeinfigur, die von einem einheimischen Künstler peinlich genau nachgebildet worden ist. [S. 397–398]

10. Volkskunde von Loango, 1907: 471–472

Noch einige Bemerkungen über die Banganga selbst. Wer sich auf die Ansicht von der durchgängig ungleichen Veranlagung und der daraus gefolgerten verschiedenartigen Bestimmung der Menschenrassen versteift, wird geneigt sein, schon um des Beleges und um seiner Selbstschätzung willen, im Wesen der Primitiven nur oder vorwiegend hässliche und niedrige Züge zu entdecken. Als ob die bei Zivilisierten fehlten. So werden, obschon es ohne genügende Einsicht weder gerecht noch wissenschaftlich ist, Zaubermeister schlechthin als Schwindler, Betrüger oder bestenfalls als betrogene Betrüger gebrandmarkt. Vieles in ihrem Tun, an unseren Zuständen gemessen, mag ja unsinnig und unehrlich erscheinen. Aber deswegen widerspricht es nicht ihren Verhältnissen.

Es gibt doch, und das ist viel schlimmer, unter Zivilisierten Banganga schlechter Art genug, die ohne Kundschaft nicht vorhanden wären. Und wie reden denn unsere grimmen Freigeister über Lehren und Bräuche der Kirchlichen, unsere verbissenen Naturheilkünstler über Arzneien und Handlungen der Studierten?

Wie unsere Geistlichen und Ärzte glauben die Banganga ganz entschieden an ihre Überlieferung, an ihr Können, an ihren Beruf. Mit ihrem Volke sind sie überzeugt, dass Gutes und Böses von höherer Gewalt verhängt wird, dass Seele, Gespenster, Hexenkünste und Krankheiten den Menschen bedrohen, und glauben ebenso, dass man den Willen Höherer sich günstig stimmen, gefährliche Wesen bezwingen und allerlei Übel bekämpfen könne. Alles fügt sich in ihren Vorstellungskreis ein. Wäre das bei uns anders? Sie sind angelernt worden, sie haben überlieferungsmässig Kunst und Wissen mit ihren Fähigkeiten verbunden, und fühlen sich ihren Aufgaben gewachsen wie andere Menschen auch.

So helfen sie den Furchtsamen und Beladenen, gestärkt und getragen vom Bedürfnis des Volkes, von Regungen, die doch selbst bei Zweiflern immer wieder hervorbrechen, sobald ihnen der Mut sinkt. Natürlich ist allgemein Menschliches nicht ausgeschlossen, dass nämlich Meister sich selbst erlauben, was sie bei anderen verdammen, dass sie die Menge ab und zu ein bisschen blenden und täuschen. Dieses Spiel durchschaut das Volk ganz gut. Aber aus alter Gewohnheit, zum lehrreichen Beispiel, zum Vergnügen, aus Bedürfnis lässt man trotzdem zaubern. Man hat nichts Besseres. Nur manchmal dringt, wie beschrieben, eine Gegenbewegung durch und ein Bildersturm räumt scheinbar für einige Zeit auf, ändert aber im Grunde genommen nicht einmal die Formen.

Der Vorwurf, dass die Banganga ihren Beruf, ihre Kunst gewerbsmässig und deshalb tadelnswert betrieben, wird doch gänzlich hinfällig durch den blossen Hinweis auf unsere eigenen Verhältnisse. Gewiss wird es nicht an Meistern fehlen, die bestechlich sind oder zur Bewahrung des Systems oder aus anderen Regungen Schuldlose ins Unglück bringen. Also schlecht geneigte oder mit geschmeidiger Gesinnung versehene Menschen hat es überall und allezeit gegeben, und wird es auch fernerhin geben. Nicht bloss bei den sogenannten Wilden hält es unter Umständen schwer, mächtigen Einflüssen gegenüber auf dem bekannten schmalen Pfade zu wandeln.



11 Sammlung P. Pogge: „Fetischschnupftabaksdose aus Kioko [der Cokwe]“. SMPK zu Berlin, Museum für Völkerkunde, Afrika III C 975

PAUL POGGE

Paul Pogge wurde am 27. Dezember 1839 auf dem väterlichen Gut in Ziersdorf in Mecklenburg geboren. Er beabsichtigte, Landwirt zu werden, studierte dann aber zu seiner allgemeinen Ausbildung noch von 1858 bis 1860 Jura in Berlin, Heidelberg und München. Nachdem der promovierte Jurist dann eine Zeitlang das väterliche Gut verwaltet hatte, verpachtete er es 1865 und unternahm als passionierter Jäger eine Reise ins Kapland und nach Natal. Nach seiner Rückkehr war er wieder einige Jahre als Landwirt tätig.

Als in Berlin die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ gegründet wurde, erbot er sich, die Expeditionen auf eigene Kosten als Jäger zu begleiten. Er durfte sich der dritten, der sogenannten Cassange-Expedition nach Angola, als „Volontär“ anschließen. Die Leitung dieses aus insgesamt fünf Personen bestehenden Unternehmens hatte Alexander von Homeyer*. Pogge traf Anfang Februar 1875 in Luanda ein. Noch bevor die eigentliche Reise ins Innere begann, mußten drei seiner Weggefährten, darunter Major von Homeyer und der Botaniker Herman Soyaux*, krankheitshalber umkehren. Der vierte, Leutnant Anton Erwin Lux*, schaffte es nur wenig weiter, bis nach Quimundo, der letzten portugiesischen Handelsstation im Osten, so daß Paul Pogge schließlich ab 15. September ganz alleine weiterzog. Am 5. Dezember 1875 erreichte er die zwischen den Flüssen Kalanhi und Luisa gelegene Haupt- und Residenzstadt Mussumba (*musumb*) des großen Lunda-Reiches, die nach jedem Thronwechsel verlegt wurde (s. Text 3). Die von Pogge besuchte hieß ihm zufolge Quizememe (nach Buchner* korrekt *ku Issuamäm*, am Issuamäm Bach).

Es war schon lange her, daß die ersten ausführlicheren Nachrichten aus Lunda veröffentlicht worden waren (Joaquim Rodrigues Graça 1846). Pogge hatte Mühe, dem erst seit Mai 1874 regierenden Lunda-König (Noéji Ambumba [Mbumb Muteb a Kat], bekannt als Xanama [*sanam* Nawej], 1874–Ende 1883; s. Text 3), der den Titel Mwant Yav trug, verständlich zu machen, daß er nicht als Händler, vor allem nicht als Sklavenhändler, sondern als Jäger gekommen sei. Seine Bewegungsfreiheit wurde durch den mißtrauischen Herrscher stark eingeschränkt, so daß es ihm nur mit großer Hartnäckigkeit gelang, wenigstens die Erlaubnis für einen kurzen Jagdausflug in südöstlicher Richtung zu erhalten (28. Januar bis 28. Februar 1876). Da ihm ein Weiterziehen nach Norden oder Osten weiterhin strikt verweigert wurde (zu den Gründen dafür s. Text 3), erzwang er schließlich, nachdem auch seine Vorräte und Geschenkartikel weitgehend aufgebraucht waren, den Aufbruch für seine Rückkehr.

Er verließ die Lunda-Hauptstadt am 17. April 1876 und war am 30. Juli wieder in Quimundo. Nach einer Erholungspause erreichte er Anfang Oktober Malanje und einige Zeit später die Küste. Er brachte Sammlungen von Pflanzen,

Schmetterlingen, Käfern, Metallproben, Hölzern, Gerätschaften und 16 „Negerschädel“ mit nach Europa.

Sein Hauptwerk über diese Reise ist sein überarbeitetes Reisetagebuch *Im Reiche des Muata Yamwo*, das er nach seiner Heimkehr in Rostock zur Veröffentlichung vorbereitete. Es wurde später als „das beste Buch in deutscher Sprache über die binnenwärts von Loanda gelegenen Länder“ gelobt, da Pogges „wissenschaftlich und litterarisch so viel besser geschulter Nachfolger Max Buchner keine Beschreibung seiner an die Reise Pogge’s [...] sich anschließende Lundaexpedition geliefert hat.“ (Ratzel 1888: 361)

1879 stellte sich Pogge abermals der „Afrikanischen Gesellschaft“ zur Verfügung, diesmal mit einem eigenen Reiseprojekt. Er hatte vor, in die Lunda-Hauptstadt zurückzukehren und dort eine Station „im Sinne der Internationalen Afrikanischen Association zu Brüssel“ zu gründen, die als Stützpunkt für weitere deutsche Kolonisten und Händler gedacht war. Als Topograph der Expedition begleitete ihn Hermann von Wissmann*, der versuchen sollte, von Mussumba aus in noch unbekannte Gebiete nach Norden und Osten vorzustoßen, während Pogge selber in seiner neuen Station bleiben wollte. Beide verließen Hamburg am 18. November 1880 und erreichten am 7. Januar 1881 Luanda. Die eigentliche, vom Reichskanzleramt und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ unterstützte Expedition begann Ende Mai 1881 mit dem Abmarsch aus Malanje, wo Pogge und Wissmann mit Max Buchner und Alexander von Mechow* zusammengetroffen waren. Von hier ab wurde die deutsche Flagge „der Karawane stolz vorangetragen“ (Wissmann 1892: 14). Nachdem ihnen der gerade aus Mussumba zurückgekehrte Buchner aufgrund seiner eigenen schlechten Erfahrungen bereits dringend von ihrem Reiseziel abgeraten hatte, beschlossen sie, da sich inzwischen die allgemeine politische Lage im Osten durch die zwischen den Lunda und Chokwe ausgebrochenen Feindseligkeiten erheblich verschärft hatte und die südliche Route gesperrt worden war, ihre Pläne zu ändern und in Quimbundo nach Norden abzuzweigen.

Die Reise verlief dann ohne größere Probleme, und am 30. Oktober 1881 zog man in die Haupt- und Residenzstadt des Schilange(/Luluwa-)Fürsten Mukenge am Lulua ein, die bisher noch kein europäischer Forscher betreten hatte (der etwa gleichzeitig mit der Pogge-Wissmann-Expedition nach Norden ziehende portugiesische Händler Silva Porto aus Bié war mit seiner Karawane am östlichen Cassai entlang weiter nordwärts bis nach Kabao gegangen). Von Mukenge und einem großen Gefolge begleitet, brachen Pogge und Wissmann dann am 30. November 1881 abermals auf und erreichten Mitte April 1882 den Lualaba bei Nyangwe. Wissmann zog von hier aus allein zur Ostküste weiter, Pogge kehrte an den Lulua zurück, um seinen Plan, eine wissenschaftliche Station bei Mukenge zu errichten, in die Tat umzusetzen. Am 21. Juli 1882 traf er hier wieder ein.

Als dann nach über einem Jahr seine Mittel weitgehend erschöpft waren und aus Deutschland noch kein Nachfolger eingetroffen war, brach er seine Zelte endgültig in Mukenge ab und machte sich am 9. November 1883 auf den Heimweg. In Malanje traf er noch einmal mit Wissmann (und seinen Begleitern) zusammen, der sich inzwischen schon auf seiner nächsten Kongo-Expedition befand. Erschöpft und krank erreichte Pogge schließlich am 28. Februar 1884 die Küste. Nur wenig später, am 17. März, starb er in Luanda an einer Lungenentzündung und wurde dort noch am selben Tag auf dem protestantischen Friedhof beerdigt. 1885 wurde ihm in Rostock ein Denkmal errichtet.

Informationen über die zweite Forschungsreise von Paul Pogge sind durch seine und Wissmanns Briefe bekannt geworden sowie durch die auszugsweise (und stark bearbeitete, teilweise nur zusammenfassende) Veröffentlichung einiger seiner Tagebücher. Er hatte zwar vor seinem Tod ihre Vernichtung verfügt, doch hielt der deutsche Konsul in Luanda sie für zu wertvoll, um diesem Wunsche zu entsprechen. Eine Ergänzung bilden die entsprechenden Kapitel in Wissmanns Buchveröffentlichung (1889). *Ethnographica*, die Pogge auf seinen beiden Reisen erwarb, erhielt das Ethnologische Museum in Berlin (s. Abb. 11).

Paul Pogge war kein Wissenschaftler und hat sich selber auch nie so gesehen. Es war Zufall, daß ihm, der sich aus Abenteuerlust und Jagdleidenschaft einer Forschungsexpedition angeschlossen hatte (deren übrige Mitglieder – in der Mehrheit Militärs – allerdings auch nicht adäquat qualifiziert waren), am Ende die Durchführung des gesamten Unternehmens allein aufgebürdet wurde. Unter diesen Voraussetzungen hat er, allen naturwissenschaftlichen Defiziten zum Trotz, die teilweise auch schon zu seinen Lebzeiten bedauert wurden, Bedeutendes für die Erforschung des Kontinents geleistet. Schon allein das Vordringen soweit ins Innere als ortsunkundiger „Zivilist“ (meist zu Fuß oder auf einem Reittier) ohne jede Absicht, sich am Sklaven-, Elfenbein- oder Kautschukhandel zu beteiligen, war damals noch eine große Tat. Das Geschick seiner Gefährten, zahlreiche Krankheitstage durch die eigenen Fieber-, Husten- und Dysenterieanfälle, auf der zweiten Reise noch gehäuft durch einen Kinnbackenbruch, zeugen von dem Risiko und einem unbeugsamen Willen, der Voraussetzung für den Erfolg war. Zu diesen Voraussetzungen gehörte aber auch das Sicheinfügen in bestehende Strukturen, d. h. in die durch den Sklavenhandel während drei Jahrhunderten geschaffenen Rahmenbedingungen, die wesentlich durch das Aufbrechen alter politischer Strukturen, erhöhte Aggressivität in den betroffenen Gebieten, das angolische Trägerwesen, lokale Zollsysteme, rücksichtslose Interessenwahrung aller Seiten und gelegentliches Banditentum geprägt wurden. Erst allmählich wurde der Sklavenhandel durch andere Produkte abgelöst, aber gerade in Lunda war er damals noch gang und gäbe und führte dort zu ständigen Raubzügen, Fehden und Erpressungen. So hatte Pogge auch trotz nachdrücklicher Hinweise Mühe gehabt, die ihm vom Mwant Yav als Geschenke zgedachten Sklaven, ohne diesen zu beleidigen,

zurückzuweisen. Er tat das allerdings weniger, weil er den Sklavenhandel in Afrika grundsätzlich verabscheut hätte (Text 1), sondern weil er selber kein Sklavenhändler war und sein wollte.

Pogge, dessen große Bescheidenheit in seiner Heimat gerühmt wurde, war offensichtlich weder willens noch imstande, ein persönliches Verhältnis zu Afrikanern und erst recht nicht zu den ihm untergebenen einheimischen Menschen zu entwickeln. Er verschaffte sich Respekt (wozu auch sein gewaltiger Bart beitrug), blieb aber immer distanziert und seiner Überlegenheit bewußt. Seine negative Grundeinstellung hat er nie verloren: „Was den Charakter des Negers in Angola sowohl, als im übrigen Afrika betrifft, so kann der unparteiische Europäer, denselben im Allgemeinen nur tadeln. Der Neger ist feige, faul, unzuverlässig, lügenhaft, liederlich, leichtsinnig, schlau und abergläubisch; er lügt, stiehlt und betrügt, wo er nur immer kann. Er lebt nur für die Gegenwart und denkt nicht an die Zukunft; er fühlt sich nur da wohl, wo er zu leben hat, kennt keinen Patriotismus, kein Heimweh, obgleich man zugestehen kann, dass die Bande der Verwandtschaft von ihm sehr respectirt werden, und die Verwandten in der Noth fest zu einander halten. Für den Neger spricht ferner eine Art [!] Gastfreundschaft und seine Neigung, Verwandten und Freunden Geschenke zu machen. Der gewöhnliche Träger theilt in Zeiten der Noth gerne seine Maniok-Wurzel mit seinem Patron, steht auch im Falle eines Gefechtes für die Sicherheit seines Patrons, sowie seiner Carawane ein, vorausgesetzt, dass er im Augenblick der Gefahr den Kopf nicht verliert, eine gewisse Macht hinter sich weiss, und nicht die Flucht ergriffen hat. Er ist, wenn er nichts zu leben hat, mässig und zufrieden, ist zäh und widerstandsfähig gegen äussere Eindrücke.“ (Pogge 1880: 6). Auch sein späterer langer Aufenthalt in Mukenge änderte sein Afrikanerbild nicht mehr: „Der Neger ist nicht schlecht von Grund aus, – denn die grossen Verbrechen wie Raubmord kommen selten vor, Selbstmord ist unbekannt –, aber er ist gänzlich ohne Ehr- und Pflichtgefühl, ohne Tugenden und kein Mann von Wort [...] Ich behaupte, [...] dass es nicht angebracht ist, einen Neger gut zu behandeln. Denn je besser man mit ihm umgeht, desto unverschämter wird er, und wenn man ihm etwas gibt, will er alsbald mehr haben.“ (1883–1885c: 244; vgl. auch Text 4)

Dementsprechend war auch seine Behandlung der Träger, nachdem er anfangs überhaupt nicht zurechtgekommen war: „Ich verstehe es nicht, die Leute in Zaum zu halten; sie gehen, wann sie wollen, und wenn sie nicht wollen, schützen sie entweder Regen oder Krankheit vor [...] Der Reisende ist hier ganz in den Händen der Träger (d. h. freier). Straft er, so laufen sie weg; also Geduld, wenn es angeht. Gute Worte und Ermahnungen helfen zu gar nichts, Schelten nützt durchaus nichts, höchstens lachen sie mich aus.“ (Pogge 1880: 75). Die Position Pogges als Neuling in Angola, mit seinen anderen Zielen und seiner abweichenden Zeitvorstellung, die entsprechende Reaktionen provozierten (s.a. Text 2), darf nicht unterschätzt werden. Andererseits muß man gerade in dieser

Hinsicht auch die rauhen Sitten der luso-afrikanischen Sklavenhändlergesellschaft und die Verlockungen, die eine mit europäischen Waren ausgerüstete Karawane überall bot, in Rechnung stellen. Da außerdem Pogges Ausrüstung im Verhältnis zu seinem Vorhaben eher knapp bemessen war und nicht auf kaufmännischen Berechnungen von Wert und kalkuliertem Gegenwert beruhte, sondern lediglich dem eigenen Fortkommen und Unterhalt sowie Gastgeschenken dienen sollte, geriet er gegenüber den Afrikanern, deren Verkehrsordnung wesentlich auf Handel und Tausch beruhte und die („Engländer“ genannte!) Forschungsreisende noch kaum kannten, immer wieder in eine unangenehme Zwangslage. Weil Pogge den Einsatz von Waffen dennoch möglichst vermied, die Erlaubnis zum Niederbrennen feindlicher Dörfer verweigerte und Giftordale bekämpfte, soll er sogar im Ruf besonderer Friedensliebe und Milde gestanden haben.

Trotzdem ist sein späteres Urteil unangemessen hart und sowohl durch seine patriarchalen, rassistischen Vorannahmen als auch die an den Nerven zehrenden Widrigkeiten der Reise geprägt: „Da sich keine bestimmten Regeln für die Behandlung der Träger aufstellen lassen, so will ich bei dieser Gelegenheit dem Reisenden den Rath geben, den Negern möglichst schroff entgegenzutreten, und ich spreche aus Erfahrung, wenn ich erkläre, dass ich sehr schlecht von meinen Leuten so lange behandelt worden bin, als ich sie nicht den Stock fühlen liess, sondern mit Ermahnungen oder gar Geschenken etwas erreichen wollte. Der Reisende darf nicht viel reden, sondern er muss entschlossen handeln. Er muss seine Leute streng behandeln, aber er soll auch dafür sorgen, dass sie reichlich zu leben haben. Namentlich soll er im Innern stets das Interesse seiner Leute wahren, und in kleinen Streitigkeiten mit den Eingebornen, welche häufig sind, mag er ein Auge zudrücken, sobald es sich um den Vortheil seiner Leute handelt. Der Patron muss bei vielen Stämmen für die Vergehen seiner Leute haften und soll dann tolerant sein und nicht viel schelten, sondern einfach bezahlen.“ (Pogge 1880: 21–22)

Aus Pogges Berichten geht überdeutlich hervor, wie sehr hier immer wieder zwei Welten zusammenstießen und wie beiden Seiten die jeweils andere verschlossen blieb. Manche der mehr episodenhaften Mißverständnisse wurden nachträglich aufgeklärt, so z.B. der Vorfall mit einem Chokwe, der die Expedition vor einem Hinterhalt der Minungo warnen wollte und im Gegenzug zwei Ladungen Pulver erbat, aber, da man seine gute Absicht nicht verstanden hatte, als lästiger Bettler davongetrieben worden war. In ähnlicher Weise hatten die fremden weißen Eindringlinge, die ihr Verhalten und ihre Situation anscheinend niemals reflektierten, noch einiges Lehrgeld zu zahlen. Manche Fehleinschätzungen aber waren weder auf der Seite Pogges noch auf derjenigen der Afrikaner aus der Welt zu schaffen, wie vor allem auch die durch ein latentes, beiderseitiges Mißverstehen und Mißtrauen gekennzeichnete Beziehung zwischen Pogge und dem Mwant Yav zeigte und in einer kolportierten Rede des

letzteren am Ende von Pogges Aufenthalt zum Ausdruck kam: „Er wünsche zu wissen, warum ich in sein Land gekommen sei und was ich in seinem Lande wolle, wenn ich kein Kaufmann sei und keine Sklaven und Elfenbein kaufe. Er hatte es mir jedenfalls übel genommen, dass ich ihm gestern die Sklavin zurückgeschickt hatte. Ich antwortete, dass ich ihm bereits gesagt habe, weshalb ich ihn zu besuchen gekommen sei und dass er bereits wisse, dass ich weder Sklaven noch Elfenbein kaufe. Nach dieser Erklärung meinerseits und ohne etwas an Geschenken bekommen zu haben, verliess der Häuptling mit seinen Kriegern meine Wohnung.“ (Pogge 1880: 174). Pogge seinerseits hatte große Schwierigkeiten, sich auf die einheimischen Werte- und Rechtsvorstellungen einzulassen.

Wie sehr wenigstens ein Teil von Pogges Urteilen durch unmittelbare Eindrücke verschärft wurde, zeigen im Vergleich andere Äußerungen, die er erst später zu Hause in ganz anderem Zusammenhang formulierte und bei denen er etwas mehr als sonst von der eigenen durchlebten Situation zu abstrahieren vermochte (Text 2).

In Deutschland erwartete man damals vor allem topographische Bestimmungen von den Forschungsreisenden, um möglichst exakte Karten von bisher unbekanntem Gebieten zeichnen zu können. Diese konnte Pogge aufgrund seiner fehlenden Ausbildung und fehlender Instrumente nicht liefern. Auf seiner zweiten Reise übernahm Hermann von Wissmann diese Aufgabe. Naturwissenschaftliche Sammlungen, denen Pogge sich im Rahmen seiner Möglichkeiten widmete, rangierten noch vor ethnographischen. Für letztere fehlten Pogge die Mittel. Die Art des Reisens, aber auch Pogges Einstellung, oftmals auch sein Gesundheitszustand, eigneten sich nicht für eingehendere ethnographische Beobachtungen unterwegs. In der Lunda-Hauptstadt, wo er sich immerhin dreieinhalb Monate aufgehalten hat, gab es andere Restriktionen, wie er anlässlich seines Jagdausflugs in den Südosten durchblicken ließ. Dieser sei für ihn von großem Nutzen, „da ich mich bei den verschiedenen Häuptlingen ungenirt betreffs der Geographie des Reiches Matiamwo's habe informieren können, was ich mir in Mussumba nicht erlauben durfte. Denn Alles, was mich anging, wurde dort dem Matiamwo hinterbracht, welcher ein unendlich mißtrauischer und abergläubischer Neger ist.“ (PM 30, 1876: 343)

Von seinen eigenen, recht oberflächlichen, aber dennoch hochinteressanten Beobachtungen von unterwegs abgesehen, erhielt Pogge seine geschichtlichen und ethnographischen Informationen vornehmlich von seinen Dolmetschern, namentlich von dem weitgereisten sprachbegabten Mosambikaner Germano, der bereits vier Jahre im Land der Songo und zwei in Cassange gewesen war und dann auch Otto Schütt* begleitet hat, sowie von dem Ambakisten Joannes Bezerra (genannt Kaschawalla/Caxavala), der Pogge zufolge „zu den intelligentesten Dolmetschern der Colonie“ gehörte (s. Heintze 2002 u 2004, Kap. II.1). Aufgrund ihrer herausragenden Vertrauensstellung im Dienste der Weißen

mag ihre Sichtweise der Dinge auf Pogges Vorurteile durchaus verstärkend gewirkt haben.

Da der Fernhandel das alltägliche und politische Geschehen in den Gebieten, die Pogge durchzog oder für einen längeren Aufenthalt besuchte, sehr weitgehend bedingte und beeinflusste, sind seine Mitteilungen über vieles, was mit diesem Handel zu tun hatte, besonders zahlreich, detailliert und informativ. Sie vermitteln auch ein anschauliches Bild von dem großen Wandel, der sich in den Produkten in nur kurzer Zeit vollzog, vom Verfall und vom Aufblühen von Handelsstationen und von der begrenzten Gültigkeit der zum Tausch mitgebrachten Waren, die den Handlungsspielraum der Reisenden entscheidend beschränkten und ihn Zwänge unterwarfen, die heute gerne übersehen werden: „Zum Einhandeln von Lebensmitteln und Kleinigkeiten dienen in Mussumba hauptsächlich Perlen, und zwar: 1) eine rothe, inwendig weiss emailirt (an der Küste bekannt unter dem Namen ‚Maria segunda‘; 2) eine weisse sehr ordinaire Porzellanperle, welche aussieht, als wenn sie aus Knochen verfertigt wäre, an der Küste bekannt unter dem Namen ‚Missanga branca‘. Von der ersteren möge man eine möglichst grosse Sorte kaufen, von der zweiten eine von mittlerer Größe. Beide Sorten von Perlen kommen in verschiedenen Grössen in den Handel; zu grosse oder zu kleine weisse Perlen haben jedoch fast gar keinen Werth.“ (Pogge 1880: 141)

Ein Glücksfall aber war für ihn die Anwesenheit des afrikanischen Elfenbeinhändlers „Deserra“ (Lourenço Bezerra) in Lunda. Er stammte aus Golungo und lebte schon jahrelang, seit dem letzten Regierungswechsel gezwungenermaßen, in Mussumba (s.a. Einführung, Kap. 12). Ihm verdankte Pogge das meiste dessen, was er später über die Geschichte und die Ethnographie dieses Landes veröffentlicht hat (Text 3) und was sein Buch wesentlich zu der wertvollen, unersetzbaren Quelle machte, die es heute noch ist. Dagegen waren, wie gesagt, von den Bewohnern der Residenzstadt nur schwer Informationen zu erhalten, vor allem keine geographischen.

Pogges Tätigkeit erschöpfte sich jedoch nicht in Jagdleidenschaft und Forscherdrang. Von Anfang an beflügelten ihn auch koloniale Ideen, die sich im Plan der Errichtung einer deutschen Station im Inneren konkretisierten. Als ehemaliger Gutsbesitzer und Landwirt fühlte sich Pogge dabei ganz in seinem Element. Im Laufe seiner Lunda-Reise scheinen diese Überlegungen immer deutlichere Konturen angenommen zu haben. Alle negativen Erfahrungen traten nach seiner Rückkehr in die Heimat in den Hintergrund, so daß er schließlich in Mussumba den idealen Ort zur Errichtung einer solchen Station sah. Die Lunda werden nun als gutmütiges, friedliches und dem Europäer gewogenes Volk gepriesen, dem Weißen werde grundsätzlich ein freundliches, ehrerbietiges Benehmen entgegengebracht, es gäbe reichliche Möglichkeit zur ethnologischen Betätigung, ein „lustiges, geräuschvolles Volksleben“ und in der Hauptstadt jeden Vormittag einen bedeutenden Markt. Ständige Intrigen und „Fe-

tischverdächtigungen“ seien zwar Schattenseiten, „indessen ist jeder Weisse eo ipso vom Verdacht des Zauberverbrechens ausgeschlossen, da er in Folge seiner geistigen Überlegenheit mit dem Häuptling auf derselben Stufe rangirt.“ (1880–1881a: 136). Es hieß, daß in ganz Lunda noch nie ein Küstenhändler erschlagen wurde und man dort besonders stolz darauf sei, schon seit so langer Zeit mit den Europäern Handel getrieben zu haben. Zudem stünden die Händler und ihre Waren in Mussumba nicht nur unter dem besonderen Schutz des Mwant Yav, sondern auch außerhalb der strengen Landesgesetze (s. Text 3). Da sich die Handelsprodukte für den Fernhandel dort allerdings auf Sklaven und Elfenbein beschränkten, würde eine Station „nicht umhin können, z. Z. ihres Bestehens dem Muata Jamvo einige Sklaven abzukaufen, um nicht sogleich Groll und Misstrauen beim Herrscher zu erregen. Die Leute würden als Arbeiter und Träger der Station von Nutzen sein.“ (*ibid.*: 138–139).

Allen eigenen Erfahrungen zum Trotz glaubte Pogge nun auch, daß es für den Forschungsreisenden in Lunda nicht schwer sein werde, „unter dem Schutze Muata Jamvos nach Norden zu reisen, resp. die Raubzüge des letzteren zu geographischen Zwecken auszunutzen.“ (*ibid.*: 139). Allmählich würde der Lunda-Herrscher dann sicher auch, „wie es bei allen Eingebornen der Fall ist, sein Misstrauen gegen den Weißen verlieren und sich in Vernunft vom Weissen leiten und führen lassen. Dann wird es auch Zeit sein, im Interesse der Humanität die schweren Strafen, welche Muata Jamvo über seine Unterthanen verhängt, zu mildern und seine Sklavenraubzüge womöglich einzuschränken.“ (*ibid.*: 140). Die Vision einer deutschen Station im Herzen von Lunda verleitete den sonst so nüchternen Mann zu geradezu hymnischen Worten, die aber auch in aller Deutlichkeit seine wirklichen Ziele, in denen Afrikaner nur als Marionetten vorkommen – wir sind am Vorabend der Berliner Konferenz –, offenbaren: „Damit wäre das Land der Wissenschaft erschlossen, und wenn ferner mit der Zeit selbständige Colonisten und weisse Händler, den Pionieren folgend, in Mussumba sich ansiedelten, so würde unzweifelhaft derjenigen Nation, welche die Initiative in der Erschliessung dieses schönen und gesegneten Landes ergriffen hat, auch der Hauptvortheil von der Ausbeutung seiner Schätze zufallen, wenn nur die Station in tactvoller und die Rechte der Eingeborenen schonender Weise geleitet und die einmal begonnenen Bestrebungen in nachhaltiger Weise vom Heimathlande aus unterstützt werden.“ (*ibid.*: 140)

Die Station wurde dann bekanntlich von Pogge nicht in Mussumba, sondern in Mukenge am Lulua gegründet (in unmittelbarer Nähe des späteren Lulua-burg, nahe dem heutigen Kananga). Auch hier sah Pogge zunächst ideale Voraussetzungen (s. Text 4). Der Ort wurde relativ häufig von Handelskarawanen aus dem Süden (Ambakisten, Chokwe, Mbangala, Bié) aufgesucht, die hier Sklaven (ausschließlich Frauen) und Kautschuk kauften. Elfenbein gab es dagegen kaum noch, da der Elefant in diesen Gegenden nach rund fünfzehnjährigem Handel infolge der Einführung von Feuerwaffen bereits ausgerottet oder

vertrieben worden war. Der regierende Kalamba hatte ein offenes Ohr für Pogges Ratschläge, die allgemeine Gastfreundschaft war groß, von den Einwohnern wurde er „nicht im geringsten durch Besuche und Betteleien belästigt“ und ihre „Bescheidenheit und Freundlichkeit“ trugen wesentlich zur „Ruhe und Behaglichkeit“ seines Aufenthaltes bei. Aus Europa hatte er Sommerweizen, Gerste und roten Klee eingeführt, aus Malanje Kartoffeln und aus Nyangwe Reis und etwas Sesam importiert. Bananen, Kohl, Tomaten und Tabak gediehen alsbald auf den von ihm angelegten Feldern der neuen Station. Außerdem veranlaßte er den Kalamba, das vor zehn Jahren mit Einführung des Hanfkultes ergangene Verbot der Haustierhaltung wieder aufzuheben.

Aber die idyllischen Zustände währten nicht allzu lange. Zwar behielt er weiterhin vollen Rückhalt beim Kalamba, doch erhoben sich anscheinend zunehmend auch kritische Stimmen gegen seine dauerhafte Anwesenheit. Der Häuptling wurde wiederholt gewarnt, daß immer mehr Weiße kommen und schließlich von seinem Land Besitz ergreifen würden. Man drohte ihm sogar, den Cassai zu sperren. Aber Kalamba antwortete damals noch, „dass die Weissen ihm keinen Schaden täten und wenn die Mukanjangaleute [Chokwe] die Fähre sperrten, so würden sie sich nur selbst schaden und dadurch arm werden, da der Handel aufhören würde.“ (1883–1885c: 244). Aber ganz unbeeindruckt scheint er nicht geblieben zu sein und durchaus die Ambivalenz seiner Position empfunden zu haben.

Pogge gelang es lange Zeit, auf dieser Klaviatur zu seinen Gunsten mitzuspielen: „Kalamba weiss, dass die Stationsherrlichkeit ein jähes Ende nehmen kann, wenn er die Sendlinge des Mona Puta [*sc.* Mwene Mputu, des Königs von Portugal; hier: der Weißen] nicht ihrem Wunsche gemäss behandelt und fürchtet sehr wohl die Ungnade des Herrn der Weissen (auf dessen Conto nämlich hier alle Verhandlungen von mir geführt werden), jenes grossen Machthabers aller Wasser und Länder, der zeitweise unter und über dem Wasser wohnt. Der Häuptling hat übrigens allen Grund sich den ständigen Aufenthalt eines Weissen in seinem Lande zu sichern. Seine Macht und Autorität haben sich nach der [gemeinsamen] Lualaba-Reise bedeutend vermehrt, so dass er entschieden als mächtigster Baschilange-Häuptling angesehen werden kann. Er führt jetzt zur Verherrlichung seiner grossen That allgemein den Namen Lualaba [...], hat sich ein grösseres Wohnhaus im Nyangweer Baustyl [...] erbaut und hat alle möglichen, bisher jedoch vergeblichen Schritte gethan, um seine sämtlichen Bena Katschia hier anzusiedeln und ein zweites grosses Nyangwe zu gründen.“ (1883–1885b: 181–182). Sein Rivale Kingenge wird es ihm später gleichtun. Pogge fand bei einem Besuche seiner Residenz im Juni 1883 alle benachbarten kleinen Dörfer verlassen.

Der deutsche Forschungsreisende wurde also, nach den Chokwe und Mbangala, ebenfalls Auslöser für nachhaltige Veränderungen bei den Luluwa. Seine im Grunde schwache Position versuchte er dadurch zu kompensieren, daß er

sich in das politische Ränkespiel einschaltete. Als es später problematisch für ihn wurde, Lebensmittel zu beschaffen, drohte er Kalamba, daß er sich an Kingenge wenden werde, „um dadurch Kalambas Eifersucht zu erregen und ihn zu bewegen, ihm Lebensmittel zu schicken.“ (*ibid.*: 250). Als Kalamba seinen Trägern verbot, jenseits des Lulua zu handeln, weil er sein Handelsmonopol nicht verlieren wollte, drohte Pogge, daß dann keine Weißen mehr aus Malanje zu ihm kämen.

Auch einige religiöse Vorstellungen seiner Gastgeber konnten zum eigenen Vorteil instrumentalisiert werden. So redete Pogges Dolmetscher den Zuhörern in Mukenge ein, daß die Töne einer mitgebrachten Spieldose „die Stimme des Fidi-Muculo, des Gottes der Kasselange“ [Schilange] seien, und Pogge wußte für sich selbst durchaus Nutzen daraus zu ziehen, daß er „hier allgemein als der aus dem grossen Wasser als Weisser wieder auferstandene Bruder von Kalamba, Kassongo figurirt, der grosse Hanfreformator und Gründer dieser kleinen Dynastie, welcher als Häuptling der Bena Katschia auf einer Reise in Kioko [Chokwe] einer Krankheit zum Opfer fiel.“ (1883–1885b: 184)

Aber die Rechnung des Nehmens ohne ein greifbares Geben ging nicht auf. Schon Ende 1882 befand sich Paul Pogge in einem hoffnungslosen Zustand. Seine Vorräte waren erschöpft, die Lebensmittel schlecht und völlig unzureichend, seine Gesundheit zerrüttet. Auch hier in Afrika konnte einseitige Gastfreundschaft einem zunächst höchst willkommenen Weißen gegenüber nicht ewig währen. Als Pogges Dolmetscher Germano dann im Juli 1883 mit einer großen Karawane aus Malanje Nachschub brachte, reichte dieser immer noch nicht aus, um Kalamba angemessene Gegengeschenke zu machen. Für Pogge, der in Mukenge vom Hoffnungsträger auf künftigen Reichtum zum armen Schlucker geworden war und der es (in dem, was er niederschrieb) nicht geschafft hatte, die eurozentrische Sichtweise wenigstens theoretisch einmal aufzugeben, zerplatzte somit am Ende seines Lebens eine große Fata Morgana.

Texte

1. Im Reiche des Muata-Jamvo, 1880: 52–53

Die Sklaven führen während des Transports ein beklagenswerthes Leben. Sie werden gewöhnlich in Trupps von 4 bis 8 Mann mit Ketten zusammengekoppelt, und zwar so, dass die Ketten um die Handgelenke mit Schellen befestigt werden. Hat der Führer Verdacht, dass sie entspringen können, so legt er ihnen während der Nacht womöglich noch Ketten um die Fussgelenke. Dennoch passiert es, dass ein zusammengekoppelter Trupp entwischt, und zwar hauptsächlich, wenn die Leute hungern müssen. Sie laufen dann meistens, eine passende Gelegenheit wahrnehmend, in den Wald und verstecken sich bis zur Nacht, um irgendwo in einem Negerdorfe demnächst Aufnahme zu finden. Hier werden sie

stets willkommen geheissen, und der Sklavenhändler fängt seine Sklaven, mag er sie auch wie ein Spürhund wiedersuchen, im Kioko-Lande meistens nicht wieder ein. Ein Kioko [Chokwe] giebt sie entweder nicht heraus oder fordert eine derartig hohe Abfindungssumme, dass der Händler dafür dankt, den Sklaven noch zum zweiten Mal zu kaufen. – Die Führer strafen den Sklaven im Allgemeinen nicht häufig; indessen sind die Lebensmittel während der Reise oft so knapp, dass sie nicht im Stande sind, den Leuten die nöthigen Rationen zu geben. Die Carawanen sind einestheils sehr gross, anderntheils bleiben gewöhnlich den Führern in Folge ihres Handelns nur wenige Tauschartikel für die Rückreise übrig. Bekleidet sind die Sklaven sehr dürftig. Ein Stück Thierfell oder etwas Buschwerk dient ihnen [...] als Kleidung. Die Leute finden sich aber leicht in ihr Schicksal, namentlich, wenn sie reichlich zu leben haben, da sie wirklich einem Stück Vieh vergleichbar sind. Von demjenigen Sklaven, welcher sich derartig an seinen Herrn gewöhnt hat, dass er nicht mehr befürchtet, von demselben aufgegessen zu werden, kann man annehmen, dass er nur ungern die ihm angebotene Freiheit annimmt, sobald damit zugleich die moralischen Verpflichtungen seines Herrn erlöschen sollten, ihn zu ernähren, oder gar mit Fazenda zu kleiden. Herr Saturnino [de Sousa Machado] hält seine Sklaven in Kimbundo [Quimbundo] derartig, dass er ihnen Essen und Kleidung giebt, wenn sie nach seinen Anweisungen kleine und leichte Arbeiten verrichten. Seine Sklaven führen ein vollständig freies Leben, machen sogar auf eigene Hand Geschäfte mit den Eingeborenen und verheirathen sich untereinander; auch lassen sie unter sich die dem betreffenden Lande eigenen Strafgesetze stillschweigend gelten, so dass sie untereinander Vergehen aller Art sühnen. Sie ziehen in der Umgebung mit ihrem Lohne, meistens in Fazenda bestehend, Handel treibend umher. Da sie nun so viele Freiheiten geniessen, so sind diese Leute sehr zuverlässig und werden als Boten mit Briefen selbst nach Malange geschickt. Es kommt sogar vor, dass die Leute sich auf Monate entfernen, und von ihnen angenommen werden muss, dass sie entflohen seien; sobald sie aber keine Fazenda mehr haben, kehren sie oft ganz gemüthlich mit leeren Entschuldigungen zurück. Die Sklaverei ist dem Neger in Fleisch und Blut übergegangen; mit dem Aufhören derselben würde das ganze Negerleben in seiner jetzigen Form nicht bestehen können. Den Missionären, welche östlich vom Quango-Fluss den Versuch machen wollten, die Sklaverei aufzuheben, stelle ich ein ungünstiges Prognostikon. Will das civilisirte Europa im Innern von Afrika die Sklaverei ausrotten, so muss es den Neger selbst ausrotten oder sein originelles Blut mit anderem vermischen.

*2. Ueber die Verwendung von Elephanten bei Afrika-Reisen
und Anlage von Stationen, 1879a: 120*

Ich rathe den Reisenden in Afrika so zu reisen, wie es im Lande Mode ist, also in Aequatorial-Afrika mit Trägern. Viele afrikanische Expeditionen sind und

werden an der Großartigkeit ihrer Ausrüstung scheitern. Dieselben gleichen ja dann in der That auch mehr einer Kriegs- als einer Reiseexpedition. Ich meinstheils hege weit mehr Vertrauen zu den kleinen nothdürftig ausgerüsteten als zu jenen großen. Eine kleine Expedition, welche nur das allernothdürftigste an Ausrüstungsgegenständen: Tauschartikel, Kleidung, Waffen, Instrumenten etc., mit sich führt, wird bei allen Volksstämmen verhältnismäßig besser aufgenommen, und ohne Hindernisse reisen, wenn ihre Mitglieder die Gesetze des Landes achten und mit Vernunft und Geduld die Leute behandeln, als die großen, welche ohne Ausnahme dazu angethan sind, bei den mißtrauischen Eingeborenen Verdacht zu erregen, oder deren Führer, auf ihre Macht pochend, mit Gewalt ihren Willen durchsetzen. Derjenige Reisende, welcher meine Ansicht beherzigt, wird von Westen aus, und zwar von Angola mit verhältnismäßig sehr geringen Mitteln reisen können, während den großen Expeditionen dort alle mögliche Gelegenheit geboten sein wird, unnöthiger Weise große Summen Geldes zu verausgaben.

In Europa war oder ist vielleicht noch das Gerücht verbreitet, daß Europäer portugiesischer Nationalität bei den Eingeborenen im Innern mißlieblich wären und daselbst nicht reisen dürften. Dies Gerücht ist falsch. Die Afrikaner des Innern kennen nur eine europäische Nation, das ist „der weiße Mann, der Mann des großen Wassers“, welcher überall willkommen ist, sobald er nach den Gesetzen des Landes handelt, und den Eingeborenen womöglich europäische Waaren mitbringt. Obgleich nur sehr wenig europäische Portugiesen von Angola aus ins Innere reisen (die schwarzen Händler in Angola nennen sich auch Portugiesen), so sind es gerade diese, welche einem Reisenden als Muster hingestellt werden können. Sie reisen mehr oder weniger ebenso einfach wie die eingeborenen Händler. Die gewöhnlichen üblichen Tauschartikel mit sich führend, die Karawanen mit Musketen dürftig bewaffnet, gehen sie, allem Comfort entsagend, für lange Zeit ins Innere. Sie kennen die Gesetze der verschiedenen Länder und respectiren sie; sie behandeln ihre Leute und die Eingeborenen gut, sind tolerant und verbeißen sich bei Streitigkeiten nicht auf Principien, sondern sind die Klügsten und geben nach, wo es angeht.

So hat denn auch der Neger an der Küste zu den ihm bekannten portugiesischen Reisenden Vertrauen und begleitet ihn weit lieber auf Reisen ins Innere, als den neuen Europäer, dessen Moden und Behandlungsweisen ihm fremd sind.

3. *Im Reiche des Muata-Jamwo, 1880: 224–236*

Geschichte der Entstehung des Reiches Muata Jamwo's und des Reiches Kasembe.

Die Geschichte dieser beiden Reiche entlehne ich den Erzählungen des alten Deserra [Lourenço Bezerra] in Mussumba, welcher vorgab, dass der verstorbene Muata Jamwo [Muteba resp. Muteb a Chicomb], mit dem er auf freund-

schaftlichem Fusse gestanden, besonders gern die Gelegenheit benutzt hätte, ihm die Entstehung seines Reiches zu erzählen.

1. Oestlich von Mussumba, zwischen den Flüssen Lubilasch und Lualaba, wohnte der grosse Häuptling Tombo-Mokulo. Dieser hatte vier Söhne, von denen der erste Kanjika, der zweite Kassongo-Nomuimbo, der dritte Kibinda-Illunga und der vierte Maju [Mai] hiess. Der Kanjika führte den Titel und die Würde eines Ministers und hiess als solcher Mona Auta, d. h. erster Sohn des Staates. Der zweite führte den Beinamen Chana-Mulopo [Nswan Mulapw], d. h. Sohn der Waffen [Verwechslung: das ist der „Mona Auta“]. Der dritte Sohn, Kibinda-(Jäger) Illunga, hatte weder Titel, noch Würden, sondern führte ein freies, ungebundenes Jägerleben. Da nun der Tombo-Mokulo lange lebte und die Söhne alt wurden, so gingen Kanjika und Maju nach Norden, eroberten dort Land und gründeten das jetzige Reich des grossen Häuptlings Kanjika. Wahrscheinlich steht das Land Maju [Mai] nördlich von Kimbundo auch in Verbindung mit diesem Häuptling Maju.

In Lunda, am Flusse Kalangi [Kalanhi], wohnte der Häuptling Jamwo mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sein Volk war nur schwach und ungeschickt; er selbst aber verstand es, Wein aus der Bourdão-Palme [portug.: *bordão*] zu bereiten und Kikanga's (Strohmatte) zu flechten. Die erste dieser Künste trieb er zum Ärger seiner beiden Söhne für sich allein. Als er nun eines Tages eine Kikanga flocht, hatte er einen Topf mit Wasser vor sich, welches zum Flechten nothwendig ist. Die beiden Söhne erschienen und glaubten, der Vater habe Wein vor sich, denn es hatte geregnet, und das Wasser erschien ihnen etwas trübe. Der Vater gab auf Wunsch den Söhnen den vermeintlichen Wein. Als diese aber sich getäuscht und vom Vater betrogen sahen, geriethen sie in Zorn und entzweiten sich derartig mit dem Vater, dass sie aus Furcht vor Strafe entflohen. Der Vater verstieß in Folge dessen die Söhne und übergab seiner Tochter, zum Zeichen, dass sie nach ihm den Staat regieren sollte, den Lukano: ein Armband, welches aus einer Kupferspange besteht, die ganz dick mit Sehnen vom Elephanten, oder auch wohl mit der Haut dieses Thieres derartig umwunden ist, dass es einer kleinen runden Wurst gleicht.

Nachdem der alte Jamwo gestorben war, übernahm die noch unverheirathete Prinzessin die Regierung. Als eine Jagdexpedition dieser Fürstin zwischen dem Kalangi und Lubilasch-Flusse jagte und dort mit dem dritten Sohne Tombo Mokulo's, dem Kibinda-Illunga zusammentraf und der Kibinda wegen seiner Gewandtheit als Jäger den Lunda-Leuten auffiel, so beredeten letztere den Sohn des Häuptlings, mit ihnen zu ihrer Königin zu kommen, worauf er sie dann heirathete und unter dem Namen Jamwo die Leitung des Staates übernahm. Kibinda führte als Häuptling Jamwo viele glückliche Kriege mit anderen Häuptlingen im Lunda-Lande und eroberte deren Länder, und seine Leute nannten ihn jetzt Muata Jamwo, d. h. grosser Vater Jamwo. Aus diesem Muata Jamwo ist der jetzt im Lunda-Reiche gebräuchliche Name „Matiamwo“ ent-

standen, indem die Kalunda die beiden Namen in ein Wort zusammenziehen. Ein Häuptling des Lunda-Reiches, welcher sich nicht unterjochen lassen wollte, floh mit seinen Leuten westlich vom Quango-Fluss in das Gebiet der Europäer. Als die portugiesische Regierung in Fehde mit der Königin Ginja [Njinga a Mbande Ana de Sousa] am Quanza-Fluss lag, bat dieser geflüchtete Häuptling, namens Kinguri, die Regierung, ihm Land zur Niederlassung zu geben, und die Regierung wies dem Kinguri für sich und seine Leute das jetzige Kassange-Land als Ansiedelungsort an.

2. Da in dem Lunda-Reiche wenig Salz war, so schickte ein seiner Zeit regierender Muata Jamwo eine grosse Expedition östlich von seinem Lager, um Salz zu suchen. Die Expedition, welche von vielen Grossen geführt wurde, entdeckte in östlicher Richtung nach langem Reisen eine bewohnte Gegend, wo reichlich Salz vorhanden war. Unterwegs, auf der Rückreise, beriethen sich die Kilolo's wie die Grossen hier genannt werden, ihrem Herrscher nichts von ihrem Funde zu sagen, denn ihr Heimathsland war das fruchtbarste und schönste, was sie gesehen hatten, und sie fürchteten, dass Muata Jamwo sein Lager ändern könnte, um sich dort anzusiedeln, sobald sie ihm den Salzfund mittheilten. Als sie zurückkamen, belogen sie ihren Herrn und gaben an, kein Salz gefunden zu haben. Ein Sklave aber, welcher die Expedition mitgemacht hatte, verrieth die Kilolo's und theilte dem Muata Jamwo den Fund mit. Zur Belohnung machte Muata Jamwo den Sklaven zum Kilolo und Häuptling des zu erobernden Salzgebietes. Derselbe wurde mit der Führung einer grossen bewaffneten Macht betraut, eroberte das Land und liess sich dort als ein dem Muata Jamwo tributärer Häuptling nieder. (Der jetzige grosse Häuptling Muata Kasembe schickte, nachdem er seit drei Jahren keinen Tribut bezahlt hatte, im December 1875 eine Carawane mit Sklaven, Salz und Kupfer nach Mussumba. In dem Orte Kasembe hatte im letzten Jahre ein Raubthier wiederholt Schaden angerichtet und Menschen zerrissen. Die Wahrsager des Ortes hatten angegeben, dass das Raubthier den Ungehorsam des Kasembe-Häuptlings gegen Muata Jamwo zu bestrafen hätte. Aus diesem Grunde erschien die gedachte Carawane in Mussumba).

Das Reich und der Hof des Muata Jamwo.

Das Lunda-Reich ist in mehrere grosse und kleine Gebiete getheilt, über welche mehr oder minder mächtige Häuptlinge, Muata's, Mona's und Muene's genannt, herrschen. Dieselben sind insgesamt dem Oberhäuptling von Lunda unterthänig, so dass die ganze Organisation mit derjenigen eines mittelalterlichen Lehnsstaates verglichen werden kann. Muata Jamwo ist Alleinherrscher im Lande und hat das Recht, jene Gebiete nach Belieben zu verleihen und Häuptlinge ab- und einzusetzen. Diese müssen ihm Tribut zahlen, bei vorkommenden Kriegen Hülfsstruppen stellen und überhaupt jeder Aufforderung ihres Lehnsherrn unverzüglich Folge leisten, während sie selbst wieder auf die Ab-

gaben der Unterhäuptlinge in ihrem Distrikte angewiesen sind. Solche Abgaben sind nicht fest vorgeschrieben, sondern ein jeder Insasse seines Dorfes gibt soviel, als er kann, z. B. das Viertel eines erlegten Stück Wildes oder den Stosszahn eines Elephanten, Löwen- oder Leopardenfelle, Lebensmittel u. s. w. Ausserdem pflegt die Dorfgemeinde Frohndienste zu leisten, indem sie ihrem Häuptling bei Neubauten oder Reparaturen seiner Häuser, sowie bei Pflanzungen hilft. Ebenso wenig bestehen feste Satzungen darüber, in welcher Form und zu welcher Zeit die Oberhäuptlinge ihren Tribut an den Muata Jamwo abzuführen haben, wie man denn überhaupt von keinem bestimmten Rechts- oder Gesetzesprincip ausgehen darf und kann, wenn man von der Organisation einer Negergemeinde im Grossen oder Kleinen spricht. Wenn man auch immerhin ein Analogon mit europäischen Verhältnissen statuiren kann, so ist beim Neger doch nur von einem Gewohnheitsrechte die Rede, das unter Umständen nicht genau innegehalten wird. Die Insassen eines Dorfes nennen sich für gewöhnlich die Kinder ihres Häuptlings, und dem entsprechend ist das gegenseitige Verhältniss auch durchaus ein patriarachalisches.

Für gewöhnlich kann man annehmen, dass die grossen Häuptlinge alljährlich ihre Tributcarawanen nach Mussumba zu schicken verpflichtet sind. Dieselben brechen zu verschiedenen Zeiten, meistentheils aber in der trockenen Zeit oder bei Anfang der kleinen Regen, auf, um vor Beginn der grossen Regenzeit die Hauptstadt zu erreichen. Kleinere Häuptlinge in der Nähe der Residenz pflegen alljährlich mehrere Male Tributsendungen zu machen, da sie einer strengeren Controle und eventuell Strafen ausgesetzt sind. Entfernter wohnende pflegen säumiger zu sein, sagen sich auch unter Umständen, auf ihre Macht oder weite Entfernung von der Hauptstadt trotzend, wohl ganz von ihren Pflichten los. Die Form des Tributs richtet sich nach den Producten des betreffenden Landes. Manche Gebiete bringen Elfenbein, andere, wie Kasembe, Salz oder Kupfer, der Norden des Reiches Flechtwaaren aus Stroh, wieder andere Carawanen bringen Thierfelle und Sklaven und die der Küste näher wohnenden Häuptlinge auch wohl einmal Pulver und Fazenda.

So lange ein Häuptling lehnstreu ist, kümmert sich der Muata Jamwo wenig oder gar nicht um die Angelegenheiten seines Landes und lässt ihn nach Belieben schalten. So haben die verschiedenen Volksstämme des Lunda-Reiches verschiedene Sitten und Gebräuche, und die Besetzung der Häuptlingsstellen findet nach Gewohnheitsrecht und ohne Einmischung des Lehnsherrn statt. In einem Kioko-Districte z. B. succedirt der Sohn der ältesten Schwester des verstorbenen Häuptlings, während in einem Kalunda-Districte der älteste Sohn seinem Vater auf den Thron folgt.

Der Oberkönig oder Muata Jamwo ist von einem Anhang der grössten Würdenträger des Staats, sowie von einer Anzahl reicher, freier Neger, den sogenannten Kilolo's umgeben. Die oberste Würdenträgerin ist die jedesmalige Lukokescha [*rukonkesh*], eine unverheirathete Dame, welche, so lange das

Lunda-Reich schon besteht, unumschränkt und tributfrei neben dem Muata Jamwo regiert. Sie gilt als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Familien und hat bei der Neuwahl eines solchen zu entscheiden. Auch hat sie ihren besonderen Hof und regiert über einzelne Dörfer und Districte, welche nur ihr allein tributär sind. Ihr am Range zunächst stehen die Kannapumba's, d. h. diejenigen Kilolo's welche Rätthe des Königs sind. Vier von ihnen haben bei Todesfällen den neuen Muata Jamwo sowohl, wie die neue Lukokescha zu wählen; es sind:

1. Mona Auta, der erste Sohn des Staates;
2. Chana Mulopo, der zweite Sohn;
3. Mona Kalala, der Sohn der Waffen [vgl. aber oben];
4. Muari Vaueji, der Koch des Staates.

Ausserdem hat der König noch besondere Minister, welche gleichfalls Kannapumba's heissen, aber einen niedrigeren Rang bekleiden und nur in unwichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt werden. Die übrigen Kilolo's oder Grossen, welche in Mussumba wohnen, werden vom Könige oder von der Lukokescha als Abgesandte und Executivbeamte (Kaquata's) als Anführer von Jagdexpeditionen auf Elephanten (Kibinda's), oder als Districtshäuptlinge (Mona's oder Muene's) verwendet. Viele der Kilolo's, und namentlich die ersten Kannapumba's, sind vom Könige mit Districten belehnt, auch wenn sie in Mussumba selbst wohnen.

Sobald ein Muata Jamwo gestorben ist, wählen die oben genannten vier obersten Rätthe seinen Nachfolger, welcher vor seiner Thronbesteigung die Zustimmung der Lukokescha, in deren Hand mithin die Entscheidung liegt, einzuholen hat. Der neue Muata Jamwo muss stets der Sohn eines solchen, und zwar von einer seiner beiden Hauptweiber, der Amari oder der Temena sein. Ebenso wird eine neue Lukokescha von denselben vier Rätthen gewählt und müssen dieselben den Muata Jamwo um seine Einwilligung bitten. Auch sie muss die Tochter eines Muata Jamwo von einer der beiden Hauptweiber sein. Die Zahl jener vier Rätthe ergänzt der König, ist aber daran gebunden, dass nur der Sohn eines früheren Kannapumba und einer seiner freien Frauen wählbar ist. Auch der Kilolo wird vom Könige gewählt, so dass die Söhne der Kilolo's und ihrer freien Frauen nur gewöhnliche freie Neger sind. Die Söhne des Muata Jamwo und seiner freien Frauen sind jedoch ipso jure Kilolo's.

Die Haupt- und Residenzstadt von Lunda ist Mussumba, d. h. „Grosses Lager“. Dasselbe wechselt seine Lage bei jeder neuen Thronbesteigung, da nach dem Tode jedes Königs die alte Kipanga (Umzäunung) demolirt und weiterhin eine neue angelegt wird. Daher die verschiedenen Namen und die wechselnde Lage der Hauptstadt des Reiches Kabebe z. B. Lumbatta, Quizememe u. s. w. Doch befinden sich diese Residenzen alle in der sehr fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalangi und Luisa, und zwar meistens nicht zu weit von ersterem, weil der erste der 13 bisherigen Muata Jamwo's unweit östlich von demselben wohnte, und diese Stelle gewissermassen heilig ist. Etwas nördlicher

am Ostufer des Flusses befindet sich ferner der Begräbnissplatz sämtlicher verstorbenen Oberkönige, „Enzai“ genannt, von dessen Nähe ihre Nachfolger bei der Wahl ihres Mussumba stets angezogen wurden. Letzteres ist ihnen leicht gemacht, da die durchweg fruchtbare Ebene reichlich von Bächen bewässert ist, welche kühles und gesundes Trinkwasser liefern.

Das jetzige Mussumba, $1\frac{1}{4}$ Meilen südlich von Enzai gelegen, heisst Quize-meme oder Kauilla, und ist etwa eine halbe deutsche Meile lang. Sein südliches Ende besteht aus einzelnen, zerstreut liegenden Gehöften, welche vielfach mit einem 5 bis 6 Fuss hohen Zaune eingefriedigt sind und zu beiden Seiten eines 3–4 Fuss breiten Steiges liegen. Derselbe läuft in grader Linie von Süden nach Norden, wird etwa 10 Minuten vor der Wohnung des Muata Jamwo so breit, wie eine gewöhnliche Chaussee und wird mit der Hacke rein gehalten. Immer dichter drängen sich die Gehöfte und Hütten aneinander bis kurz vor einem 200 Schritt in Quadrat haltenden freien Platze, hinter welchem die königliche Behausung liegt. Dieselbe ist mit einem 10 Fuss hohen, sehr dichten und sauber geflochtenen Zaune, welcher von Süden nach Norden etwa 500 Schritte und von Osten nach Westen deren 250 misst, eingefriedigt.¹ An der Westseite in diesem abgeschlossenem Viereck liegt die Wohnung des Hauptweibes, der Amari; ihr gegenüber an der Ostseite diejenige der Temena, beide durch 10 Fuss hohe Zäune abgeschlossen. In der Mitte liegen einzelne grosse, viereckige, eingefriedigte, freie Plätze, in denen Holzgerüste aufgestellt sind, welche [...] roh aus Holz geschnitzte Menschenköpfe als Fetische tragen. Dahinter befinden sich dann die einzelnen Hütten des Herrschers, jede wieder besonders eingefriedigt. Dieselben sind sämtlich sehr gross und hoch und einzelne darunter mit 2–3 Fuss hohen Thürmen aus Stroh verziert. Ihr Eingang ist aber ebenso niedrig, wie bei der Hütte des gemeinen Kalunda-Negers, so dass man nur auf allen Vieren hineinkriechen kann. Zu beiden Seiten dieser königlichen Hütten laufen lange Corridore, parallel mit den Einfriedigungen, worin auf der Westseite einzelne Kilolo's mit ihren Sklaven wohnen, um gleichsam Kammerherrendienste zu versehen, während auf der Ostseite die Sklavenweiber des Königs, jede in ihrer eigenen Hütte, hausen.

Die Kipanga Muata Jamwo's ist ein wahres Labyrinth, so dass eine Orientierung in derselben ohne Plan fast unmöglich ist. Die jetzige Kipanga war noch nicht ganz fertig, da noch an dem Bau einiger Fundo's gearbeitet wurde. Der öffentliche Ein- und Ausgang liegt am Süden und besteht in einer 8 Fuss hohen und 5 Fuss breiten Thür, welche aus den Zweigen der Bourdão-Palme

1 Fußnote P. Pogge: Als Zaunpfähle, welche 15–20 Schritt von einander entfernt stehen, dienen hier, wie bei vielen Umzäunungen der Grossen in Mussumba, lebende Bäume, welche so, wie bei uns etwa junge Weiden gepflanzt werden, indem sie als abgehauene Zweige einfach zur Regenzeit in die Erde gesteckt werden. Sie treiben alsbald Blätter und Äste und wachsen zu ziemlich ansehnlichen, schattenreichen Bäumen. Man findet im Lande der Kalunda immer ein und dieselbe Baumart zu diesen Zwecken angepflanzt.

errichtet ist; über der Thüre hängt ein Reisigbündel, und zu beiden Seiten liegen oder hängen an der Mauer etwa 100 bis 200 Menschenschädel. Zwei Wächter stehen hier Posten, um den Besuch einzulassen oder zurückzuweisen. Auch an der Nordseite befindet sich ein Thor, welches aber nur für den König und sein Gefolge bestimmt ist. Davor liegt ebenfalls ein grosser freier Platz, welcher zur Abhaltung von Märkten und zur Vollstreckung von Hinrichtungen benutzt wird, während der südliche zu Volksversammlungen und Tanzvergnügungen dient.

Unmittelbar neben der Kipanga des Königs führen von Süden nach Norden zu beiden Seiten derselben breite Wege entlang. Östlich davon liegen dicht am Wege die Wohnung der Lukokescha, westlich Negeransiedelungen. Jenseit des freien Platzes, am Nordende der Kipanga, läuft der breite Weg zwischen dichtstehenden Wohnungen des Volkes weiter, welche nach etwa 600–800 Schritten aufhören. Der Weg geht noch 10 Minuten lang weiter gerade auf eine zweite Ansiedelung der Lukokescha zu. Wieder 10 Minuten nördlicher beginnen die Uferwälder des Kalangi-Stromes.

Die Einwohnerzahl Mussumba's mag hochgeschätzt 8000–10000 Seelen betragen, welche nicht allein in unmittelbarer Nähe der Kipanga des Muata Jamwo und des breiten Weges, sondern oft $\frac{1}{4}$ Meile und noch weiter vom Centrum zerstreut sich niedergelassen hat.

Muata Jamwo ist Autokrat und Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen, mit Ausnahme der Lukokescha. Der Herrscher ist stets von einer Anzahl Kilolo's zu seinem Schutze umgeben, welche gleichzeitig darauf zu achten haben, dass er sich nicht berausche und nicht rauche.² Dagegen darf Niemand dem Essen oder Trinken des Herrschers beiwohnen, und derjenige Unterthan, welcher unvorsichtiger Weise den Monarchen bei dieser Beschäftigung überraschte, würde unbedingt mit dem Tode bestraft werden. Der Muata Jamwo hat seine eigenen Köchinnen, seine eigenen Fetischdoktoren, Schmiede, Haarkünstler, seine bestimmten Adjutanten und Diener, seine eigenen Musiker und seinen bestimmten Scharfrichter etc.³ Wenn Muata Jamwo seine Kipanga verlässt, wird er in einer Tipoya getragen, oder er reitet auf dem Nacken eines Sklaven.

Bei wichtigen Ereignissen oder Plänen hat Muata Jamwo gewohnheitsrechtlich die Lukokescha und die obersten vier Räte des Staates zu fragen; bei unwichtigen Dingen pflegt er sich gewöhnlich mit zwei untergeordneten Kannapumba's, seinen Ministern, zu berathen. Ausserdem ist bei Volksversammlungen jeder Kilolo berechtigt, seine Ansicht auszusprechen, und diese Formen

2 Fußnote P. Pogge: Solche Vorsichtsmassregeln werden beobachtet, um Grausamkeiten, möglicherweise verursacht durch einen unzurechnungsfähigen Zustand des Herrschers, zu verhüten.

3 Fußnote P. Pogge: Leterer befand sich oft im Gefolge des Herrschers um eventuellen Befehlen unverzüglich Folge zu leisten. Derselbe fiel mir durch einen Schnurrbart auf, welchen ich sonst bei keinem Eingeborenen in Mussumba gesehen habe.

werden von den Oberkönigen meistens mit grosser Pietät innegehalten, da es ihnen im Interesse ihrer Popularität sehr daran liegen muss, das alte, gleichsam heilige Herkommen zu wahren. Ihre Staatsgeschäfte betreffen in erster Linie das Wohl und Wehe von Mussumba, Verhütungen des Fetisches oder der Zauberei, Aufsicht über die guten Sitten der verheiratheten Frauen, die Bestrafung von Fehlritten, Diebstählen u. s. w. Sonst drehen sie sich um Krieg, Raubzüge und Sklavenjagden, um Schutz von Handels-carawanen und Absendung eigener Carawanen nach Kimbundo und Kassange, jenseits des Quango behufs Eintausch von Waaren.

Was die äusseren Angelegenheiten anlangt, so stehen in vorderster Reihe die Expeditionen, welche in einer Stärke von 200 bis 400 Bewaffneten, meistens Söhnen Freier und Sklaven von Mussumba, dorthin ausgeschickt werden, wo zwischen den Flüssen Kalangi und Lulua der Kannibalenstamm der Kauanda wohnt. Unter Anführung eines Grossen und zum Theil mit Feuerschlossgewehren bewaffnet, während die Mehrzahl nur Speer, Bogen und Pfeile führt, versuchen sie im Kauanda-Lande Menschen und Vieh zu rauben. Solchen Räuberbanden kommt der Umstand zur Hülfe, dass der Muata Jamwo selbst bei seinen Feinden in der Nähe Mussumba's für unbesiegbar und heilig gilt, so dass schon das Erscheinen seiner Soldaten eine Panik hervorruft. Der Süden von Kauanda, bis ca. 4 Tagereisen von Mussumba entfernt, hat sich denn auch dem Muata Jamwo unterworfen und zahlt Tribut, während der Norden jenseits des Einflusses des Luisa in den Lulua als wirkliches Feindesland betrachtet wird.

Was die Sklaven des Herrschers bei solchen Zügen erbeuten, gehört diesem; ebenso die Hälfte der von anderen Soldaten gemachten Gefangenen. Sein Vorgänger [*sc.* Muteba resp. Muteb a Chicomb] war dagegen bescheidener und begnügte sich mit 30 Procent der Beute. Solche Expeditionen sind wohl fortwährend im Gange, während der Herrscher in eigener Person jährlich nur einmal, und zwar in der trockenen Zeit, nachdem das hohe Gras abgebrannt ist, also etwa im Juni, einen Raub- und Kriegszug zu unternehmen pflegt. Ein solcher wird mit grossem Pompe ausgerüstet. Zuerst verkündet der Muata Jamwo in einer grossen Volksversammlung seinen Willen und zieht dann in Begleitung der Lukokescha, aller Grossen des Reiches und seines Sklavengefolges aus, und zwar, ebenso wie die Lukokescha und die Grossen, in einer Tipoya sich tragen lassend. Da solche Züge, wie ich erfahren habe, nur 8–14 Tage dauern, so lässt sich annehmen, dass er sich nicht weit von Mussumba entfernt und wahrscheinlich in dem ihm tributären und noch bewohnten südlichen Theile des Kauanda-Landes raubt. In früheren Zeiten dagegen sollen die Muata Jamwo's wirklich grosse Kriege geführt haben, und zwar mit dem etwa 20 Tagereisen nordöstlich von Mussumba wohnenden Häuptling Muata Kanjika. Nachdem aber der Kampf am Lubilasch-Flusse jahrelang getobt hatte, und in einem Jahre ein Muata Kanjika, im folgenden aber ein Muata Jamwo gefallen war, schlossen beide Häuptlinge miteinander Frieden und leben nun in guten Beziehungen.

Sobald Handelscarawanen in Mussumba liegen, so stehen dieselben unter dem Schutze, nicht aber unter den strengen Gesetzen des Landes, und erhalten vom Muata Jamwo und der Lukokescha Lebensmittel geliefert. Bei Streitigkeiten zwischen denselben und den Eingeborenen pflegt der König für erstere Partei zu nehmen. Er bestimmt meistens den Ort, wo solche Carawane in Mussumba ihr Lager aufzuschlagen hat, und nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubniss darf sie dasselbe wieder verlassen, wie denn er sowohl als die Grossen Mussumba's sich alle Mühe geben, Handelscarawanen an sich zu ziehen. Ausserdem rüstet er eigene Carawanen aus und sendet sie unter Anführung eines Kaquata meistens nach Kimbundo, um dort europäische Waaren einzutauschen. Diese Züge sowohl, wie auch jene, welche zur Bestrafung von kleinen Häuptlingen abgeschickt werden, müssen von jeder Dorfgemeinde aufgenommen und frei verpflegt werden, ein Privilegium, welches die Kaquata's regelmässig missbrauchen, namentlich in den Gebieten, wo ihres Königs Macht nicht besonders respectirt wird. In kleineren Dörfern pflegen diese Kaquata's geradezu zu plündern und zu rauben, und wenn ein Reisender das Unglück hat, unmittelbar hinter einem solchen herzuziehen, so stösst er oft auf leere Dörfer, da die Insassen derselben sich meist geflüchtet haben.

Diejenigen Kaquata's welche oft auf weite Entfernungen von Mussumba entsandt werden, um Häuptlinge zu strafen, haben regelmässig den Auftrag, dieselben hinzurichten, und wenn sie auch nur eine kleine und schlecht bewaffnete Schaar bei sich haben, so erreichen sie doch gewöhnlich ihr Ziel, da der Nimbus des Muata Jamwo auch sie als seine Abgesandten umgiebt. Westlich vom Kassai-Strom hört derselbe jedoch auf. Dabei betrügen die Kaquata's, namentlich die nach Kimbundo geschickten, ihren Herrn regelmässig und gehen oft mit dem ganzen ihnen anvertrauten Vorrath von Elfenbein und Sklaven auf Nimmerwiedersehen durch.

Liegt ein Muata Jamwo in den letzten Zügen, so versammeln sich die obersten vier Rätthe in der Kipanga, während das Volk aufgefordert wird, durch Fetischceremonien die bösen Geister vom Lager des kranken Herrschers zu verscheuchen. Dann begiebt sich der designirte Nachfolger, über dessen Person die Lukokescha und der Kronrath oft schon mehrere Jahre früher sich geeinigt haben, in Gesellschaft der Rätthe in die Wohnung der Lukokescha, um ihre endgültige Zustimmung einzuholen. Ist der Tod erfolgt, so ertönt zum Zeichen dessen die Mullanque: zwei eiserne, unseren Kuhglocken ähnliche Instrumente, welche gegeneinander geschlagen werden. Schon am folgenden Morgen wird die von den Kannapumba's reich mit Fazenda, Perlen und anderem Schmuck verzierte Leiche in sitzender Stellung, als wäre noch Leben in ihr, und auf der gewöhnlichen Tipoya nach dem Ostufer des Kallangi [*sic*], dem Orte, wo der Erste der Dynastie einst gewohnt hat, geschafft. Neben der Leiche sitzt, um sie zu halten, ein Kannapumba, und der Zug verlässt die Kipanga durch eine geheime Thür. Inzwischen wird der neue Herrscher von den Kannapumba's

feierlich mit den Insignien des Staates angethan, welche im Besitze der Muata Jamwo's und der Lukokescha sich vererben. Dieselben bestehen aus dem Lukano, einem Armband aus Elephantensehnen; der Krinda-Tschinga, einem Brustschmuck von Perlen und Metall; der Sala-Kalongo, einem grossen Federbusch aus rothen Papageiefedern hergestellt; der Lubembo, einem sichelartigen Scepter von Eisen, und der Lukonso, einem Teppich.

Sobald die Leiche auf die Strasse gelangt ist, wird sie, umgeben von einem grossen Gefolge, an dessen Spitze der neue Herrscher und seine Rätthe sich befinden, an den Fluss Kalangi gebracht und bleibt dort einige Zeit, während das Gefolge allerlei Ceremonien verrichtet und die Fetischpriester thätig sind. Erst dann wird sie nach Enzai geschafft, während der neue Herrscher mit einem Kannapumba und seinen Sklaven am Kalangi zurückbleibt und dort eine Nacht im Freien campiren muss. Erst am nächsten Tage lässt er sich Hütten errichten, um alle acht Tage in der Abgeschiedenheit seinen Vorgänger zu betrauern und mancherlei Gebräuche zu beobachten. Unter andern entzündet er durch Reiben von Holzstücken neues Feuer, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Am neunten Tage erst wird er von der Lukokescha und dem Rathe nach Mussumba abgeholt, wo inzwischen die alte königliche Kipanga niedergebrannt und eine neue interimistische errichtet worden ist. In Enzai angelangt, wird die Leiche in sitzender Stellung in eine schmale, viereckige Grube gelegt, diese mit einem Deckel aus den Zweigen der Bourdão-Palme bedeckt und darauf Erde geschüttet. Während der Beisetzung wird am Eingange des Heiligthums je ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen mit dem Schwerdte hingerichtet. Sämmtliche zwölf bis jetzt verstorbenen Muata Jamwo's liegen hier neben einander in der Peripherie eines Kreises.

Der jetzige Muata Jamwo ist im Mai 1874 auf den Thron gekommen, nachdem er vorher abwechselnd in Tenga und Mulemba am Kassai als Mona-Chanama [*sanam*] gewohnt hatte. Obgleich vom Volke der sehr beliebte, älteste Sohn des verstorbenen Muata Jamwo, Namens „Umballo“ [Mbala Kamong Iswot], als Thronfolger gewünscht wurde, so wählte der Rath und die Lukokescha dennoch den Chanama, und liess denselben durch eine grosse Expedition nach Mussumba holen, weil Chanama fortwährend mit Mussumba in Fehde lag und die von Süden und Westen nach Mussumba bestimmten Handels-carawanen den Weg über den Kassai versperrten.

Chanama, welcher einen besonderen Groll gegen den verstorbenen Muata Jamwo hatte und sehr wohl wusste, dass dessen Sohn Umballo vom Volke als Thronfolger gewünscht wurde, liess bei seiner Ankunft in Mussumba die Amari des verstorbenen Muata Jamwo und den Umballo unverzüglich hinrichten. Muata Jamwo hatte sich die Köpfe der beiden Enthaupteten nicht können bringen lassen, da er mit den üblichen Krönungs-Ceremonien am Kalangi beschäftigt war. So kam es denn, dass Muata Jamwo ein ganz besonderes Misstrauen hegte, als ich, wie oben erzählt, östlich von Mussumba gehen wollte; denn es

war bei meiner Anwesenheit das Gerücht verbreitet, dass die Amari und der Umballo überhaupt nicht hingerichtet, sondern östlich vom Lubilasch zu dem, dem Hause Mauta Jamwo's verwandten grossen Häuptling Kassongo geflohen seien. Muata Jamwo, ein besonders misstrauischer Mensch, hatte zu seiner nächsten Umgebung die Möglichkeit ausgesprochen, dass östlich vom Lubilasch der Umballo mich um meine Hülfe bitten und als Liebling des Volkes den Thron in Mussumba besteigen könnte. Der alte Deserra versichert, dass die Amari sowie Umballo positiv hingerichtet seien, und dass dies Gerücht nur ein Hirngespinnst Muata Jamwo's sei.

Während seines Aufenthaltes am Kassai ist Muata Jamwo mit drei Europäern in Berührung gekommen, und zwar mit Saturnino, mit Don Antonio, einem Spanier, und mit einem weissen Händler aus Benguela. In Folge dieser Besuche und seines früheren, den Ansiedelungen der Weissen näheren Aufenthaltes hält sich Muata Jamwo für einen Verwandten der Weissen und sucht seinen Unterthanen diese Blutverwandtschaft durch eine gewisse Körperähnlichkeit zu motivieren. Der Händler aus Benguela soll an Muata Jamwo Branntwein verabreicht haben, so dass der grosse Häuptling in Erinnerung an dies Getränk mich zu Anfang meiner Anwesenheit in Mussumba unaufhörlich mit Bitten um Branntwein belästigte.

4. Bericht über die Reise von Mukenge nach Nyangwe und zurück, 1883–1885a: 70–71 (Brief 20.9.1882)

Im übrigen giebt es keinen Grund zur Klage für mich. Im Gegentheil, das Land und seine Leute entsprechen in jeder Hinsicht den Wünschen und Anforderungen der Station. Die hanfrauchenden *Tusselange*, d. h. derjenige Theil des Stammes, welcher am meisten mit den *Kioko* und *Bangela* in Handelsverkehr steht, sind nach meinem Urtheil, was Bildungsfähigkeit betrifft, geistig weit mehr begabt als alle anderen mir in Innern Afrika's bekannten Stämme. Sie haben ihre grossen Fehler; ihre Scham- und Sittenlosigkeit ist geradezu empörend, und ihre Handelswuth ist derartig gross, dass es vorkommen mag, dass der Vater Frau und Kind verkauft, um in den Besitz einiger Ellen Kattun oder eines Gewehres zu kommen; aber sie haben ein gewisses Streben, etwas mehr zu werden, eine höhere Stellung einzunehmen; und an mich sind von den mir bekannteren schon oftmals religiöse Fragen gestellt, die wirklich eine Spur von Phantasie verrathen. Es sind die hiesigen *Tusselange* ein Volk, wie geschaffen für das erfolgreiche Wirken eines Missionars. Ihre Strafgesetze sind milde und für den Reisenden nicht lästig, und ihr Fetischglaube äussert sich, im Vergleich mit den *Kioko* und *Bangela*, in milden Formen, das bei jenen übliche Gifttrinken wird durch Hanfrauchen ersetzt. Völker, welche nicht mit den *Kioko* oder mit den Europäern handeln, sind für die *Tusselange* Barbaren, und Sitten und Gebräuche, Geräthschaften, Waffen etc., welche nicht denen ihrer Handelsfreunde gleichen, sind ihnen ein Gräuel. [...] Der Häuptling Kalamba Mu-

kenge ist in der That ein guter Mann; ich wenigstens kenne keinen besseren Negerhäuptling. Die Reisenden, welche Mukenge besuchen sollten, mögen aber nicht glauben, dass sie einen Engel von Häuptling hier vorfinden. Das ist er nicht. Er ist auch ein echter Neger, aber wenn es möglich wäre, bei Charakterisierung eines solchen von denjenigen geistigen Eigenschaften zu sprechen, die wir Tugenden nennen, dann würde ich vielleicht sagen, Kalamba besitzt die eine oder die andere. Aber für die Station genügt er. Er ist empfänglich für die Rathschläge eines Weissen, ist bis jetzt nicht unverschämt und lästig im Betteln und ist bereit, dem weissen Reisenden auf Wunsch Leute für seine Reisen zu stellen – natürlich gegen entsprechende Bezahlung, die indessen einstweilen noch eine Bagatelle zu nennen ist.



12 Sammlung A. Schachtzabel: „*O mbueti*. Spazierstab aus dunkelbraunem Holz mit geschnitztem Doppelkopf, auf dem eine Frau sitzt, den Kopf in die Hände gestützt, mit einer Perlenkette um den Hals. [Ovi]Mbundu (Ndalla).“ Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 31694

ALFRED SCHACHTZABEL

Alfred Schachtzabel war der erste professionelle Völkerkundler, der in Angola Feldforschungen unternahm. Er wurde am 24. April 1887 in Halle an der Saale geboren, studierte zunächst in seiner Vaterstadt und wechselte dann nach Leipzig zu Karl Weule über, der dort den ersten selbständigen Lehrstuhl für Völkerkunde innehatte. Schachtzabel promovierte bei ihm 1911 mit einer Doktorarbeit über „Die Siedlungsverhältnisse der Bantu-Neger“. Noch im selben Jahr fand er eine Anstellung am Museum für Völkerkunde in Berlin, wo er im Laufe der Zeit bis zum Abteilungsleiter aufstieg. Das wichtigste Ereignis in Schachtzabels beruflichem Leben war seine Forschungs- und Sammelreise nach Angola für das Berliner Völkerkundemuseum in den Jahren 1913–1914, die der Ausbruch des Ersten Weltkriegs abrupt beendete. Er wurde nach Portugal abgeschoben und wartete das Kriegsende in Spanien ab. Erst 1919 konnte er nach Deutschland zurückkehren und am 21. Oktober seinen Dienst in Berlin wieder aufnehmen. 1945 mußte er als politisch Belasteter – er war seit 1933 Mitglied der NSDAP – vorzeitig aus dem Dienst ausscheiden und hat sich danach zu ethnologischen Themen nicht mehr öffentlich geäußert. Schachtzabel zählt zu den deutschen Kolonialethnologen. Da seine Angola-Forschungen aber nicht im kolonialen Auftrag erfolgten und er mit seinen Ansichten auch kaum in der wissenschaftlichen und sonstigen Öffentlichkeit hervorgetreten ist, blieben sie ohne erkennbaren Einfluß. In hohem Alter ist er am 15. Januar 1981 in Saarbrücken gestorben.

Schachtzabels Angola-Projekt fällt noch in die Epoche intensiver Forschungsreisen, die nach 1884, dem Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte, einsetzte und bis zum Ersten Weltkrieg andauerte. Es war aber insofern untypisch, als es sich nicht an ausgesprochen nationalen Gesichtspunkten orientierte, d.h. daß die Feldforschung nicht in einer deutschen Kolonie stattfand. Obwohl Schachtzabel selbst als seine Hauptaufgabe das „Studium der Eingeborenen des Distriktes“ (von Benguela) angab, stand die ethnographische Sammlung für das Berliner Völkerkundemuseum im Vordergrund. Ende April 1913 erreichte er Lobito und fuhr von dort mit der Eisenbahn nach Benguela weiter. Nach einigen Tagen Aufenthalt brach er am 6. Mai mit der Benguela-Bahn nach Huambo, dem damaligen Endpunkt der Eisenbahnstrecke, auf. Er hatte geplant, von dort über Caconda, Fort Amélie, Galangue nach Menongue und dann nordwärts nach Bié (heute Kuito) zu gehen. Sein Hauptziel waren die südlichen Ngangela. Die Reiseroute verlief dann tatsächlich etwas anders, doch konnte er im wesentlichen seinen Plan verwirklichen.

Am 13. Mai 1913 verließ Schachtzabel mit einem sogenannten „Burenwagen“, der mit achtzehn Ochsen bespannt war, zwei Tonnen Gepäck, drei Gewehren, einem Maultier und „Begleitmannschaft“ den Ort Huambo. Dies war der eigentliche Beginn seiner Feldforschung. Einige Strecken legte er später nur

mit Trägern zurück, von denen fünfzig bis sechzig benötigt wurden und manchmal recht schwer zu beschaffen waren, sei es, weil es gerade die Zeit der Feldbestellung war, sei es, weil sich die Ngonyelu-Träger vor den Chokwe und die Ngangela-Träger im Umkreis der Mission Cubango vor den Kwanyama fürchteten. Für seine Ausflüge in Catoco benutzte Schachtzabel einen Reitstier, im Chokwe-Gebiet war er mit einem Maultier unterwegs.

Seine Reiseroute führte ihn zunächst durch das Gebiet der Ovimbundu – mit einem kurzen Abstecher nach Feti (2.6.1913) – nach Galangue (bis 17.6.1913), dann zur Missionsstation Cubango und zu den südlichen Ngangela (bis 8.10.1913), darauf nach Norden zu den Ngonyelu (bis 17.12.1913) und schließlich nach Osten ins Gebiet der Chokwe, wo er am Candala sein Regenerlager aufschlug (bis 8.5.1914). Den Rückweg nahm er über Menongue, die Mission Cuchi am Sendje (bis 24.6.1914) und abermals die Mission Cubango (bis 6.8.1914). Über das Gebiet der Nyemba erreichte er am 17.9.1914 Caconda.

Nachdem Schachtzabel Galangue, früher als geplant, schon nach einer Woche fluchtartig verlassen mußte, weil er in Unkenntnis einheimischer Vorstellungen zwei Hyänen erschossen hatte (s. Text 1), bildete die Missionsstation Cubango sein erstes längeres Standquartier. In den dreieinhalb Monaten, die er sich in Cubango aufhielt, profitierte er sehr von den sprachlichen und ethnographischen Kenntnissen der Missionare und dem Vertrauen, das sie bei der Bevölkerung besaßen. Er nahm auch ehemalige Missionsschüler als Diener auf die weitere Reise mit.

Schon zu Beginn der Reise, unter den Ovimbundu, hatte Schachtzabel die Erfahrung machen müssen, daß vor allem die Frauen sich sehr scheu und zurückhaltend verhielten. Als er z.B. in „das mir nächstliegende Dorf Mokambala ging, um von dem dort gefeierten Erntefest, dem Tschikalanga, einige photographische Aufnahmen zu machen, verschwanden die Weiber bei meinem Erscheinen in ihren Hütten und erschienen erst wieder nach meinem Fortgang.“ (1923: 26). Und wenig später konstatierte er, daß „die Mbundufrauen [...] in Ndalla, wie schon in Kapule, im Gegensatz zu ihren Männern sehr zurückhaltend [waren], so daß sie nur schwer vor die Kamera gebracht werden konnten.“ (1923: 32)

Schachtzabel mied auf der späteren Reise ganz bewußt europäische Verwaltungsposten und bestand darauf, in den afrikanischen Dörfern selbst zu wohnen, was nicht nur bei den Europäern, sondern auch bei den Afrikanern Erstaunen erregte. Aber er hatte immer wieder Probleme, das Vertrauen der Dorfbewohner zu gewinnen. Ihre Glaubens- und Gedankenwelt blieb ihm weitgehend verschlossen: „Obgleich die Ngangela sicherlich alte Kulturträger sind [...], war es mir nicht möglich, Eingehenderes über das bei Frühvölkern wissenschaftlich höchstwertige Ergebnis inneren Geschehens, über den Aufbau ihres religiösen Systems, zu erfahren.“ (1923: 106).

Noch schwerer hatte er es zunächst bei den Chokwe. Sie erklärten ihm kategorisch „es hätte noch nie ein Weißer in unmittelbarer Nähe von Tjivokwe-Dörfern gewohnt, und dabei solle es auch bleiben.“ Aber Schachtzabel ließ sich weder durch den Hinweis, daß sie andernfalls für das Leben seiner Leute nicht bürgen könnten, einschüchtern, noch durch die Drohung, daß sie dann ihre Dörfer aus seiner Nähe verlegen würden, von seinem Entschluß abbringen. Ihre anfängliche Zurückhaltung verschwand, „als sie einsahen, daß sich ihre Befürchtung, ich sei ein verkappter portugiesischer Beamter, der eine Station in ihrem Lande einrichten wollte, nicht bewahrheitete.“ (1923: 130–131). So konnte er dann doch am Candala für vier Monate sein Regenlager beziehen, dem zweiten Standquartier seiner Reise. Er erklärte ihnen, daß er sie „nicht als Händler übervorteilen, sondern unter ihnen leben wollte als einer der ihrigen [...] ich ging zu ihnen an das abendliche Feuer im Versammlungshaus und rauchte aus ihrer kreisenden Hanfpfeife oder tat wenigstens so, ja, schüttelte die Schultern und verrenkte den Leib in ihrem Kreise, wie ein echter Tjivokwe beim Tanz in den geisterhaften Mondscheinnächten“ (1923: 157) – ein früher tastender Versuch „teilnehmender Beobachtung“ *avant la lettre*.

Nachdem sich Schachtzabel unter den Chokwe etabliert hatte, schickte er seine Ngonyelu-Träger nach Hause zurück. Für die nächsten Monate war er nun ganz von der Welt abgeschnitten. Leider gingen seine Sammlung und Teile seiner Aufzeichnungen aus diesem Gebiet verloren, so daß die Ausbeute dieser Monate heute gering erscheint. Träger, die er während dieser Zeit nach Menongue schickte, brachten ihm erst Anfang Mai Geldnachschub und die erste Post aus Europa seit November 1913. Zur selben Zeit, nach dem Ende der Regenzeit, trafen auch seine 62 Ngonyelu-Träger wieder ein, um ihn und seine Sachen zurückzuführen.

Nach einem Rückweg ohne längere Unterbrechungen und nachdem Schachtzabel und seine Karawane einer direkten Berührung mit fünfhundert Kwanyama-Kriegern ausweichen konnten – sie waren gerade im Gebiet, durch das die Route führte, auf einem Kriegszug –, machte er dann noch einmal einen Monat lang in der Nähe des Dorfes Maúve unter den Nyemba halt. Hier erreichte ihn Mitte September die Nachricht vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Schachtzabel brach sofort seine Zelte ab und ging über Caconda zur Bahnstation Nganda, von wo aus er den Zug an die Küste nahm. Am 22. Oktober 1914 traf er wieder in Benguela ein. Hier wollte er das Ende des Krieges abwarten, da es von Portugal aus schon keine Möglichkeit mehr geben sollte, nach Deutschland zurückzukehren. Er beabsichtigte deshalb, seine Forschungen in Angola in der Zwischenzeit fortzusetzen. Aber es kam anders. Deutsche Ansprüche auf angolanesisches Territorium und der ernste Zwischenfall von Naulila (19.10.1914) und seine Folgen hatten die Spannungen zwischen Deutschen und Portugiesen inzwischen derart verschärft, daß sich jeder Deutsche auf angolanesischem Territorium schnell verdächtig machte. So geriet auch Schachtzabel unter

Spionageverdacht. Er wurde Anfang November vorübergehend festgenommen, nach Luanda gebracht und ausgewiesen. Seine Sammlungen, soweit sie nicht schon nach Europa geschickt waren, mußte er zurücklassen.

Schachtzabel hatte ursprünglich zweierlei Veröffentlichungen geplant: einen „volkstümlichen Reisebericht“, für den die Tagebuchaufzeichnungen und Routenkarten die Grundlage bilden sollten, und eine „wissenschaftliche Veröffentlichung“, für die er „Fachaufzeichnungen“ angelegt hatte. Die Verzögerung und die Umstände seiner Rückkehr nach Deutschland, der Beginn seiner Ausarbeitung noch in Spanien mit nur wenigen, bruchstückhaften Unterlagen, das mühselige, sich über Jahre hinziehende Aufspüren seiner in Angola zurückgelassenen Sachen und schließlich der endgültige Verlust eines Teils seiner Aufzeichnungen und Sammlungen verhinderten die Verwirklichung dieser Vorhaben. Vielleicht wären sie aber auch unter günstigeren Bedingungen nie zur Ausführung gelangt, da Schachtzabel die streng wissenschaftliche Arbeit offensichtlich nicht sehr lag. Das ist schon daran abzulesen, daß er nach 1923 nichts Wesentliches mehr veröffentlicht hat. Sein Hauptwerk, *Im Hochland von Angola* (1923), in dem er die Ergebnisse seiner Forschungsreise niedergelegt hat, war schließlich eine Mischung aus beidem, Reiseschilderung und ethnographische Monographie, in dem eine eher populärwissenschaftliche Darstellungsform dominiert. Neben sieben Kapiteln Reisebericht stehen drei Kapitel über die Kultur der N'gangela, ein Kapitel über die Kultur der Chokwe und ein Kapitel über „Angola unter portugiesischer Herrschaft“.

Vermutlich in der Absicht, den Unterhaltungswert zu erhöhen, präsentieren sich die Reiseschilderungen oft betont „munter“ und mit wohlwollender Ironie und Selbstironie (s. Text 1). Ganz anders der Stil der ethnologischen Kapitel (Texte 2–4). Hier werden die Forschungsergebnisse in sachlicher Form zusammengefaßt, allerdings meist stark verallgemeinernd unter Verzicht auf Details, wohl um den vor allem als interessierten Laien gedachten und angesprochenen Leser nicht zu überfordern. Nur hin und wieder einmal werden einheimische Bezeichnungen eingestreut (s. Text 4). Ein Teil des ethnologischen Materials, das in Schachtzabels Buch nicht berücksichtigt wurde, findet sich in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen. Sie wurden in einer neuen Edition in die entsprechenden Textpassagen integriert und zusammen mit seinen noch vorhandenen Fotos und Ethnographica veröffentlicht (Heintze 1995).

Siebzehn Monate Feldforschung in Angola vermochten es nicht, bei Alfred Schachtzabel ein tieferes Verständnis für die Afrikaner zu wecken. Zu stark waren die Stereotypen, mit denen er angereist kam, und die er mit so vielen seiner europäischen Zeitgenossen und Kollegen teilte. Nur in Einzelfällen gelang eine Annäherung, wie z.B. bei dem N'gonyelu-Häuptling Mukanga. Ihn schildert Schachtzabel als einen „Herrscher, der sich durch Überlegung, Abgklärtheit seiner Anschauungen, Zurückhaltung und Gerechtigkeit gegenüber seinen Untertanen, Hilfsbereitschaft und offenes Wesen gegenüber durchrei-

senden Europäern vorteilhaft von seinen Kollegen unterschied, so daß der Umgang mit ihm sich in angenehmen Formen abwickelte.“ (1923: 124). Selbst in diesem Fall wird Schachtzabels Urteil offensichtlich maßgeblich von seiner ganz persönlichen Erfahrung beeinflusst.

Sonst bleiben die Afrikaner für ihn „leichtsinnige Naturkinder“, die Geld „gedankenlos“ für „nutzlosen Tand“ ausgeben, „kindliche Eingeborene“ mit einer „kindlichen Aufnahmefähigkeit“, einem „einfachen Gemüt“ und mit einem von den Europäern „so verschiedenen Denkvermögen“. „Gedankenlosigkeit beim Handeln“ sei ein hervortretender Charakterzug „des Negers“. Nur ausnahmsweise handelte einer von ihnen einmal „innerhalb der durch den egoistischen Negercharakter gezogenen Grenzen“ (Text 1) selbstlos.

Die bei den Afrikanern „außerordentlich beliebten Prozesse“ sind für ihn nichts weiter als „rechtlich begründete Möglichkeiten zur Erpressung“, die insbesondere die „reichlich vorhandene freie Zeit der Männer“ ausfüllen. Immerhin seien diese Menschen zwar einfach, aber bei „zweckmäßiger Behandlung“ doch sehr zuverlässig. Doch er geißelt auch die Angewohnheit der Portugiesen und der in ihren Diensten stehenden Afrikaner, die noch nicht akkulturierten Afrikaner „in Verkennung der Tatsachen wegwerfend als gentio“ zu bezeichnen.

„Regelmäßige Arbeit“ ist für Schachtzabel (wie für die meisten anderen Europäer) ein besonderer Wert, weshalb er die Ngangela, die er als „arbeitsame Ackerbauer“ lobt, besonders schätzt. Demgegenüber sei es der portugiesischen Regierung noch nicht gelungen, das „stolze Herrenvolk“ der Chokwe zu „regelmäßiger Arbeit zu veranlassen“. Selten geht er den tieferen Ursachen bestimmter Lebensumstände nach. Nur einmal zeigt sich gegen die vorherrschende Meinung Verständnis, als er vermerkt, daß in einem von den Chokwe besiedelten Gebiet „Hungersnot die Bewohner zwang, als Wegelagerer vom Raub auf durchziehende Karawanen ein kümmerliches Dasein zu fristen“. Grundsätzlich schildert er die Afrikaner zwar mit Sympathie, aber doch aus der überlegenen Distanz des sich seiner höheren Kultur stets voll bewußten Europäers.

Rassistische Kategorien, die völlig unscharf bleiben, spielen bei Schachtzabel Anfang der zwanziger Jahre eine untergeordnete Rolle. Er spricht zwar einmal von den „edlen, fast arischen Gesichtszügen, der schmalen Nase“ eines Häuptlings und von der „raßlichen Zugehörigkeit“ der Nyemba, aber letztlich differenziert er nach kulturellen und sprachlichen Gesichtspunkten und hebt z.B. das hochentwickelte Stilgefühl der Chokwe hervor.

Ausdrücklich negativ beurteilt er die „Mulatten“ Angolas, „Nachkommen jener Verbannten – Angola war lange Zeit Strafkolonie –, die sich ohne gesellschaftliche Vorurteile mit den Negern vermischten.“ In ihnen, die vor allem an der Küste zu finden seien, sieht er eine ernste politische Gefahr, da ihre Unab-

hängigkeitsbestrebungen und ihre Parteinahme für die Afrikaner gegen die Weißen zu offenem Aufruhr in der Kolonie führen könnten.

Aber auch die Portugiesen in Angola sieht Schachtzabel kritisch. Er rühmt ihre große Gastlichkeit, findet aber, daß sie sich verträumt auf den Lorbeeren ihrer Vorfahren ausruhten. Weil keiner von ihnen die Absicht habe, in Angola bodenständig zu werden, sondern nur bestrebt sei, „möglichst bald, an Schätzen reich, wieder in die Heimat zurückzukehren“, würden sie sich mit dem Vorhandenen bescheiden, keine übermäßigen Ansprüche an das Leben stellen und gleichgültig gegenüber der Arbeit sein. Die politischen Verwaltungen seien beim besten Willen nicht in der Lage, „etwas nachhaltig Wirkendes für den Fortschritt der Eingeborenen zu tun“. Ihre Grundlage bildete lediglich das Einziehen der verschiedenen Steuern. Die Vertreter der Behörden seien fast durchweg „zweitklassig“ und wollten sich durch die Erpressung von Hüttensteuer nur schnell bereichern. Härten und Ungerechtigkeiten gegenüber den Afrikanern wären daher häufig. Und die portugiesischen Händler, die meist aus den unteren Volksschichten Portugals kämen oder deportierte Verbrecher bzw. deren Nachkommen seien, wären unter dem Deckmantel des Vorschußsystems ebenfalls nur auf Betrug und Ausraubung der Afrikaner aus. Daher erlebte es Schachtzabel auf seiner Reise wiederholt, daß man ihn erst willkommen hieß, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er kein portugiesischer Beamter oder Händler war.

Fast ausschließlich positiv beurteilte er dagegen die Arbeit der Mission. Sie sei segensreich, weil sich die Missionare auf eine Lebensarbeit in diesem Lande einstellten und weil sie „nicht eiferten oder gewaltsam alte Volksbräuche auszurotten trachteten, sondern die Neger durch verständnisvolle Belehrung auf der Grundlage ihres, von unserem so verschiedenen Denkvermögens allmählich dem Christentum zuwendeten.“ Den Missionaren obliege in Angola „größtenteils die Erziehung und Belehrung der Eingeborenen“. Sie machten Versuche mit Nutzpflanzen auf ihren Feldern, und in ihren Werkstätten lernten die Afrikaner nützliche Handwerke. Sie bildeten „ein erfreuliches Bild europäischen Fortschritts“ und leisteten als wichtigster Kulturfaktor eine „sehr nützliche Vorarbeit für die notwendige Besitzergreifung“. Andererseits wirke die europäische Kultur auch zerstörend auf die angestammte Kultur und verursache eine Degeneration des guten Geschmacks, was besonders negativ in der Kleidung zum Ausdruck komme (Text 2). Dies sei auch eine „über das Ziel hinauschießende Begleiterscheinung“ der Missionsarbeit. Denn „das Bestreben, dem Neger als erstes und sichtbares Zeichen seiner beginnenden [!] Kultur die europäische Kleidung aufzuzwingen, [fügt sich] nicht harmonisch in den Rahmen Afrikas ein“. (1923: 58, 121)

Aber in dieser Hinsicht konstatierte er auch Vorurteile unter den Afrikanern. So schaue auch „der Neger [...] geringschätzig auf die herab, die am Alten haften, sei es aus Überzeugung oder aus Armut. Er beurteilt den Wert des Men-

schen nach seinem Reichtum, der sich in der Kleidung kundtut, und verachtet den Stammesgenossen, der sich noch mit Vorder- und Hinterschurz bekleidet.“ (1923: 77)

Es wird deutlich, daß Schachtzabel immer wieder gegen seine eigenen Vorurteile ankämpft, die er dennoch nicht völlig verbergen, geschweige denn überwinden kann. Bewußt richten sich seine Ausführungen aber auch gegen die wohl nicht zu Unrecht als noch größer eingeschätzten Vorurteile seiner späteren Leser. Zwar will er diese auch mit spaßigen Reiseepisoden gut unterhalten, so daß die Schilderungen um der Pointe willen zuweilen vielleicht etwas zugespitzt werden, doch sollen sie ein gutwilliges, allenfalls nachsichtiges, keinesfalls verächtliches Lachen hervorrufen. Deshalb flicht er bei der Erwähnung einer besonderen Delikatesse der Ngangela, der im eigenen Fell gesottene Ratten, umgehend die Mahnung ein, man solle nun ja nicht von den „ungesitteten Wilden“ reden, denn das sei „schließlich alles eine Sache des Geschmacks, und dieser hängt beim Essen nicht nur vom Gaumen, sondern doch wohl auch wesentlich von bestimmten Vorstellungen ab“, und er erinnert seine Leser an das europäische Schlemmergericht aus Froschschenkeln und berichtet von dem Entsetzen der Afrikaner in Benguela, als sie ihn einmal mit Behagen Austern essen sahen. Aber manchmal hat man eben doch den Eindruck, daß Schachtzabel nicht nur zu den anderen, sondern auch zu sich selber spricht, wenn er etwa, wie beim Abschied von den Chokwe, betont „Es waren M e n - s c h e n und hatten Herz wie unseresgleichen, diese Neger, die da zurückblieben!“ (1923: 159)

Letztlich aber sieht er in den Kolonien und ihren Bewohnern vor allem einen Wirtschaftsfaktor, wie aus der Quintessenz seiner Angola-Erfahrungen aus dem Jahre 1920 deutlich hervorgeht: „Bei richtiger Behandlung auf Grund eingehender Kenntnis der Volkscharaktere und der Stammesgeschichte sind die Eingeborenen Süd-Angolas, wie auch in jeder anderen außereuropäischen Kolonie, unersetzliche Bestandteile des Wirtschaftslebens, deren Bedeutung leider fast stets zu spät erkannt worden ist. Auch in Angola hätte mancher Fehlschlag der Kolonialpolitik vermieden werden können, wenn die wissenschaftliche Erforschung gleichen Schritt mit der praktischen Ausnutzung des Landes hätte halten können.“ (1920: 206)

Später verfestigen sich diese Anschauungen und werden mit dem nationalsozialistischem Gedankengut verschmolzen. Doch auch dann noch argumentiert Schachtzabel nach zwei Seiten. So betont er, daß man „es mit Menschen zu tun [habe], mit sehr verschiedenen zwar, aber nicht mit ‚Untermenschen‘.“ Farbige seien „keine Dummköpfe, Faulenzer oder Ehrlose“. Die Grenzen Afrikas müßten „durch die tatsächlich vorhandenen Sprach- und Kulturkomplexe der Eingeborenen“ neu bestimmt werden. Hier lägen große Aufgaben für die Völkerkunde, und er setzt sich nachdrücklich für Regierungsethnologen ein. Bisher habe die Völkerkunde „durch kulturhistorische Forschung wichtige Pionierar-

beit geleistet“. Sie sei jedoch rückwärts gewandt gewesen, jetzt müsse sie auch in die Zukunft reichen. Ganz im Sinne der Nationalsozialisten geht er aber von der „ewigen Verschiedenheit der Rassen“ aus und sieht die Aufgabe der Regierungsethnologen in der „Betreuung des Farbigen auf der Grundlage der ihm arteigenen Stammesorganisation, die zu der anderen, vom Europäer getragenen kolonialen Gesellschaftsform in einer möglichst erfolgreichen Kontaktstellung einmündet, ohne aber ein Bestandteil von ihr zu werden.“ Der „Eingeborene“ müsse „seinem Volkstum, wenn auch in aufstrebender Entwicklung, erhalten und damit bodenständig“ bleiben und der weiße Arbeitgeber des Afrikaners – auf die Nutzung der afrikanischen Arbeitskraft und auf die Erhaltung der Arbeitsfreude komme es besonders an – habe „alles zu tun oder zu unterstützen, was eine Entfremdung vom gewohnten Brauchtum verhindert.“ Er müsse „im Rahmen der ihm vom Weissen bestimmten Gesellschaftsordnung als zufriedener und vertrauender Helfer“ leben. Das aber setze von jedem Europäer voraus, „daß er den Neger als Menschen wertet“ (Vortrag 1940).

Substantieller als Alfred Schachtzabels Ansichten war seine ethnographische Sammlung mit Stücken der Ovimbundu (s. Abb. 12), Ngangela, Nyemba, Chokwe, Mbwela, Luchazi, Lwena und Kwanyama. Sie sollte das ganze Spektrum der materiellen Kultur dokumentieren und war eine der frühesten und best dokumentierten aus Angola. Auch seine ethnographische Fotodokumentation (über 400 Platten) war in diesem Umfang nicht nur eine der ersten, sondern auch die bis dahin systematischste über dieses Land. Mehr als Dreiviertel seiner Objekte – darunter die gesamte Chokwe-Sammlung –, alle Fotoplatten und ein Teil seiner Aufzeichnungen gingen infolge der beiden Weltkriege verloren. Der kleine Rest in Berlin, der auch Walzenaufnahmen mit Gesängen umfaßt, und eine Handvoll weiterer Stücke in Leipzig gehören heute zu den wenigen noch erhalten gebliebenen Kulturzeugnissen aus dem in einem jahrzehntelangen Bürgerkrieg weitgehend zerstörten Zentralangola.

Texte

1. Im Hochland von Angola, 1923: 41–44, 46–47

Als er [*sc.* der Großhäuptling der Ngalange, Chipala] im Gespräch erfuhr, daß ich einige Zeit wegen meiner Studien bei ihm zu bleiben gedächte, wurde er wortkarg, und ich merkte ihm unschwer eine große innere Unruhe an. Erst nach meinem späteren Fortgang von Galange sollte ich den Grund erfahren!

Die Mbundu glauben, daß beim Tode eines Häuptlings sein Geist in einer Hyäne weiterlebt. Diese Tiere sind deshalb heilig gehalten und kommen in Galange massenhaft vor. Jedes Jahr opfert Tschipalla vier Sklaven, von denen Herz, Lunge und Eingeweide den Biestern vorgeworfen werden, damit die Geister der verstorbenen Herrscher dem zeitlichen Träger der weltlichen Gewalt

nicht zürnen und ihn nicht mit Krankheiten plagen. Ein solches Opfer sollte nun stattfinden, als ich nach Galange kam, und deshalb war Tschipalla von meinem beabsichtigten Bleiben so wenig entzückt. Ich wußte nichts von alledem und lebte unter den Mbundu in gefährlicher Unkenntnis ihrer geistigen Vorstellungen.

Mich lockten die zahlreichen Hyänen, die so dreist waren, daß sie nachts an meinem dicht vor dem Zelt stehenden Reisewagen die Fellstreifen abfraßen, mit denen die Ochsenjocher an der Zugkette befestigt waren. So packte ich mich eines Abends auf den Wagen und schoß beim Mondschein zwei dieser unsympathischen Tiere. Als am andern Morgen die durch die nächtlichen Schüsse neugierig gemachten Dorfbewohner früher als sonst mein Lager besuchten und die Jagdbeute sahen, drückte sich in ihrem Mienenspiel, in ihrem scheuen Flüstern große Bestürzung aus. Einer nach dem andern verschwand, und während des ganzen Tages war das Lager verödet.

Ich ging nachmittags in das Hauptdorf hinunter, das wie ausgestorben lag, da die meisten Leute in den Feldern arbeiteten; denn zur Zeit der Feldbestellung arbeitet hierzulande auch der Mann, während er sonst seine Zeit mit nebensächlichen Liebhabereien, Biertrinken oder beim Brettspiel verbringt.

Galange ist der einzige große Ort, den der Wagenweg von Huambu nach dem mittleren Kuvangu berührt; die Dörfer liegen sonst abseits der Straße, um ihr Leben nicht durch den Verkehr stören zu lassen. Auf einem Hügel angelegt, gleicht die Landeshauptstadt einer Bergfestung. Auf der Nordseite von einem ostweststreifenden Höhenzug geschützt, fällt der Hügel nach Süden steil zum Bache Vavila ab, der in einer breiten Ebene dahinfließt. Betritt man die Stadt, so findet man sich schwer zwischen dem Gewirr von Gehöften, Einzelhütten und Felsblöcken zurecht. Auf dem Berggipfel stehen die Häuser des Großhäuptlings, der von dort die ganze Ebene überschauen kann. Die große Siedlung, die nahezu 20 000 Einwohner fassen mag, ist von einer starken Knüppelpalisade umgeben.

Tschipalla ist der begüterteste Herrscher in weitem Umkreise. Wie bei allen zeigt sich dieser Reichtum im Besitz einer großen Ochsenherde und in der Anzahl der Weiber, die hauptsächlich als Arbeitskräfte eingeschätzt werden. Der Häuptling von Galange hat soviel Frauen, daß er – wie ich es nie wiedersah – ein eigenes Dorf als Harem baute, in dem seine 150 Schönen unter der Obhut eines durch eine verunglückte Beschneidung zum Eunuchen gewordenen Verwandten lebten. Hier in Tschikalla erholte sich der Herrscher gern und oft von den Anstrengungen seiner zahlreichen Regierungsgeschäfte.

Am nächsten Tage sollte ein Tanz der Beschneidungsmasken stattfinden, der nach Tschipallas Worten als ein Fest mir zu Ehren gedacht war. Als ich das Gehöft des Herrschers betrat, waren seine Würdenträger bereits versammelt, begrüßten mich aber entgegen ihrer bisherigen Gewohnheit sehr zurückhaltend. Ich wartete lange Zeit; einer nach dem andern der Vornehmen verschwand, und

Tschipalla erschien nicht. Auf meine Anfrage ließ er mir endlich mitteilen, daß es schon zu spät sei zum Tanzen, auch könne er mich deshalb nicht mehr sprechen. Nun war es klar, daß etwas gegen mich im Werden war, das ich nicht ergründen konnte, das aber sichtlich meine Arbeit unter den Mbundu erschwerte und alle Bemühungen durch passiven Widerstand schließlich erfolglos machte.

Tschipalla hatte seinen Leuten streng untersagt, uns noch irgendwelche Lebensmittel zu verkaufen, sodaß wir es nicht mehr lange aushalten konnten. Das Lager war verödet, der Strick zum Absperren gegen die große Schar der neugierigen Gaffer war überflüssig geworden, alles wich uns aus.

Nur zwei Menschen bewahrten uns ihre freundliche Gesinnung, Katuma, die Lieblingsfrau des Häuptlings, und Tschimoko, sein Wahrsager. Die Frau durfte sich natürlich nicht im Lager sehen lassen, sonst wäre ihr Leben wegen Ungehorsams verwirkt gewesen; sie schickte uns aber heimlich Nahrungsmittel und waltete auch sonst als unsichtbarer, guter Geist über uns.

Auch Tschimoko zeigte, trotz seiner List und Verschlagenheit bezeugenden Gesichtszüge, viel menschliches Interesse und praktisches Wohlwollen in Gestalt von Lebensmitteln für uns. Mehrmals am Tage schlüpfte er aus dem nahen Gebüsch in mein Zelt und schenkte freigebig Mehl, Bohnen und süße Kartoffeln. Obwohl er meine Gegengaben natürlich nicht verschmähte, hatte ich die Überzeugung, daß er – innerhalb der durch den egoistischen Negerkarakter gezogenen Grenzen – selbstlos handelte.

Stundenlang saß er bei mir und sprach offen über sein Gewerbe, das mich am meisten interessierte. So hatte ich günstige Gelegenheit, tiefe Einblicke in eine Zunft zu tun, von der es in jedem Dorfe, und wohl auch bei jedem Volke in Afrika, einen Vertreter gibt. Jedenfalls entsprach alles, was mir Tschimoko berichtete, dem, was ich später allgemein bei den Ngangela wiederfand. [S. 41–44]

Als Herrscher der Landschaft übte er [Chipala] in seinem Staate ein festes autokratisches Regiment aus, nach dem Muster der alten, im XV. Jahrhundert blühenden und jetzt in den gewaltsamen Völkerverschiebungen untergegangenen zentralafrikanischen Reiche. Als wahrscheinlicher Nachkomme jener vor Jahrhunderten aus dem Lundareiche des Kassaibeckens nach Süden drängenden Erobererstämme, die später das Hochland von Bengella in der Ausdehnung der heutigen Mbundu als Oberschicht beherrschten, erschien er mir schon äußerlich durch den Adel seiner feingeformten Gesichtszüge, noch mehr durch seinen zweifellos überragenden Geist als ein Mann, dem das Herrschen als etwas Selbstverständliches angeboren war. Er bestimmte und seine Untertanen fügten sich aus Furcht vor den Folgen seiner, wenn es not tat, grausamen Unbeugsamkeit oder in freiwilliger Anerkennung seiner geistigen Überlegenheit. Seiner Stellung als großer Häuptling wohl bewußt, war er doch dem weißen Manne niemals offen feindlich, sondern nutzte mit feinführender Diplomatie dessen fortschrittliche Einrichtungen aus, soweit sie ihm zur Erhaltung seines Staates

vorteilhaft erschienen. Auf der andern Seite war er ein echtes Kind seiner Rasse und ihrer Überlieferungen. Er opferte den Geistern seiner verstorbenen Vorgänger alljährlich einige Sklaven und hielt die Hyänen als die Träger der Seelen während ihres Weiterlebens im Jenseits heilig. Unwissentlich verstieß ich gegen diese Anschauungen; ich kam zur Zeit, als die fälligen Menschenopfer stattfinden sollten und machte durch Tötung von Hyänen zwei Seelen von verstorbenen Galangehäuptlingen wohnungslos! Daher die sich meinem Bleiben plötzlich entgegenstellenden Schwierigkeiten! Als ich später diese Zusammenhänge der Geschehnisse während meines Aufenthaltes in Galange klar erkannte, konnte ich meine Ungeschicklichkeit nur noch bedauern und war froh, daß die überlegte Zurückhaltung Tschipallas mich vor dem verfrühten, gewaltsamen Scheitern meiner Reise bewahrt hatte. [S. 46–47]

2. *Im Hochland von Angola, 1923: 69–71*

Durchzieht man das dichtbesiedelte Land [der südlichen Ngangela], so weiß man sehr bald, wo die Dörfer zu finden sind. Zwei zusammenfließende Wasseradern sind getrennt durch einen spitzwinkeligen Höhenrücken, von dem man freie Aussicht die grasbewachsenen Täler entlang hat; hier wohnt der Ngangela. Während man das Wasser auf zwei Seiten schöpfen kann, erreicht man den Wald auf der dritten. Die Nähe von Wasser ist das bestimmende Moment für die Lage der Dörfer, dann erst kommen die fruchtbaren Ufergebiete der Bäche, wo die Gärten angelegt werden, und die Erreichbarkeit von gutem Waldboden für die Felder. Drei Gründe, die regelmäßig die Siedlungslage beeinflussen und die für ein Volk, dessen Wirtschaft sich auf dem Ackerbau entwickelt hat, eine Naturnotwendigkeit bilden.

Man mag kommen von welcher Seite man will, aus dem Walde oder vom Wasser her, stets findet man einen Eingang; denn die Dörfer sind Rundlinge und haben vier nach den Himmelsrichtungen angeordnete Tore in der sie umgebenden Knüppelpalisade. Bei den alten Siedlungen im mittleren und nördlichen Gebiet des Stammes findet man stets mit der Umzäunung einen dichten Kreis hoher Sykomoren verbunden, deren starke Luftwurzeln von einem ehrwürdigen Alter zeugen, und in deren tiefem Schatten den ankommenden Wanderer um die Mittagszeit eine erfrischende Kühle umfängt, wenn draußen die Sonne brütet, und die erhitzten Luftwellen über die Ebene zittern. Im Süden des Landes, im Bereich der Mbuëla, fehlen die wilden Feigenbäume und zeigen damit, daß es sich hier um junge Siedlungen handelt. Tatsächlich sind die Mbuëla am Südrande des Ngangelawohngebietes von Nordosten her in das freie Vorland des Plateaurandes abgedrängt worden.

Den Mittelpunkt eines jeden Dorfes bildet stets das Gehöft des Häuptlings, das ebenfalls kreisförmig angelegt und von einer Palisade eingeschlossen ist. Die Höfe der Dorfbewohner gruppieren sich auf einem hierzu konzentrischen Ringe, der häufig durch die Außenpalisade abgeschlossen wird. Von den vier

Toren führen Hauptwege zu dem „*lilombe*“ des Vorstehers und teilen so das Dorf in Viertel ein.

Beim Häuptling vereinigen sich die Ältesten zu ihren Beratungen und Gerichtssitzungen, auch wird hier der fremde Gast empfangen und bewirtet. Der freie Raum bis zu dem bewohnten Ring ist der eigentliche öffentliche Platz des Dorfes, wo man tanzt, und wo die Männer und Kinder ihren Spielen nachgehen. Für die Benutzung bei ungünstigem Wetter stehen beim Häuptling und in den Dorfvierteln Schutzdächer, unter denen sich auch die Männer in der Abendkühle um das wärmende Feuer scharen.

Ebenso wie das Dorf wird das Gehöft kreis- oder ellipsenförmig angelegt und mit einem hohen Stangenzaun gegen die Nachbarn abgegrenzt. Der Eingang zu ihm ist ein Pendeltor nach Art der Dorfzugänge: in einem senkrechten Türrahmen hängen an einer Querstange drei bis vier durchbohrte Balken, die nach Bedarf hochgeklappt und auf einer Gabel aufgelegt werden oder herniederhängen und mit einem Fußstab unten abgeriegelt werden. Innerhalb dieser Umgrenzung befinden sich die Hütten. Dem Wohnhaus gegenüber steht die Hütte der Frau oder bei mehreren Weibern die der Hauptfrau.

Im Norden des Landes, besonders bei den Ngonyelu, wo die alte Sykoomenumfassung die Ausdehnung der Siedelungen verhindert, hat man, um Raum zu sparen, die altüberkommene Gehöftform geändert. Man grenzt es, dem vorhandenen Platz entsprechend, unregelmäßig ab und baut die Hütten in die Umzäunung ein.

3. *Im Hochland von Angola, 1923: 121–122*

In diesen Gegenden [*sc.* im Gebiet der Ngonyelu um den Ort Cachingue], und vor allem in der nördlich angrenzenden Landschaft Luimbe, stand in früheren Zeiten die Webetechnik in hoher Blüte. Obwohl im ganzen Ngangelagebiet von einzelnen Leuten gekannt, hatte sich hier in Südbiye [Süd-Bié] die Kunst der Stoffweberei so hervorragend entwickelt, daß bestimmte Maße der Stoffbahnen als Wertmesser im Umlauf waren, und Luimbe als das Ursprungsland dieses Geldes in ganz Südangola großen Ruf genoß. Leider hat auch hier der europäische Einfluß zerstörend auf eine angestammte Kultur gewirkt. Die geschmacklos bedruckten Kattune haben die naturfarbenen, soliden Baumwollstoffe verdrängt, weil sie in Massen auf den Markt geworfen wurden und deshalb billiger als die einheimischen Webeerzeugnisse zu haben waren. Eine Degeneration des guten Geschmacks konnte nicht ausbleiben, und heute dünken sich die Ngangelaschönen besonders vornehm, wenn sie ihre schlanken und doch kräftigen Körper in einem großen Stück europäischen Zeuges so verhüllen können, daß ihre Vorderseite durch eine aufgedruckte Petroleumlampe geschmückt wird, während hinten vom Gesäß aus in Knallgelb ein Sonnen- oder Mondgesicht herableuchtet!

Die zum Weben nötige Baumwolle wächst in den Dorfgärten und wird am Ende der Regenzeit geerntet. Aus dem Rohstoff bereitet man durch Drehen zwischen Daumen und Mittelfinger den Anfang eines Fadens, dessen Ende mit einer angebundenen, durch ein Stück Kürbis oder Maiskolben beschwerten Spindel straffgehalten und vermittels der Drehkraft dieser Beschwerung bei dem Weiterspinnen gleichmäßig hergestellt wird. Das Gerüst des Webstuhles, mit dem die so gewonnenen Fäden zu Stoffen verarbeitet werden, besteht aus zwei gegabelten, im Erdboden steckenden Stangen, die oben einen Querbalken tragen. An diesem hängt ein weiteres quergestelltes Holz, während ein gleiches zwanzig Zentimeter über dem Erdboden an die Gerüstpfosten gebunden wird. Diese bilden den Rahmen für den Fadenumlauf, wobei die Fäden, oben und unten gekreuzt, durch eingeschobene Webschwerter festgehalten werden.

4. *Im Hochland von Angola, 1923: 137–138*

In diesen Siedelungen [*sc.* der Chokwe], die meistens so klein sind, daß für sie die Bezeichnung Weiler am treffendsten ist und die stets den Namen des Häuptlings tragen, wohnen nur Familien männlicher Verwandtschaft mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze. Mehrere Weiler mit verwandtschaftlichen Beziehungen untereinander liegen beisammen und vereinigen sich zu einem weiteren Familienverband. Auch diesem steht ein Häuptling vor, der von den anderen Dorfhäuptern erkoren wird. Entscheidend ist hierbei stets der etwa vorhandene Reichtum.

Für die Wahl der Vorsteher sind aber Grenzen gezogen; denn der Nachfolger wird stets aus der engeren Familie des verstorbenen Häuptlings, des „*muanagana*“, genommen. In erster Linie kommt sein eigener Bruder in Betracht, ist dieser nicht vorhanden oder für die Ausübung eines solchen Amtes zu arm, so greift man auf die Kinder männlichen Geschlechts der Söhne des Verstorbenen zurück, ganz gleich, ob sie noch jung sind. Niemals kann aber ein leiblicher Sohn dem Vater in der Häuptlingsschaft nachfolgen.

Dieser engen Grundlage, auf der sich das in der Sippe gipfelnde staatliche Leben der Tjivokve aufbaut, entsprechen auch die Heiratsvorschriften, die endogam sind. Findet sich im eigenen Weiler, im „*tjibunda*“ oder – wenn es Sitz des Oberhäuptlings ist – im „*mayyetu*“, keine passende Frau, so sucht sich der Freier die Lebensgefährtin außerhalb desselben, aber stets innerhalb des weiteren Familienverbandes, des „*vusoko*“. Als Folge dieses strengen Ehegesetzes gibt es sehr wenig Mehrweiberei; es herrscht vielmehr erheblicher Frauenmangel, und oft findet man junge Männer in einem Alter noch unbeweibt, in dem sonst der Neger längst gewöhnt ist, einen eigenen Hausstand mit mehreren Kindern zu haben.

Hat ein Ehepaar oder, wenn mehrere Frauen vorhanden sind, der Mann mehr als zwei Kinder, so bleiben die beiden Erstgeborenen im Dorfe des Vaters. Alle

weiteren Sprößlinge siedeln, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht haben, in den Heimatsweiler oder das Gehöft der Mutter über.



- 13 Sammlung O. Schütt: „Fetisch, aus Holz geschnitzt. Figur mit geflochtenem Bart, in den Händen eine Flinte und einen Speer haltend; auf der Kappe sitzen zwei kleine menschliche Figuren.“ (Nach Marie-Louise Bastin handelt es sich um die Darstellung von Chibinda Ilunga, dem Kulturheros der Chokwe. Die Figur hält ein Steinschloßgewehr und einen Stab in den Händen. Die beiden kleinen Figuren stellen Schutzgeister dar.) Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 1255

OTTO H. SCHÜTT UND PAUL GIEROW

Der Ingenieur Benedictus Ludwig Heinrich Otto Schütt wurde am 6. Januar 1843 als Sohn des Konrektors der Husumer „Gelehrtenschule“ Dr. Johannes Karl Gottfried Schütt und seiner Frau Sophie Wilhelmine Catharina, geb. Wriedt, in Husum geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er in Görlitz, wo sein Vater, nach Stationen in Meldorf und Plön, 1854 Rektor eines Gymnasiums geworden war. Anschließend besuchte der Sohn das Polytechnikum in Berlin und fand nach dem Ende seiner Studien eine Anstellung als Kartograph beim Eisenbahnbau in der Türkei. Diese Tätigkeit wurde durch den deutsch-französischen Krieg (1870–1871) unterbrochen, konnte dann aber mit verschiedenen Projekten, vor allem in Syrien und Mesopotamien, wieder aufgenommen und bis 1877 fortgesetzt werden.¹ Seine „vortrefflichen und ausgedehnten topographischen Aufnahmen [...] für die türkische Regierung anlässlich von Eisenbahntracirungen in den Euphrat-Tigris-Ländern und im nördlichen Syrien“ (*Globus* 32, 1877: 240) machten die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ auf ihn aufmerksam. Sie schickte ihn nach dem Tod von Eduard Mohr* nach Angola, um die hier in ihrem Auftrag von Paul Pogge*, Anton Lux* und dem Verstorbenen begonnenen deutschen Forschungen fortzusetzen.

Die Topographie des durchreisten Gebietes mit der Anfertigung möglichst genauer Karten war seine Hauptaufgabe und stand dann auch ganz im Mittelpunkt seiner Feldforschung. Er wurde von dem Architekten Paul Gierow aus Rügen begleitet, über dessen Aufgaben bei diesem Unternehmen und sonstigen Lebensweg nichts weiter bekannt ist. Schütt übernahm nach seiner Rückkehr die Leitung einer topographischen Kommission in Japan (bis 1882). 1888 ist er an einem unbekanntem Ort gestorben.²

Schütt traf mit seinem Begleiter am 10. oder 12. Dezember 1877 in Luanda ein. Am 4. Januar 1878 begaben sie sich auf dem üblichen Weg via Cuanza ins Innere. Eine genaue Karte des unteren Cuanza zeugt von diesem Reiseabschnitt. Sie wurde in der *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* (13, 1878) veröffentlicht.

Über Dondo und Pungo Andongo erreichten sie am 22. Februar Malanje, wo die eigentliche Expeditionsvorbereitung mit der Anheuerung von Trägern und dem Kauf der Ausrüstung und aller auf der Reise benötigten Waren begann. Ursprünglich war Schütt die Aufgabe gestellt worden, von einem ihm geeignet erscheinenden Küstenort aus die nähere und weitere Umgebung topographisch aufzunehmen, doch reizte es ihn mehr, „eine größere Reise ins unbekannte In-

1 Diese Angaben verdanke ich Uwe Iben (Brief und Manuskript vom 28.8.2006), der sich u.a. auf das Trauregister der Stadt Husum Nr. 11 (1843), ein Schreiben des Stadtarchivs Görlitz (24.3.1997) und das *Husumer Wochenblatt* vom 4.11.1880 stützt.

2 Hinweis von Uwe Iben nach Katalogangaben des Kupferstichantiquariats Harlinghausen, Osnabrück 1985.

neré“ zu unternehmen und möglichst bis zum Zusammenfluß von Congo und Cassai vorzudringen. Das erwies sich als ebenso undurchführbar wie spätere, weniger ehrgeizige Pläne. Ein erster Versuch, den Cuango bei den Mbangala zu überqueren scheiterte, so daß sie beschlossen, auf dem bekannteren südlichen Weg abermals ihr Glück zu versuchen. Hier waren sie erfolgreich, und es gelang ihnen, sich ihrem neuen Ziel, der Residenz des Mai Munene am Zusammenfluß von Luachimo und Cassai, bis auf wenige Tagereisen zu nähern. Dann allerdings wurde ihnen jedes weitere Vordringen endgültig verwehrt. Auf einer wesentlich nördlicheren Route, als sie gekommen waren, kehrten sie nach Malanje zurück.

Die Hauptetappen dieser neun Monate währenden topographischen Erkundungen waren folgende: Nach kleineren Ausflügen in die Umgebung endgültiger Aufbruch von Malanje am 4. Juli 1878. In nordöstlicher Richtung zu den Mbondo und ihrem Großhäuptling Ndala Kisua (15.7.). Über den Lui und unter Drohungen und Erpressungen seitens der Bevölkerung durch das Gebiet der Mbangala (Baixa de Cassange) zum Cuango (30.7.). Die Mbangala verhindern ein Übersetzen über den Fluß und plündern sie aus (Text 1). Rückzug bis über den Lui ins Land der Mbondo (19.8.). Von Ndala Kisua aus auf einer südlicheren Route, die in etwa der Route von Lux und Pogge entsprach, durch die Gebiete der Songo und Minungo über den Cuango (14.10.) nach Quimbundo (12.11.–1.12.). Zur selben Zeit sind Hermenegildo Capello und Roberto Ivens auf der Feira von Cassange. Von Quimbundo ziehen Schütt und Gierow in nördlicher Richtung durch Chokwe-Gebiet erst den Luele, dann den Chicapa entlang zu den Lunda und den zu den Luba zählenden Bena Mai am Luachimo. Bei dem von Mai Munene abgefallenen Häuptling Kilwata (19.–24.1.1879) wird der nördlichste Punkt der Expedition erreicht. Von hier aus soll die unweit des Zusammenflusses von Luachimo und Cassai gelegene Residenz des Mai Munene nur noch 6–7 Meilen entfernt gelegen haben, was laut Gierow damals für sie etwa vier Tagereisen bedeutet hätte. Aber ein Weitermarsch dorthin, geschweige denn, wie erhofft, zum Schilange(Luluwa-)Fürsten Mukenge, zu dem wenig später auf anderer Route Paul Pogge und Hermann von Wissmann* vordringen, ist wegen der feindlichen Haltung der Bevölkerung unmöglich. Schütt und Gierow müssen gezwungenermaßen in Begleitung des Lunda-Fürsten Mwant Musevo zurück nach Süden zu dessen Residenz am rechten Ufer des Luachimo gehen (3.–9.2.). Von hier aus erfolgte der Heimweg, zunächst in nordwestlicher Richtung durch Lunda-Gebiet über den Chicapa zu Kaungula am Lóvua (28.2.–6.3.), den als nächstes wenige Jahre später die große Expedition von Henrique Dias de Carvalho aufsuchen wird, und weiter über den Luxico. Von dort in südwestlicher Richtung durch das Land der Lunda, Shinje und Kari zum Cuango, der am 14. April passiert wird. Noch einmal durchqueren sie das Land der Mbangala und, auf einer südlicheren Route als zu Beginn ihrer Reise, das der Mbondo. Am 12. Mai 1879 sind sie wieder in Malanje (bis

24.5.), wo sie mit Max Buchner* zusammentreffen und ihm nützliche Ratsschläge für seine Reise ins Lunda-Reich geben können. Auf der Rückreise zur Küste stoßen sie in Pungo Andongo auf Alexander von Mechow*, der auf dem Wege zum Cuango ist. Am 21. Juni sind sie in Luanda, und schon am 24. Juni 1879 verlassen beide den afrikanischen Kontinent Richtung Deutschland.

Schütts und Gierows Expedition wurde von seinen Zeitgenossen zunächst als „die erfolgreichste der bis jetzt von den Deutschen Afrikanischen Gesellschaften ausgegangenen Unternehmungen“ gepriesen, die Pogges Reise noch übertroffen habe, als „nie zuvor ein gebildeter Europäer beim Mai“ (*PM* 1879: 466) und bisher nur László Magyar im Jahre 1850 seinem Gebiet nahe gekommen war. Die Sache hatte allerdings einen Haken: Die beiden Forscher waren – anders als Schütt behauptet und kartographiert hatte (s. Texte 2 u. 3) – überhaupt nicht bis zum Mai Munene gelangt, sondern wenige Tagereisen vorher zur Umkehr gezwungen worden (s. Text 4). Man kann ihre riesengroße Enttäuschung verstehen. Doch auch so wäre diese Entdeckungsreise noch eine bewunderungswürdige Pionierleistung gewesen, wenn sich Schütt dann nicht mit der Verfälschung seiner Ergebnisse um den verdienten Ruhm gebracht hätte: „Wie der Begleiter Schütt’s, Herr Paul Gierow, leider erst nach Erscheinen des Berichts erklärt, sind mehrere Abschnitte der Routen fingirt, [...]. Schütt und Gierow sind überhaupt nicht zu dem großen Häuptling Mai gelangt, sondern nur zu dem mit dem jetzigen Mai befeindeten Sohn des früheren Mai, dem Quiluata, dessen Dorf nicht da liegt, wo die Karten den Endpunkt der Route und die Worte ‚*Quiluata*, Mai Munene‘ zeigt, sondern bei dem *Nambanza* der Karte. Referent hat, um sich so weit wie möglich ein selbständiges Urtheil zu bilden, die Originaltagebücher Schütt’s verglichen, und die Angaben Gierow’s in den wesentlichen Punkten durchaus bestätigt gefunden. [...] Daß Schütt nicht beim Mai war, wird unzweifelhaft; der *Soba*, bei dem er umkehren mußte, heißt im Tagebuch nur ‚*Muene Quiluata*, auch *Muene Quimbundo* genannt‘ und wird stets klar und deutlich von dem Mai unterschieden.“ (Ermann 1881: 386). Diese Verfälschungen betreffen leider auch das von Paul Lindenberg herausgegebene Reisetagebuch Schütts, der bekanntesten und hauptsächlichen Quelle dieser Forschungsreise: „Auf das entschiedenste zu tadeln ist das Verfahren, welches Herr Lindenberg bei diesen Widersprüchen zwischen der nachträglichen Behauptung Schütt’s, er sei beim Mai gewesen und dem klaren Wortlaut seines Tagebuches, einhält. Er läßt die bedenklichen Sätze entweder ganz fort [...] oder verallgemeinert sie so, daß der Widerspruch beseitigt wird. Der Häuptling, bei dem Schütt scheiterte, nennt er bei seinem ersten Auftreten den ‚*König Mai*, den großen *Muene Quiluata*, der auch *Muene Quimbundo* genannt wird‘, und weiterhin kurzweg ‚*Mai*‘.“ (*ibid.*: 386–387). Dieser Betrug ist um so bedauerlicher als er, abgesehen von dem kurzen letzten Stück der Reise vor der Umkehr, nachweislich nur winzige Abstecher betrifft, so daß durch verhältnismäßig

kleine erfundene Zusätze, die nur in dem einen genannten Fall gravierend sind, in unberechtigter Weise das gesamte Unternehmen ins Zwielicht geraten ist.

Schütt hat über diese Reise in einigen kurzen und sehr summarischen Briefen aus Afrika, in einem vorläufigen Bericht (*MAGD* 1878–1879) und in seinen Reisetagebüchern informiert. Von Gierow ist nichts weiter als sein knappes Itinerar veröffentlicht worden, das nur wenige zusätzliche Beobachtungen über Land und Leute der durchreisten Gebiete enthält. Da Schütt im Frühjahr 1880 in den Dienst der japanischen Regierung trat, hat er Paul Lindenberg mit der Bearbeitung und Veröffentlichung (1881b) seiner Tagebücher betraut. Das Echo darauf war sehr kritisch. Man würdigte zwar, daß „Schütt unter den ungünstigsten und jammervollsten Verhältnissen“ (Andree 1881: 174) reisen mußte, bemängelte aber auch, daß er nirgends länger verweilte und daß vor allem ein „schreiendes Mißverhältnis“ zwischen längst bekannten und völlig unbekanntem Gegenden bestünde: So entfallen auf die bekannte Reiseroute bis Quimbundo 137 Seiten, „während die eigentliche Entdeckungsreise nach Norden einschließlich der Rückreise bis zum Quango auf 35 Seiten abgethan wird.“ (Ermann 1881: 385). Wiederholungen, Widersprüche, Oberflächlichkeit und fehlendes Register sind andere kritische Einwände. Vor allem aber fiel schon einem Rezensenten die negative Einstellung Schütts zu den Afrikanern auf: „Sein Urtheil über die Neger ist ein ungemein hartes, und fast vergebens sieht man sich nach der Schilderung irgend einer Lichtseite um. Nur häßliche Züge begegnen uns – daß diese allein aber das richtige Bild geben sollten, vermögen wir nicht zu glauben.“ (Andree 1881: 174)

Schütts Stärke und der Schwerpunkt seiner Forschungsarbeit lag auf der Topographie. So werden zu Recht seine mit großem Fleiß und technischer Geschicklichkeit erstellten detaillierten Kartenskizzen gerühmt, die – vermittelt in der kenntnisreichen Umsetzung durch Richard Kiepert – unsere geographischen Kenntnisse erheblich erweitert haben. Doch auch in dieser Hinsicht wurde das Lob eingeschränkt, da Schütt die Ansetzung der Längen „nicht durch Beobachtung, sondern in Folge seiner Routenaufnahmen ermittelt“ (Kiepert 1880–1881: 15) und sich dadurch eine gewisse Verschiebung nach Osten ergeben hatte. Außer den Karten brachte er auch reichhaltige ornithologische und mineralogische Sammlungen nach Berlin zurück. Eine ethnographische Sammlung Schütts erwarb das Berliner Völkerkundemuseum von der „Afrikanischen Gesellschaft“, einige weitere Stücke von Paul Gierow. Zu den von Schütt erworbenen Ethnographica gehört auch eines der wertvollsten Objekte der Afrika-Sammlung des Museums, eine Chokwe-Plastik, die den berühmten Kulturheros und Dynastiegründer der Lunda, Chibinda Ilunga, darstellt (Bastin 1965, s. Abb. 13).

Zweifellos hatten die beiden Forscher, vor allem im Gebiet der Mbangala (s. Texte 7 u. 8), mit besonders widrigen politischen Verhältnissen zu kämpfen, die ihrem Unternehmen höchst ungünstig waren. Ebenso wie die anderen deutschen

Afrikaforscher im südwestlichen Zentralafrika gelang es ihnen nicht, der Bevölkerung ihr wissenschaftliches Anliegen verständlich zu machen. Man hielt sie für Händler und ließ sie daher, um das eigene Monopol zu wahren, unter ernst gemeinten Drohungen nicht weiter ins Innere vordringen. Da sie gut bewaffnet waren, befürchtete man auch, sie seien „Soldaten und wollten die Bewohner zu Sklaven machen“ (1881b: 101), oder sie wollten etwa „den Lubucos [*sc.* Schilange/Luluwa], einem Volke, dem der Matiamvo mit Krieg drohte, Pulver und Waffen bringen“ (S. 150). Die besonders zahlreichen Mitteilungen über „Menschenfresser“ jenseits der gerade erreichten Gebiete zeugen von diesen Abwehrbemühungen.

Auch Schütt blieb diese Strategie nicht verborgen: „bisher hatten die Quioco [Chokwe], die einzigen Neger, welche in die Länder im Norden Reisen gemacht haben, uns stets so sehr als möglich belogen, und in der Befürchtung, wir würden ihnen den Handel mit den dortigen Völkern aus der Hand reißen, uns diese möglichst abschreckend darzustellen gesucht.“ (1878–1879c: 183). Verdächtig machten sich die beiden Deutschen überall, und erst auf dem Rückweg konnte Schütt nach eigener Aussage einige Abgesandte eines Häuptlings überzeugen, daß „ich nichts Schlimmes im Schilde führe, sondern dass ich mir alle Namen nur deshalb aufgeschrieben hätte, um bei ihnen später Factoreien zu errichten und mit ihnen Handel zu treiben.“ (1881b: 157).

Ihre unsägliche Mühsal auf dieser Reise geht überaus deutlich aus den Tagebüchern, vor allem aus Schütts Tagebuch, hervor. Nahezu täglich gab es Probleme mit den Trägern und in jedem Dorf einen Nervenkieg um die Höhe der Geschenke und die Freigabe des Weges. So viel davon wohl tatsächlich echte und teils unüberwindliche Hindernisse und Behinderungen gewesen sind, die ihre Ursache in den spezifischen luso-afrikanischen Verhältnissen dieser Umbruchzeit am Ende des Sklavenhandels hatten, so drängt sich doch die Frage auf, ob nicht einiges auch in der Person Schütts begründet lag. Kein anderer Deutscher von denen, die damals in diesem Gebiet unterwegs waren, hat die Menschen, mit denen er zu tun hatte, so wenig wahrgenommen wie er. Sie blieben für ihn ausschließlich Funktionsträger, Schachfiguren, die in seinem Sinne zu agieren hatten, sonst nichts. Das war sein Bewertungsmaßstab, der durch kein Nachdenken, keine persönlichen Beziehungen relativiert wurde. Da Schütt seine Reiseindrücke nach seiner Heimkehr nicht noch einmal in verarbeiteter Form vorlegte, ist ungewiß, ob seine Erinnerung, fern der akuten Ärgernisse, später eine andere Färbung angenommen hat.

Festzuhalten bleibt sein bereits von den Zeitgenossen gerügtes, überaus oberflächliches, negatives Urteil (s.a. Text 5): Überall sieht er nur „Gesindel“, „Schufte“ und „Strassenräuber“. Ihm zufolge lebten bis vor einigen Jahren die Schilange (Luluwa) „in den Tag hinein, wie alle Negerstämme, faulenzten, stahlen, raubten und mordeten je nach Bedarf und Wunsch“ (1881b: 145). Anderswo waren „die Männer faul und schmutzig und die Frauen schmutzig und

faul“ (S. 110). Die Minungo charakterisiert er als „dumm, diebisch, schmierig, hässlich und ohne einen Typus, der werth wäre, so genannt zu werden.“ (S. 119); die Ambakisten (vgl. Buchner) sind für ihn der „lächerlichste, eitelste Typus, den die Halbcivilisirung zu schaffen im Stande ist.“ (S. 3), und eine bestimmte „Gegend war recht öde, die Menschen über alle Massen [*sic*] stupid, und diese Leute dürfen es wagen, einem Reisenden zu drohen.“ (S. 68). Ihm zufolge zeige sich vor allem in der Behandlung der Frauen und in den Beerdigungszeremonien die „ganze Roheit“ und „Verthiertheit der Neger des äquatorialen Afrika“ (1881c: 317).

Da verwundert es denn auch nicht, daß er die üblichen Besuche der Häuptlinge in den durchreisten Dörfern als „tägliche Plage“ beklagt und daß für ihn der schönste Teil der Reise derjenige ohne Afrikaner war: „Aber das schöne war, dass wir eben selten Wilde trafen und in so geringer Zahl, dass an Chicanen nicht zu denken war.“ (1878–1879c: 190). Er durchschaut das Pokerspiel auf beiden Seiten, eine Einschätzung, in der – unabhängig von allen tatsächlichen Barrieren kultureller, handels- und machtpolitischer Natur – vielleicht der Kern des gegenseitigen Mißtrauens zu suchen ist: „Der Reisende sagt natürlich nur, was er sagen will, selten die ganze Wahrheit, meist viel Unwahres. Der Hörer weiss ganz gut, was daran wahr und was erlogen ist, nimmt es aber mit grosser Würde an und verzieht keine Miene. Bei den Fragen nach Weg, Entfernung, Sicherheit und dgl. revanchirt er sich dann durch falsche Angaben, die der Frager natürlich auch nicht für baare Münze nimmt.“ (1881b: 46)

Schütts Fazit ist daher auch nicht überraschend: „Sie haben keine Vorstellung, welch' schlechtes Gesindel die Neger hier zwischen Küste und Quango sind: die Songo, Bangala, Ambacca, Hollo, Ginga, alle concurriren miteinander, wer das höchste leisten kann in Felonie. Wer die Bekanntschaft dieser Afrikaner gemacht hat, muss alle Hoffnung auf den Nutzen der Missionen aufgeben.“ (1878–1879a: 66)

Schütts Grundeinstellung und sein generelles Desinteresse an den Afrikanern färbten wesentlich auch die Darstellung seiner – wenigen – ethnographischen Beobachtungen, wie Vergleiche mit dem Itinerar seines Begleiters besonders deutlich machen (vgl. Text 5 u. 6). Diese Aufzeichnungen Gierows sind zwar – leider – nur sehr knapp und cursorisch, aber sie heben sich von Schütts durch eine wohlthuende Sachlichkeit ab und benutzen eine schlichte, neutrale Sprache, die sich in der Regel jeder Wertung enthält. Bei ihm kommen keine „Wilden“ vor, sondern nur Mbangala, Mbondo, etc. oder der Fürst, Häuptling oder Soba Soundso, und von einem Häuptling, der zuvor „sehr hohe Forderungen“ gestellt, sich dann aber mit weniger zufriedengegeben und mit einem fetten Schwein revanchiert hatte, konstatiert Gierow sogar (ganz ohne Ironie): „Dieser schwarze Herr ist derjenige, welcher uns am besten behandelt hat“ (1881–1883: 107).

Trotz allem sind Schütts Reiseberichte auch in ethnographischer Hinsicht eine wichtige Quelle, die man nicht einfach beiseite legen darf. Sie enthalten nicht nur mosaiksteinartig zahlreiche Hinweise auf die Verbreitung, Siedlungs- und Migrationsgeschichte einer Reihe von Ethnien – besonders erwähnenswert auch diesmal wieder das Vordringen der Chokwe –, sondern, ausführlicher, auch wertvolle Hinweise zu geschichtlichen Überlieferungen der Mbangala und Lunda (s. Texte 7–9; vgl. Kap. Pogge, Text 3 und Kap. Buchner, Text 3). Nur wird bei der Verwendung solcher Quellen zu leicht übersehen, daß man sie nicht mit den Ergebnissen heutiger Feldforschung gleichsetzen kann, bei der zu einem Thema die besonders Kundigen der betreffenden Familie, Gruppe, spezifischen sozialen Schicht oder Ethnie, ihre jeweiligen „Spezialisten“ oder „Überlieferungsgelehrten“ aufgespürt werden. Schütt erhielt nur selten primäre „Insider“-Informationen aus berufenem Mund. Meistens vermittelten ihm seine (meist weitgereisten) Träger (s. Text 8), Dolmetscher und Führer ihr „gesammeltes“ Wissen, das natürlich auch von ihrer (in der Regel luso-afrikanischen) Perspektive (s. Text 7 u. 8) geprägt war. Entsprechend werden Ursache und Wirkung von Ereignissen dargestellt.

Zu diesen Informanten gehörten namentlich ein wegekundiger Mbangala, der „viel mit den Portugiesen gelebt hatte“ und mit einer Frau aus Malanje verheiratet war, sowie seine Dolmetscher Germano und Gomez. Der eine stammte ursprünglich aus Mosambik, hatte bereits Pogge begleitet und diente später von François* als Informant, der andere trat anschließend in Buchners Dienste. In Quimbundo stieß Schütt auf die Brüder Bezerra, Ambakisten, die beide viele Jahre, zuletzt unfreiwillig, als Händler am Hofe des Mwant Yav verbracht hatten. Der ältere, Lourenço, war unter anderem Pogges Hauptquelle über die Geschichte der Lunda-Herrscher (Pogge, Text 3, er nennt ihn Deserra) gewesen, und auf ihn ist im wesentlichen auch die von Schütt angeführte Liste der Lunda-Herrscher (Text 9) zurückzuführen. Der jüngere Bruder, Joannes (Kaschawalla/Caxavala), begleitete die Schütt'sche Expedition als Führer an den Luachimo und diente ihnen ebenfalls als wichtiger Informant, beispielsweise über die Luluwa (s.a. Kap. Wissmann und Einführung, Kap. 12). Diese Art der Informationsbeschaffung und ihre vielfältigen Vorgaben und Verflechtungen warnen davor, vorschnell die eine Angabe durch eine andere, vorgeblich „unabhängige“, „bestätigen“ zu wollen. Obwohl diese Quellen für uns allein schon aufgrund ihrer Entstehungszeit und ihrer Rarität einen besonders hohen Wert besitzen, dürfen die Regeln der Quellenkritik ihnen gegenüber nicht außer Kraft gesetzt werden.

Texte

1. Schütt: Im Reich der Bangala, 1881a: 381–384

Unsere eigentlichen Leiden begannen erst mit dem 27. Juli.

An diesem Tage ließ ich gegen Mittag meine Karawane, die aus ungefähr 100 Leuten bestand, in einem Busche Halt machen und freute mich schon darauf, endlich einmal für den Rest des Tages von dem Negergesindel eines Dorfes, in dessen unmittelbarer Nähe wir sonst immer unsere Laubhütten aufgeschlagen hatten, befreit zu sein. Meine Freude war leider eine verfrühte gewesen, denn schon nach einer Stunde erschienen Boten des nicht weit von uns hausenden M'Banza (soviel als Herr, Häuptling) la N'Ganga, die mir das tiefe Bedauern ihres Herrn aussprachen, daß ich im Busch verweile und nicht in seiner nahen Residenz, ja er wäre sogar entrüstet hierüber und erwarte bestimmt, daß ich mich möglichst bald zu ihm begeben würde.

Durch den Dolmetsch ließ ich ihm mitteilen, sie möchten ihren werten Herrn nur beruhigen; es käme doch ganz auf mich an, wo ich übernachten wolle, und er möge sich darum in keiner Weise Sorge machen. Mit diesem Bescheid und einigen Geschenken entließ ich sie. Nach mehreren Stunden brachten sie mir die Gaben zurück und sagten, ihr Häuptling würde so etwas Geringes überhaupt nicht annehmen, ihm gebühre weit mehr. So verabreichte ich dann den Boten zu den bisherigen Gaben noch vier Flaschen Branntwein sowie einige andere Kleinigkeiten, und anscheinend befriedigt traten sie von neuem den Heimweg an.

Nicht lange dauerte es, so hörte ich sie wiederum ankommen. Ihr Soba, sagten sie, wiese die Geschenke nochmals zurück, sie wären ihm zu unbedeutend, er liebe mir mitteilen, daß der große Calandula (er bekleidet die Würde eines Fürsten, [*sic*]) selbst in sein Dorf gekommen sei, um den ihm gebührenden Tribut zu verlangen. Vorläufig befehle er mir, daß ich in meinem Lager bis morgen bleiben solle, dann würde er weiter verhandeln.

Leicht erklärlich verlief diese Nacht sehr unruhig und an Schlaf war nicht zu denken.

Am kommenden Morgen erschienen schon sehr früh die Abgesandten der kleineren umwohnenden Sobas, die bescheidene Forderungen stellten, welche ich auch erfüllte. Meinen Dolmetscher, Germano, schickte ich hierauf zu dem großen Soba, damit er mit ihm persönlich unterhandle; ich gieng unterdessen ganz in der Nähe der Zelte auf die Jagd.

Als ich nach kurzer Zeit zurückkam, hörte ich bereits aus der Ferne ein wüstes Geschrei und Lärmen. Rasch hinzueilend, gewahrte ich an zwanzig brüllende und rufende Neger, freche Kerle, die sämtlich bewaffnet waren und mit drohenden Worten und Geberden die Geschenke für den großen Soba forderten. Sie verlangten mehrere Ballen Zeug, ein Gewehr, ein Faß Pulver, sowie endlich viel Branntwein. Ich ließ es ihnen geben, aber hierdurch ermutigt, verlangten sie

mehr, immer mehr, und zwar auch Gaben für sich. Was blieb mir weiter übrig, als ihre Wünsche zu erfüllen? Trotzdem entfernten sie sich nicht. Unter Schimpf- und Spottreden liefen sie im Lager umher und suchten auf irgend eine Weise Streit anzufangen. Dies mußte jedoch auf jeden Fall verhindert werden, denn wäre auch nur ein einziger Schuß gefallen, so hätte sich die Bestie in den feindlichen Negern entfesselt und wir wären sämtlich ermordet worden.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich mein Gewehr in meine Hütte getragen und gieng nun wehrlos, überall beruhigend und versöhnend, zwischen den Hütten umher. Da sprang plötzlich ein Neger auf mich zu, blieb wenige Schritte vor mir stehen, schlug das Gewehr an und wollte abdrücken. Einige Sekunden blickte ich ihn ruhig an, obwohl mein Herz dabei heftig pochte, dann gieng ich, als ob ich auch nicht das geringste von ihm zu befürchten hätte, an ihm vorüber. Diese scheinbare Gelassenheit mußte ihm doch imponieren, er setzte die Flinte ab und trollte scheltend weiter.

Ich verteilte an meine Leute die ihnen in gewissen Fristen zukommenden Rationen an Kattun, Messingdraht etc; sie zeigten alle eine bedauernswerte Gleichgültigkeit, natürlich, sie wußten ja, was sie beim ersten Schuß zu thun hätten – sie würden davon laufen! Diejenigen der Träger, welche es verlangten, bekamen Pulver – um sich wahrscheinlich im feindlichen Dorfe dafür etwas zu kaufen!

Endlich kam Germano zurück, begleitet von einem großen Trupp Neger; der Soba Calandula, richtete er aus, wolle nicht mehr haben, als alles, was wir besäßen, wir aber hätten umgehend nach Malange zurückzukehren.

Das also sollte das ruhmlose Ende meiner Expedition sein!

Nach dieser Nachricht und nachdem ich in den letzten Stunden gesehen, daß nichts, gar nichts uns von der Ausführung des Verkündigten retten könnte, verfiel ich in einen fast apathischen Zustand und erklärte den Abgesandten, sie könnten alles nehmen.

Unterdessen waren sie zu einer Beratung zusammengetreten oder vielmehr zusammengekauert, ein Redner ermahnte zur Ruhe, viele andere traten gegen ihn auf und sagten, wir, die Weißen, d.h. also mein Reisegefährte Gierow und ich, müßten sterben, die Träger könnten laufen, wohin sie wollten, und der Waren würden sie sich selbst erbarmen. Mit wildem Gebrüll wurde ihnen von der Versammlung zugestimmt.

Verschiedene Büchsenläufe richteten sich auf uns, ohne daß jedoch der Hahn in Bewegung gesetzt wurde, ferner schlich sich um mich ein mit einem Messer bewaffneter Neger herum, der den günstigen Augenblick abzuwarten schien, bis er mir den Gnadenstoß versetzen konnte.

Wir glaubten die letzte Stunde gekommen und untersuchten noch einmal unsere Waffen, denn so ganz ohne Gegenwehr wollten wir doch nicht sterben.

Eine schwüle Hitze lastete über der Erde, in den Bäumen bewegte sich kein Blatt. Kein Vogel sang weit und breit, nur, fast vernehmbar, schlug „das Herz

an die Männerbrust“. Mit dem Rücken hatten wir uns gegen unsere Zelte gestellt, zur Seite lagerten die Träger mit angstvollen Mienen, aber ohne die geringste Absicht, uns zu helfen, eine Strecke vor uns waren die Feinde versammelt, zu denen sich noch immer aus den umliegenden Dörfern neue Negerhor-den gesellten.

Es waren qualvolle, furchtbare Minuten. –

Glücklicherweise sollte noch in der letzten Stunde ein Umschlag zum Bessern eintreten. Die kleine Friedenspartei unter unseren Feinden schien die Oberhand zu gewinnen, wenigstens einigte sich die Versammlung dahin, daß sie von unseren Waren von jeder Sorte eine ganze Last sowie außerdem die ihnen vorher gebotenen Geschenke nehmen wollten. Das ganze schickten sie in ihr Dorf und trollten dann ebenfalls langsam ab.

Bald darauf kam auch Germano, der Dolmetsch, welcher nochmals zum Soba gegangen war, zurück und berichtete, daß wir den Weitermarsch am nächsten Tage antreten könnten. Wir trauten dem Frieden nicht und glaubten sicher, daß wir in einen neuen Hinterhalt geschickt würden. So verging langsam die Nacht, eine schlimme Nacht, in der keiner von uns ein Auge schloß und in der wir mehr wie je an die ferne Heimat dachten.

Der Morgen brach heiß und klar an.

Wir sandten nochmals einen Boten an den Soba ab und er forderte uns auf, noch bis zum nächsten Tage zu verweilen, sicher würden wir dann in Frieden fortziehen können.

Wir mußten demnach noch warten.

Der Tag und die Nacht vergingen ruhig, und am kommenden Morgen erschien schon früh ein Abgesandter des „großen Soba“ in unserem Lager, ein kleiner, lächerlicher Kerl, bekleidet mit einem langen schwarzen, mit Goldborten verzierten Rock, der uns sagte, sein Herr ließe uns weiter wandern, wenn wir ihm alle Façenda, alle Vorräte, auslieferten.

Das konnten, das durften wir nicht thun, da wir sonst in den nächsten Tagen bereits verhungert wären. Wir schlugen daher diese Forderung ab und schickten mehrere Flaschen Branntwein dem Soba „zur Beruhigung“.

Das schien denn sein schwarzes Herz versöhnt zu haben, denn alsbald versammelte sich in unserm Lager wieder viel Volk, von denen uns Einzelne mitteilten, daß der Soba zufrieden sei und uns weiterzuziehen erlaube.

Ferner erbot sich ein Soba, Namens N'Zanza, uns zu begleiten und sicher an den Quango zu führen, wo wir ihn in der Nähe seines Dorfes passieren könnten. Wir schlugen ein und brachen endlich in der Früh des 29. Juli auf. Weit sollten wir aber nicht kommen, denn schon zu Mittag umringten uns neue Negerscha-ren, die von unseren wenigen Waren noch das Letzte haben wollten.

Das war uns doch zu viel; ich erwiderte ihnen, daß ich ihnen schon geben würde, was ihres Rechtes wäre, daß ich aber nicht gewillt sei, mich von ihnen, nachdem ich von Calandula die Erlaubnis zur Weiterreise erhalten hätte, plün-

dern zu lassen. Selbst meine Leute – und das will viel sagen, schienen über die Unverschämtheit der Leute ergrimmt zu sein und Mut bekommen zu haben, wenigstens kamen einzelne zu mir und baten mich, ich möchte nichts verabfolgen, sie würden nötigenfalls die Waren verteidigen und Feuer geben. Ich glaubte zwar für mein Teil an ihre Tapferkeit nicht, trotzdem belohnte ich sie für diese Aeußerung ihres Mutes mit einigen Flaschen des letzten Negerrums.

Meine energische abschlägige Antwort hatte die Bangala nur noch mehr aufgebracht. Schreiend und lärmend umringten sie das Lager und drohten mit Kampf und Plünderung. Um sie uns endliche vom Halse zu schaffen, sammelt ich eine Anzahl Träger um mich und stürmte auf sie los. Als sie sahen, daß wir Ernst machten, war rasch ihr gepriesener Mut verschwunden und sie ergriffen schleunigst das Hasenpanier.

Nach kurzer Zeit schickte der Soba der umliegenden Dörfer Gesandte zu mir, die erklärten, ihr Herr würde mit dem zufrieden sein, was ich ihm schenken würde. Auch ich war hiermit zufrieden, denn ich gewann in keiner Weise etwas bei den Kämpfen gegen die Neger. Was half es mir denn, wenn ich diesen Soba besiegte, dafür aber morgen schon von den umliegenden Häuptlingen angegriffen, geplündert und zum Schluß massakriert wurde? –

Der uns begleitende Soba N'Zanza konnte uns auch nicht schützen; wenn er es vermocht, hätte er es vielleicht gethan, aber nicht aus menschenfreundlicher Absicht, sondern um uns und unsere wenigen Waren später ganz in die Hand zu bekommen. Wir erfuhren nämlich bald, daß er zu den schlimmsten Räufern gehörte und uns bloß seine Begleitung angeboten hätte, um uns in sein Dorf zu führen, dort zu berauben und dann zu töten.

Wir mußten nun wiederum liegen bleiben. Im Laufe des nächsten Tages erschienen viele Bangala vom anderen Quanguoufer und sagten mir, bei ihnen käme ich sicher nicht vorbei, sie ließen mich auf keinen Fall weiter ins Innere gehen, sie könnten und würden nicht dulden, daß ich ihnen dort den Handel, der ihnen gehöre, verdürbe.

Ich wußte, daß sie diese Reden in die Wirklichkeit übersetzen würden, sobald ich den Fluß überschritte, und daß alle Versprechen und Versicherungen, keinen Handel treiben zu wollen, nichts fruchten würden. Am Nachmittage kam aus weiter südlichen Gegenden ein Trupp anderer Neger an, die dasselbe wie ihre Vorgänger erklärten: sie ließen keinen Weißen passieren, im Innern dürfe niemand außer den Bangala Handel treiben.

Ich sah ein, daß ich hier unmöglich den Quango passieren könne, und beschloß umzukehren.

2. *Schütt: Bericht über die Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai, und zurück, 1878–1879c: 184–185*

Acht Tage später zogen wir in die Residenz des Mai ein, die in dem Winkel zwischen Cassai und seinen beiden hier nahe bei einander mündenden Nebenflüssen Luaximo und Quihumbue liegt. Wir ahnten nicht, dass hier unsere Reise ein vorzeitiges Ende erreichen würde, und dass wir schliesslich froh sein würden, wenigstens mit heiler Haut den Rückzug aus der Residenz dieses treulosen Häuptlings antreten zu können.

3. *Schütt: Reisen im südwestlichen Becken des Congo, 1881b: 155*

Schwer wurde mir der Abschied allerdings sehr. Der riesige Wasserfall M'Bimbi, den der N'Zaire in der Nähe des Mai bildet, in welchem ein grosser „Zauber“ steckt, und der nach Beschreibung über 35 Meter hoch ist und eine ganz enorme Wassermasse weithin im Bogen schleudert, das ersehnte erste Ziel der Reise, dem ich geträumt hatte den Namen unseres Kaisers geben zu dürfen, damit war es nun aus: „Wenn Du wiederkommst mein Freund“, versprach mir später, wenn ich es beklagte, Musevo. Und nur 6 Stunden trennten uns beim Mai von ihm, wir hörten ihn manchmal rauschen, in einem Tage hätte ich ihn erreichen können, aber meine Karawane und meine Sachen heimlich verlassen, um sie dann wahrscheinlich nicht wiederzufinden – das wagte ich doch nicht!

4. *Gierow: Die Schütt'sche Expedition, 1881–1883: 121*

19/1. [1879]. Ein Marsch von nur einer Stunde brachte uns zu dem Fürsten Kiluata, dem äussersten Punkt unserer Reise, 7° 6' s. Br. und etwa 22° 8' östl. Länge von Greenwich.

Der Beherrscher des Lubavolkes nennt sich Mai; er hat seine Residenz an dem Wasserfall, den der Kassai bildet, bald nachdem er den Luatschimo aufgenommen hat. Der Wasserfall liegt nach unsern Erkundigungen 6 bis 7 Meilen von dem Wohnorte des Kiluata, so dass wir ihn in etwa 4 Tagereisen hätten erreichen können.

Wie Mai vom Muata Jamvo abgefallen ist, so ist wiederum Kiluata von Mai abgefallen, Kiluata kann sich aber ohne die Unterstützung der Lunda nicht gegen Mai behaupten.

5. *Schütt: Reisen im südwestlichen Becken des Congo, 1881b: 106*

Der Soba [der Songo, Cambunge] selbst sass natürlich einige Zeit in unserer Hütte, auch sein Bruder, ein abstossender hundertjähriger Greis, kam nicht angegangen, sondern auf allen Vieren angekrochen, und selten habe ich etwas Widerwärtigeres als diesen verwachsenen, zerlumpten und vollständig zusammengesunkenen Menschen gesehen. Einen anderen Besuch erhielten wir gegen Abend in einem M'Quichi, der mit einem Tricot, bemalt mit braunen und gel-

ben Linien, bekleidet war und vor dem Gesicht eine aus Binda geschnittene, roth und braun angestrichene Larve trug; sein Kopfputz bestand aus vielen hohen, geradeauf stehenden Federn und einem Gestell von Aesten, reifartig getragen; um den Leib trug er einen Bast, von dem die einzelnen Strähnen herabhingen und so einen Schurz bildeten. Es war ein Hanswurst, der auf Geschenke speculirte, und die Leute lachten über ihn. Saturnino [de Sousa Machado] sagte mir, es wäre ein Divindada [*sc.* (portug.) *divindade*, Gottheit], der bei der Aundanda, der Beschneidung präsidiere, nach welcher die etwa zehnjährigen Knaben drei Monate, die Cacibo-Dauer [*sc.* *cacimbo*, Trockenzeit], in dem Walde, wo die Beschneidung stattgefunden, ohne einen ihrer Verwandten zu sehen verweilen müssten. Nach dieser Frist wird wiederum ein grosses Fest veranstaltet und wirkt an diesem der lächerlich aufgeputzte Divindada ebenfalls mit, indem er solo tanzt. Die Jungen werden bei diesem Fest mit neuen Fellen, die sie vom Leib vorn und hinten herunterhängend tragen, bekleidet und gehen dann voll Stolz und Selbstbewusstsein in die Dörfer ihrer Eltern zurück, da sie ja von jetzt an courfähig sind.

6. *Gierow: Die Schütt'sche Expedition, 1881–1883: 107*

26/9 [1878]. Lager beim Dorfe *Kipepe*, den 27. bei *Kambunche*. Es herrscht hier unter den Negern die Sitte der Beschneidung. In *Kambunche* fiel mir eine Anzahl Knaben auf, welche mit kauribesetzten Gürteln und neuen Antilopenfellen geschmückt waren, und ich erfuhr, dass sie hier einem geschickten Künstler übergeben werden, welcher sie durch Zauberkünste vorbereitet, die Operation der Beschneidung vornimmt, und ihnen den Schädel rasirt. Sie werden dann gebadet, gesalbt, neu eingekleidet und gehen als fertige Menschen in ihr Dorf zurück.

7. *Schütt: Reisen im südwestlichen Becken des Congo, 1881b: 60–61*

Dieses fruchtbare Thalbecken [*sc.* des Lui und Cuango, die *Baixa de Cassange*] bewohnt ein Volk, welches vor 300 Jahren etwa aus dem Lundareiche unter einem vor dem Zorne des Herrschers fliehenden Grossen, *Quinguri quia Bangala* mit Namen, eingewandert ist, den Portugiesen bei der Unterwerfung und Vertreibung der Einwohner der jetzigen Provinz Angola Hülfe geleistet hat und zur Belohnung hierfür von den Portugiesen unterstützt worden ist bei der Besitznahme des Quangobeckens, welches damals die *Pende* bewohnten. Die *Bangala*, so nannten sie sich nach ihrem ersten *Cassange* (Fürsten), waren stets im besten Einvernehmen mit den Portugiesen geblieben, welche *Factoreien* und ein Fort in ihrer Hauptstadt errichteten. Letztere belegten die Portugiesen sogar mit einem officiellen Namen „*Feira*“ (Markt), und betrachteten, wohl mit einigem Recht, das ganze Land als ihr Besitzthum, auf das sie, jedenfalls aus Missverständniss, den Titel des Fürsten, *Cassange*, als Name übertrugen.

Im Jahre 1861 nun herrschte dort ein Cassange, Namens Bumba, der in Mancherlei gegen die althergebrachten Traditionen seines Stammes verstieß und schliesslich auch gegen das alte gute Verhältniss mit den Weissen sich auflehnte. Erst wurde er einmal verjagt und musste sich längere Zeit in der Wildniss versteckt halten, da er auch beim eigenen Volke, wie gesagt, wenig Sympathien besass. Schliesslich kam er aber wieder an's Ruder und zum Schluss zogen gar die Portugiesen den Kürzeren; sie mussten mit Schande aus der Feira abziehen, ihr Fort dort wurde geschleift und, nun einmal Blut vergossen und die Leidenschaften der Wilden entfesselt waren, bedurfte es auch nur eines Anstosses und sie fielen wie losgelassene Bestien über ihre bisherigen Freunde her, verbrannten die Factoreien und mordeten, was von Weissen sich nicht flüchten konnte. Das wilde Leben mochte ihnen dann wohl gefallen haben, es entstanden Bürgerkriege unter ihnen und auch nachdem diese wieder beigelegt waren, blieben die Bangala bei ihren neuen Gewohnheiten in Bezug auf die Weissen: sie beraubten sie, wo sie sich in ihrem Lande blicken liessen und wehrten ihnen vor allen Dingen, durch ihr Land in's Innere zu reisen, um dort Handel zu treiben. Freilich waren sie viel zu sehr an die Culturerzeugnisse, besonders also an Branntwein, Pulver und Kattun (fazenda), gewöhnt, um die Weissen ganz entbehren zu können, und wenn hin und wieder einer den Muth hatte, dorthin zu gehen und ein Haus zu errichten, so stahlen sie diesem freilich in letzter Zeit nicht mehr alles mit offener Gewalt, sondern sie verlangten so viele Abgaben von ihm, dass der Arme keinen Verdienst dabei behalten konnte und sich, sobald er konnte, zurückzog. Dabei kamen aber die Bangala ihrerseits mit den Producten des Innern ruhig in die portugiesischen Gebiete und wahrlich, nur aus dem geringen Corpsgeist und dem Brotneide der portugiesischen Händler, die ja freilich zum weitaus grössten Theil aus der Gesellschaft Ausgestossene, ich meine Deportirte, sind, konnte ein solches Verhältniss hervorgehen. Ohne im mindesten gesetzwidrig oder nur inhuman zu handeln, hätten sie ja nur ein einziges Mal eine Bangala-Karawane mit ihrer Waare von Malange aus zurückzuschicken brauchen mit dem Bescheide: „So lange nicht jeder Händler unbehelligt in Eurem Lande reisen kann, wollen wir mit Euch auch hier keine Geschäfte machen.“ Die Botschaft mit einem tüchtigen Stocke den Betreffenden gehörig einzuprägen, wäre nur Gleiches mit Gleichem vergolten gewesen und hätte die Wirkung nur erhöht! Statt dessen hatte jeder Händler in Malange schon seine Feldwachen auf dem Wege nach Cassange zu ausgestellt und wenn eine Karavane in Sicht kam, fielen sie förmlich über sie her, erdrückten sie mit Liebesbezeugungen und suchten sie Jeder in sein Quintal zu locken. Die Folge davon war, dass die Wilden lachend sagten: „branco naô ten [sc. tem] ciume“ – „der Weisse übt keine Vergeltung“; nach ihren Anschauungen, da sie unter einander den entferntesten Verwandten, ja den Stammesgenossen verantwortlich machen für die Schuld Eines, entschieden eine Schmach!

8. Schütt: *Reisen im südwestlichen Becken des Congo, 1881b: 79–83*

An dieser Stelle erfuhr ich auch von den Trägern sowie von den in unserem Lager sich zum Besuch aufhaltenden Negern der Umgegend noch einiges über die Geschichte der Bangala.

Die Bangala gehören zu dem weitverbreiteten Volke der Lunda und besitzen ihr Territorium erst seit der Zeit, in welcher die Portugiesen mit der Königin von Ginga oder N'Gola um dies Land stritten. Damals war ein fürstlicher Verwandter des Matiamvo, Namens Bangala Quinguri, vor der ihn bedrohenden Rache des Kaisers nach Westen zu geflohen, wo er die Portugiesen im Kampfe mit den Ginga und den angrenzenden Pende, den Bewohnern des linken Quango-Ufers, fand. Er nahm an diesem Kriege auf Seiten der Portugiesen Theil und half den König Pende [*sic*] mit vertreiben; der letztere floh in das Innere, woselbst er sich am linken Ufer des Cassai ansiedelte und dort ein gewaltiges Reich gründete, das heute noch besteht und dem Lunda-Reiche an Macht gleichkommt.

Bangala Quinguri erhielt zum Lohne von den Portugiesen das ehemalige Gebiet der Pende, war jedoch ein so grausamer und blutdürstiger Tyrann, der jeden Tag Menschen schlachten liess, dass er bei einer plötzlich ausgebrochenen Verschwörung ermordet wurde. Seine Neffen – die Söhne sind bekanntlich Sklaven – wurden seine würdigen Nachfolger und ist von ihrer Wildheit ein guter Theil auf das ganze Volk übergegangen. Ueber die Ermordung Quinguri's erzählt man sich, dass seine Leute einst einen neuen Platz für ihr Dorf ausuchten und beschlossen, gelegentlich der Umsiedelung des Häuptlings von der alten in die neue Residenz ihn zu tödten. Das war aber bei Quinguri, der, wie mir erzählt wurde, einen solchen Blutdurst besass, dass er sich nicht nieder setzte und nicht aufstand, ohne je eine rechts und links stehende Person mit zwei Messern zu erstechen (!), nicht leicht. Die Verschworenen bauten daher an dem neuen Platze eine feste Hütte, die sofort verschliessbar war und verbarrikadirt werden konnte, und nöthigten beim Umzuge den Soba, in diese zuerst einzutreten; kaum war dies geschehen, so verschlossen sie alle Oeffnungen und warfen von oben durch ein kleines Loch soviel Fuba hinein, dass der Eingeschlossene ersticken musste.

Zunächst folgte ihm in der Regierung sein Neffe Culachingo, der durch die Heirath mit einigen mächtigen Libollo-Frauen seine Gewalt noch mehr vergrösserte, sich mit dem Soba der Pende befreundete, mit einer der Gattinnen desselben eine Liebschaft anfang und auf deren Anstiften endlich den Soba auf gleiche Weise ermorden liess, wie dies einst mit seinem achtungswerthen Onkel geschehen war. Nachdem dieser edle Spross so sein Reich bedeutend vergrössert hatte, kam das Volk, das dreien grossen Lunda-Stämmen angehört hatte, nach seinem Tode zu dem Entschluss, dass in der Regierung nicht der Neffe des todtten Soba Häuptling werden sollte, sondern zuerst der älteste Soba des zweiten, dann der des dritten Stammes, und darauf erst wieder der berech-

tigte Nachfolger Culachingo's, sodass die jetzigen Jaga's noch immer aus drei Familien – Culachingo, N'Gonga und Calunga – genommen werden. Dies ist auch der Grund, dass M'Bumba, ein Culachingo, nicht Jaga nach seinem Onkel werden kann, ehe die beiden anderen Stämme ihren Fürsten geliefert haben. Dies passt aber ausser M'Bumba vielen Bangala nicht, und so haben sich im Lande zwei Parteien gebildet, eine conservative und eine Umsturz-Partei, von denen die letztere die Neffen-Erbfolge wieder einführen will.

Um nochmals auf Culachingo selbst zurückzukommen, so hatte sich dieser als junger Mann den Portugiesen gegenüber zu einem gewissen aus Elfenbein etc. bestehenden Tribut verbunden, wofür die Regierung Händler in sein Land schicken und dort Factoreien errichten sollte. Auf diese Weise war mitten in der Wildniss die vorher erwähnte Feira entstanden, in der in den verschiedenen Kriegen die portugiesischen Soldaten von den Negern ausgehungert wurden.

Auf Culachingo folgte N'Gongo, diesem Calunga Camassa und dann kam, wie man sagt, der grosse M'Bumba zur Regierung. Bumba jedoch wurde übermüthig und verlangte von dem durch die Portugiesen eingesetzten Director der Feira einen zweimal jährlich zu entrichtenden Tribut an Schnaps und Tabak. Dies wurde natürlich verweigert. Bumba liess in seiner Residenz die Trommel schlagen und befahl, an die Weissen nichts mehr zu verkaufen.

Um dieselbe Zeit war ein Portugiese in einem Dorfe N'Dalla Quissua's ermordet worden und von Malange aus wurde der Lieutenant Almeida abgeschickt, um den genannten Soba Strafe zahlen zu lassen. Jener zahlte auch eine Anzahl Rinder, die jedoch auf dem Rückwege dem Offizier und seiner Begleitung fortliefen. Sogleich kehrte Almeida um und verlangte die Strafe noch einmal. Man lachte ihn aber aus und mochte ihn auch etwas unzart behandelt haben, denn er beschwerte sich hierüber in Malange. Nun – es war das Jahr 1848 – wurde der Major Salis mit einer Abtheilung Truppen abgeschickt; er umschloss die Dörfer und ruhte nicht eher, als bis er den N'Dalla Quissua gefangen genommen hatte. Der arme Teufel wurde zur Strafe auf eine Kanone gebunden, diese wurde abgeschossen, und der so Gezüchtigte konnte halb lahm und fast taub seiner Wege gehen. Der eine Schuss hatte jedoch das Gute, dass der Soba seitdem um vieles zahmer geworden ist.

Als die Bewohner der Feira hörten, dass Soldaten in der Nähe wären, liessen sie den Major Salis bitten, den übermüthigen M'Bumba ebenfalls zu züchtigen. Man kam ihrer Bitte nach, die Soldaten requirirten mit Gewalt das Vieh, und M'Bumba floh ins Yongo-Land. Hierauf wurde nun Calunga Caquistanga als Häuptling eingesetzt. Nachdem dieser zwei Jahre in Frieden geherrscht, hielt er es doch in seinem Interesse als Regent für seine Pflicht, den ehemaligen Jaga M'Bumba aufzusuchen und zu ermorden. Zu dieser Expedition forderte er den Director der Feira sowie mehrere andere Weisse auf, die ihn denn auch begleiteten. Es kam jedoch anders, wie man gedacht; nicht M'Bumba wurde nieder-

gemetzelt, sondern der, der dies thun wollte und mit ihm seine ganze Begleitung, also auch die Weissen.

M'Bumba kehrte nun nach Cassange als Herrscher zurück und alle Weissen flohen aus seinem Lande. Aus Loanda requirirte man sofort Hilfe, und von neuem wurde Major Salis mit Truppen abgesandt, um entweder M'Bumba selbst oder wenigstens dessen Kopf nach Malange zurückzubringen. Dies konnte leider nicht erfüllt werden, denn kaum hörte M'Bumba von dem Anmarsch der Soldaten, so floh er auf das eiligste weit über den Quango hinweg und verscholl auf einige Zeit gänzlich.

Zum Jaga wurde jetzt durch die Portugiesen Cambollo Ca N'Ganga gemacht, nach dessen baldigem Tode Cameiji an die Herrschaft gelangte; aber auch dieser starb schon nach kurzer Zeit. Plötzlich erschien wieder auf der Bildfläche M'Bumba, der in der Feira um Verzeihung bat, diese auch erhielt und von den Portugiesen nochmals zum Jaga eingesetzt wurde.

Er regierte ganz zufriedenstellend bis zum Jahre 1861; da brach zwischen zwei Soba's, die beide herrschen wollten, in N'Donje ein Krieg aus, in welchen sich die Portugiesen einmischten; M'Bumba wurde von einer Partei um Hilfe gebeten, leistete diese auch, in dem Kampf wurde ein grosser Soba aus der Camungo-Familie Ilunda gefangen genommen und geköpft. Und jetzt stand in einem Nu das ganze Land in hellster Empörung. Alle Weissen flohen, die Bangala raubten und plünderten die Factoreien, ermordeten sogar einige Portugiesen und verwüsteten die Gegenden weit und breit.

Zur Wiederherstellung des Friedens wurde Major Casal mit einer 150 Mann starken Abtheilung Soldaten abgeschickt; die Bangala flohen und Casal folgte ihnen, liess aber die Hälfte seiner Truppen auf dem Marsche beim Soba N'Gunza Ca M'Bamba zurück und wurde mit den Uebrigen im Quango-Gebiet durch M'Bumba in eine Falle gelockt, wo sie sämmtlich fielen.

Jetzt griffen die Bangala die andere Truppe an, wurden jedoch von ihr geschlagen; nach wenigen Tagen kam Major Serra mit Verstärkung an und setzte sich in der Feira fest. Dort wurde er durch die Bangala drei Monate hindurch belagert und musste während dieser Zeit die furchtbarsten Hungerqualen erleiden; da er keinen Succurs erhielt, bat er endlich die Bangala, dass sie ihm den Rückzug erlauben möchten, und diese willfahrten ihm denn auch, hoffend, hierdurch Verzeihung für ihre vielfachen Vergehen zu erlangen.

Mit dem letzteren war jedoch die Regierung nicht einverstanden, sie schickte daher den Oberstlieutenant Borga ab, der sich aber sammt seinem Begleiter Mendes bestechen liess und nur Günstiges über die Bangala berichtete. Mendes, der später zum Richter in Ambacca ernannt wurde, hauste in den ihm untergebenen Districten als ein ganz nichtswürdiger Räuber und Tyrann, und als dies sogar der Regierung zu viel wurde und sie zu seiner Gefangennahme Soldaten abschickte, schlugen ihn jene mit Stöcken todt. Mendes' Sohn aber,

der sich an den Erpressungen und Schurkereien seines Vaters beteiligt, hartete zu meiner Zeit noch im Gefängnis zu Loanda der gerechten Strafe.

Wie wir es leider selbst an uns erlebt, zeichnen sich die Bangala auch jetzt noch durch ihre Rauheit und ihr kriegerisches Wesen aus; Handel treiben sie nur wenig und begnügen sich, wie ich schon weiter oben mitgeteilt, mit dem Salz-Vertrieb und, was für sie noch gewinnbringender ist, mit der Ausplünderung der Händler und Reisenden.

Der Grund, weshalb Bangala Quinguri aus dem Lunda-Reiche fliehen musste, ist eng mit der Geschichte der Matiamvo's (Muata Jamvo's) verknüpft. Der damals in Lunda herrschende König hatte zwei Söhne, von denen der eine Bangala Quinguri war, der jedoch ebenso wie sein Bruder ein so übermüthiges Benehmen hatte, dass der Vater seine Söhne zu enterben beschloss. Da er dies nur durch List bewerkstelligen konnte, gab er vor seinem Tode die Reichs-Insignien, die aus den Zähnen der Ahnen etc. bestanden und deren Besitz jeden Neger zum gottähnlichen Wesen macht, heimlich seiner Tochter Lukokescha und ernannte sie zu seiner Nachfolgerin. Bald darauf starb er und seine Unterthanen erkannten nun auch Lukokescha, die ja die heiligen Zeichen besass, als Königin an; nur einer ihrer Brüder, Bangala Quinguri, lehnte sich gegen sie auf und floh, ihre Rache fürchtend.

Nun geschah es, dass im Reiche der Lukokescha eines Tages ein Jägersmann aus dem Kaffernlande erschien, ein schöner, starker Jüngling, der sich Quibinda Ilungo nannte und in den weiten Waldungen der Lunda, die das edle Weidwerk noch nicht kannten, auf das Jagen legte. Durch seine Stärke und seine Gewandtheit erlangte er bald einen grossen Ruf und als er einst der Königin ein paar auserlesene Stücke Wildfleisch anbot, zog ihr die Liebe durch den Magen in das Herz, und sie machte den kühnen Fremdling zu ihrem Gemahl.

Während ihrer Schwangerschaft erklärten die Grossen, dass sie jetzt nothwendig bis zu ihrer Entbindung die Reichs-Insignien einem Anderen zur Aufbewahrung übergeben müsse, denn eine schwangere Frau ist bei allen Negern unrein und muss auch allein wohnen. Lukokescha kam diesem Wunsche nach, sie überreichte ihrem Gatten für immer die heiligen Zeichen und er wurde so der Herrscher eines mächtigen Volkes, das ihn von nun an Muata Ilungo nannte. Aus Dankbarkeit gegen seine Gemahlin aber machte er sie zur gleichberechtigten Regentin; als nach langer glücklicher Regierung ihr Sohn, Namens Jamvo, ihnen folgte, behielt die Mutter ihre Würde erst recht bei, und so kamen die heute noch bestehenden Namen Muata Jamvo (Matiamvo) und Lukokescha auf. Die Lukokescha [*rukonkesh*] ist stets Königin Mutter, wird aber gewählt und braucht durchaus nicht die richtige Mutter des Regenten zu sein; sie steht zwar in gleicher Höhe mit ihm, aber sie sowohl wie jede andere Frau im Lande, selbst die eigene Mutter, Schwester und Tochter, muss ihm gehorchen und zur geschlechtlichen Verfügung stehen. Der Matiamvo ist eben ein Gott, Verwandte

besitzt er nicht und aus diesem Grunde geht auch die Thronfolge durchaus nicht regelrecht vor sich.

Stirbt die Lukokescha, so wird ihr viel Volk zur Begleitung in das Schattenreich mitgegeben, das heisst, die Hof-Henker schlagen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt, Gross und Klein, Reich und Arm. Die würdige Fürstin wird sodann in ganzer Figur auf dem grossen Gräberplatze der Könige bei Cabebe begraben. Stirbt der Matiamvo, so nimmt man – und zwar meistentheils nicht mit Unrecht – an, er habe während seines Lebens schon genug zur Bedienung im Jenseits ermordet, und man lässt daher nur vier Menschen hinrichten; ausserdem aber werden ein Mann und ein Mädchen lebend mit abgeschnittenen Füssen in die Gruft gesetzt, eins zu Kopf und eins zu Füssen des Sarkophages, in dem jedoch nicht der Körper des Todten liegt, sondern nur seine Nägel, Zähne und Haare; der Leib wird in den drei Stunden von Musumba fliessenden Rio Calanyi geworfen, da, wenn dies nicht geschähe, sich der Gestorbene in ein wildes Thier verwandeln würde.

9. Schütt: Reisen im südwestlichen Becken des Congo, 1881b: 136

Auch die Ballen wurden [in Quimbundo] auf's Neue verpackt und die Karten weitergezeichnet; einige freie Stunden benutzte ich ferner zu genealogischen Aufzeichnungen, die hier folgen mögen.

Der Vater des Quibinda Ilungo war Mutombo Mucalla, ein Kaffernfürst im SO. Afrikas. Zwei ältere Brüder waren: Muene Canchica, dessen Namens- und Thronerben heute noch ein grosses Reich am Lualaba beherrschen sollen, und Muata Cassongo, der ebenfalls ein grösseres Reich am Lualaba regiert. Beide sind älter als der Ilungo. Der dritte und jüngste Bruder war Mai, welcher das Luba-Reich beherrscht. Die Söhne Matiamvo's waren 1) Cassongo Mane Patta, 2) Cazequita Mane Cambana, 3) Muquelengue Milanda. Diese drei waren herzlich unbedeutend und trugen während der Zeit ihrer Regierung nur wenig zur Vergrösserung des Reiches bei. Ein vierter Sohn, Nanêge Yamvo, fiel im Kriege und kam überhaupt nicht zur Herrschaft, es folgte aber, gleichermassen zum Ersatz, sein Sohn, wie der Vater Yamvo Nanêge genannt, der die Kriege fortsetzte und viele Muata's, die damals mit im Lunda-Reiche regierten, zu Vasallen machte. Den Thron nahm nach seinem Tode sein Sohn Mutteba ein, und diesem folgte sein Bruder Mucanza. Durch verwandtschaftliche Grade verbunden, folgten nun Mulage, M'Balla Nanêge, Mucuaquengo, Nanêge Yamvo, Mulage II. [Mulaj a Mbal], Quia Cassaquina [der Usurpator Cassaquena, Nawej a Chikomb], Mutteba II. [Muteb a Chicomb], und Mutteba III. [Mbumb Muteb a Kat, *sanam* Nawej], der jetzige Regent, welcher sehr raubsüchtig und hinterlistig sein soll. Zwischen dem vorigen und dem jetzigen Muata Yamvo war der Sohn des Mutteba, M'Balla Nanêge II. [Mbala Kamong Iswot], einige Tage hindurch Kaiser, aber die Lukokescha, die noch heute regiert, feindete ihn an und in Folge ihres mächtigen Einflusses musste er flüch-

ten. Einige sagen, er lebe noch bei Canhica, tief in Innern NO., andere sagen, er sei todt. Dies geschah 1873 oder 1874. Alle Lunda zählen den zu meiner Zeit und wahrscheinlich noch jetzt regierenden Matiamvo als den 13ten der Dynastie, obwohl er der 16te ist. Das kommt daher, dass die ersten drei genannten nicht mitgerechnet werden, da sie nichts für das Reich thaten. Der Bruder des kriegerischen Nanêge, der noch kriegerischere und von Sagen umgebene Yamvo Nanêge, wird als zweiter Matiamvo bezeichnet und ihn darf man auch als eigentlichen Gründer des Reiches ansehen.

EDUARD SCHULZE

Eduard Schulze, der am 12. April 1852 im schlesischen Reinerz geboren wurde, erhielt seine Ausbildung bis 1879 in den Kadettenhäusern von Wahlstatt und Berlin und wurde bei Ausbruch des Krieges als Portepée-Fähnrich in das 2. Niederschlesische Infanterie-Regiment Nr. 47 eingestellt. Am 19. Januar 1871 verwundet, wurde er wenig später zum Seconde-Leutnant befördert. Schon sehr früh hatte er sich brennend für fremde Länder und Völker interessiert. Auf kurzen Besuchen lernte er Dänemark, Schweden, Oberitalien, Wien und Paris kennen. Ein halbjähriger Urlaub ermöglichte ihm dann trotz sehr bescheidener Mittel 1880/81 weitere Reisen, die ihn nach Italien, Nord-Afrika, Griechenland, die Türkei und Rumänien führten. Seine Versetzung zum Kadettenhaus Groß-Lichterfelde im Jahre 1883 nutzte er, um sich alle für eine größere Forschungsreise nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen.

Aufgrund dieser Voraussetzungen beauftragte ihn die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ mit der Leitung einer größeren Expedition zur Erforschung des südlichen Kongobeckens. Die anderen Teilnehmer waren Dr. Richard Büttner*, Dr. med. Willy Wolff*, Leutnant Richard Kund und Leutnant Hans Tappenbeck. Der gemeinsame Aufbruch von Hamburg erfolgte am 1. August 1884. Am 3. September trafen sie im Kamerundelta mit Max Buchner*, dem dortigen Reichskommissar, zusammen. Während Wolff in Cabinda und Kund in Banana nach einer geeigneten Operationsbasis für das Unternehmen sowie die Möglichkeit, Träger anzuheuern, Ausschau hielten, reiste Tappenbeck mit dem selben Auftrag über Ambrizette (N'zeto) nach Ambriz, und Schulze weiter nach Luanda (Ankunft am 27. September 1884) und Novo Redondo (Sumbe). Hier konnte Schulze zwar 200 Träger für die geplante Expedition im Norden erhalten, aber sie durften aufgrund neuer Instruktionen aus Lissabon portugiesisches Territorium nicht verlassen. Auch der ursprüngliche Plan, von Ambrizette aus landeinwärts bis zum Cuango vorzudringen, scheiterte am Trägermangel und der feindseligen Haltung der einheimischen Afrikaner.

Schulze sah sich daher genötigt, das Basislager der Expedition an den unteren Kongo/Zaire nach Nóqui zu verlegen. Von da aus plante er, zum Cuango und zum Yaka-Herrscher Mwene Mputu Kasongo am Ganga (bei dem Alexander von Mechow* im Jahre 1880 gewesen war) und von dort bis zum Schilange-Fürsten Mukenge vorzudringen, den vom Süden kommend vor kurzem Paul Pogge* (1881) zusammen mit Hermann von Wissmann* aufgesucht und bei dem Pogge eine deutsche Station errichtet hatte. Nach weiteren Zwischenstops in Ambriz, Banana und Vivi brach Schulze mit Büttner am 12. Dezember 1884 von Ango-Ango am Kongo (gegenüber Vivi) nach Mbanza Congo (portug. São Salvador) auf, während die übrigen Mitglieder der Expedition mit dem Rest des Gepäcks nachkommen sollten.

Schon wenige Wochen später, am 15. Februar 1885, erlag Eduard Schulze in Mbanza Congo einer Malaria. Sein Tod und weitere widrige Umstände führten dazu, daß sich die Expedition endgültig teilte. Wolff und Büttner reisten nacheinander und unabhängig voneinander auf verschiedenen Routen von Mbanza Congo zum Cuango und weiter zum Mwene Mputu Kasongo, Kund und Tappenbeck erkundeten vom Stanley-Pool (Pool Malebo) aus den Kongo und den Lukenie.

Eduard Schulze hat über seine Reise in sechs Briefen berichtet, die im wesentlichen nur den äußeren Verlauf zum Inhalt haben. Über den Verbleib seiner fotografischen Aufnahmen ist nichts bekannt.

HERMAN SOYAux

Herman Soyaux wurde am 4. Januar 1852 in Breslau geboren. Nach einem Studium der Botanik in Berlin schloß er sich 1873 auf Empfehlung Georg Schweinfurths der Deutschen Loango-Expedition an (s.a. Adolf Bastian*, Julius Falkenstein*, Paul Güßfeldt*, Eduard Pechuël-Loesche*). Er verließ Berlin am 24. November desselben Jahres und traf am 24. Januar 1874 an der Loango-Küste, in Landana, ein. Von dort reiste er zur deutschen Station Chinchoxo weiter, wo er sich anscheinend die folgenden Monate überwiegend aufgehalten hat. Ein Ausflug führte ihn mit Julius Falkenstein zum Chilungo, wobei diesem, wie stets, die fotografischen und zoologischen, ihm selbst die botanischen Aufgaben zufielen. Im September 1874 unternahm er eine Reise zum Kouilou und gelangte flußauf bis ins Mayombe-Waldland. Dort lauschte er den „Erzählungen von den zwerghaften Abongos, ihren Märchen von den Lilalumbinde-Calebassenmenschen, welche – wie sogar noch zugegeben wurde – in sehr großen Kürbisschalen leben, den N-gamitschita-Schwanzmenschen, den Mimfatingito-Menschen ohne Kleider mit einer Schürze aus der Haut des Bauches; den Magamitu-Großköpfen, den Mindallamassi-Wassermenschen, Tschimbundi-Hufmenschen und was dergleichen Curiosa mehr waren.“ (1877a: 1038). Hier erstand er auch einige ethnographische Gegenstände für das Berliner Völkerkundemuseum (1879a, I: 312).

Bald darauf erhielt er von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ den Auftrag, Alexander von Homeyer*, Anton Erwin Lux* und Paul Pogge* auf ihrer Expedition ins Innere von Angola zu begleiten. Soyaux verließ Loango zu Beginn des Jahres 1875 und kam, nach Zwischenaufenthalten in Landana, Banana und Ambriz, am 21. Januar nach Luanda. Am 15. Februar machte er sich mit Pogge und von Homeyer mit dem Dampfer cuanzaaufwärts gen Osten auf den Weg. Er kam aber nur bis Pungo Andongo, das er nach einem Zwischenstop in Dondo (und einem Ausflug zu den Fällen von Cambambe), am 7. März erreichte. Von April bis Juni unternahm er von dort noch einmal eine Reise nach Luanda und zurück, um Geld für die Expedition zu holen. Inzwischen hatte sich sowohl sein eigener als auch von Homeyers Gesundheitszustand so verschlechtert, daß Paul Pogge und der inzwischen zu ihnen gestoßene Leutnant Lux die Expedition ins Innere allein fortsetzen mußten.

Soyaux kehrte schließlich nach zehn Monaten in Angola wieder an die Loango-Küste zurück, wo er am 3. Oktober 1875 schwer krank in Landana eintraf. Nach seiner Genesung trat er am 5. Mai 1876 mit reichen botanischen Sammlungen (mit 196 Pflanzenarten in 1038 Exemplaren) zusammen mit den noch verbliebenen Teilnehmern der Loango-Expedition seine Heimreise nach Berlin an. Von einer Anzahl Pflanzen hat Soyaux auch „analytische Zeichnungen“ angefertigt.

1879/80 fuhr Soyaux im Auftrag des Hamburger Handelshauses C. Woermann zum Gabun, um dort eine Kaffeeplantage anzulegen. Nach seiner Rückkehr aus Afrika trat er 1885 in die Dienste des Deutschen Kolonialvereins und wurde der Leiter von dessen Auskunftsbüro in Berlin. Im Auftrag des Vereins ging er 1886 nach Brasilien, wo er den unteren Camaquã aufnahm. Nach einem nur kurzen Aufenthalt in Deutschland kehrte er 1888 für die Siedlungsgemeinschaft Hermann in dieses Land zurück, um die Leitung einer Kolonie in Rio Grande do Sul zu übernehmen. Ab 1904 war er dort Generalsekretär des *Centro Económico do Rio Grande do Sul* in Porto Alegre. Wann und wo Herman Soyaux gestorben ist, konnte nicht ermittelt werden.

Der Botaniker Herman Soyaux hat keine systematischen ethnographischen Studien betrieben. Dennoch verdanken wir ihm eine Vielzahl wichtiger Eindrücke, Beobachtungen und Informationen über „Land und Leute“. Da er sich aber im wesentlichen in Verwaltungs- und Handelsorten bzw. einem deutschen Expeditionsstützpunkt und nicht im Landesinneren unter der einheimischen Bevölkerung aufgehalten hat, fehlen eingehende Mitteilungen über das Leben der Afrikaner. Um so reichhaltiger werden wir dagegen über Handelsgüter und -preise (s. Text 1), über Anbau und Haustiere, über Unterschiede der Sklavenbehandlung bei Europäern und Afrikanern und über viele koloniale Einzelheiten informiert. Seine Wiedergabe eines „Palavers“ (s. Text 2) ist anschaulich und einfühlsam. Ebenso teilnehmend sind andere Schilderungen, so auch die eines miterlebten Giftordals (1876a). Das Buch, das Soyaux über seinen zweieinhalbjährigen Afrika-Aufenthalt geschrieben hat, ist eine Mischung aus Reisebericht und Quintessenz seiner Erfahrungen. Dabei zögert er nicht, auch bei nur kurzem Aufenthalt (z.B. zwei Tage in Ambriz) recht dezidierte Urteile abzugeben.

Wie andere seiner Mitreisenden schreibt auch Soyaux deutlich gegen europäische Vorurteile gegenüber Afrikanern an. Das wird besonders deutlich in einem Kapitel, daß „Nur ein Neger“ überschrieben ist, und in dem er einen afrikanischen Freund ausführlich zu Wort kommen läßt (s. Text 3). Aber auch sonst durchzieht diese imaginäre Auseinandersetzung mit seinen Lesern das Buch. Er wendet sich gegen Ansichten, die den Afrikanern eine „negative Schönheit“ und einen schlechten Charakter angedichtet hätten. Diese Urteile von anderen Reisenden erklärten sich leicht daraus, daß sie unter dem unmittelbaren Eindruck erlittener Kränkungen entstanden seien. Erst infolge des Kontakts mit den Weißen hätten sich beim Afrikaner Hinterlist, Habgier und Mißtrauen ausgebildet. Für das unfreundliche Benehmen der Afrikaner an der Loango-Küste trügen die ansässigen europäischen Händler die Hauptschuld. Zwischen beiden käme es zu ständigen Reibereien. In Wirklichkeit und fernab dieser Küstenstationen habe der Mfiote Scham- und Ehrgefühl, sei mäßig im Essen und Trinken, von großer Reinlichkeit und zeichne sich durch Gastfreundschaft sowie Kindes- und Elternliebe aus. Er kenne allerdings den Wert der Zeit

nicht und sei „kindlich, ja geradezu kindisch froh“. Ein großer Irrtum sei es auch, den Afrikaner als faul zu bezeichnen. Er sei allenfalls träge. In lähmender Sonnenglut, ohne Zugvieh, bearbeiteten die Frauen mit der Hacke die Felder: „Freilich, erst dem Menschen, der auf einer hohen Stufe der Gesittung steht, wird die Arbeit zum Bedürfnis, zum Zweck des Lebens, er erst lebt, um zu arbeiten; der Naturmensch betrachtet die Arbeit lediglich als Mittel zur Beschaffung des allernothwendigsten Lebensbedarfs, er arbeitet nur, um zu leben.“ (1879a, I: 172). Und als Fazit seiner Eindrücke stellt Soyaux fest: „ich halte dafür, daß die Negerrasse nicht specifisch schlechter oder niedriger organisirt ist als die weiße, und daß der Neger nicht bloß abgerichtet, sondern wirklich erzogen werden kann. Wäre die ganze Rasse geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen. Letzteres ist aber unleugbar der Fall [...]“ (1879a, I: 153).

Die Schuld dafür, daß bisher in der auch aus seiner Sicht notwendigen Erziehungsarbeit so wenig erreicht wurde, lastet Soyaux den Europäern an: „die Ursache des Nichterfolgs von Civilisationsversuchen liegt nicht an der Bildungsunfähigkeit und Roheit der Naturvölker, sondern an der Roheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen; und nicht minder der harte, aber leider nur zu begründete Ausspruch des großen Ethnologen Waitz: jene Naturvölker seien roh, doch nicht sittlich verwildert, ihre Civilisatoren dagegen seien sittlich verwildert, wenn auch nicht roh. Warum ist die Civilisationsarbeit so selten mit Humanität gepaart!“ (1879a, II: 33).

Wie sehr auch viele Afrikaner diese Sichtweise inzwischen verinnerlicht hatten, zeigen beispielhaft, wenn auch in den Worten des europäischen Protokollanten, die Gedanken von Soyaux' angolanischem Freund (s. Text 3): „Die Civilisation, die ihr uns Negern bringt, kommt mir vor wie eine schöne Guitarre, die man einem kleinen Kinde schenkt. Das Kind wird schreckliche Mistöne auf dem wohl lautenden Instrument hervorbringen; es muß erst spielen lernen. So weiß der Neger mit eurer Civilisation, weil ihr sie ihm schon fertig bringt, nichts anzufangen. Ihr habt eure heutige Gesittung in einer Reihe von vielen Jahrhunderten allmählich und durch Arbeit erworben. Laßt dem Neger Zeit, gebt ihm bessere Beispiele, unterweist ihn in nützlichen Arbeiten und schafft ihm Lohn für seine Arbeit. Schickt uns ehrliche Männer und Missionare, die bei ihrem Wirken auch an uns, nicht bloß an sich denken!“ (1879a, II: 125–126).

Soyaux rühmt das einheimische Gewerbe, besonders das der Loango-Küste, und ist überzeugt, daß die elfenbeinernen Reliefdarstellungen, ebenso wie die Plastiken aus Holz, „mitunter wirklichen Anspruch auf Kunstwerth“ haben (1879a, II: 179). Alle seine Beobachtungen lassen ihn schließlich „die Grundlosigkeit der immer noch so oft wiederholten Behauptung, die Neger könnten nur nachahmen, was sie den Weißen abgesehen, unwiderleglich“ (1879a, II: 180) betonen: „Wer ihnen selbständige Erfindung und eigenen Geschmack in ihren

Arbeiten abspricht, der verschließt sein Auge absichtlich den offenkundigen Thatsachen, oder Mangel an Kenntniß derselben macht ihn unfähig zum competenten Beurtheiler. Man muß die Lebensweise eines Volks in der Nähe beobachtet und vor allem dessen Sprache studirt haben, bevor man sich für berechtigt halten darf, über seinen Charakter, seine Anlagen und Fähigkeiten ein gültiges Urtheil zu fällen.“ (1879a, II: 180–181)

In einer ausführlichen Vorstellung seines Buches wird Soyaux von Zeitgenossen folglich eine ausgesprochene „Negrophilie“ und „die totale Umwälzung unserer bisherigen Ansichten über die Schwarzen“ nachgesagt. Seine Darstellungen seien durchaus geeignet, die vorherrschenden ziemlich abträglichen Meinungen zu korrigieren, doch müsse man fragen, ob er „nicht doch mitunter in das der Negrophobie entgegengesetzte Extrem verfallen“ sei. Schließlich habe er doch „bloß einen geringen Bruchtheil“ der „Negerwelt“ studieren können (*Ausland* 52, 1879: 901).

Sehr kritisch äußert sich Soyaux über die portugiesische Kolonialverwaltung. Seine zusammenfassenden Eindrücke und angeeigneten Kenntnisse schildert er in zwei Kapiteln: „Die Colonie Angola“ und, besonders, „Wie Angola colonisirt wird“. Im Vergleich mit den anderen Europäern schneiden bei ihm die Angola-Portugiesen allgemein sehr schlecht ab. Sie suchten sich auf Kosten der einheimischen Bevölkerung auf vielfältige Art und Weise zu bereichern und behandelten auch ihre Sklaven „unmenschlicher als selbst der spanische Sklavenhändler“ (1879a, II: 108). Die Korruption der Beamten übersteige alles Denkbare. Soyaux führt Beispiele für die von keinem Gesetz gedeckte Ausbeutung der afrikanischen Häuptlinge unter portugiesischer Verwaltung an (1877c).

Vernichtend ist sein Urteil über die Mischlinge in Angola, die sich selbst als Weiße betrachten: Sie „haben in der Regel nur schlechte Charakterzüge von ihren verschiedenfarbigen Aeltern geerbt: Heimtücke, Hinterlist, raffinierte Bosheit, Falschheit, Feigheit, dabei ein freches, unverschämtes Wesen. Der Mulatte haßt seine Mutter, weil sie schwarz ist, und seinen Vater, weil er eine Schwarze zur Frau genommen hat. Kein Weißer, so grausam er auch sei, behandelt seine Sklaven auf solch unmenschliche Weise, wie es der Mulatte zu thun pflegt; dieser wird deshalb von den Schwarzen ebenso gehaßt als wegen seiner Verschmitztheit gefürchtet.“ (1879a, I: 348–349).

Die Grundübel für die zahlreichen Mißstände, die Soyaux in Angola registriert, sind seiner Meinung nach: „erstens die Benutzung Angolas als Deportationsort für Verbrecher; zweitens das heimliche und offene Fortbestehen des Sklavenhandels und der Sklaverei; drittens die Vereinigung der Militär- und Civilgewalt in einer Hand, die Verleihung der höchsten Stellen an unfähige Subalternbeamte aus dem Mutterlande, ihre durchaus unzulängliche Besoldung, das Fehlen jeglicher Controle und die dadurch hervorgerufene willkürliche Bedrückung und Aussaugung der Eingeborenen; viertens die Erschwerung und

Niederhaltung des Handels durch hohe Abgaben und Zölle; fünftens der Mangel an regierungsseitigem Schutz und Beistand europäischer Ansiedler im Innern des Landes.“ (1879a, II: 111–112). Die Folge dieser Zustände sei, daß „die Eingeborenen jedem brünetten Europäer, weil sie ihn für einen Portugiesen halten, scheu aus dem Wege gehen, daß dagegen schon helle Augen und blondes Haar genügen, um ihnen mehr Vertrauen zu dem Fremden einzuflößen.“ (1879a, II: 111)

Soyaux selbst bezeichnete sich später „als der begeistertsten Anhänger deutscher Colonisation einer“, in deren Dienst er ja sein weiteres Leben auch gestellt hatte. Da sich Afrika seiner Meinung nach jedoch nicht für deutsche Ackerbaukolonien eignete, verfocht auch er nachdrücklich „die Erziehung der eingeborenen Bevölkerung zu geregelter, stetiger Arbeit“, allerdings möglichst ohne Zwang. Voraussetzung dafür sei eine gründliche Kenntnis des Volkes, dem Fremdes nicht gewaltsam aufgepfropft werden sollte. Den für die Erziehungsarbeit nötigen Einfluß gewinne man nur durch die eigene Persönlichkeit, durch absolute Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Vorurteilslosigkeit: „Gerade an der letztern mangelt es so vielen, die, noch unerfahren, die afrikanischen Küstengelände betreten. Wie oft habe ich von solchen Neulingen die unglaublichsten Urtheile über den ‚Nigger‘ gehört, ehe sie überhaupt eine Schwarzhaut gesehen hatten! Der Neger stiehlt, der Neger ist faul, der Neger lügt, der Neger stinkt – das sind Glaubenssätze geworden, welche oft keine andere Basis haben, als unverdaute Lektüre und das Bild auf einer Cigarrendüte.“ (1888: 113)

Das Fazit von Herman Soyaux' Angola-Erfahrungen läßt sich treffend mit den von ihm niedergeschriebenen Worten seines afrikanischen Freundes ausdrücken: „Ueberhaupt darf man die Neger nicht nach den hier in Angola lebenden beurtheilen; in ihnen verurtheilt der Weiße sich selbst, denn das Schlechte, was er an ihnen findet, haben sie erst von ihm gelernt!“ (1879a, II: 125; siehe Text 3)

Texte

1. Aus West-Afrika, 1879a, II: 167–172

Der Handelsverkehr zwischen den weißen Kaufleuten und den Eingeborenen wird in Loango ausschließlich, und auch in Angola noch größtentheils, als Tauschhandel geführt. Gewissen von den Negern allgemein gebrauchten Waaren ist ein bestimmter Werth beigelegt, zu dem sie beim Einkauf der Landesproducte in Zahlung gegeben und genommen werden. Am allgemeinsten begehrt unter den importirten Waaren sind Zeuge (*fazenda*), vom ordinärsten Baumwollgewebe bis zu Seide, Brocat und Sammt, meist englisches, französisches und schweizer Fabrikat. Ein quadratisches Stück Zeug von bestimmter Größe, ein Tuch, gilt daher als Hauptwerthmesser: 2 solcher Tücher sind ein

panno, 4 *pannos* ein *cortado*, und der *cortado* baumwollenes Zeug von der gangbarsten Sorte hat den Werth von etwa 1000 Reïs *fracos* = 2 Mark 73 Pf[ennig] Weiße Zeuge oder weiße mit blauem Muster ziehen die Neger den farbigen und bunten vor; ihre Frauen aber lieben auch den in grellen Farben und mit grotesken Mustern bedruckten Glanz- oder Möbelkattun. Bei den Zeugen seien gleich mit erwähnt: blauer und rother Flanell, *baieta*, in schmale Streifen zu Schärpen geschnitten, gewirkte bunt wollene Hemden und blaue, rothgefütterte Mützen in Sackform, die besonders von den Eingeborenen an der Loangoküste viel getragen werden.

Den zweiten wichtigen Importartikel bildet altes Bandeisen, welches die einheimischen Schmiede verarbeiten, und Eisenwaaren, wie säbelförmige Machetes mit hölzernem Griff, Tisch-, Klapp- und Tranchirmesser mit weißem Horngriff, Vorlege- und Riegelschlösser, Angelhaken, Näh- und Stecknadeln, eiserne Ketten, einfachstes Zimmermannswerkzeug. Auch Messing zu Arm- und Fußspangen wird eingeführt.

Dann folgen die Steinschloßgewehre. Obgleich von schlechtester Qualität – an den französischen besteht der Lauf oft aus einem alten Gasrohr –, haben sie den Werth von 5 *cortados* (13 Mark 65 Pf[ennig]) das Stück. Feuersteine werden bei größern Tauschgeschäften gewöhnlich gratis zugegeben; das grobkörnige sogenannte Negerpulver gelangt in Fäßchen von 2 Kilo in den Handel; als Kugeln dienen kleine Steine, namentlich von Braun- und Magneteisenstein, oder Nägel, Knöpfe und dergleichen; in Angola ist auch Schrott zu haben, man sagte mir, daß z. B. in M-pungu an dóngo [Pungo Andongo] jährlich etwa 450 Kilo davon verkauft werden. Der Neger überladet meist sein Gewehr, weshalb es beim Abschießen gewaltig detonirt und dem Schützen einen furchtbaren Schlag versetzt; um letzterm möglichst auszuweichen, legt er es beim Abdrücken nicht an die Schulter, sondern an die Hüfte an, indem er das Gesicht dabei abwendet. Natürlich fehlt der Schuß fast immer sein Ziel, und so hört man von großen Schlachten der Eingeborenen, bei denen der ganze Verlust einen Todten oder einen Verwundeten beträgt. Dennoch ist die Waffe in den Händen der Schwarzen nicht ungefährlich; die Geschosse besitzen Kraft genug, einen Büffel damit zu erlegen, und selbst die Eisenplatten des Dampfers Fanny wurden von ihnen durchbohrt.

Ferner findet man fast in jeder Negerhütte bis weit in das Innere hinein importierte und irdene Geräthe: Flaschen, Gläser, Spiegel, Teller, Schüsseln, Töpfe und Krüge, auch zinnerne Löffel, meist jedoch nicht zum praktischen Gebrauch, sondern wie Geld als Besitzthum und aufbewahrt.

Rum, *agoardente*, wird allerdings im ganzen ziemlich viel eingeführt, doch darf man daraus nicht schließen, daß die Neger Trunkenbolde seien. Jeder Neger liebt ein Gläschen Rum, aber nicht einer von allen, die ich kennen gelernt, war dem Trunke ergeben. Ein kleines Glas Rum dient als Trinkgeld, Matabisch [portug.: *mata-bicho*, wörtlich: Tier-, Wurmtöter], an Arbeiter, Tipojaträger,

Boten, desgleichen als Zugabe zu dem bedungenen Kaufpreise. Ohne Rum kein Tauschgeschäft; ist das Object bedeutend, so wird ein größerer oder kleinerer Theil des Werthes statt in andern Waaren in Rum gezahlt; für geringe Quantitäten, namentlich von Lebensmitteln pflegt man den Preis nur mit Rum auszugleichen. Unsere Station [Chinchoxo an der Loangoküste] verbrauchte im Anfang, solange wir wegen Mangel an eigenem Zuwachs den ganzen Lebensmittelbedarf von den Eingeborenen kaufen mußten, in einer Woche ein Faß Rum von 60 bis 65 Gallonen. Eine Flasche, *garrafa*, 8 Gläschen, *copos*, enthaltend, hat den Werth von etwa 60 Pfennigen; 5 *garrafas* sind eine Gallone, *galão*, 4 *galãos* [*sic*] eine *garrafão*. Je tiefer im Innern, desto weniger findet Rum als Tauschmittel Verwendung; dem Händler kommt er durch den weiten Transport in kleinen Fäßchen zu theuer zu stehen, und die dortigen Eingeborenen tauschen für ihre Producte lieber nothwendigere Lebensbedürfnisse ein: Zeuge, Eisenwaaren und Salz. Die Qualität des sogenannten Negerrums ist natürlich schon von Hause aus nicht die beste; nun setzt aber noch fast jeder, durch dessen Hände er geht, mehr oder weniger Wasser zu, um das Quantum zu vermehren, und so erhält schließlich der Consument eine gelbliche und schwärzliche Flüssigkeit von einem aus Süß, Sauer und Bitter gemischten brenzlichen Geschmack. Der meiste kommt aus Deutschland, England und Amerika. In Loánda sah ich öfters leere Fässer mit dem eingebrannten Signum „*João Schulze, Hamburgo*“ auf der Straße liegen; von diesen Rumfässern mag es herrühren, daß Deutschland bei den Angolanegern *Hamburgo* heißt. Etwas genießbarer ist der weiße Rum, *Taffia* genannt, den die Kaufleute ihren bevorzugten Kunden als *Matabisch* verabreichen. Für den Consumtionsbedarf der Weißen wird Wachholderbranntwein, *gin*, gewöhnlich in vierkantigen Flaschen (*frasco de genebra*), aus Holland, und Cognac, dem man meist etwas Angostura-Bittern beimischt, aus Frankreich oder England in ansehnlichen Quantitäten herübergebracht.

Besonders lucrative Importartikel sind Glasperlen, Ohr- und Fingerringe, Korallen; letztere finden namentlich in fingerdicken länglichen Stücken unter den Negern, welche übrigens die echten von den unechten wohl zu unterscheiden wissen, guten Absatz. In die nördlichen Küstenländer wird Salz, nach Angola Seife, Haaröl, wohlriechendes Wasser mit großem Gewinn importiert.

Die theuerste von allen Transportarten ist die Beförderung durch Trägerkaravanen. Welchen Einfluß dies auf die Preis der transportierten Waaren ausübt, möge nachstehende Tabelle zeigen; es kosten, die Preise in deutsche Mark umgerechnet in

	<i>Lissabon:</i>	<i>Loánda:</i>	<i>M-pungu An dóngo:</i>	<i>Kassandsche:</i>
15 K. (Krü- mel-)Zucker	13,10 M.	20.– M.	35,10 M.	80.– M.
½ K. Weizen- mehl	0,22 M.	0,56 M.	0,95 M.	2,33 M.
1 Fl. Wein (<i>tinto</i>)	0,33 M.	0,68 M.	1,30 M.	2,33 M.
½ K. Zwie- back	0,31 M.	0,67 M.	1,30 M.	2,33 M.
1 St. Baum- wollzeug	9,50 M.	13,30 M.	19,10 M.	26,70 M.

Außer dem Lohn und Lebensunterhalt der Träger, den vorkommenden Entwendungen und Schäden muß man auch den enormen Zeitverlust dabei in Anschlag bringen.

Ich lasse nun das Verzeichniß der hauptsächlichsten Producte folgen, welche als Handelswaare von der Westküste Afrikas aus exportirt werden:

Palmöl und Palmkerne, von der ganzen Küste von Sierra Leone bis tief nach Süden herab.

Gummi elasticum oder Kautschuk, aus dem Milchsafte der *Landolphia florida*-Ranke gewonnen und an Güte dem besten brasilianischen Gummi (von Pará) kaum nachstehend. Erst vor etwa 10 Jahren hat in Angola der Handel mit Gummi begonnen; seitdem nimmt das in den Handel kommende Quantum von Jahr zu Jahr zu, obgleich man beim Einsammeln möglichst schonend zu Werke geht. Das Kilo kostet an Ort und Stelle 2 Mark 40 Pf. bis 3 Mark.

Elfenbein, an der ganzen Niederguinea-Küste, besonders in Ponta Negra (Blackpoint) und Kinsémbo, wird meistens über Malandsche [Malanje] und Duque de Bragança nach Angola gebracht. Je schwerer ein Elefantenzahn ist, desto theurer wird das Kilo seines Gesamtgewichts bezahlt. Die Preise sind daher sehr verschieden, sie variieren zwischen 10 Mark und 20 Mark für das Kilo.

Bienenwachs, in Stücken (*gamellas*) von 50 bis 60 Kilo, Preis für das Kilo: 1 Mark 60 Pf. bis 2 Mark. Es kommen zwar auch große Mengen Wachs über Malandsche und M-pungu an dóngo nach Angola, der Hauptausfuhrplatz dafür ist aber Bengéla [Benguela].

Erdnuß (*jinguba*, *ground-nut*), von ganz Niederguinea, besonders Angola und den Inseln des Guineabusens.

Kaffee, in Kaséngo, Huila, Golungo alto, Ambáka erzeugt und aus Angola oder von den Guineainseln ausgeführt. Der Kaséngo-Kaffee erreicht an Güte den Brasil-Kaffee.

- Kopalharz, seit 1807 besonders vom Dánde, Ambris, Kuánsa und noch südlichen Gegenden in ziemlichen Quantitäten ausgeführt.
- Baumwolle; die in Angola erzeugte hat längern Stapel als die von der Oberguineaküste.
- Zucker, von Angola und den Guineainseln.
- Cacao, von Fernando Po und den benachbarten Eilanden, doch in geringer Menge.
- Kokos, die hartschalige Nuß und die dicke Faserhülle, von der Oberguineaküste ausgeführt. In Loango mußten wir für eine frische Nuß 50 Pfennige bezahlen.
- Orseille, von Angola, den Guinea- und Capverdischen Inseln.
- Ebenholz, Rotholz, nördlich und westlich von Gabun.
- Ingwer, Pfeffer, Indigo, verschiedene Oelfrüchte und Gold, von der Oberguineaküste.

2. Aus West-Afrika, 1879a, I: 208–211

Werfen wir an dieser Stelle auf die hervorragenden Eigenthümlichkeiten im Leben des Loango-Negers einige Blicke. Zu denselben gehört in erster Linie das Palawer (aus dem spanischen *palabra* oder portugiesischen *palavra*; das *n-sanu*, *m-kanu* oder *m-páka* der Eingeborenen): eine Versammlung zur Erörterung von Streitfragen jeglicher Art zwischen zwei oder mehreren Parteien, oder zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten von Wichtigkeit, oder zum feierlichen Empfang von Fremden. Bei letzterer als weniger wichtig und mehr privater Natur präsidiert der Herr des Dorfs, in welchem der Empfang stattfindet, und eine solche friedliche Audienz hat weniger von dem eigentlichen Charakter des Palawers an sich. Handelt es sich aber um die Entscheidung von Streitigkeiten oder die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten, dann tritt das Interesse der Theilnehmenden stärker hervor, was der Versammlung ein volkscharakteristisches Gepräge verleiht. Wenn mehrere Landesgebiete dabei in Mitleidenschaft gezogen sind, so erscheinen die Herren aller dieser Gebiete und führt der M-bóma als Oberrichter den Vorsitz; wohnen aber die beteiligten Parteien in einem und demselben Dorfe, so entscheidet der M-fumu nsi oder Districtsfürst.

Bei den Streitigkeitsverhandlungen kommen hauptsächlich die Angaben der vorgeforderten Zeugen in Frage; sie gelten jedoch nicht ohne weiteres als Entscheidungsgründe oder als endgültiges Beweismaterial, sondern führen zu Discussionen der verschiedenen Parteien. Ganz der üblichen und in andern Beziehungen zutreffenden Schilderung von dem Schreien und Lärmen des Negers widersprechend, verhalten sich die Debattanten möglichst ruhig, halten streng ein vollständig ausgebildetes parlamentarisches Ceremoniell inne. Besonders in den größern, häufig mehrere Tage hintereinander mit ununterbrochenem Sprechen ausfüllenden Palawern wird ein Anstand und eine Würde gewahrt, welche

man dem leichterregbaren, heißblütigen Neger nicht zuzutrauen gewohnt ist. Die einzigen Waffen, welche den Anhängern der beteiligten Partheien erlaubt sind, bestehen in dem Wort zur vortheilhaften Darstellung und in der Klugheit, an alle benutzbaren Anhaltspunkte geschickt anzuknüpfen. In heißem Kampfe prallen die verschiedenen Auffassungen, schneidig und scharf wie gut geführte Klingen, aufeinander, mit blitzendem Auge messen sich die Gegner, und ein jeder nimmt schlagfertig die Schwäche des Feindes wahr. Jedoch kein Redner wird jemals von den Beteiligten unterbrochen oder gestört, sondern nachdem sein Mund verstummt ist und sich die Zustimmung oder die Unzufriedenheit der Menge in leisem Murmeln kundgethan hat, folgt ebenso ungestört die Rede des andern. Zur Aufrechterhaltung der parlamentarischen Ordnung und um den Vorgang auch äußerlichen Pomp zu geben, sind besondere Herolde, mit den Abzeichen ihrer Würde geschmückt, anwesend; ihnen wird unbedingt Folge geleistet.

Nicht allein diese Wahrung und gefälligen Aeüßerlichkeiten, sondern auch die Gewandtheit, mit welcher der Sprecher seinen Gegner in die Enge treibt, nöthigen den Beobachter Erstaunen ab. Die Beredsamkeit, die Schlagfertigkeit, die Ueberzeugungskraft und das gemessene Geberdenspiel einzelner Schwarzer, und besonders die würdevolle Anmuth, gepaart mit fast königlichem Anstand und Selbstbewußtsein, womit ältere Männer zu der lautlos lauschenden Menge oft ganze Stunden lang ohne Pause sprechen, ihre Für und Wider entwickeln, Strafen beantragen oder verwerfen und ihre Gründe dafür auseinandersetzen, all das ist wahrhaft bewundernswerth und am geeignetsten, die herkömmliche Ansicht von der Beschränktheit des Negers vollständig zu erschüttern. Häufig wird aus der feurigen Rede ein Recitativ, welches von den bei Palawern stets sehr zahlreich Versammelten stellenweise durch Wiederholung des Schlußworts eines Satzes in summendem Chorus begleitet wird. Hin und wieder finden auch, wenn die Verhandlungen in ein neues Stadium getreten sind, kurze Pausen statt, in welchen die Parteien zu Berathungen über die augenblickliche Sachlage oder Besprechungen über die nächst anzuführenden Rechts- und Beweisgründe sich absondern. Während des ganzen Palawers wird fast niemals Rum getrunken, nichts gegessen, auch sehr selten geraucht; nur kauen die Beteiligten von Zeit zu Zeit ein Stückchen Colanuß, welche weit und breit einen sehr gesuchten Handelsartikel bildet. Die Cola enthält mehr Coffeïnprocente als selbst Kaffee und wird mit Erfolg gekaut, um Hunger und Müdigkeit fernzuhalten.

Den Schluß des Palawers verkündet der Schiedsrichter, indem er, wenn es der M-boma ist, zum Signal der Aufhebung der Versammlung, die Tschimpapa, das scepterähnliche Abzeichen der Oberrichterwürde, auf den Boden legt. Der Urtheilsspruch richtet sich nach Präcedenzfällen und wird stets befolgt; gewöhnlich erstreckt er sich auf Strafzahlungen in Rum, Sklaven, Gewehren, Zeugen der unterliegenden an die siegende Partei, und so sicher ist die Befol-

gung des richterlichen Spruchs, daß einem momentan Zahlungsunfähigen die Strafzahlung creditirt und er ohne weiteres auf freiem Fuße gelassen wird.

3. *Aus West-Afrika, 1879a, II: 116–118, 121–125*

[Der Afrikaner João Gonçalves d’Azevedo aus der Umgebung von Pungo Andongo:] Er hatte sich, nachdem er schon von seinem Vater im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet worden, durch portugiesische Bücher selbst weiterzubilden gesucht, war mit Handelszügen in Loándo, im Süden bei den Mbalundus, Kissámas, Libólos, im fernen Osten bei den das Innere bewohnenden Stämmen gewesen und verband mit klarem Verstande und scharfer Beobachtungsgabe einen bescheidenen, strebsamen Sinn.

Mögen hier einige Aeußerungen meines schwarzen Freundes Platz finden, wie ich sie gewöhnlich unmittelbar nachher niederschrieb; sie dürften nicht uninteressante Einblicke gewähren in das Geistesleben der Neger und namentlich in die Anschauungen, welche sie sich über ihr Verhältniß zu den Weißen gebildet haben.

„Warum stellt ihr uns Neger so tief in eurer Werthschätzung? Wir haben nichts gethan, sagt ihr, um uns eure Achtung zu erringen. Freilich, so wie die Europäer sich hier in Angola zeigen, kann uns nichts an ihrer Achtung liegen; deshalb trachten wir nur nach den materiellen Vortheilen, die wir durch euch haben könnten, die ihr euch aber tausendfältig von uns bezahlen laßt. Ihr scheltet uns „negro“, was dasselbe bedeuten soll wie „Thier“. Nun, ist das Thier ein geistloses Wesen, nur ein lebendes Stück Fleisch mit Nahrungs-, Lebens- und Fortpflanzungstrieb? Ich glaube es nicht. Sehen Sie meinen Hund an: er weiß, daß ich von ihm spreche; er freut sich, denn er weiß, daß ich gut von ihm spreche. Betrachten Sie jenen Termitenhügel: ich kenne die schönen Häuser und Paläste in Europa zwar nur aus einigen Bildern, die ich davon gesehen, aber ich glaube nicht, daß sie kunstvoller und sinnreicher und mit größerem Fleiß gebaut sind. Ihr schätzt das Thier, weil es euch nützlich ist oder euch Vergnügen bereitet. Nützen wir euch nicht mit unserer Arbeit, deren Früchte ihr ohne Mühe erntet und wer weiß wie hoch verwerthet? Warum schätzt ihr also uns nicht?“–

„Ihr sagt, wir haben so viele schlechte Eigenschaften. Ich wüßte keine, die ihr nicht auch hättet; nur daß ihr die euerigen übertüncht – aus Liebe zum Bessern, wie ihr es nennt. Diese Liebe zum Bessern ist aber wol anfänglich nur Furcht vor Strafe – ich schließe das aus dem, was ich bei den Kindern der Weißen gesehen – und dann die Folge eurer geregelten Verhältnisse. Uns fehlen geregelte Verhältnisse, seitdem ihr in unserm Lande seid. Im Innern, wo noch kein Weißer hingekommen, oder bis wohin euer Einfluß noch nicht reicht, leben glückliche Stämme in geordneten Zuständen, die den euren ähnlich sind. Unsere Sprache hat ein Wort für Gott: *zambi*, für Laster: *kiffua*, *kiaiba*, für göttliche Strafe: *ilungi*. Ja, wir haben eine Religion, nur nicht so, wie sie eure Priester deuten. Wir haben auch Gnadenverheißungen, *okukana gua ukamba*, wie ihr in

eurer Religion, die für euch noch die Zuchtmittel der Drohungen und Versprechungen braucht. Die Geschichte von der Erlösung fehlt uns allerdings, aber wir haben noch nicht die Nothwendigkeit einer Erlösung gefühlt. Bei uns gibt die Religion den Priestern Macht, die sie als Mittel für ihre Zwecke anwenden; geschieht das etwa bei euch nicht? Ich höre eure Priester in der Kirche sagen, die Blattern sind eine Züchtigung Gottes; unsere Negerpriester schreiben sie der Bosheit eines Zauberers zu. Von einem großen Gott können solche Qualen unmöglich kommen. Unsere Fetische nennt ihr todt Stücken Holz; haben denn die Heiligenbilder in der Christenkirche mehr Leben? Und doch beten zu ihnen viele Ihrer Brüder, wenige weil sie wirklich daran glauben, andere weil sie gläubig scheinen wollen, die meisten aus anerzogener Gewohnheit. Die Gewohnheit ist es, die euch so hochstellt; euer Wissen, eure Bildung beruht auf Ueberlieferung der Vorfahren. Euer Hirn mag anders gebildet sein, als das ihre war – Sie haben mich das neulich gelehrt; dennoch habt ihr alles, was euch erhebt und so stolz macht, einer vom andern. Schneidet eure Vergangenheit ab, und ihr seid Wilde. Eure Civilisation beruht auf den Mittheilungen von dem, was Millionen Menschen während vieler Jahrhunderte erreichten. Wer macht uns Mittheilungen? Niemand. Oder nennen Sie jene Missionare Verbreiter Ihrer Civilisation? Ich nicht. Sie theilen uns selbsterfundene Satzungen und Formeln einer Religion mit; es ist wie wenn sie auf einen Kaffeebaum das Reis eines Feigenbaums pflanzen wollten. Religion ist Sache des Glaubens, woher wißt ihr denn, ob eure Religion die rechte ist? Hat Gott euch das gesagt? Zu uns sprach er niemals, aber auch wir haben Religion, die für uns ebenso viel Werth hat, wie die eure für euch. Ich habe gehört, eure Doctoren können fehlende Glieder neu machen, sie setzen einem Menschen eine neue Nase ins Gesicht. Wenn aber die Nase da, wo sie eingesetzt wird, nicht ins Fleisch und Blut wächst, wird sie bald wieder abfallen. Weil aber an der Stelle von jeher dem Menschen eine Nase gewachsen ist, hat Fleisch und Blut dort durch Gewohnheit die Fähigkeit erlangt, eine Nase wachsen zu lassen. So wird es euern Kindern immer leichter, das aufzunehmen, was ihr sie lehrt. Sie lachen über mein Gerede, es mag wol nicht richtig sein; ich spreche aus, was ich bei mir selbst gedacht habe. Seit ich Sie kenne, spreche ich richtiger; aus Ihrer Unterhaltung habe ich manches gelernt, was ich früher nicht wissen konnte, weil mir eben die Mittheilung davon fehlte. [...]“ [S. 117–118]

„Wie es wol mit dem Christenthum aussehen mag, wenn es einige Tausend Jahre älter sein wird? Das Christenthum von heute ist das Werk seiner Priester; ich glaube, wenn Christus jetzt auf die Welt käme, würde er recht traurig sein, er würde zürnen über seine Priester, wie ich sie hier in Angola kenne. Bei euch in Europa mögen sie besser sein, aber wären hier nicht gerade die besten nöthig? Wissen Sie, wer mich an Christus erinnert? Ihr – oder unser – Livingstone. Wie ich den Mann bewundere! Er allein kämpft mit seinem Wort und mit seinem Beispiel gegen die bösen Schatten, die seine weißen Brüder auf unser Land

werfen. Ich sah ihn vor Jahren hier durch unsern Ort kommen; die Straße da zog er herauf, nur von ein paar treuen Negern begleitet, die einige kleine gelbe Blechkoffer trugen. Seine sicherste Schutzwaffe ist sein gutes Herz. Im Süden und im Osten hörte ich von dem „Weißen mit der Mütze“; alle Neger hatten ihn lieb: warum sind nicht alle Weißen so wie er?“ –

„Was nützen uns eure Missionen? Die Negerkinder, die in ihnen erzogen werden, taugen zu nichts; sie schreiben und lesen und beten ihre Paternoster; aber arbeiten mögen sie nicht. Sie schämen sich, daß sie eine schwarze Haut haben, und verachten ihre Aeltern und Brüder, lassen sich aber von ihnen ernähren. Sie sind stolz auf ihre Bildung, haben aber nicht einmal gelernt: Liebe deinen Nächsten! Denn unter dem Nächsten hat Christus doch wol auch uns Neger verstanden.“ –

„Ihr legt uns viele Dinge zur Last, an denen ihr selbst schwer genug zu tragen habt. Konnte doch eure hohe Gesinnung auch nicht von Ketzer- und Hexenverbrennungen abhalten; und da scheltet ihr über unser Gottesgericht und unsere Todesstrafen. Glauben wir beim Gottesgericht nicht auch an ein Offenbaren der Göttlichkeit? Menschenopfer hat es auch in Europa gegeben. Ihr beschuldigt uns der Menschenfresserei. Nur einzelne wenige Stämme fressen Menschen aus Wohlgefallen daran. Die M-balundu verzehren ihre getödteten Feinde, weil ein im Kampfe gefallener Feind tapfer gewesen sein muß, und weil sie glauben, daß mit seinem Blute auch seine Tapferkeit in sie übergeht. Die Sklavenraubzüge sind erst durch euch bei uns in Brauch gekommen. Früher wurden wol auch die im Kriege Gefangenen Sklaven der Sieger; aber seitdem ihr Sklaven braucht, werden Kriege geführt, blos um Sklaven zu erbeuten. Und wie schlecht behandelt ihr eure Sklaven! Bei uns ist der Sklave Mitglied der Familie seines Herrn, er heißt Sohn, und stirbt der Herr ohne leibliche Erben, so fällt sein ganzes Eigenthum an seine Sklaven. Ihr eifert gegen die Vielweiberei der Neger. Ich kenne Europäer hier in Angola, die mehrere schwarze Frauen haben, blos zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit, die um so verächtlicher ist, als ihnen ja der Neger nicht höher steht als ein Thier. Der Neger hat meistens nur ein Weib; nimmt er mehrere, so geschieht es, weil er treue Arbeiterinnen braucht. Es ist nicht wahr, daß wir faul sind. Seit einigen Jahren erst wird in Angola der Gummihandel betrieben: welche Massen werden von den Negern jetzt schon eingesammelt und zum Verkauf gebracht! Die Zahl der Karavanenträger, die in einem Jahr M-pungu an dóngo passiren, beträgt mindestens 250,000, jeder mit 50 Pfund Waare beladen: das macht eine Trägerlast von 25 Millionen Pfund. Heißt das nicht Arbeit? Und wie gering ist die Bezahlung dafür! Betrachten Sie unsere großen Manioc-, Sorghum-, Mais-, Bohnen-, Batatenfelder: alle werden mit der Hacke in der Hand bearbeitet. Allein in unserm Ort werden jährlich 30000 Matemos (eiserne Feldhacken) verkauft, die von den M-balundu geschmiedet sind. Sicherlich, die Weißen, die in unserm Lande leben, sind nicht so fleißig wie wir.“ – [...]

„[...] Jeder Weiße, der in unser Land kommt, will reich werden durch uns. Ihr verdient hundertmal mehr an unserer Arbeit, als sie uns selbst einbringt.“ –

„Ihr werft den Negern vor, daß sie sich so gern in Rum berauschen. Das ist sehr übertrieben. Sie wissen ja, daß Rum hier kein großer Handelsartikel ist. Haben Sie schon viele betrunkene Neger gesehen? Die Weißen in unserm Lande trinken viel mehr Spirituosen als wir Schwarze. Angetrunkene Weiße kann man fast täglich sehen. Von wem haben wir den Rum? Von euch. [...]“ –
[...]

„Ihre Cultur kommt mir manchmal vor wie Tabackrauch in einem schönen Zimmer: Anfangs sieht er schön blau aus und duftet angenehm; später stinkt es im Zimmer.“ –

„Wie ungerecht beurtheilt ihr unser Volk, wenn ihr seine religiösen Vorstellungen zum Maßstab nehmt! Was versteht ihr von seinen Vorstellungen, solange ihr seine Sprache nicht genau kennt? Der Weiße, der einige Monate oder Jahre in Angola lebt und ein paar Worte unserer Sprache, wie *baka mana* (bringe mir Wasser), *baka tubia* (bring mir Feuer), *enda* (gehe), *yssa* (komme), *lusolo!* (schnell!), gelernt hat, urtheilt über uns und sagt: es ist ein sehr niedrigstehendes Volk, es stiehlt und lügt und taugt zu nichts Besserm als zu Sklaven! Ueberhaupt darf man die Neger nicht nach den hier in Angola lebenden beurtheilen; in ihnen verurtheilt der Weiße sich selbst, denn das Schlechte, was er an ihnen findet, haben sie erst von ihm gelernt!“ – [S. 121–125]

GEORG TAMS

Georg Tams aus Altona, über dessen Leben in seinem Heimatland sonst nichts bekannt ist, begleitete als Schiffsarzt die Handelsexpedition des portugiesischen Generalkonsuls in Deutschland, Ribeiro dos Santos, nach Angola. Er verließ Hamburg am 28. Juni 1841 und erreichte die angolansische Küste am 10. Oktober. Die folgenden viereinhalb Monate bereiste er hier die wichtigsten Orte (Benguela, Novo Redondo [heute Sumbe], Luanda, Ambriz), gelangte aber, von einem kurzen Ausflug an den Bengo abgesehen, nicht ins Landesinnere. Dann trat er von Ambriz aus die Heimreise an. Sowohl der Expeditionsleiter als auch zwei deutsche Naturwissenschaftler, die die Expedition begleitet hatten, waren inzwischen verstorben. Am 31. Mai 1842 traf Tams wieder in Hamburg ein.

Von seiner Reise brachte er eine Anzahl Ethnographica mit (Waffen – anscheinend ganz oder überwiegend in Ambriz erworben, vgl. Tams 1845: 181 –, Körbe, Käämme, Kleidungsstücke, Schmuck und „Fetische“), die ins Leipziger Völkerkundemuseum gelangten. Heute sind davon anscheinend nur noch wenige Stücke erhalten. Wesentlich bedeutsamer ist jedoch Tams ausführlicher Reisebericht (1845), der völlig zu Unrecht in Vergessenheit geriet. Neben detaillierten Beschreibungen der besuchten Städte, Notierungen der wichtigsten Nahrungs- und sonstiger Nutzpflanzen, Nutztiere, Bodenschätze und Handelsgüter, enthält das Werk auch zahlreiche ethnographische Beobachtungen oder dem Autor auf andere Weise zur Kenntnis gebrachte Sachverhalte zur Kultur und Lebensweise der Angolaner. Veröffentlichte Quellen werden mitgeteilt, mündlichen Informationen gegenüber bleibt der Autor skeptischer (s. Einführung, Kap. 5).

Von besonderem Wert sind Tams präzise und ungeschminkte Beschreibungen über den Sklavenhandel und die Behandlung von Sklaven, wie sie in anderen Berichten über das damalige Angola nicht zu finden sind. Beides geißelt er mit großer Schärfe, so z.B. bezüglich Benguela (s. Text 1). Tams war nicht nur ein aufmerksamer Beobachter, sondern ist sich auch seiner eigenen Vorurteile, wenigstens ansatzweise, bewußt geworden. Er gelangte deshalb schnell zu der Überzeugung, daß Afrikaner, entgegen allen einseitigen Berichten, die er zuhause gehört und gelesen hatte, und obwohl sie in Angola von den Europäern nur allgemein als *macacos* (Affen) bezeichnet würden (1845: 99), in Wahrheit und besonders auch in Hinblick auf Charakter und Geistesfähigkeiten „vollkommene“ Menschen seien. Die „tiefe Stufe“, auf der Tams sie seiner Meinung nach an der angolansischen Küste antraf, sei allein durch den Verlust der Freiheit und Jahrhunderte der „furchtbarste(n) Sklaverei“ bedingt. Leider fand sein Fazit keinen nachdrücklichen Widerhall in seiner Heimat (s. Text 2).

Texte*1. Die portugiesischen Besitzungen im Süd-Westafrika, 1845: 35–36*

[...] das Thermometer steigt [in Benguela] dann im Schatten gewöhnlich auf 27 bis 28° R., bisweilen gar auf 31 bis 32°. In dieser Zeit ruht Alles, man kann dann ohne große Gefahr die einsamsten Gegenden besuchen, weil selten ein wildes Thier seinen Schlupfwinkel verläßt, nur dem unglücklichen Sklaven gönnt die Grausamkeit des Europäers auch um diese Zeit keine Ruhe. Man hört durch die Stille des Mittags das Kettengeklirre der vorüberziehenden Sklaven, die entweder Wasser holen aus dem etwa 2 Leguas entlegenen Fluß Catumbella, oder Waaren an's Meeresufer hinabtragen, zu 8, 10 bis 15 an eine Kette geschmiedet. Die Unglücklichen bieten dann, oft noch den Schmuck und die stolze Haarfrisur aus ihren glücklicheren Zeiten beibehaltend, das Bild allergrößten Elends. Die Meisten sind noch nicht gewöhnt an ihre jetzige Lage, weil des Besitzers Habsucht sie bald möglichst nach dem Einkauf abzusetzen sucht, und deutlicher zeigt sich da der Jammer in ihrem Gesicht. Andere, schon länger in der Sklaverei, scheinen resigniert, der ganze Körperzustand aber zeigt deutlich genug, wie kläglich man sie behandelte, und abgemagert, halb verhungert, tragen sie oft noch die Spuren der Grausamkeit ihres Besitzers auf ihren nackten Rücken. Geht man vollends in die eigentlichen Sklavenhöfe, so stellt sich das Bild noch weit schrecklicher heraus. Diese Höfe sind gewöhnlich ungefähr 60 Fuß lang und breit, und enthalten oft 150 bis 200 Neger, die der Sonne, dem Regen und Thau gleich sehr ausgesetzt sind, unter ihnen gewöhnlich einige Schweine oder Ziegen, für deren Gedeihen aber natürlich kleine Schutzdächer aufgerichtet sind. Mit unmenschlicher Gleichgültigkeit wird man von dem portugiesischen Kaufmann in diese seine eigentlichen Speicher geführt und beim Anblick dieses herzerreißenden Menschenelendes kennt sein Herz nur die Freude über den Besitz, wie der Reiche seine Schätze mit Wohlbehagen überschaut.

Die Sklavenhändler in Benguela sind nur Portugiesen und zwei oder drei Italiener, unter ihnen aber gedeiht der Handel so gut, daß nach der Versicherung mehrer *[sic]* unter ihnen z.B. im Jahre 1838 ungefähr 20,000 Sklaven ausgeführt wurden. Daß diese bedeutende Anzahl sich in den letzten Jahren verringert habe, ist durchaus nicht anzunehmen, vielleicht eher das Gegentheil, die genaue Angabe ist indeß sehr schwierig, weil wegen der Wachsamkeit der englischen Kriegsschiffe die Ausfuhr der Sklavenschiffe aus dem Hafen Benguela's selbst gefährlich geworden ist und man deshalb nun vielfach in benachbarten Küstenpunkten die Einschiffung bewerkstelligt.

2. Die portugiesischen Besitzungen im Süd-Westafrika, 1845: 159–160

Es stehen sogar unter den nordafrikanischen Mauren die europäischen Sklaven wegen ihrer Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit in weit schlechterem Ruf und geringerem Werthe, als die schwarzen. Europa selbst kann Beispiele ähnlicher Art aufweisen, wodurch klar der Beweis geführt wird, daß die Sklaverei ein allmächtiges Mittel ist, alle höheren, geistigen Regungen, jeden Fortschritt eines Volkes gänzlich zu verhindern, oder wenigstens zu hemmen. Daß sogar das Thier in der Gefangenschaft entartet, wenn nicht eine weise Behandlung seine Veredlung erzielt, ist allbekannt. Tausendfach dagegen sind die Erzählungen, wo ein schwarzer Sklave rührende Beispiele giebt von Großmuth, Freundschaft, Liebe und Trauer.

Die so allgemein verbreitete Meinung, als sei der Neger mit weit geringeren geistigen Anlagen von der Natur ausgerüstet, als der Weiße, und vorzüglich deswegen, neben einer etwas verschiedenen Körperform, als ein vermittelndes Glied zwischen Thieren und Menschen zu betrachten, scheint mir weniger wissenschaftlich begründet, als vielmehr rein aus einer Handelsspeculation hervorgegangen zu sein.

JOACHIM HELMUTH WILHELM

Über Joachim Helmuth Wilhelm ist wenig bekannt. 1892 geboren, besuchte er das Gymnasium Bartenstein bis zur Prima und wurde dann Landwirt. Sein Vater war Landgerichtsdirektor und lebte 1919 mit seiner Familie in Elbing/Westpreußen. Mit zwanzig Jahren ging der Sohn nach Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia). Knapp zwei Jahre lang war er dort als Farmverwalter tätig, dann, 1914, beschloß er, fortan ganz seinen Neigungen, nämlich als Jäger und Händler, zu leben. Im Laufe der Zeit lernte er eigenen Angaben zufolge drei Khoisan-Dialekte und entwickelte starke ethnographische Interessen. Drei Jahre lang lebte er am Rande der Nord-Kalahari in der Nähe von Otjituo, bereiste – zeitweise zusammen mit dem Farmer und Jäger Wilhelm Mattenklodt* – das Kaukauveld und Omaheke-Gebiet und kam 1917 auf einer Jagdexpedition auch ins Siedlungsgebiet der Hukwe in Südostangola. In dieser Zeit entstanden seine Arbeiten über die !Kung und die Hukwe (s. Texte 1 u. 2), die erst posthum veröffentlicht wurden. Infolge des Ersten Weltkriegs mußte er Südwestafrika verlassen und verlor damals auch einen Teil seiner ethnographischen Sammlung.

Zurück in Westpreußen, knüpfte er ab 1919 Kontakte zum Leipziger Museum für Völkerkunde (das dann die Reste seiner Khoisan-Sammlung übernahm), denn er plante, seine ethnographischen Forschungen so bald wie möglich, diesmal in Angola, wieder aufzunehmen. Er las alle relevante Literatur, die er bekommen konnte, und erhielt schließlich einen förmlichen, bezahlten Forschungsauftrag des Museums (an dem sich 1928 auch Berlin mit einer kleineren Summe beteiligte). Dafür verpflichtete er sich zu „ethnographischen Sammlungen aus Angola, Photographien und ethnographischen Aufzeichnungen“ (18.6.1921).

Im Juni 1923 traf Wilhelm, offensichtlich in Begleitung von Frau und Tochter, in Angola ein. Er hatte vor, sich dauerhaft in diesem Land anzusiedeln. Nach einem vierwöchigen Aufenthalt in Benguela reiste er nach Namba Luimbale ins Mbailundo-Gebiet weiter, wo er, wie verabredet, seinen alten Jagdgefährten Wilhelm Mattenklodt traf. Seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Er war gezwungen, seinen Lebensunterhalt mühsam als Hauslehrer, Jäger, Farmer und Frachtfahrer zu verdienen. Die politische Situation, Bürokratie und neue Gesetze, standen seinem Vorhaben, dauerhaft in Angola sein Auskommen zu finden, im Wege. Infolgedessen litt auch die ethnographische Arbeit. Von Zeit zu Zeit sandte er einige Fotos nach Leipzig, bei deren Aufnahme und Entwicklung er aber große Schwierigkeiten hatte, so daß ihre ungenügende Qualität beanstandet wurde. Unterwegs erwarb er auch eine Anzahl ethnographischer Objekte. Eine systematische Forschung war aber auf diese Weise nicht möglich.

Er arbeitete vornehmlich im Gebiet der Sele und Ovimbundu (Mbailundu). Bei letzteren registrierte er bereits starken europäischen Einfluß, fand dann aber doch die Ergebnisse seiner Untersuchungen besser als erwartet. Er sammelte

Sprichwörter, Märchen, Tanzlieder, studierte Bestattung, Viehzucht, „Zauberkult“, Medizinen und erfragte alles, was über die Ältesten und den *soba* (Häuptling) herauszubekommen war. Dagegen konnte er nichts über Spiele in Erfahrung bringen und fand es höchst schwierig, etwas über die Geschichte festzustellen. Anhand von Überlieferungen sei dies überhaupt nicht möglich gewesen. Der ihm für seine Forschungen zugesandte Fragebogen erwies sich als wenig brauchbar. Im Laufe der Zeit entstanden eine Beschreibung „der Sitten und Lebensweise“ der Sele, hundert handschriftliche Doppelseiten über die „Kimbundu“ (Ovimbundu) und ein Reisebericht. Die beiden letzteren sandte er in zwei Teilen 1926 und 1927 nach Leipzig. Leider fehlt von ihnen jede Spur.

Später verschlug es ihn wieder an den Oberlauf des Okavango. Er erwähnt aus dieser Zeit ein umfangreiches Manuskript mit weiteren Mitteilungen (wohl vor allem über die Chokwe, Luchazi und Mbwela) und Sammlungen aus demselben Gebiet sowie von den Hukwe (die von den Mbukuschu [Oma]Kwengo und von den Mbwela [Wa]Suma genannt würden).

1930 kehrt Wilhelm entmutigt und enttäuscht nach Südwestafrika zurück und erhält schließlich im folgenden Jahr die Genehmigung, sich bei Andara im Caprivizipfel anzusiedeln. Aber auch das ist nicht die Wende zum Besseren. Seine Frau erkrankt schwer, und er kämpft weiter ums nackte Überleben. Die Korrespondenz mit dem Leipziger Museum bricht ab. Auf Nachforschungen über das Konsulat in Windhoek meldet sich Wilhelm 1934 noch einmal: Eine seit zwei Jahren bestehende Quarantäne und Ausfuhrsperrre infolge der in den Nachbarländern grassierenden Maul- und Klauenseuche stünde einer Wiederaufnahme seiner Forschungsaufgaben für das Museum entgegen und mache es „absolut zwecklos, eine Sammlung jetzt anzulegen“. Dann verliert sich seine Spur. Jahre später erreicht Leipzig das Gerücht, daß Wilhelm irgendwann an Malaria erkrankt und verhungert sei.

Das wenige, was von Wilhelm erhalten blieb, zeigt ihn als nüchternen, sorgfältigen Beobachter, der sich vor jedem vorschnellen Urteil hütet. Selbst in Hinblick auf den sehr emotionsbeladenen deutsch-portugiesischen Konflikt bleibt er ungewöhnlich sachlich und unparteiisch. Die Herausgeber seiner Arbeiten rühmen in den fünfziger Jahren die für einen völkerkundlichen Laien bemerkenswerte Beobachtungsgabe, seine „wirkliche Vertrautheit mit dem Buschmannleben“, seine große Sachlichkeit sowie seine botanischen, meteorologischen und astronomischen Kenntnisse. Andererseits geht aus seinen Mitteilungen nicht immer eindeutig hervor, wann er sich auf andere Werke und nicht auf eigene Beobachtungen oder eigene Zuordnungen stützt. Hinsichtlich seiner heute verschollenen Angola-Manuskripte teilte Wilhelm dem Museum mit, daß er kein „überstürztes Scriptum“ abliefern, sondern alles noch einmal in Ruhe durchsehen und Irrtümer durch Nachprüfungen ausmerzen wolle. Er habe es „streng vermieden, irgendwelche Hypothesen aufzustellen oder in solchen Fällen Betrachtungen anzustellen, da damit dem Forschungsinstitut in keiner

Weise gedient ist“. Was er niedergeschrieben habe, seien „wahrheitsgetreue Tatsachen und Beobachtungen, die immer noch von den verschiedensten Gewährsmännern erneut überprüft wurden.“ (10.10.1927). Der Verlust der Aufzeichnungen dieses ethnographisch engagierten, gebildeten Abenteurers sind daher zu bedauern.

Texte

1. Die Hukwe, 1954: 23–24 (von 1917)

Nicht allein die Feldkost und das Wild dienen zur Ernährung, sondern der höchste Genuß ist tumbi-Mehl von Hirseart oder Mais. Wo es angängig ist, wird dieses gegen Fleisch und Felle eingehandelt. Ja selbst kleinere Äcker werden angelegt, um diese begehrenswerte Nahrung anzubauen. Der Wald wird nach Ovamboart gerodet, d. h. die Stämme bleiben stehen und werden nur sämtlicher Äste beraubt. Sodann wird der Acker vom Unterholz befreit und eingekraalt. Die Frauen hacken vor der Aussaat die Grasnarbe auf und entfernen diese mit Körbchen. Nach dem ersten Regen erfolgt die Aussaat. Die Ernte erfolgt in der üblichen Bantuart durch Dreschen mit Stöcken und Reinigen durch Schütteln über Wind. Das Korn wird in Holzmörsern gestampft.

Von Haustieren bildet der Hund den einzigen Vertreter. Hauptsächlich dient er wohl zum Wachdienst und erst in zweiter Linie der Jagd, denn die dort gehaltene Rasse ist zu klein, um größeres Wild zu stellen. Mit zärtlicher Liebe hängen die Buschleute an ihren Hunden. Geradezu komisch wirkt eine wandernde Hukwefamilie. Vorne schreitet der Mann mit den größeren Söhnen, beladen mit den Kalebassen und Töpfen oder ähnlichem Hausrat. Dann folgt die Frau und oft deren Mutter, die die zusammengerollten Grasmatten tragen. Auf dem Rücken der Frau ein kleines Kind im traulichen Verein mit einigen jungen Hunden, während die halbwüchsigen Kinder noch jeder einen kleinen Hund mühsam schleppen. Rechts und links laufen ein paar alte Hunde nebenher. Wegen eines erkrankten Hundes wird gerastet und seinem Ergehen die größte Sorgfalt entgegengebracht. Trotzdem leiden diese getreuen Gefährten in schlechten Zeiten schweren Hunger und schleichen skelettartig abgemagert und sich von Unrat nährend auf der Werft umher. Unangenehm ist dies für den Weißen, dessen Lager in der Nähe einer solchen Werft liegt. Nachts wird ihm jedes Stück Fleisch aus dem Topf gestohlen und dieser selbst säuberlich ausgeleckt, ja sogar von Bäumen versuchen die verhungerten Kreaturen sich das Fleisch herunterzuholen.

2. Die Hukwe, 1954: 26 (von 1917)

Über den Charakter und die Sitten des einzelnen Individuums kann ich folgendes anführen, ohne dabei ein endgültiges Urteil abgeben zu wollen. Der Hukwe ist durch seine Stellung zu den Mbukuschu in seinem Leben und Treiben stark beeinflusst. Vollkommen rechtlos und bei Todesstrafe gezwungen, den Befehlen seiner Herren zu gehorchen, zeigt er sich diesen gegenüber unterwürfig und unweigerlich zu jedem Dienste bereit. So tut er in deren Aufträge vieles, wozu er sich aus eigenem Antriebe kaum hergeben würde. Des öfteren wurden die Buchleute beauftragt, uns Munition und Tauschartikel zu stehlen und sie an die Mbukuschu abzuliefern. Gern arbeitet der Buschmann bei Weißen und begleitet sie monatelang, aber ebenso plötzlich verschwindet er auch ohne ersichtlichen Grund eines Tages und kehrt nach seiner Werft zurück. Er ist als Diener stets hilfsbereit und bescheiden in seinem Auftreten wie jeder andere Buschmann. Die Liebe zu seinen Kindern und Verwandten ist groß, ebenso teilt der Besitzzende die Schätze mit seiner Sippe.

HERMANN von WISSMANN

Hermann von Wissmann wurde am 4. September 1853 als Sohn eines Regierungsrats in Frankfurt/Oder geboren. Nach Jugendjahren in Langensalza, Kiel und Neu-Ruppin entschied er sich für die militärische Laufbahn und wurde 1874 Leutnant in einem mecklenburgischen Infanterieregiment. Wegen eines Duells verbüßte er eine Gefängnisstrafe in Magdeburg und stieß dort auf Max Buchner*, der aus demselben Grund in der Nachbarzelle einsaß. In der Garnisonsstadt Rostock lernte er dann 1879 Paul Pogge* kennen, der ihn für Afrika begeisterte, eine gründliche Vorbereitung empfahl und ihn an die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ vermittelte. Wissmann wird ihn auf dessen zweiter Afrikareise als Geograph begleiten. Obwohl durch seine Militärausbildung schon topographisch geschult, bereitete er sich vorher auf der Seemannsschule in Rostock noch ein halbes Jahr lang mit astronomischen und meteorologischen Studien sowie mittels einiger naturwissenschaftlicher, geographischer und ethnologischer Vorlesungen an der Universität auf die neuen Aufgaben in Afrika vor.

Wissmann und Pogge verließen Hamburg am 19. November 1880, um von der angolischen Küste aus in die Residenz des Lunda-Herrschers zu ziehen, dort eine wissenschaftliche Station zu errichten, botanische und zoologische Sammlungen anzulegen und von hier aus weiter nach Norden vorzudringen. Am 7. Januar 1881 trafen sie in Luanda ein und erreichten am 25. Januar auf dem üblichen Weg via Dondo Malanje, die äußerste portugiesische Niederlassung. Hier trafen sie den vom Cuango zurückkehrenden Alexander von Mechow* und Max Buchner, der in der Haupt- und Residenzstadt der Lunda gewesen war. Ihre Berichte machten Pogge und Wissmann klar, daß ihr ursprünglicher Plan wohl nicht zu realisieren war. Sie beschlossen daher, sich von Malanje aus über den Handelsknotenpunkt Quimbundo nach Nordosten zu wenden und das Gebiet der Schilange (Bena Kachia, heute Luluwa) als Ziel zu wählen.

Sie verließen Malanje am 3. Juni 1881 und erreichten auf dem inzwischen bekannten Weg, der sie durch das Land der Songo, Minungo, Chokwe und Kosa führte, am 20. Juli Quimbundo. Hier gaben sie endgültig ihren ursprünglichen Plan auf, zumal die einflußreiche und den Weißen besonders gewogene Lukokescha (*rukonkesh*) in der Lunda-Hauptstadt kürzlich vergiftet worden war, und wandten sich in Begleitung des Dolmetschers Germano (der schon Paul Pogge und Otto Schütt* begleitete hatte und dann auch auf Wissmanns zweiter Reise dabei war; s. Heintze 2002 e 2004, Kap. II.2) und des Ambakisten Joannes Bezerra (Kaschawalla/Caxavala; s. Einführung, Kap. 12; s. Heintze 2002 e 2004, Kap. II.1) mit 69 Trägern am 1. August nach Norden.

Ihre Route führte sie den Luele und den Chicapa entlang durch Chokwe- und später durch Pende-Gebiet. Am 2. Oktober erreichten sie den Cassai. Ohne größere Probleme im Schilange-Gebiet angekommen, trennte sich Wissmann

am 23. Oktober von Pogge. Dieser zog zu Kalamba Mukenge weiter, während sich Wissmann zu Kingenge, einem Schilange-Häuptling, der fünf Jahre zuvor seine Unabhängigkeit von Kalamba Mukenge erstritten hatte, begab. Die hier kursierende Vorstellung, daß diese Reisenden – die ersten hier gesehenen Weißen – die aus dem Meer wiederauferstandenen Vorgänger, Kassongo-Munene und Kabassu-Babu a Mohamba, der beiden Häuptlinge seien, begünstigte ihre freundliche Aufnahme.

Zusammen mit Mukenge zogen Pogge und Wissmann dann wenige Wochen später nach Osten. Sie überquerten den Lubilash/Sankuru und erreichten am 17. April 1882 die am weitesten gegen das Innere vorgeschobene Araber-Niederlassung Nyangwe am Lualaba. Hier trennten sich ihre Wege. Während Pogge mit dem Schilange-Häuptling am 5. Mai nach Mukenge zurückkehrte, setzte Wissmann am 1. Juni seinen Weg nach Osten fort. Nach einer abenteuerlichen Reise voller Gefahren erreichte er den Tanganyika-See, besuchte den Nyamwezi-König Mirambo und zog ab Tabora ein Stück im Schutze der großen Karawane des berühmten Sklavenhändlers Hamed ben Mohammed ben Juma el-Murjebi, genannt Tippu Tip. Am 14. November 1882 erreichte er schließlich die Ostküste bei Saadani. Sein Buch *Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost* enthält die Schilderung dieser West-Ost-Durchquerung des afrikanischen Kontinents.

Schon am 13. November des folgenden Jahres trat Wissmann im Auftrag des Königs Leopold von Belgien und der *Association Internationale Africaine* seine zweite Afrika-Expedition an, nachdem er für seine Pläne keine offizielle deutsche Unterstützung hatte finden können. Der belgische König gestand ihm aber zu, daß alle Sammlungen ausschließlich deutschen Museen zugute kämen. Wissmanns Reisebegleiter waren diesmal Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf* (als Arzt und Anthropologe) und die Leutnants Curt von François* (als Geograph), Franz Müller (Müller I, als Meteorologe und Fotograf; er starb am 9. Januar 1885 in Mukenge) und Hans Müller (Müller II, als Zoologe und Botaniker und, nach dem Tod seines Bruders, als Fotograf), sowie der Schiffszimmermann Bugslag, der schon Alexander von Mechow* begleitet hatte, und die Büchsenmacher Schneider und Meyer (letzterer starb am 26. März 1884 in Malanje).

Öffentlich, vor allem gegenüber Portugal, handelte es sich um eine rein wissenschaftliche Expedition, die der Erforschung des Cassai gewidmet war. Tatsächlich aber bestand das Ziel des Unternehmens in der „Unterwerfung der Länder am Kassaifluß vom sechsten Grad südlicher Breite bis zu seiner Mündung, Unterwerfung der zentralafrikanischen Länder, die von der Station Mukenge aus leicht zu erreichen sind, die Schiffbarkeit des Cassai zu prüfen und die Tuschilange (Baluba) der *Association Internationale du Congo* und der Zivilisation nützlich zu machen.“ (Luwel 1993: 9). Um kein Mißtrauen zu erwecken und diesen eigentlichen Zweck möglichst zu verschleiern, wurden im Briefverkehr zeitweise sogar Pseudonyme verwendet. Und Wissmann hielt es

im Juli 1884 gegenüber Leopold II. sogar noch für nötig zu betonen: „Daß ich den mich begleitenden Herren gestatte, wissenschaftlich zu arbeiten, soweit es mit dem Hauptzweck des Unternehmens vereinbarlich ist, glaube ich, geschieht im Sinne Euer Majestät.“ (in *ibid.*: 12).

Auch dieser neue Vorstoß ins Innere Afrikas nahm seinen Ausgang in Luanda (Ankunft am 17. Januar 1884) und Malanje, wo man noch einmal mit dem damals bereits schwerkranken, vom Lulua zurückkehrenden Paul Pogge zusammentraf und wo sich gerade auch die vom portugiesischen Staat ausgesandte Lunda-Expedition von Henrique Dias de Carvalho zum Aufbruch vorbereitete.

Wissmann verließ Malanje schließlich am 16. Juli 1884 mit 320 Trägern. In drei getrennt marschierenden Karawanen unter der Leitung von ihm selbst, von François und Franz Müller führte sie ihr Weg auf einer Haupthandelsstraße der Mbangala durch das Land der Mbondo, Holo und Kari zum Cuango, den sie am 17. August passierten. Nach den Shinje gelangten sie in Lunda-Gebiet und berührten mehrere der hier besonders zahlreich eingestreuten Chokwe-Dörfer. Unterwegs begegnete ihnen westlich des Cuango eine Salzkarawane der Holo, die ihre Ware bei den Mbondo absetzen wollte, östlich des Cuango dann unter anderem eine Karawane der Pende mit Palmfaserstoffen und Palmöl und eine aus der Hauptstadt der Lunda kommende Karawane der Mbangala mit vierzig Sklaven. Nach Durchquerung des Pende-Gebietes – überall sei noch ihre Vertreibung aus der Baixa de Cassange durch die Mbangala lebendig gewesen (vgl. Texte 1, 2 u. 5) – erreichte Wissmann Luluwa-Dörfer und am 18. Oktober 1884 den Cassai. Von hier aus ging der Marsch weiter nach Osten bis sie schließlich am 8. November in Mukenge einzogen, wo sich wenige Tage später dann auch die übrigen Teile der Expedition einfanden.

Am Lulua gründete Wissmann die Station Luluaburg (in der Nähe des heutigen Kananga) und begann von dort aus am 28. Mai 1885 in dem mitgebrachten zerlegbaren Stahlboot und 28 größeren und kleineren Kanus seine Fahrt flußabwärts, die ihn am 5. Juni in den Cassai, am 9. Juli in den Kongo und schließlich am 17. Juli 1885 nach Léopoldville (Kinshasa) brachte. Diese zweite Afrikareise ist in seinem Buch *Im Innern Afrikas* geschildert.

Eine zweite Afrikadurchquerung schloß sich diesem Unternehmen nach längerem Aufenthalt in Luluaburg und fortwährenden Kämpfen auf einer kleineren Forschungsreise ins Luba-Gebiet in den Jahren 1886/1887 an. Sie berührte diesmal Angola nicht, sondern führte von Luluaburg auf seiner alten Route nach Nyangwe und von dort über den Nyasa-See und den Shire bis zur Ostküste, die Wissmann Anfang August 1887 zusammen mit Bugslag bei Quelimane in Mosambik erreichte. Diese Expedition fand ihren Niederschlag in dem Werk *Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887*.

Von 1888 bis 1893 war Wissmann wiederholt in amtlichem Auftrag mit umfassenden Sondervollmachten in Deutsch-Ostafrika tätig. Er wurde hier zum Reichskommissar ernannt und sollte vor allem die Araberaufstände niederschlagen und den Sklavenhandel bekämpfen. Wissmann stürmte u.a. Buschiris befestigtes Lager bei Bagamoyo am 8. Mai 1889 und entsetzte die von den Arabern blockierten Hafenstädte Saadani, Pangani und Kilwa. Für seine Verdienste wurde er zum Major befördert, mit zahlreichen Orden ausgezeichnet und geadelt. Sein Wappen ziert u.a. „ein in der Rechten einen Bogen, in der Linken einen Speer haltender afrikanischer Wilder mit bunter Federkrone, goldenem Halsschmucke und rotem Lendenschurze“ (Adelsbrief vom 24.6.1890 in Perbandt *et al.* 1906: 340). 1894 verlieh ihm die Universität Halle die Ehrendoktorwürde. Die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ ernannte ihn 1890 zu ihrem Ehrenmitglied; 1895 trat er in ihren Vorstand ein. Zwischenzeitlich in Ungnade gefallen, wurde er am 1. Mai 1895 zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, hatte diesen Posten aber nur vom August 1895 bis zu seiner vorzeitigen Aufgabe aus Gesundheitsgründen im Dezember 1896 inne. Über diesen Lebensabschnitt hat er nichts veröffentlicht. 1897 wurde er zum Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde gewählt, doch zog er sich bald ganz ins Privatleben zurück. 1898 unternahm er noch eine Jagdreise nach Deutsch-Südwestafrika (Namibia) und lebte dann ab 1899 auf seinem Landgut Weißenbach bei Liezen (Steiermark). Am 16. Juni 1905 kam er dort durch einen Jagdunfall ums Leben.

Wissmanns Reiseetappen auf angolanischem Territorium waren auf seinem Lebensweg marginal und bildeten auch nur den Ausgangspunkt für die Verwirklichung seiner eigentlichen Forschungsziele. Seine erste Reise bahnte zwar einen neuen Weg für Europäer ins Innere, aber ihre ersten Abschnitte waren keine ganz unbekanntes Routen mehr; der Blick war vorwärts gerichtet, man wollte möglichst schnell in wirkliches Neuland vorstoßen. Deshalb finden sich über diese ersten Etappen keine ausführlichen Beschreibungen und Berichte in seinen Werken. Außerdem war er Militär und auftragsgemäß in erster Linie an der topographischen Aufnahme des durchzogenen Gebietes interessiert. Er wurde zwar, wie es hieß, nach Stanley und Livingstone zum populärsten Afrikareisenden des 19. Jahrhunderts (nach seinem Tod und bis in die dreißiger Jahre hinein stilisierte man ihn sogar zu „Deutschlands größtem Afrikaner“), doch galt dieser Ruf stets mehr dem Pionier als dem Forscher. Trotzdem enthalten auch seine Veröffentlichungen ethnographische und historische Hinweise zu Angola, die sie auch in dieser Hinsicht zu einer Quelle machen, die man nicht übergehen sollte.

Die Schilderungen seiner zweiten Reise sind diesbezüglich reichhaltiger als die der ersten. Das hat seinen Grund nicht nur darin, daß der zweite vor dem ersten Reisebericht verfaßt und veröffentlicht wurde, sondern daß auch diejenigen Kapitel, die keinem eigenen Autor zugeschrieben sind, nicht von Wissmann

geschrieben wurden: „Wolf hatte inzwischen als mein Vertreter das vorliegende Werk in meinem Sinne vorbereitet und schon mit den ehemaligen Mitgliedern der Expedition Hauptmann Curt von François und Forstreferendar Hans Mueller die gemeinsame Bearbeitung desselben unternommen, an deren Durchsicht und Abschluß ich mich dann nach meiner Rückkehr beteiligte.“ (*Im Innern Afrikas* 1888: X).

Der Stil der ethnographischen Texte ist sachlich (s. Texte) und enthält sich in der Regel moralisierender Wertungen und der Feststellung ethnischer Charaktereigenschaften, wie sie sich in anderen Beschreibungen der Zeit so häufig finden. Wissmann war davon keineswegs frei, er äußert sie nur in anderem, kolonialen Zusammenhang. Danach kenne der Afrikaner den Begriff der Treue „nur in einer sklavischeren oder patriarchalischeren Weise als der Europäer“, ist „überhaupt eines tiefen, nachhaltigen Fühlens nicht fähig“, ist undankbar, aber nicht nachtragend, besitzt ein feines Gefühl für Gerechtigkeit und einen hohen Grad von Kameradschaft, ist von staunenswerter Bedürfnislosigkeit und dem Europäer gegenüber, der für ihn ein höher stehendes Wesen sei, werde ihm der Gehorsam leicht. Tapferkeit sei dagegen seine schwächste Seite, da diese stets einen hohen Grad von Selbstüberwindung verlange. (1895: 62–64). Doch auch die in seiner Reisebeschreibung verallgemeinernd verwendeten Etikettierungen wie „bettlerisch, diebisch und feige“ spiegeln hier gelegentlich Vorannahmen, einen durch die Träger und Dolmetscher vermittelten schlechten Ruf oder eigene schlechte Erfahrungen (vgl. Text 2).

Das Schwergewicht liegt naturgemäß auf dem, was beim Durchreisen zu beobachten war, zusätzliche Informationen wurden wohl mehr sporadisch denn systematisch eingezogen, wobei den Dolmetschern eine Schlüsselrolle, auch in der Aufbereitung des Gehörten, zufiel. „Wilde“ gibt es nur ausnahmsweise, „Gesindel“ sind allenfalls die nervenden Träger. Sonst wird von einzelnen Ethnien oder zusammenfassend vom „Neger“ gesprochen. Das Verhältnis zu ihnen blieb distanziert, was durch die große Zahl der Reisetruppe und ihre Struktur, in der die Weißen hierarchisch und kulturell weit herausgehobene Fremdkörper blieben, begünstigt wurde. Den eigenen Leuten gegenüber ist man streng, bemüht sich aber, nach preussischen Maßstäben, um Korrektheit: „Wenn wir im Verlauf unserer Reise verhältnißmäßig geringe Verluste durch Desertion und Raub gehabt haben, so muß dies unserm energischen und auch peinlich gerechten Vorgehen bei derartigen Vorkommnissen zugeschrieben werden. Unsere Leute hatten doch schließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß mit uns nicht zu spaßen sei, und wußten ihr Benehmen danach einzurichten. Da wir uns auch stets nach den Gesetzen und Rechtsauffassungen der Eingeborenen richteten, so ist eine Verständigung und friedliche Beilegung der vielen unvermeidlichen Streitigkeiten zu beiderseitiger Zufriedenheit in jedem Falle möglich gewesen.“ (1888: 60). Wie das die andere Seite sah, erfahren wir natürlich nicht. Später betonte Wissmann ausdrücklich, daß „Religion, Sitten

und Gebräuche des Afrikaners strengstens zu respektieren“ seien. Allerdings müsse als Grundsatz gelten „daß der Wilde erst die Ueberlegenheit [des Europäers] unbedingt anerkennen muß, bevor man ihm Güte zeigt, da er Letzere sonst leicht als Schwäche auslegen würde.“ (1895: 69).

Da es sich bei den Afrikanern um eine „noch in den Kinderschuhen stehende Rasse“ handelt, muß sie natürlich erzogen werden. Das wirksamste Erziehungsmittel besteht nach Wissmann darin, „ihn bis zu einem gewissen Grade als seines Gleichen anzuerkennen, als Menschen, dem man Mitgefühl schuldig ist. Ich bin durchaus kein Freund davon, jedem ‚black brother‘ die Hand zu schütteln, halte vielmehr die Aufrechterhaltung einer Grenze der Annäherung, vor Allem dem Offizier gegenüber für nöthig.“ (*ibid.*: 67). „Zunächst überschätzt er ihn [*sc.* den Neger], wie man es häufig allem Fremdartigen gegenüber thut; dann sieht er ein, daß er sich sehr getäuscht hat, und fällt gewöhnlich ins Gegenteil – und das ist das gefährlichste Stadium –, bis er den richtigen Mittelweg gefunden hat.“ (*ibid.*: 68). Hinsichtlich der anzuwendenden Strafen ist Wissmann nicht zimperlich, wenn auch wohl noch mäßig im Verhältnis zur damals gängigen kolonialen Praxis: „Abzüge vom Gehalt oder von der Verpflegung (Fleisch), Strafdienst, Anbinden, Prügel, Kettenarbeit, Todesstrafe. Freiheitsentziehung ist für den nur wenig arbeitslustigen Neger mit seinen geringen Bedürfnissen keine Strafe.“ Die Prügel solle nie der Europäer, sondern nur der schwarze Vorgesetzte verabreichen. „50 Hiebe muß schon eine schwere Strafe, 100 das höchste Maß für zwei bis drei Tage sein.“ (*ibid.*: 65–66)

Aus dem Bericht über Wissmanns zweite Expedition erfährt man aus europäischer Sicht wieder besonders viel über die afrikanischen Reisebedingungen der Zeit, über den noch fortwährenden einheimischen Sklavenhandel (vgl. Text 3), über Handelswege (s. Text 1), Handelsgüter, Handelsusancen und Handelsverlagerungen. Auch im Werk dieser Reisenden finden sich Hinweise auf die Pionierrolle der Chokwe bei der Erschließung neuer Handelswege, etwa jenseits des Cassai: „Die ersten, welche diesen Weg betraten, waren Kioque, welche als Jäger wochen-, ja monatelang der Spur eines Elefanten nachgingen, bis dieser endlich ihren zahlreichen Pfeilschüssen erlag. Ihnen folgten Bangala, um aus denselben Gebieten Elfenbein und Gummi zu holen, und vor zehn Jahren wanderten die ersten schwarzen Händler aus Angola (die Ambaquisten) diese Straße.“ (1888: 72). Geschichtliche Hinweise (s. Texte 1, 2, 5) und Episoden (s. Text 4), Bruchstücke von Überlieferungen und aktuelle Nachrichten aus dem Lunda-Reich finden sich immer wieder eingestreut. Daß auch sie einer sorgfältigen Quellenkritik unterzogen werden müssen, zeigen nicht nur die (unzureichend bekannten) vielschichtigen Bedingungen ihrer Aufnahme, sondern beispielsweise auch zeitliche Widersprüche wie in Text 2, 4 und 5. Die heutige Lektüre wird dadurch erleichtert, daß theoretische Spekulationen oder Behauptungen über die Entwicklung der Menschheit fehlen; der Hinweis auf eine

sekundäre kulturelle Verarmung, wie die Autoren sie für die Pende postulieren (Text 2), stellt eine Ausnahme dar.

Schon Wissmanns Lebensweg zeigt, daß er voll hinter der Kolonialidee stand. Der Bekämpfung des Sklavenhandels galt sein besonderes Engagement. Auf die von Kolonialbeamten begangenen „Kolonialgreuel“ angesprochen, bedauerte er diese vom „rein moralischen Standpunkt“ aus. Aber die Konsequenz, daß sich deshalb „ein anständiges Volk nicht mehr mit Kolonisierung befassen“ dürfe, weil deren Folgen „Vernichtung, Verderbung der Eingeborenen“ seien, wollte er sich nicht zu eigen machen. Am Anfang sei das zwar mehr oder weniger der Fall, doch sah er das als einen dornigen Weg zu einer besseren Zukunft an (1897: 3–4).

Unter Wissmanns Ethnographica im Berliner Ethnologischen Museum scheinen sich keine Stücke aus Angola zu befinden.

Texte

1. Wissmann: Unter deutscher Flagge, 1892: 34, 36–37, 38

Wir hatten das Land der Makosa betreten, das als Enclave im Gebiet der Kioque [Chokwe] liegt. Der Oberhäuptling Mona-Kimbundu ist dem Muata-Jamwo tributpflichtig. Die Makosa sollen ein hier hängengebliebener Theil jener Kalundahorden sein, welche mit den von ihrem Vater vertriebenen Söhnen eines früheren Muata-Jamwo Kassange eroberten und, mit einem Theile der unterjochten Tupende vermischt, die Bangala bildeten. Sie haben jedoch inmitten der Kioque deren Sitten und Gebräuche angenommen und sich so mit ihnen verschmolzen, daß ein äußerlicher Unterschied nicht auffällt. Nur die Regierungsform ist die in Lunda gebräuchliche geblieben; die Lukokescha und die Moari der Makosa sind mit dem Oberhäuptling fast gleichberechtigt. [S. 34]

Der Name Kimbundu [Quimbundo] umfaßt das Residenzdorf des Mona-Kimbundu, des Herrschers der Makosa, und den 5 km südlich davon gelegenen Marktplatz, die *feira*. Da letzterer einer der wichtigsten Punkte für den Handel im Innern Westafrika's war, so gilt meist die Bezeichnung Kimbundu für ihn. Die Feira liegt auf 20° 10' östlicher Länge, 10° 1' südlicher Breite, und 1250 m absoluter Höhe am linken Ufer des spärlich mit Urwald bestandenen sumpfigen Luvo, der sich in den Luschiko ergießt. Ringsum beschatten Baumriesen, die aus einem zur Bau- und Brennholzgewinnung ausgeschlagenen Urwalde stehen geblieben sind, die in Gehöften weit aus einander liegende Stadt. Der Ort besteht aus einigen Hundert in der größten Anordnung umherstehenden Hütten und Lehmhäusern, die natürlich alle mit Gras gedeckt und in der in Angola üblichen Weise gebaut sind. Nur das Gehöft Saturnino's [Saturnino de Sousa Machado] und eines von ihm angestellten Degradados [*sic*, statt *degradados*], der wegen Militärverbrechen nach Angola deportirt war, befand sich in leidli-

chem Zustande, während viele halb eingestürzte, große Lehmhäuser an frühere Zeiten erinnerten, wo der lohnende Sklavenhandel bis zu 20 Europäer herbeigezogen hatte. Wieder ein Zeichen, daß dieser scheußliche Handel, trotz des großen Verkehrs und der billigen Arbeitskraft, die mit ihm in Verbindung steht, Hunderte von Jahren bestehen konnte, ohne irgend welchen culturellen Vortheil zu hinterlassen. [S. 36–37]

In Kimbundu treffen sich von allen vier Himmelsgegenden die bedeutendsten Handelswege Westafrika's. Von Süden führt die Straße von Bihé, der Heimath der besten Träger des Westens, die unter der Führung des alten Portugiesen Silva Porto bisher die weitesten Reisen in das Innere machten und den Handel mit Benguela vermittelten, zu diesem Punkte. Die Wege von Westen und Osten verbinden das Lundareich mit dem Hafen Angola's, Loanda, und der jüngst eröffnete, nach Norden führende Pfad leitet nach dem jungfräulichen Gebiete des südlichen Kongobeckens, von wo allein in einigermaßen ergiebiger Menge Gummi und Elfenbein kommen.¹ [S. 38]

2. *Wissmann: Unter deutscher Flagge, 1892: 59–60*

Schon am 30. [September 1881] änderte sich abermals die Stammesangehörigkeit der Eingeborenen. Wir betraten das Land der Tupende. Noch vor 60 Jahren saß dieses Volk im Thale des Quango, dem jetzigen Kassange [Baixa de Cassange], dem Lande der Bangala. Als sie von dort durch einbrechende Lunda-horden vertrieben wurden, wanderten sie nach Nordosten und fanden das linke Ufer des Kassai reich und unbewohnt, obgleich Mai-Munene Anspruch auf den Besitz desselben und daher auch auf den seit jener Zeit regelmäßig gezahlten Tribut erhob. Mit einem in viele Falten gelegten, 0,7 m breiten und 2 bis 10 m langen Stück Mabelezeuges, das mit geschabtem Rothholz gekocht und dadurch roth gefärbt wird, bekleiden sich die Tupende. In einem großen Rahmen wird aus den Fasern der Mabondopalme vermittelst einer hölzernen Nadel, die das Webeschiffchen vertritt, der Stoff verfertigt. Der Haarwuchs wird nicht in künstliche Formen gezwängt, sondern mit durch eiserne Nadeln befestigten Häuten von kleinen Wild- oder Zibethkatzen bedeckt; auch finden vielfach bunte Federn Anwendung. Kupfer- und Messingringe und eine Perle von der Größe eines Taubeneis (roncalia), sowie rothgefärbte Kaurimuscheln sind der beliebteste Schmuck. Die Pfeile werden in einem Köcher von Antilopenhaut getragen, der Bogen ist stark und von gutem Holz. Gewehre sind selten, eine starke Wurfkeule ist dagegen allgemein. Die Männer sind von großer, sehniger Gestalt mit verschmitztem, frechem Gesichtsausdruck. Sie sind wild, unstät, bettlerisch, diebisch, feige und sehr dem Trunke ergeben, da ihnen der

1 Fußnote H. Wissmann: Durch meine Erforschung des Kassai in den Jahren 1883–1895 „Im Innern Afrika's“ ist die Zukunft dieser Verkehrsstraße von Kimbundu nach Norden vernichtet, da der Kassai mit seinen Nebenflüssen den natürlichen Abzug des Handels in jenen Gegenden bildet.

Reichthum an Palmen mit wenig Mühe große Quantitäten Wein spendet. Die Weiber sind auffallend klein, wohlgebaut und mit angenehmen Zügen. Sie sind nur mit einem schmalen Läppchen, welches mit Kaurimuscheln besetzt ist, bekleidet, das, hinten von den Hüften herabhängend, vorn zusammengenommen wird. Die kleinen Dörfer sind von Oelpalmen beschattet, die Häuser quadratisch, etwas über mannshoch mit feinem Grase gedeckt. Die senkrechten Wände bestehen aus auf die inneren Stangenhölzer aufgebundener Baumrinde. Geflochtene Kornspeicher in der Nähe des Hauses dienen zur Aufbewahrung von Mais und Hirse.

Die Tupende bieten einen interessanten Beweis, daß der Neger eine höhere Cultur wieder verliert, sobald die fortdauernde Einwirkung der Civilisation aufhört. Wir fanden sie hier als den wildesten Stamm, den wir je angetroffen hatten, während sie früher im Thale des Quango mit dem benachbarten Angola im regen Handelsverkehr gestanden hatten und eine ähnliche Culturstufe wie jetzt die Bangala besessen haben sollen.

*3. Wissmann et al. (= im wesentlichen Ludwig Wolf):
Im Innern Afrikas, 1888: 43–45*

In ein solches Maschinschedorf auf Lundagebiet, in das eine halbe Meile von unserm Lagerplatz entfernte Ngunsa-Mukisch, hatte sich im verflorbenen Jahre [1883] Kapenda-Kamulemba, der Beherrscher der Maschinsche [Shinje], zurückgezogen, um den Intriguen seiner ältern Schwester, welche Ansprüche auf den Thron erhob, aus dem Wege zu gehen. Kafamu, so hieß die Schwester, hatte die Hülfe der Bangala gegen den Bruder angerufen, und dies mag der wesentlichste Beweggrund gewesen sein, weshalb Kapenda seine Residenz mit dem entfernt liegenden Ngunsa-Mukisch vertauschte. An den Bangala rächte er sich dadurch, daß er keine ihrer Karavane passiren ließ und ihnen, wenn sie Waaren mit sich führten, dieselben raubte. Die Bangala versuchten, sich nun mit ihm freundschaftlich zu stellen, und forderten ihn auf, in sein Land zurückzukehren, um als ihr Freund die Regierung wieder zu übernehmen, andernfalls aber möge er zu Gunsten seiner Schwester auf die Regentschaft Verzicht leisten. Kapenda folgte der erstern Aufforderung und ist noch jetzt der unbestrittene Häuptling der Maschinsche.

Häufig fanden sich hölzerne Sklavenfesseln am Wege, oder hingen an Bäumen in der Nähe vielbesuchter Lagerplätze. Sie bestehen aus einem Holzscheid, welches in der Längsrichtung einen 40 cm langen und 8 cm breiten Ausschnitt hat, durch den der Sklave für die Nacht seine Füße hindurchschieben muß. Wenn dies geschehen ist, wird der freie Raum derart verkeilt oder mit Querhölzern verengt, daß der Mann den quälenden Holzrahmen nicht freiwillig abstreifen kann. Mit ähnlichen, aber kleinern Instrumenten werden auch die Hände gebrauchsunfähig gemacht. Morgens früh vor dem Abmarsch werden die Fußfesseln wieder abgenommen. Sie bleiben dann als Allgemeingut überall da lie-

gen, wo sie gebraucht worden sind, weil ihr Transport die Lasten nur unnöthig erhöhen würde. Selten werden den gekauften Sklaven auf dem Marsch Handfesseln angelegt; wenn es geschieht, so zwingt die Besorgniß der in der Minderzahl vorhandenen Begleitmannschaft oder die Angst vor besonders widerhaarigen Personen zu dieser Maßnahme. So sahen wir in einem Sklaventransport zwei stämmige Burschen, welche der Vorsicht wegen an den Händen gefesselt waren. Den Sklavenhändlern, in dieser Gegend meist Bangala, liegt natürlich daran, ihre theuer bezahlte Waare gesund nach der Heimat zu bringen; deshalb bereiten sie den Leuten auf den anstrengenden Märschen so wenig Unbequemlichkeiten wie möglich. Dennoch kommt es häufig vor, namentlich in der Hungergegend von Kundungulu, daß den Unglücklichen die Kräfte versagen und sie absolut nicht weiterkönnen. Ist es den Karavanen dann aus eigenen Erhaltungsgründen nicht möglich, so lange zu rasten, bis sich die Ermatteten erholt haben, dann greifen sie zu dem auch in andern Gegenden Afrikas verbreiteten Mittel: sie schlachten die Unglücklichen unbarmherzig ab, denn einem andern gönnt der Käufer seine Waare nicht, er vernichtet sie, wenn sie für ihn verloren zu gehen droht. Oft sahen wir im Walde von Kundungulu die Ueberreste dieser beklagenswerthen Opfer am Wege liegen.

*4. Wissmann et al. (= im wesentlichen Ludwig Wolf):
Im Innern Afrikas, 1888: 48–50*

Als wir unterwegs aus dem Walde auf eine künstlich geschaffene Lichtung treten, sehen wir eine etwa 10 m hohe Stange, auf welcher sich oben ein Schädel und Theile eines menschlichen Skelets befinden. Auf Befragen, was dieses zu bedeuten habe, erzählt ein erfahrener Dolmetscher, welcher von Geburt ein Bangala ist und als Knabe mit seinen Landsleuten schon diesen Weg gemacht hat, Folgendes:

Vor etwa 30 Jahren folgte Kapassa, ein Maschinschejäger [Shinje] vom Kuango, den Spuren eines Elefanten, der ihn nach Nordosten weit über den Luschiko in ein Kalundadorf führte. Der Häuptling desselben, Katimbo, nahm ihn gastlich auf, erzählte ihm, daß von hier eine Verbindung mit den weiter im Nordosten wohnenden Tupende bestehe, wo man besonders für Salz, Elfenbein und Sklaven vortheilhaft eintauschen könne. Als Kapassa einen Elefanten erlegt hatte, kehrte er mit dessen Stoßzähnen in sein Vaterland zurück und erzählte seinem großen Häuptling Kapenda-Kamulemba, was er erfahren hatte. Kapenda schickte ihn an seinen Freund, den Bangalahäuptling Kissango, um mit diesem eine gemeinschaftliche Handelskaravane zu den Tupende auszurüsten. Als auch der Bangalakönig Bumba seine Einwilligung dazu bereitwilligst gegeben hatte, zogen die beiden Häuptlinge Kapassa und Kissango unter zahlreicher Begleitung mit Salz und bunten Stoffen von der Küste nach Nordosten, um dafür Sklaven und Elfenbein einzutauschen. Obwol die Tupende, vor 300 Jahren ungefähr, die Sitze der Bangala am Kuango innegehabt hatten und von diesen

vertrieben waren, so glaubte man doch, daß die alte Feindschaft nun längst vergessen sei und einem friedlichen Handelsverkehr nichts im Wege stehe. Von dem Häuptling Katimbo wurde die Karavane freundschaftlich aufgenommen und erhielt auch Führer, welche den Weg zu den Tupende zeigen sollten. Hier stießen sie jedoch sofort auf einen feindseligen Häuptling Kisanga, welcher die Bangala als seine Erbfeinde nicht ins Land lassen wollte. Es kam zum Gefecht, und die Karavane rückte schließlich siegreich weiter bis an den Kassai, wo sie bei dem Tupendehäuptling Gulunga die gesuchte freundliche Aufnahme fand und ihre Waaren gegen Sklaven und Elfenbein vortheilhaft eintauschte. Auf dem Rückwege wurde das Gebiet des feindseligen Kisanga umgangen und die Heimat glücklich erreicht.

Als bald wurde eine zweite Reise vorbereitet, an der sich jedoch Kapassa wegen vorgerückten Alters nicht betheiligen konnte. Außer Kissango nahmen noch vier Bangalahäuptlinge mit 800 Bewaffneten theil. Bei Katimbo fanden sie wieder freundliche Aufnahme und beschlossen im Vertrauen auf ihre Stärke, durch das Gebiet des feindseligen Kisanga zu marschiren. Dieser verlangte von ihnen als Tribut einen Mann und ein Mädchen vom Stamm der Bangala und wies alle andern Geschenke zurück. Es kam daher zum Gefecht, in welchem die Bangala geschlagen und Kissango selbst von dem Tupendehäuptling gefangen genommen wurde. Als die Besiegten nun als Lösegeld für ihren Anführer einen Mann und ein junges Mädchen ihrer Nation anboten, wurde dieses Anerbieten zurückgewiesen und dem Gefangenen vor ihren Augen ein Glied nach dem andern abgeschlagen. Ginamatele, die schöne junge Gattin des gefangenen Bangalahäuptlings, wollte den schrecklichen Tod ihres Mannes nicht überleben und bot sich selbst den Todesstreichen Kisanga's dar. Wuthentbrannt versuchten nun die Bangala einen neuen Angriff, um den Körper ihres grausam abgeschlachteten Führers der Heimat zuzuführen, doch gelang es ihnen nur eine Hand von ihm zu erhalten, dann mußten sie der Uebermacht weichen. Auf ihrem Rückzuge wurde die Hand feierlichst im Walde von Kundungulu beerdigt und auf dem Grabe wurden als Sühne zwei gefangene Tupende, ein Mann und ein Mädchen, getödtet. In ihrem Vaterlande angekommen, bestimmte der Jaga (König der Bangala), daß in jedem Jahre am Ende der Regen, da um diese Zeit Kissango ermordet war, an jener Stelle den Manen des todtten Häuptlings ein Sklave und eine Sklavin, womöglich Tupende, geopfert werden sollten. – Vor vier Jahren schickte der letzte Jaga der Bangala einen Häuptling mit Gefolge nach Kundungulu, um den Platz, wo die Hand Kissango's ruht, durch eine große Lichtung kenntlich zu machen. Dieses geschah. Ein ruhig des Weges kommender Kalunda wurde angerufen, ihm dann, als er sich arglos den Bangala näherte, der Kopf abgeschlagen und dieser auf eine 10 m hohe Stange gesteckt. Es war der Kopf dieses Unglücklichen, welcher, als wir vorbeizogen, noch in der afrikanischen Sonne bleichte.

5. *Wissmann et al. (= im wesentlichen Ludwig Wolf):
Im Innern Afrikas, 1888: 141–147*

Der Kassai bildet eine wichtige ethnographische Grenze. Von Malange bis hierher haben wir auf unserer Reise die Bondo, Hollo, Kamawu, Mananga, Bangala, Maschinsche, Kalunda, Kioque [Chokwe] und Tupende kennen gelernt.

Bei allen fanden sich mit geringen Abweichungen dieselben Gebräuche. Es ist dies erklärlich theils durch die verwandtschaftlichen Beziehungen, welche unter diesen Völkerschaften infolge des fortwährenden Sklavenaustausches bestehen, theils durch deren Wanderungen.

So sind die Bangala am Kuango aus dem Lundareiche eingewandert, die Kioque haben sich von Süden zwischen die einzelnen Lundastämme geschoben, und die Tupende, welche vor 300 Jahren am Kuango saßen und von dort durch die Bangala verdrängt wurden, wohnen jetzt am Kassai. Die Bevölkerungszahl ist in all diesen Gebieten eine geringe. Es erklärt sich dies dadurch, daß seit mehr als 200 Jahren aus diesen Gegenden eine lebhaft ausgeführte Ausfuhr von Sklaven nach Angola stattgefunden hat, die dort nicht allein vornehmlich auf den Kaffeepflanzungen verwendet, sondern zu Tausenden jährlich von Loanda und Benguela aus nach Brasilien verschifft wurden.

Das Regierungssystem hat bei allen Völkerschaften einen durchaus patriarchalischen Charakter. Jede Ortschaft hat ihren Häuptling, mehrere Dörfer gehören zu einem Oberhäuptling, welcher regelmäßig Tribut verlangt, wenn auch nicht immer von den entfernt liegenden erhält. Bei den Kalunda herrscht ein Muata-Jamwo und bei den Bangala ein Jaga als König über das ganze Volk. Die Kioque sind den Kalunda tributär. Alle Häuptlinge regieren absolut, haben jedoch eine Anzahl älterer Männer in ihrer Umgebung, mit denen sie ihre wichtigen Angelegenheiten berathen und welche auf ihre Entschlüsse einen mächtigen Einfluß ausüben.

Doch trotz der unumschränkten Gewalt der Häuptlinge über ihre Unterthanen gibt es andere Personen, welche eine größere Macht auf den Neger ausüben und für sein Wohl und Wehe von eingreifender Bedeutung sind. Es sind das die Medicinmänner, Wahrsager und Richter. Der Glaube an die Macht dieser Leute ist bei dem Neger tief eingewurzelt. Der Medicinmann beschäftigt sich nicht allein mit der Behandlung von Krankheiten, sondern er besitzt auch Zaubermittel (Fetische) gegen Unglücksfälle, wilde Thiere, Feinde, für Glück auf der Jagd und im Kriege, für den Schutz der Felder u.s.w. Die verschiedensten Sachen, Thierknochen, Zähne oder Schädel, Antilopen-, Ziegenhörner, Töpfe, geschnitzte Figuren u. dgl. können als Fetische dienen und von dem Medicinmann erstanden werden. Ob ein Gegenstand ein solches Idol oder Zaubermittel ist, kann ihm oft niemand ansehen, und auch der Glaube an denselben hängt vollkommen von der Einbildung des einzelnen ab. Ein Fetisch kann dem einen

nützen, dem andern schaden. So soll auch der Besitzer eines Fetisch durch die Macht desselben seinen Feind krank machen, ja sogar tödten können.

In Angola befinden sich gewisse Orte, wo die Medicinmänner ihre Kunst erlernen, so Komulumbi und Masassa di Lomba. Unter Aufsicht älterer Lehrer dauert hier, fern von der Heimat, die Lehrzeit fünf Jahre, und erst nach Ablauf derselben kehrt der Schüler zu seinem Stamme zurück, um seine Thätigkeit zu beginnen. Außer dieser „gebildeten Klasse“ können auch noch besonders für diesen Beruf beanlagte Talente sich ohne eine derartige rationelle Ausbildung als Autodidakten bei ihren Stammesbrüdern Ansehen und Vertrauen erwerben.

Uebrigens fehlt nicht die Kenntniß einiger wirkungsvoller Arzneimittel. So wird von *Cassia occidentalis* die bittere Wurzel abgekocht und dann, an der Sonne getrocknet, gegen Fieber gegeben, oder es wird ein Aufguß aus den sehr bittern Blättern der „Malulo“ (*Vernonia senegalensis*) als Fiebermedicin gereicht. Eine Art Universalmedicin gibt das als *Herba Santa Maria* in Angola auch bei den Weißen bekannte und hochgeschätzte *Chenopodium ambrosioides*. Jeder Theil dieses etwa 0,5 m hohen Strauchs ist stark aromatisch. Die Blätter werden abgekocht innerlich gegeben oder frisch auf eine schmerzhaft Körperstelle gelegt. Gegen Kopfschmerz werden die Blattstiele in die Nasenlöcher gesteckt und bösartige Unterschenkelgeschwüre werden mit den Blättern verbunden. Bei kolikartigen Schmerzen werden frische Tabacksblätter in kochendes Wasser getaucht und dann auf den Unterleib gelegt. Auch die Verwerthung der Ricinusstaude (*Jatropha Curcas*) als Abführmittel ist bekannt. Außer diesen nicht unwirksamen Heilmitteln, über deren Anwendung an der Küste schon Monteiro in seinem vorzüglichen Buche über Angola berichtet und deren Verbreitung und Kenntniß bereits bis über den Kassai reicht, spielt das Schröpfen in der Behandlung bei allen schmerzhaften innerlichen Krankheiten eine große Rolle. Man sieht kaum einen Erwachsenen, dessen Rücken nicht mehr oder weniger auffallende Schröpfnarben aufweist, und welche nicht selten eine nähere Beobachtung erfordern, um sie von Tätowierungsmustern zu unterscheiden.

Mit einem gewöhnlichen Messer werden oft schon bei dem geringsten Unwohlsein einige kräftige Schnitte in die Haut geführt, ein Antilopenhorn aufgesetzt, durch Saugen luftleer gemacht und dann die Oeffnung schnell verstopft. Ist es mit Blut angefüllt, so wird ein anderes genommen.

Das Wesentliche bei der Darreichung der Medicin sind die Vorbereitungen, die den Nimbus erhöhen und den Glauben an die Macht des Mittels stärken sollen.

Verhängnißvoller für Gut und Leben des Negers als die Medicinmänner sind die Wahrsager. Da Krankheiten, Unglücksfälle und auch der Tod nicht als natürliche Ereignisse angesehen werden, so bietet sich diesen Leuten ein großes Feld der Thätigkeit. Der vom Schicksal Betroffene will wissen, wer das Unglück angestiftet hat, und wendet sich nun an den Wahrsager, welcher sich zu-

nächst Schläfen, Stirn, Mundwinkel und Brust mit Thon bestreicht, um damit anzudeuten, daß nicht er, sondern Hamba, der große Geist, jetzt reden werde.

Er versammelt dann die Freunde und nächsten Bekannten des Kranken oder Todten um sich und erklärt nach langen Präliminarien unter Gesang und Geclapper zuweilen, daß ein bereits Gestorbener der böse Zauberer sei.

Um diesen zu versöhnen, müssen nun an einen bestimmten Ort Geschenke oder Speisen gebracht werden, die vom bösen Geist über Nacht abgeholt werden sollen.

Nicht immer jedoch ist der Ausgang einer derartigen Consultation so harmlos. Oft nennt der Wahrsager eine lebende Person, die das Unglück verursacht haben soll und dann zum M'bambutrinken verurtheilt wird. Dieser Trank wird von dem Richter (Kassange-Ka-M'bamba) aus der bitteren Rinde des *Erythrophlaeum* zubereitet und dem Beschuldigten zum Trinken gegeben. Einige bekommen danach sofort Erbrechen und geben den Trank wieder von sich; dadurch ist ihre Unschuld erwiesen, und der Kläger muß nun oft eine große Entschädigung zahlen. Andere jedoch, nicht so kräftige Constitutionen, verfallen in Krämpfe und sterben, ein Beweis für alle, daß sie die Uebelthäter waren. Da der Kassange den Gifttrank selbst im geheimen zubereitet, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er sich bei Ausübung seines unheimlichen Amtes oft durch persönliche Rücksichten beeinflussen läßt. Die Neger glauben sicher, daß ein sich unschuldig Fühlender ruhig M'bambu trinken könne, ohne zu sterben. So hatten wir eines Tages von Malange einen Ausflug gemacht und auf unserm Lagerplatz ein Messer vermißt. Wir glaubten anfangs, dasselbe sei von einem der zahlreichen Eingeborenen, die in unserer Nähe auf dem Boden hockten, gestohlen worden. Alle erklärten sich jedoch sofort, noch ehe wir die Beschuldigung ausgesprochen hatten, bereit, M'bambu zu trinken, um ihre Unschuld zu bezeugen. Selbstverständlich gingen wir nicht darauf ein und fanden auch nach genauerm Suchen das verlorene Messer.

Die von dem Medicinmann erworbenen Zaubermittel (Fetische) werden von den Besitzern sehr sorgsam gehütet und steigen besonders im Werthe, wenn ihre Herren in ihren Unternehmungen vom Glück begünstigt werden. In dankbarer Anerkennung wird dann jeder Erfolg dem mächtigen Fetisch zugeschrieben.

Häufig sieht man in der Nähe der Wohnungen eine Anzahl kleiner zierlicher Hütten oder Häuschen, in denen die Kitekas (Fetische) aufbewahrt werden. Da steht ein Hüttchen mit dem Zauber für Erhaltung der Gesundheit, dort ein anderes, welches der Ceres geweiht ist und den Besitzer vor Mangel an Lebensmitteln schützen soll. Maniok und Hirse sind in ihm niedergelegt. Nicht weit davon sehen wir ein Häuschen, in welchem Schädel und Gehörne des erlegten Wildes als Jagdtrophäen und glückverheißende Reliquien aufbewahrt werden. Eine andere kleine Hütte enthält den Fetisch, welcher einen reichen Kindersegen sichern soll. Auch auf das erfolgreiche Gelingen einer Handelsreise sind viele bedacht, indem sie einen kleinen Topf mit Wasser an ein Holzgerüst befestigen

und bestimmte Pflanzen hineinlegen. Bevor der Besitzer seine Reise antritt, wäscht er sich mit dieser Flüssigkeit und glaubt nun, daß er wie ein gehörnter Siegfried gegen jeden Unfall gesichert sei.

Auch fehlen nicht die Penaten, gewöhnlich geschnitzte Holzfiguren, welche in der Wohnung selbst an einem besondern Platz aufbewahrt werden und in Abwesenheit des Besitzers Haus und Hof beschützen sollen. Außerdem werden noch kleine Schutzfetische (Schilu) in Form von geschnitzten Figuren oder kleinen Antilopenhörnern, die mit irgendeinem unkenntlichen Zauberbrei gefüllt sind, an einer Schnur um den Hals, seltener um die Hüften getragen.

Zu den Handlungen, die der Neger stets mit einem gewissen Ernst vorzunehmen pflegt, gehört die Begrüßung. Tritt er in den Kreis von seinesgleichen, so kauert er nieder, berührt zuerst den Boden, dann seine Brust mit den Handflächen und schlägt diese klatschend gegeneinander. Die Anwesenden erwidern den Gruß, indem sie ebenfalls gleichzeitig mehreremal in die Hände klatschen, erst laut, dann allmählich schwächer und schwächer. Ist ein Höherer anwesend, so küßt der Ankömmling außerdem noch im Anfang die Erde.

Hat er einen mächtigen Häuptling zu begrüßen, so beugt er sich vor diesem nieder, bringt durch Drehung seine rechte Schulter mit der Erde in Berührung, küßt den Boden und legt seine Handflächen auf die Brust. Die Kioque nehmen außerdem eine Hand voll Erde auf, welche sie je nach dem Range des Begrüßten niederfallen lassen oder auf der Brust verreiben. Die Hollo berühren, nachdem sie die Erde geküßt haben, dieselbe noch mit der Stirn. Beim Beegnen findet die Begrüßung dadurch statt, daß man dem Höhern in möglichst weitem Bogen aus dem Wege geht und dabei in die Hände klatscht. Die Massongo pflegen in geduckter Körperhaltung vorbeizuschleichen und mit den Fingern zu schnipfen. Trotz dieser formellen Begrüßungszeremonien scheint ein Abschiednehmen nirgendwo üblich zu sein.

Bei allen Stämmen war die Vielweiberei eingebürgert. Jeder Mann hat das Bestreben, sich so viele Frauen zu erwerben als möglich. Eine zahlreiche Familie sichert ihm eine einflußreiche Stellung unter seinen Stammesgenossen. Die Frauen besorgen den Haushalt und die Felder. Die Söhne sind seine Diener, gehen für ihn auf die Jagd und führen für ihn Krieg, während die Töchter durch Verheirathung ihm Gewinn einbringen. Je mehr Kinder eine Frau hat, um so theurer ist sie daher ihrem Gatten. Die als Sklavinnen gekauften Frauen haben nicht die gleiche Stellung wie die eingeborenen. Sie können unter anderm beliebig verhandelt werden, letztere jedoch nicht. Uebrigens lassen weder die einen noch die andern sich von dem Gatten etwa als willenlose Werkzeuge behandeln, sondern bewahren sich stets eine gewisse Selbständigkeit, ja man möchte glauben, daß die Behandlung und Stellung der Frauen vielfach eine bessere ist als in der Civilisation. Man hört z. B. nie davon, daß Frauen oder Kinder körperlich mishandelt wurden, wohl aber kam es vor, daß einige unserer Leute bedenklich unter der Herrschaft ihrer als Sklavinnen gekauften Frauen

standen und von denselben sogar geprügelt wurden, ohne sich zur Wehr zu setzen.

Unser Dolmetscher Kaschawalla [*alias* Joannes Bezerra] wurde von seinen Weibern vollständig tyrannisirt, und doch wagte er nicht, ihre fortwährenden Wünsche nach Perlen und bunten Zeugen abzuschlagen, sondern that vielmehr alles, um die Launen seiner Schönen zu befriedigen.

Tritt der Fall ein, daß der Gemahl einer seiner Frauen überdrüssig wird, so schickt er sie an ihren Vater oder Onkel mütterlicherseits zurück. Dieser sieht das nicht ungern, denn er hat von neuem Aussicht, mit seiner Schutzbefohlenen ein gutes Geschäft zu machen. Jedoch muß in diesem Falle und auch wenn der Gatte gestorben ist, die freie Wahl der Frau bei der Wiederverheirathung berücksichtigt werden. Bei der großen Ehrfurcht, welche die Familienglieder vor ihrem Versorger haben, bleibt aber dessen Entscheidung gewöhnlich maßgebend.

Während einige Stämme den Verkehr ihrer Frauen mit andern Männern mit dem Tode bestrafen, sehen andere darüber hinweg oder begünstigen ihn sogar, wenn er ihnen Nutzen einbringt. So schickten z.B. die Hollo ihre Frauen ins Lager, um dann später von den Verführten Strafentschädigung einzufordern.

Aus den lockern Banden der Ehe erklärt es sich, daß bei einzelnen Stämmen, z. B. den Bondo und Kalunda, stets die Söhne der ältesten Schwester und nicht die des Häuptlings selbst das Recht der Thronfolge haben.

Geht ein Häuptling mit seiner leiblichen Nichte eine Ehe ein, so werden deren Kinder denen seiner andern Frauen vorgezogen.

Mit Ueberschreiten des Kassai kommen wir zu Völkern, die in Sitten und Gebräuchen sich vielfach abweichend verhalten und ein erhöhtes ethnographisches Interesse beanspruchen.

LUDWIG WOLF

Heinrich Ludwig Wolf wurde am 30. Januar 1850 in Hagen geboren. Er studierte in Greifswald und Würzburg Medizin und unternahm nach seiner Promotion von 1874 bis 1878 als Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd mehrere Reisen nach Nord- und Südamerika. Anschließend verpflichtete er sich als Militärarzt in der sächsischen Armee. Nach Spezialausbildungen an der Augenklinik in Leipzig und in Nordamerika wurde er zum Stabsarzt ernannt. Von 1883 bis 1886 nahm er als Arzt und Anthropologe an der vom belgischen König ausgerüsteten Cassai-Expedition unter Hermann von Wissmann* teil (s. auch Curt von François*). 1884 unternahm er selbständig eine Forschungsreise zu den Kuba und erforschte während der krankheitsbedingten Abwesenheit Wissmanns (September 1885 bis April 1886) den Sankuru und den Lomami. Im Juli schiffte er sich in Banana ein und war im September 1886 nach fast dreijähriger Abwesenheit zurück in Deutschland.

Über den angolanischen Teil seiner Route hat er nichts Eigenständiges veröffentlicht, doch war er der Hauptautor des Gemeinschaftswerkes über diese Expedition (1888; s. Kap. Wissmann: Texte 3–5). Wesentliche ethnographische Informationen, Geist und Art der Darstellung sind allem Anschein nach vorwiegend ihm zu verdanken.

Er trat dann wieder in die sächsische Armee ein und wurde als Stabsarzt nach Leipzig kommandiert, wo er noch Zeit fand, Vorlesungen bei Friedrich Ratzel zu hören. Im Februar 1888 ging er im Auftrag der deutschen Regierung nach Togo und gründete dort die Station Bismarckburg. Auf einer Reise nach Dahomey erlag er am 26. Juni 1889 in Ndali bei Mpelele einem Fieberanfall.

Ludwig Wolfs besonnene, um Verständnis aller Seiten bemühte Grundeinstellung kommt in einer Passage über die richtige Behandlung von Trägern und Afrikanern recht gut zum Ausdruck (s. Text). Die eigenen Ziele, die wissenschaftlichen, „civilisatorischen“ und kolonialen Anliegen werden dabei allerdings ebensowenig in Frage gestellt wie von den meisten anderen Afrikareisenden seiner Zeit.

Text

1. Reisen in Central-Afrika, 1886b: 80–81

Feindliche Zusammenstöße sind ja leider nicht immer zu vermeiden, schaden aber dem Reisenden und seinen Zwecken ungleich mehr als den Eingeborenen. Möglichst übertriebene Kriegsberichte pflegen dann schnell zu den benachbarten Volksstämmen zu gelangen, die nun gewöhnlich auch eine feindselige Haltung annehmen, oder, wenn sie sich nicht mächtig genug dazu fühlen, sich aus

Furcht ablehnend verhalten und eine freundliche Annäherung nicht zulassen. Das Verhältniss, das der erste Reisende, der erste Weisse, mit den Eingeborenen geschaffen hat, pflegt sich auf dessen Nachfolger zu übertragen. Da es die Aufgabe des Forschungsreisenden ist, durch angeknüpfte freundschaftliche Beziehungen mit den Eingeborenen fremde Gebiete der Civilisation, nachfolgenden Missionaren und Händlern zu erschliessen, darf er naturgemäss weder Zeit noch Mühe sparen, um kriegerische Verwicklungen zu verhindern. Drohend mit gezücktem Speer und gespanntem Bogen treten einem die Eingeborenen sehr oft entgegen, wenn man als erster Weisser ihr Gebiet betritt. Mit seltenen Ausnahmen sind jedoch derartige Drohungen nur der Ausfluss der Angst. Das ist ja auch leicht erklärlich. Viele Stämme Central-Afrika's sind zu sehr an räuberische Ueberfälle, Sklavenjagden gewöhnt, als dass sie nicht mit berechtigtem Misstrauen auch dem unerwarteten Erscheinen einer Expedition, gar eines nie gesehenen Weissen, gegenüber treten und ihre Schutzmassregeln treffen sollten. Ist man gezwungen, von der Waffe Gebrauch zu machen, so muss man nach entsprechender Züchtigung sich angelegen sein lassen, mit den Besiegten formell Frieden zu schliessen. Ein nach meinen Erfahrungen auch bei den Eingeborenen Afrika's ausgebildetes Rechtsgefühl pflegt den angreifenden Theil zu verurtheilen und so einen Friedensschluss zu erleichtern.

WILLY WOLFF

Dr. med. Wilhelm (Willy) Albert Wolff, Facharzt für Hals-, Nasen-, Ohrenkrankheiten, wurde am 6. März 1852 in Berlin geboren. Aus Entdecker- und Abenteuerlust bewarb er sich bei der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ und wurde von ihr beauftragt, sich als Arzt, Zoologe und Anthropologe einer Expedition unter Eduard Schulze* anzuschließen, die das südwestliche Kongobecken erforschen sollte. Am 1. August 1884 verließ er zusammen mit den übrigen Teilnehmern Eduard Schulze, Richard Büttner*, Richard Kund und Hans Tappenbeck Hamburg.

Nach vergeblichen Bemühungen, in Cabinda und andernorts Träger für den Marsch ins Innere zu gewinnen, wurde die vorläufige Ausgangsbasis nach Ango-Ango (gegenüber der Station Vivi) an das linke Ufer des Kongo verlegt. Trägermangel führte schließlich zur Dreiteilung der Expedition. Nachdem Schulze und Büttner bereits am 12. Dezember nach Mbanza Congo (portug. São Salvador) aufgebrochen waren, konnte ihnen Wolff mit einem weiteren Teil des Gepäcks erst Ende Januar 1885 folgen. Denn inzwischen waren die Wege zwischen dem Kongo-Fluß und Mbanza Congo mit der Begründung gesperrt worden, „dass die Weissen den Regen verhinderten“ (1886: 47). Bald nach Wolffs Ankunft am 2. Februar starb der Expeditionsleiter. Kund und Tappenbeck, die mit dem restlichen Gepäck am Kongo festsäßen, erkundeten später von hier aus den weiteren Verlauf dieses Flusses sowie den Unterlauf des Lukenie.

Büttner und Wolff gelang es nicht, in Mbanza Congo Träger für ihre geplante Reise zum Mwene Mputu Kasongo am Cuango zu organisieren. Da die mitgebrachten Träger von der Loango-Küste alle entflohen und Einheimische für dieses Ziel nicht zu gewinnen waren, unternahm es Wolff, in das östlich gelegene Gebiet Ndamba zu gehen, um dort die benötigten zweihundert Träger anzuheuern. Einige Leute von dort, die gerade in Mbanza Congo waren, schlugen ihm seine Bitte, ihn dorthin zu führen, kategorisch ab, weil sie „Unannehmlichkeiten zu Hause haben würden, wenn sie einen Weissen in ihr Land brächten.“ (1886: 52). Er verließ Mbanza Congo daher am 27. Februar 1885 ganz auf sich allein gestellt mit nur sechs Jungen von der Loango-Küste im Alter zwischen zehn und siebzehn Jahren, einem Dolmetscher, der alsbald das Weite suchte, zwei Kisten mit Waren, einem Esel und einem Hund. Auch dieser Plan scheiterte, doch Wolff entschloß sich kurzerhand, den Weg mit seinem inzwischen nur noch aus fünf Personen bestehenden Gefolge, das keineswegs freiwillig mitkam, allein zu wagen.

Nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten und Gefahren, von Fieberanfällen geplagt und tagelang ohne Führer, erreichte er tatsächlich als erster vom Westen kommender Forschungsreisender am 8. April die Residenz des Mwene Mputu Kasongo (s. Text 3) am Ganga, einem rechten Nebenfluß des

Cuango. Knapp fünf Jahre vor ihm war bereits sein Landsmann Alexander von Mechow* vom Süden her als erster Europäer bei diesem Herrscher gewesen. Wolff erfuhr, „dass die Leute des Kiamwo auf dem linken Ufer [...] vom rechten [*sic*, vgl. aber Text 2] hinübergewandert sein und dort die ursprünglichen Einwohner verdrängt haben“ sollen (1886: 59). Von hier aus erwies sich eine Fortsetzung der Reise nach Osten als unmöglich, so daß Wolff am 21. April wieder den Rückweg nach Mbanza Congo antreten mußte. Nach großen Strapazen traf er dort am 15. Mai wieder ein. Wolff entschloß sich nun zur Rückreise nach Europa. Auf dem Weg an die Küste begegnete er am Kongo seinem früheren Reisegefährten Büttner, der sich gerade anschickte, seine eigenen Cuango-Pläne zu realisieren. Über den Lebensweg Willy Wolffs ist sonst nichts bekannt.

Von Beginn an dominierte die Frage der Träger das ganze Unternehmen. Aus Angola, wo das Trägerwesen seit altersher üblich und organisiert war, durften keine ausgeführt werden, an der Loango-Küste waren keine zu erhalten, wie es schon die Loango-Expedition hatte erfahren müssen. Erst etwas später veranlaßte dort eine Hungersnot die Afrikaner, sich auch für diese Arbeit zu verdingen und sich Büttner anzuschließen. Im nachhinein äußerte Wolff Verständnis für diese Weigerung, „ihr gemüthliches Heim zu verlassen, gegen einige Stücke Zeug und Glasperlen täglich schwere Arbeit einzutauschen, während obendrein in der Ferne Prügel vom ungeliebten, vielleicht sogar gehaßten Weißen winkten; dazu kamen Märsche in unbekannte Länder, drohte die Gefahr, todtgeschlagen und aufgefressen zu werden. Was würden wir denn zu einer solchen Zumuthung sagen?“ (1889a: 46). Vor allem das Ziel, Mwene Mputu Kasongo am Cuango, schreckte ab, denn über diesen Herrscher waren viele Greuelgeschichten in Umlauf und wurden von der ihr Handelsmonopol wahren Bevölkerung auch mit Vorsatz verbreitet. Deshalb waren von den am Wege wohnenden Afrikanern erst recht weder Träger noch Unterstützung zu erhalten: „Da die Eingeborenen nämlich nicht wagten, mir offen entgegenzutreten und meine Weiterreise zu verhindern, so versuchten sie, meine Leute von derselben abzuschrecken. Sie hatten ja guten Grund, nicht zu wünschen, daß ich in das Innere weiter vordränge; denn da sie alle aus dem Handel Vortheil ziehen, so fürchteten sie, daß ich mit Umgehung der Zwischenländer directere Handelsverbindungen anknüpfen wollte. Außerdem konnten, was ich nicht that, meine eventuellen Nachfolger ausführen. Bald schreckten sie daher meine Jungen dadurch, daß sie ihnen vorlogen, wir würden jetzt zehn Tage lang kein Wasser und kein Dorf, somit keine Nahrung finden [was sich dann auf dem Rückweg fünf schreckliche Tage lang bewahrheitete]; ein anderes Mal erzählten sie, wie grausam der König Kiamwo am Quango wäre; andere logen wieder, daß wir nun zu Menschenfressern kämen u. s. w. Stets, wenn meine Jungen derartige Schreckensnachrichten gehört hatten, kamen sie zu mir und baten mich, doch umzukehren.“ (1889a: 165).

Die deutschen Afrikaforscher waren mit ihren ungewöhnlichen Forderungen in die bestehenden Usancen und Regeln nicht einzuordnen und konnten daher nur Mißtrauen hervorrufen. Man befürchtete schließlich sogar, daß Wolff „durch falsche Vorspiegelungen 200 Männer nach San Salvador locken wollte, um sie dort als Sklaven zu fesseln.“ (*ibid.*: 136). Auch sonst war der Ruf der Weißen im Landesinneren nicht vertrauenerweckend. Ein Sklave, der Wolff am Cuango zum Geschenk gemacht wurde, fürchtete sich vor ihm, weil er überzeugt war, daß „der weiße Mann Menschenfleisch aße und im Wasser schlief“ (*ibid.*: 215) – die in Zentralafrika recht verbreitete Umkehrung europäischer Kannibalenfiktionen in bezug auf den „dunklen“ Kontinent.

Erst nachträglich konnte sich Wolff dann auch das umgeschlagene Verhalten von Mwene Mputu Kasongo erklären: „Ich habe es nie begriffen, warum Kiamwo mich so hintergangen hatte, überhaupt war mir damals seine ganze Handlungsweise nicht recht klar. Warum hatte er mich nie wieder empfangen? Warum mir keine Antwort auf meine Forderungen gegeben? Jetzt glaube ich mir diese stumme Sprache besser deuten zu können. Meine Forderung, an einen fremden Weißen 200 Männer in ein unbekanntes Land auf unbestimmte Zeit mitzugeben, war so exorbitant, daß er dieselbe weder erfüllen mochte, noch auch konnte, zumal in den ganzen von mir durchreisten Gegenden die Handelskarawanen nur kurze Strecken durchziehen, gewöhnlich nur den Handel zwischen zwei Nachbarvölkern vermitteln. War denn Kiamwo sicher, daß er je einen dieser 200 Männer wiedersehen würde? Nun wollte mir aber Kiamwo nicht antworten, daß er meine Forderung nicht erfüllen könne, um seine Macht nicht in meinen Augen herabzusetzen, zumal ein Herrscher wie Kiamwo gern den Glauben erwecken möchte, daß er alles könne. Andererseits wollte Kiamwo mir auch nicht sagen, daß er meinen Wunsch nicht erfüllen wolle; diese Antwort wäre bei der großen Höflichkeit und Förmlichkeit der Neger, zumal der Negerfürsten, eine Ungezogenheit gewesen. So schob er lieber die Antwort hinaus, bis mir die Geduld riß und ich ohne Antwort fortreiste.“ (*ibid.*: 217)

Da Wolff aber von seinen Plänen nicht abzubringen war, traf er unterwegs immer wieder auf deutlichen Widerstand. Führer und Dolmetscher waren ihm entlaufen, so daß er in besonderem Maße auf die Hilfe der Bevölkerung in den durchreisten Gebieten angewiesen war. Aber auf seine Fragen nach dem richtigen Weg „antwortete man mit Achselzucken, lachte mich höhnisch an oder ging, ohne etwas zu sagen, von mir fort. Ich war gezwungen, irgend einen Weg, der aus dem Dorf herausführte, einzuschlagen.“ (1889a: 155).

Auch über Entfernungen ließ man ihn gerne im Unklaren. Auf die Frage, wie weit es denn noch zum Cuango sei, hatte ein Dorfbewohner ihm „ganz richtig geantwortet: einige zwanzig Tage, ein anderer verbesserte ihn sofort und sagte drei Monate, ein dritter behauptete gar drei Jahre, und endlich setzte ein vierter allen diesen Lügen die Krone auf, indem er behauptete, daß, wenn ich von hier als kleiner Knabe wegzöge und täglich von Sonnenaufgang bis Son-

nenuntergang marschierte, ich als alter Mann am Quangofluß ankommen würde. Einen Weg nach dem Quangofluß wollte Niemand kennen, trotzdem von hier, wie ich auf meiner späteren Rückreise vom Quango sah, der nächste Weg nach dem Quango ging.“ (*ibid.*: 149–150)

Wie so vielen anderen, gelang es ihm nicht, den Zweck seiner Reise verständlich zu machen und dadurch das Vertrauen zu vertiefen: „Sie fragten mich, wohin ich reisen wollte, ich sagte ihnen, nach dem Quangofluß. Was ich dort wollte? Nun, sagte ich, ich wollte ebensolche Karte von dem Wege bis dahin zeichnen, wie die war, die ich gerade vor mir hatte. Da brachen die biederen Dorfbewohner in ein schallendes Gelächter aus und sagten: ich möchte sie doch nicht für so dumm und leichtgläubig halten, um ihnen ein solches Märchen aufbinden zu können. Sie klagten nun darüber, daß sie wegen des spärlichen Regens schon in großer Noth wären, da sie fast keine Ernte gemacht hätten; daß sie aber, wenn ich ihnen noch den Zwischenhandel nähme, verhungern müßten.“ (1889a: 153). Da Wolff später den Erfolg seiner Reise darin sah, daß „endlich auch von dieser Seite der Westküste der Weg in das Innere zu Lande, mit Umgehung der alten Wasserstraße des Congo, geöffnet worden“ war, hatte die einheimische Bevölkerung mit ihrer pessimistischen Einschätzung ein durchaus richtiges Gespür für die Folgen dieser „Pioniertat“. Die Zukunft hat ihnen recht gegeben.

Man versuchte, Wolff zur Rückkehr zu bewegen, indem man ihm keine Nahrungsmittel verkaufte. Gelegentlich half dann seine Drohung, er „wäre der Regengott“ und würde „es nun nie mehr regnen lassen“ (1889a: 159). Manchmal versuchte man auch, ihm den Weg mit Waffengewalt zu versperren, worauf er sich den Durchzug gewaltsam erzwang. Seine ungenügende Ausrüstung, die eigentlich nur für eine Reise von vierzehn Tagen bemessen war, gebot außerdem größte Sparsamkeit, was seine Lage nicht verbesserte und zu folgenreichen Regelverstößen führte. So galt es als Beleidigung, ein Willkommensgeschenk nicht anzunehmen, aber Wolff hatte nicht genügend Waren mit, um sich dafür jedesmal mit dem erwarteten Gegengeschenk zu revanchieren. Ähnlich verhielt es sich mit dem üblichen Flußzoll. Andererseits leugnete Wolff auch die Notwendigkeit, sich in das einheimische System einzufügen und dem vorherrschenden Verhaltenskodex anzupassen: „ein Weißer könne überall gehen und brauche keinen Zoll zu zahlen. Wovon sollte ich auch noch Zoll bezahlen, ich hatte ohnedies kaum zu leben; außerdem hielt ich es eines Europäers für unwürdig, sich von diesen schwarzen Wegelagerern eine Steuer abdrohen zu lassen. Sicher konnten keine Gesetze in diesen Ländern darüber existieren, daß ein Forscher Wegezoll zahlen müßte, zumal die Eingeborenen vor mir noch keinen Weißen gesehen hatten.“ (*ibid.*: 163). Er war deshalb auch besonders stolz darauf, daß er auf der ganzen Reise nirgends Zoll gezahlt hatte.

Ähnlich herrisch und ohne sich um die Gewohnheiten seiner Gastgeber zu kümmern, trat Wolff auch gegenüber den einheimischen Dorfhäuptern auf. Als

er sich wunderte, daß Kiamvo Bungi nicht zu seiner Begrüßung erschien und die Antwort erhielt, dieser erwarte vielmehr seinen Besuch, empörte er sich und drohte, „daß ich alsbald das Dorf verlassen würde, wenn der Kiamwo nicht, noch ehe die Sonne im Mittag stände, mich aufgesucht hätte. Es wäre nicht Sitte, daß der weiße Mann zu dem Schwarzen ginge, sondern jener hätte die Pflicht, mich in meinem Hause zu begrüßen.“ (1889a: 177). Solche Einstellungen (s.a. Text 3) machten die Reise nicht einfacher.

Auch seinen Trägern hatte Wolff von Anfang an mehr Furcht als Vertrauen eingeflößt, so daß er ständig damit rechnen mußte, von ihnen im Stich gelassen zu werden. Das führte wiederum zu noch größerer Strenge und Aufsicht. Als nach der Flucht seiner sieben Loango-Träger nur fünf wieder „eingefangen“ werden konnten und diese dann auch das Gepäck der beiden anderen tragen mußten, hatte das zur Folge, „dass ich sie von nun an mit eiserner Strenge, ja ich möchte sagen, barbarisch behandelte, so dass, was die Eingeborenen ihnen auch Schreckliches von der weiteren Reise erzählten, die Furcht vor mir alles überragte“ (1886: 59). Manchmal konnte er sie nur noch mit gespannter Pistole dazu bewegen, ihm weiter zu folgen.

Wie schlecht sein Ruf in dieser Hinsicht war, erkannte er dann auch nach seiner Rückkehr, als auf der Strecke von Mbanza Congo an den Kongo sämtliche Träger entflohen und Büttners Träger diesen baten, doch ja nicht mit Wolff reisen zu müssen. Nicht ohne Selbsterkenntnis beschloß Wolff auch deshalb, auf weitere Afrika-Pläne zu verzichten: „Außerdem war ich so nervös geworden, daß die geringste Nachlässigkeit meiner Leute mich in die größte Aufregung versetzte und zu harten Strafen veranlaßte. Diese Eigenschaft, die wohl auf der Reise ganz gut angebracht ist, verbreitete eine so große Furcht unter den Schwarzen, daß sie sich so leicht nicht entschlossen hätten, mit mir noch einmal in das Innere zu gehen.“ (1889a: 235)

Im eigentlichen Sinne wissenschaftliche Ergebnisse scheint Wolff von seiner Reise nicht vorgelegt zu haben. Seine Routenskizze erwies sich als sehr ungenau. Unterwegs erwarb er einige Ethnographica. Das ging, nach Ankunft in einem neuen Dorf, so vor sich: „Es wurden wie gewöhnlich alle Schätze ausgepackt und zur Schau gelegt, um die Eingeborenen zu bewegen, möglichst viele Lebensmittel und vielleicht einige ethnologisch werthvolle Sache zum Kauf anzubieten. Wie ein Budenbesitzer auf dem Jahrmarkt saß ich dann da, ließ die verschiedenen Perlenschnüre durch meine Hand gleiten, oder die Messingringe in der Sonne glitzern, spielte mit Messern, musterte recht sichtbar das schönste bunte Zeug, dazu verschieden gefärbtes Garn und Nähadeln. Es verbreitete sich dann ziemlich schnell die Kunde, daß ein weißer Mann mit allen möglichen Schätzen angekommen sei, und ein Jeder brachte eine Kleinigkeit, die er entbehren konnte, zum Tausch.“ (1889a: 225)

Wolff führte ein Tagebuch, das anscheinend nicht erhalten ist. Es bildete die Grundlage für seinen in populärem Stil verfaßten Reisebericht. Abgesehen von

der anschaulichen Erzählung des Verlaufs seiner Reise mit allen ihren Unwägbarkeiten und Strapazen enthält es verstreut auch eine Reihe ethnographischer und sonstiger Beobachtungen (s. Texte 1 u. 2), die eine Ergänzung zu den Berichten anderer Reisender bilden (vgl. z.B. Büttner). Sie sind allerdings sehr oberflächlich, was vor allem auch darauf zurückzuführen ist, daß Wolff ganz ohne Dolmetscher auskommen mußte und sich daher nur sehr schlecht verständigen konnte.

Anders als es sein mit großer Offenheit geschildertes Verhalten während der Expedition erwarten läßt, dessen Ursache wohl hauptsächlich in seinem schonungslosen Ehrgeiz lag („Ja, wir Entdecker haben auch unseren Ehrgeiz und entdecken nicht gern als Zweiter“, 1889a: 12), spiegeln seine grundsätzlichen Erkenntnisse ein abweichendes Bild, das sich deutlich von vielen der damals herrschenden Vorurteile und Klischees, ganz besonders auch von dem der Afrikareisenden seiner Zeit, unterscheidet.

Wolff hatte zwar auftragsgemäß auch Schädelmessungen, vor allem in der Umgebung von Boma, vorgenommen, doch bestritt er ihren Erkenntniswert und vermutete grundsätzlich mehr Mischungen als „Rassereinheit“. „Wegen der Geringfügigkeit der Unterschiede ist es vor der Hand sehr schwierig, ein richtiges Eintheilungsprinzip der Menschen in einzelne Rassen aufzustellen. So wird als Rassenunterschied z. B. der Schädelbau hingestellt und speziell die größere Länge oder Breite desselben. [...] Aus dem Vorkommen der drei verschiedenen Schädelarten auf drei verschiedene Rassen zu schließen, möchte ich jedoch nicht für berechtigt halten, denn diese Eintheilung in dolichocephalen, mesocephalen und brachycephalen ist eine zu willkürliche, sie schließt sich zu wenig oder vielmehr garnicht an bestimmte Merkmale des Schädelbaues an, d. h. sie bezeichnet keine thatsächlichen physischen Verschiedenheiten des Schädelbaues, sondern nur einen verschiedenen Grad eines bestimmten Verhältnisses, dessen Unwandelbarkeit erst noch bewiesen werden muß.“ (1889a: 81–82). Von der Einheit des Menschengeschlechts ausgehend, war er der Überzeugung, „daß ein jedes Wesen das Product einer langen Entwicklungsreihe“ (*ibid.*:80) sei und daß sich die heute lebenden Menschen nur sehr wenig voneinander unterscheiden. Auch die schwarze, weiße und rote Hautfarbe war seiner Meinung nach kein ursprüngliches Merkmal, sondern Ergebnis einer langen Differenzierung aufgrund sehr unterschiedlicher anlage-, klima- und ernährungsbedingter Faktoren.

Hinsichtlich der Klassifizierung der Afrikaner als „Wilde“ bezweifelte er entschieden die Berechtigung europäischer Bewertungsmaßstäbe und sprach allenfalls von „sogenannten Wilden“ (s. Text 4). Es war daher sein besonderes Anliegen, mit seinem Buch die Afrikaner, „die wir meist nur als wilde, uncultivirte Völkerschaften kennen, uns menschlich etwas näher zu bringen.“ Der Leser werde „höchstlichst überrascht sein, auch in Afrika gerade so vernünftige Menschen anzutreffen, wie in Europa.“ (1889a: IV)

Auch widersprach er der verbreiteten Ansicht, daß der Afrikaner nur für den Augenblick lebe. Er erkannte ihre unterschiedlichen Auffassungen von Grundbesitz und er durchschaute den wahren Charakter vorgeblich friedlichen Landerwerbs seitens der Europäer mittels Verträgen (s. Text 5). Da aber nicht die Humanität, sondern „der Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb“ die Welt regierten, akzeptierte er diese Praktiken als Realitäten menschlichen Handelns. Ähnlich war seine Einstellung zum Kolonialismus. Vor allem in Hinblick auf die Konkurrenzsituation der europäischen Staaten untereinander, fand er, daß Deutschland recht daran getan habe, Kolonien zu erwerben, warnte aber davor, die Erwartungen und Hoffnungen zu hoch zu spannen. In diesem Zusammenhang übernahm er auch das Klischee vom „faulen Neger“, glaubte dafür allerdings auch Gründe zu erkennen, die dieses Vorurteil nicht nur relativierten, sondern ihm auch viel von seiner abwertenden Bedeutung nahmen (s. Text 6).

Untrennbar mit diesem Topos war damals die koloniale Aufgabe der „Erziehung des Negers zur Arbeit“ verbunden. Auch Wolff sah diese Notwendigkeit, warnte aber vor allzu großem Enthusiasmus der Kolonialisten und forderte „eine ruhige dauernde Besonnenheit“, denn auch in dieser Hinsicht war er klar-sichtig genug zu erkennen, wie weit Humanität und Realität auseinanderklafften: „Zur Erfüllung dieser Vorbedingungen aber gehört Arbeit, und hiermit kommen wir zur Kardinalfrage in Betreff der Colonisation des tropischen Afrikas. Wer soll die Arbeit leisten? der Eingeborene oder der Eingewanderte? Wird sich der Eingeborene zur energischen Arbeit bequemen und ist der eingewanderte Europäer überhaupt im Stande, in diesem Klima eine anstrengende Arbeit zu leisten? Den Eingeborenen können wir auf zweierlei Weise an die Arbeit gewöhnen; entweder wir machen von dem Recht des Stärkeren Gebrauch und zwingen ihn durch die rohe Gewalt zur Arbeit, oder wir wecken in ihm Gelüste nach den Erzeugnissen unserer Cultur und zwingen ihn auf diese Weise moralisch, sich diese Erzeugnisse durch Arbeit zu verdienen. Die erstgenannte Methode entspricht nicht unseren heutigen Anschauungen von Humanität, ist dagegen bis vor kurzer Zeit allgemein üblich gewesen, insofern wir die Eingeborenen Afrikas zu Sklaven machten, und sie entweder in ihrem Lande oder auch in anderen Welttheilen für uns arbeiten ließen. Die letztgenannte Methode entspricht allerdings unseren heutigen Begriffen von Humanität, doch ist sie von einer wahren Menschlichkeit auch noch sehr weit entfernt [...]“ (1889a: 244–245)

Wie Willy Wolff sein Leben nach der Rückkehr in die Heimat gestaltete, ist ebenso wenig bekannt wie sein Todesdatum. Er war Ritter des Portugiesischen Militär-Christusordens und Inhaber des Landwehr-Verdienstordens 1. Klasse. Seit Juli 1889 war er Stabsarzt der Reserve.

Texte*1. Von Banana zum Kiamwo, 1889a: 105–108*

San Salvador ist ein Ort von ungefähr 400 Seelen auf einem Hochplateau ca. 400 m über dem Meeresspiegel gelegen. Es stehen noch die Ruinen der einstigen Festung und Kirche, welche die Portugiesen vor etwa 400 Jahren errichtet hatten. Dem jetzigen König von San Salvador, Totila mit Namen, gebührt eigentlich die Herrschaft über San Salvador nicht, sondern einem seiner Vettern, dem er dieselbe mit Hülfe der Portugiesen entrissen haben soll. Es sind dem Könige daher noch heute einige Nachbardörfer so feindlich gesinnt, daß er sich nicht dort sehen lassen dürfte, ohne Gefahr zu laufen, todtgeschlagen zu werden. Die wirkliche Macht des Königs reicht heute nicht über die Grenzen von San Salvador hinaus, doch umgiebt den König noch ein gewisser Nimbus, und der Totila von Congo ist weithin im Lande bekannt; ja es kommt auch wohl jetzt noch vor, daß er beim Tode des Mfumu, d. h. des Häuptlings eines der Nachbardörfer, um die Wahl eines neuen Oberhauptes angegangen wird.

Die Eingeborenen hier wohnen in umzäunten Gehöften, die gewöhnlich aus einem kleinen Garten, einem Hause für den Besitzer und mehreren Häusern für seine Frauen bestehen, von denen eine jede ein solches für sich beansprucht. Im Allgemeinen haben hier die Leute nicht mehr als zwei bis drei Frauen, nur der König hat deren einige zwanzig. Der Neger kauft entweder eine Freie von ihren Eltern oder eine Sklavin, die dann durch die Heirath ebenbürtig wird, häufig auch kleine Mädchen, welche, bis sie erwachsen sind, im Hause ihrer Mutter verbleiben. Die Kleidung der Weiber in San Salvador befindet sich noch in dem glücklichen Stadium, daß ein Gerson und Hertzog bei solcher Einfachheit nicht sehr floriren würde; sie besteht aus einem Stück Zeug, das um die Hüften gebunden wird und entweder nur an einer oder an beiden Seiten schlitzzartig offen ist. Am unteren Rande, der nahezu bis zum Knie reicht, wird der Hüftenschurz durch Fransen, am obern Rande durch Glasperlenschnüre verziert; die verheiratheten Frauen tragen gewöhnlich noch ein Taschentuch vor den Brüsten. Anstatt der Ohrringe sieht man öfters Stäbchen von der Dicke eines kleinen Fingers durch die ausgeweiteten Ohrläppchen gesteckt. Der Unterarm wird durch viele schmale eiserne und messingene Reifen verziert. Um den Hals und manchmal quer über die Brüste einige Perlenschnüre vollenden den Anzug der Negerinnen in der ganzen dortigen Gegend. Nur eine Eigenthümlichkeit haben die Damen von San Salvador noch; sie tragen nämlich um die Unterschenkel von den Knöcheln aufwärts fünf, ja mitunter sechs ca. 3 cm im Durchmesser haltende 4 bis 5 Pfund schwere Ringe von Messing, die in San Salvador selbst gegossen und polirt werden. So sieht man hier häufig Weiber, die stets 50 Pfund Messing an ihren Beinen mit sich herumschleppen. Dicht über den Fußknöcheln tragen sie einen dick mit Lappen umwickelten Ring, damit die Knöchel nicht wund gerieben werden. Die Männer tragen den üblichen Hüftenschurz und je

nach ihrer Wohlhabenheit ein Stück Zeug malerisch um die Schultern geschlagen.

Es existirten zu meiner Zeit zwei Factoreien, eine Filiale des portugiesischen Hauses Rosa und eine des französischen Hauses Beraud; inzwischen wird auch noch eine Filiale der holländischen Handelsvennootschap eingerichtet sein, wenigstens war damals die Rede davon. Außerdem bestehen hier zwei Missionen, eine portugiesische katholische und eine Station der englischen Baptisten-Mission. Hier machen sich also nicht allein die Kaufleute, sondern auch die Missionen Konkurrenz. Daß dies zum Nutzen der Eingeborenen geschehe, möchte ich nicht gerade behaupten. Wie oft habe ich kopfschüttelnd dem wilden Spiel der Negerknaben in der Mission zugesehen und habe diese ungezogenen Jungen mit den ruhigen, bescheidenen Negerknaben, die im Hause und unter den Augen ihrer Eltern aufwuchsen, verglichen. Wie oft hat mich Cornelius [*sc.* der Afrikaner David Cornelius Bardo, s. Einführung, Kap. 12] mit heimlicher Freude auf diesen oder jenen Knaben aufmerksam gemacht, der in der einen Mission bestraft, sich nun in der andern mästete. Was wollen die Missionen, pflegte er dann wohl zu sagen, wollen sie uns eine Religion lehren, die sie selbst nicht verstehen, wollen sie uns die Dreieinigkeit auseinandersetzen? Sie verbieten uns, mehrere Frauen zu besitzen – warum das? Sollen wir auch bis zum 30. Jahre warten, um dann ein 20jähriges Mädchen zu heirathen? Was soll aus den übrigen Mädchen werden, wenn jeder Mann nur eine Frau nimmt? Wir heirathen, wenn wir erwachsen sind und verheirathen unsere Töchter, sobald sie vollständig Weib geworden, so ist es natürlich, wenigstens sehen wir es in der ganzen Natur so. Mehr wie zwei bis drei Kinder schenken unsere Frauen uns selten, außerdem werden sie bald häßlich und unansehnlich – warum sollen wir dann nicht eine neue Frau nehmen? Eine Religion, die uns unsere Weiber verbietet, wird hier nie viel Anhänger finden. Wenn eine Religion hier eine Zukunft hat, so ist es der Islam; dieser verbreitet sich an vielen Orten im Stillen, ohne daß erst Missionshäuser gebaut werden, er geht von Hütte zu Hütte. Was sollte die Neger auch bewegen, ihren alten Sitten untreu zu werden, sind die Europäer besser, sind sie etwa glücklicher als wir? Die alten Jungfern, die für die armen Negerkinder dicke wollene Strümpfe stricken und sonstige Opfer bringen, sollten lieber für ihre Landsleute sorgen, da habe ich mehr Noth und Elend zu lindern gesehen, als hier bei den armen Heidenkindern.“

2. Von Banana zum Kiamwo, 1889a: 207–208

Ja selbst beim Kiamwo habe ich von einer bedrückenden Sklaverei nichts bemerken können, trotzdem derselbe ein afrikanischer Eroberer ist, der sich aus einem kleinen Häuptling am linken Ufer des Quango zu einem großen Herrscher emporgeschwungen hat. Weit und breit gefürchtet, hat er seine Macht nach allen Seiten hin auch auf das rechte Ufer des Quango, von wo er die ur-

sprünglichen Einwohner verdrängt hat, ausgedehnt und selbst seinen Namen dem Volke übertragen. Der Stamm, der ursprünglich Majakka geheißen haben soll, nennt sich heute nicht anders als muntu Kiamwoe, das heißt „Leute des Kiamwo“ und zwar sieht man ihnen den Stolz an, mit dem sie sich die Mannen des Kiamwo nennen. Sie wissen recht wohl, was sie dem Kiamwo, dem großen Krieger zu verdanken haben, daß sein Name es war, der die feindlichen Reihen wanken, die Mütter zu Wittwen [*sic*] und die Kinder zu Waisen machte, ihnen selbst aber reiche Beute an Sklaven und großen Landbesitz verlieh. Heute ist der Kiamwo ein alter kranker Mann, der sich wohl schwer entschließen würde, noch Eroberungskriege zu führen. Er und sein Volk ernten jetzt die Früchte der einstigen Siege durch die Segnungen des Friedens. Weithin nach allen Richtungen in fremde Länder können die Kiamwoleute ungehindert zum Zwecke des Handels ziehen. Sie kaufen von den Küstenbewohnern Zeug, Perlen, Eisen, Messing, Gewehre, Pulver und Salz, verbrauchen diese Artikel zum Theil selbst, zum Theil verhandeln sie dieselben weiter nach Osten. Sie selbst produciren hauptsächlich Kautschuck. Der König Kiamwo ist der größte Händler des Landes; seinen Leuten begegnet man öfters auf Handlungsreisen, die Länder durchstreifend. Zu erkennen sind die Kiamwoleute leicht, sie tragen erstens fast sämmtlich ein und dieselbe Haartour, die einem bairischen Helme ähnlich sieht, auf der Höhe des Kopfes einen Federbusch. Die Zähne lassen sie in der natürlichen Schönheit, sie brechen weder einige aus, noch feilen sie dieselben aus, wie die weiter westwärts wohnenden Völker. Dann tragen sämmtliche Männer ein Schwert von ganz bestimmter Form. Von diesem Schwerte trennen sie sich sehr selten, sie hängen es um, sobald sie ihr Haus verlassen, wenn sie nur im Dorfe umhergehen. Gehen sie weiter weg, so nehmen sie ihr Steinschloßgewehr mit, das gewöhnlich am Schaft reich mit Messingnägeln verziert ist.

3. Von Banana zum Kiamwo, 1889a: 185–188

[Audienz beim Mwene Mputu Kasongo:] Wir waren eben dabei, uns häuslich einzurichten, da kamen Abgesandte vom König, die mich fragten, womit er mir gefällig sein könnte, was ich essen möchte; ich forderte reife Bananen und ein Schwein. Man brachte mir bald darauf Bananen, welche die Reife schon hinter sich hatten; ich gab dieselben daher wieder zurück. Ein Schwein, sagten sie, könnten sie mir nicht vor dem anderen Morgen geben, da es sich jetzt nicht einfangen ließ; ich bat nun vorläufig um ein Huhn, das mir dann auch alsbald mit einer großen Kalabasse Palmwein überreicht wurde. Am folgenden Morgen wurde ich durch das Grollen einer jungen fetten Sau, die gebunden vor meiner Thür lag, geweckt. Wir machten uns nun sofort daran, sie zu schlachten, abzubrühen und zu zerlegen. Als wir bei der besten Arbeit waren, und ich mich schon auf einen guten Bissen freute, kamen Abgesandte vom Kiamwo, die mich zu ihm baten. Ich wollte mich nicht gerne stören lassen und antwortete: ich

würde kommen, sobald ich gegessen hätte. Als ich nach einigen Stunden zu ihm kam, nahm mich der hohe Herr nicht an, sondern sandte mir eine Kalabasse Palmwein heraus und ließ mir sagen: er schliefe, ich sollte morgen wiederkommen. Aergerlich mußte ich wieder umkehren. Bald darauf bekam ich Fieber. Am folgenden Tage wiederholte sich der Fieberanfall. Während ich gerade im heftigsten Fieber lag, kamen wiederum die Abgesandten des Kiamwo, um mich zu ihm zu bitten; selbstverständlich war ich nicht im Stande zu ihm zu gehen.

Am nächsten Tage fühlte ich mich wieder besser. Ich ließ den Kiamwo durch einen meiner Loangos fragen, ob er mich empfangen wolle. Mein Junge brachte mir eine bejahende Antwort. Sei es nun, daß der Loango nicht richtig verstanden hatte, sei es, daß der König mir seine Hoheit deutlich machen wollte, kurz, er nahm mich wiederum nicht an. Ich war, wie man sich leicht denken kann, sehr aufgebracht über ein derartiges Gebahren und wollte mir nun mit Gewalt Eingang verschaffen. Ich schnitt die Stricke, mit denen die Thür geschlossen war, durch und wollte in den Hofraum treten, doch eine zahlreiche Schaar bewaffneter Männer versperrte mir den Weg und ließ sich durchaus nicht von mir einschüchtern. Als ich nun sah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, ließ ich dem Kiamwo bestellen: ich würde jetzt so lange vor seiner Thür warten, bis er mich empfinde; ich wäre zu schwach und krank, um fortwährend den Weg zu ihm vergebens zu machen. Bald darauf erhielt ich die Antwort: ich solle ein Weilchen warten, Kiamwo ließe nur seine Großen rufen, sobald dieselben versammelt wären, würde er mich empfangen. Ich legte mich daher auf mein Feldbett, das ich mir hatte nachtragen lassen, dieweil die Neger hier noch nicht die Einrichtung der Stühle kennen. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde öffneten sich auch für mich die Thore des Königs-Palastes, nachdem vorher schon eine große Anzahl vornehmer Neger hereingelassen worden waren. Ich passirte die Umzäunung und befand mich nun in einem sehr weiten Hofraum; links und rechts von mir stand je ein großes rundes Haus mit hohem spitzen Dache. Bei meinem Eintritt in den Hof erklang ein Glockenspiel, das durch Aneinanderschlagen von kurzen Eisenstäben hervorgebracht wurde. Ich schritt dann weiter an einem Kreis von meist behäbigen älteren Negern vorüber, wahrscheinlich den Würdenträgern des Reiches, und stand plötzlich vor dem gefürchteten Kiamwo, der von seinen Leuten durch eine spanische Wand aus einheimischem Zeuge getrennt auf einem Felle mit verschränkten Beinen zur ebenen Erde saß. Neben ihm saß nur noch ein Neger.

Kiamwo ist ein alter hagerer Mann, durch Narben auf der Nase entstellt, er spricht sehr schwer verständlich näseld; wahrscheinlich hat ein Geschwür den Gaumen zerstört. Der Begleiter wiederholte uns die Worte seines sehr undeutlich sprechenden Herrn. Wir tauschten erst die üblichen Höflichkeitsformen aus, daß wir uns nämlich sehr freuten, die gegenseitige Bekanntschaft zu machen. Darauf trug ich ihm den eigentlichen Zweck meiner Reise vor: Ich wünschte

200 Leute von ihm, die mit mir nach San Salvador zurückkehren, und mein Gepäck von San Salvador nach dem Quango schaffen sollten. Von hier sollten sie mich dann wieder möglichst weit nach dem Osten begleiten. Der König verzog keine Miene bei dieser für ihn mindestens etwas überraschenden Forderung, sondern antwortete nur: Er habe vernommen und würde mir in einigen Tagen eine Antwort geben. Ich bat noch um verschiedene Kleinigkeiten, so um Salz, das mir schon gänzlich ausgegangen war, dann um Zuckerrohr, Kaffee, den man leider hier nicht hatte, und endlich sprach ich noch den Wunsch aus, die Häuser des Kiamwo besichtigen zu dürfen. Diese Bitte jedoch schlug Kiamwo mir mit dem Bemerkten, daß er krank sei, ab; jedenfalls wollte er seinen Leuten die Schlüssel nicht anvertrauen! Danach gab er mir huldvoll zu verstehen, daß ich mich empfehlen könnte, was ich auch ganz gehorsamst that.

Die Wohnung des Kiamwo ist nicht eines der großen runden Häuser, wie ich anfänglich glaubte, sondern ein kleines Haus, wie es alle Neger besitzen. Wozu die beiden großen Gebäude vorhanden sind, ob es Schatzkammern oder Festsäle sind, habe ich leider nicht erfahren können. Von den Gebäuden des Kiamwo durch eine Straße getrennt, befindet sich ebenfalls ein hoch umzäumtes, sehr großes Gehöft, in dem sich die Frauen und Kinder des Kiamwo aufhalten.

4. Von Banana zum Kiamwo, 1889a: 197–199

Da Kiamwo mir noch immer keine Antwort gab, hatte ich hinreichend Muße, auch hier am Quango die sogenannten Wilden kennen zu lernen. Ich sage absichtlich „sogenannte Wilde“, denn es gehört unsere ganze europäische Eingebildetheit und Ueberhebung dazu, diese ruhigen, decenten und begabten Leute Wilde zu nennen. Die meisten Schriftsteller, welche die afrikanischen Eingeborenen beschreiben, gefallen sich darin, die Beschränktheit und, im Verhältniß zu anderen Rassen, geringere geistige Begabung und Entwicklungsfähigkeit der Neger hervorzuheben. Es werden gewöhnlich einige, uns auf den ersten Blick absonderlich und kindlich vorkommende Eigenheiten hervorgehoben und in's Lächerliche gezogen. In Vergleichen mit anderen Racen, speciell mit der weißen Race, wird den Negern gewöhnlich nicht das Gros des andern Volkes, die Landbevölkerung, entgegengestellt, sondern im Allgemeinen schweben den meisten Reisenden und Schriftstellern ihre eigenen Personen und Gesellschaftsklassen als Vergleichsobject vor. Auch wird gewöhnlich die Bildungsfähigkeit mit der Bildung verwechselt und bei der Kritik nicht genug Rücksicht darauf genommen, daß eine niedere Stufe der Bildung, oder besser dessen, was wir Bildung nennen, noch manche andere Gründe haben kann, als eine mangelnde Ausbildungsfähigkeit.

Die Form des afrikanischen Continents, dieses mächtigen Kolosses mit seinen schwer zugänglichen Küsten, verhinderte, daß die Eingeborenen mit anderen Völkern in nähere Berührung kamen, oder will man etwa die Raubzüge und Sklavenjagden, welche die Vertreter der verschiedensten hochcivilisirten Völker

betrieben haben, eine für die Culturentwicklung der Neger wichtige Berührung nennen? Der unfruchtbare Boden des größten Theiles von Mittelafrika, die Armuth an Mineralien in diesen Gegenden und schließlich das erschlaffende Klima: diese Umstände zusammen haben gewiß eine nicht zu unterschätzende Schuld an dem niedrigen Bildungsgrad der Afrikaner. Außerdem beweist der Umstand, daß die Neger nicht im Stande sind, so vorzügliche Mordwaffen zu verfertigen wie wir, daß sie ferner ohne Polizei, stehendes Heer etc. in Ruhe nebeneinander zu leben vermögen, noch lange nicht, daß sie uns in allen Punkten der Bildung unterlegen sind. So mancher hochgebildete Europäer könnte von einem Negerknaben gutes Betragen lernen, so mancher langweilige Gesellschafter, der nicht drei Worte zusammenhängend zu reden versteht, könnte von dem gewöhnlichsten Neger hören, wie man sich unterhält, und umgekehrt, so mancher wüste Schwätzer könnte von jedem Neger lernen, daß man so lange zu schweigen hat, als ein Anderer spricht. Was hier bei uns mit allen Mitteln der Erziehung nicht in den Menschen hineingebracht wird, ist dem Neger zum Theil angeboren. Ueberraschend ist z. B. die Logik des Negers. Wie logisch richtig der Neger denkt, beweist unter anderem die präzise Art, in der er eine negative Frage beantwortet. Fragt man ihn z. B.: Hast du nicht meine Leute gesehen? So antwortet er mit ja, indem er stets die Negation der Frage ergänzt. Wir machen es weniger logisch, gerade umgekehrt.

Der Grundzug des Negercharakters ist ruhige Gelassenheit; doch kann der Neger leicht, da ihn gewöhnlich keine großen Sorgen quälen, in Heiterkeit versetzt werden; selten wird er auch hierbei seine Würde vergessen.

5. *Von Banana zum Kiamwo, 1889a: 200–202*

Es ist vielfach der Glaube verbreitet, als lebe der Neger dem Kinde gleich nur dem Augenblicke und denke nicht an die Zukunft; dem ist jedoch nicht so, denn wie würde er sonst sparen, ja große Schätze in Waaren anhäufen. Es giebt viele große Händler im Inneren, die ganze Häuser voll Waaren, wie Zeug, Eisen, Messing, Pulver etc., anhäufen. Auch bei den Negern ist Reichthum eine Macht.

Feldfrüchte werden im Allgemeinen nicht aufgespeichert, sondern nur so viel gebaut, als zum Lebensunterhalt nothwendig sind; da, so dieselben ein Handelsartikel sind, wird der Ueberfluß verkauft und zwar gewöhnlich bald nach der Ernte. Aus diesem Grunde kann es leicht geschehen, daß bei einer Mißernte große Hungersnoth entsteht. Doch darf man die Schuld für derartige Unglücksfälle nicht sowohl der Kurzsichtigkeit und dem Leichtsinne der Neger beimessen, als vielmehr den klimatischen Verhältnissen, insofern nämlich die Früchte sich nur sehr schwer während der Regenzeit in gutem Zustande erhalten lassen. Ein zweites Moment, das die Aufbewahrung von Nahrungsmitteln erschwert, ist die Gier der Insecten. Vor der Gefräßigkeit dieser Thiere, zumal der weißen Ameisen, ist auf längere Zeit nichts zu bergen.

Der Begriff des Privat-Landbesitzes fehlt im Allgemeinen dem Neger; das Land gehört dem Stamme, dem ganzen Volke; unter dem es wiederum den einzelnen Gemeinden oder Dörfern zugetheilt ist. Da unbebautes Land im Ueberfluß vorhanden ist, so bedarf der Einzelne auch keines festen Landbesitzes, zumal überall Raubbau getrieben wird, der Acker also nicht durch die Bearbeitung und Bebauung gewinnt, sondern verliert. Ist eine bestimmte Landfläche einige Jahre bebaut worden, so wird an einer anderen Stelle das hohe Gras abgeschnitten resp. verbrannt, der Boden mit einer Hacke etwas aufgelockert und besät resp. mit Stecklingen besetzt, wie z. B. bei dem Maniokbau. Durch die Bearbeitung gewinnt der Neger den zeitigen Besitz des betreffenden Stück Landes. Anders verhält es sich mit dem Besitz der Palmenbäume; diese gehören einem bestimmten Besitzer, der sie vererben und verkaufen kann. Dieselben repräsentiren einen nicht zu unterschätzenden Werth, insofern sie entweder eine gewisse Menge des angenehmen Weines täglich geben, oder Oelfrüchte tragen.

Die eigenthümlichen Begriffe über den Besitz von Grund und Boden äußern sich auch in dem sogenannten Verkauf von Ländereien an die Europäer. Die Kaufleute müssen an den meisten Plätzen der West- und Südwestküste außer einer einmal bezahlten höheren Summe alljährlich eine Abgabe für die in Anspruch genommenen Grundstücke zahlen. Es gleicht daher diese Art des Kaufes mehr einem Pachtvertrag, und fürchte ich, daß manche dieser großen Landwerbungen, wie sie europäische Gesellschaften und Privatpersonen gemacht haben, später, wenn die Eingeborenen erst über unsere Begriffe von Besitz aufgeklärt sind, zu Verwicklungen mit den Eingeborenen Anlaß geben werden, die schließlich nur durch das Gesetz des Stärkeren entschieden werden können. So erscheint eigentlich der friedliche Erwerb durch Vertrag nur als Vorwand zur späteren gewalthätigen Besitzergreifung. Es kommt noch hinzu, daß wir in vielen Fällen gar nicht wissen, ob diejenigen Personen, welche uns das Land verkaufen, überhaupt das Recht dazu haben, vorausgesetzt selbst, daß sie sich über die Tragweite ihrer Handlungen ganz klar wären. Nun liegt es mir fern, die oben beschriebene Handlungsweise der Europäer den Negern gegenüber allzu streng zu verurtheilen, denn weder das Rechtlichkeitsgefühl noch die Humanität, so viel wir auch beides im Munde führen, regieren die Welt, sondern der Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb; allein es ist doch immerhin gut, wenn man sich wenigstens darüber klar wird, auf wessen Seite das Recht ist.

6. Von Banana zum Kiamwo, 1889a: 109–110

Faul sind die Neger und können es sein, nicht etwa weil die Natur ihnen alle Bedürfnisse leicht und willig in den Schooß legt, sondern weil sie nur ganz außerordentlich geringe Bedürfnisse haben. Ein jeder Neger ist ein geborener Diogenes. Und wenn es wahr ist, was uns ja schon von den alten Griechen gelehrt und in der Schule stets wiederholt wird, daß der Mensch der Glücklichste ist, der die wenigsten Bedürfnisse hat, so wäre es an uns, die glücklichen Neger

zu beneiden, und wenn es ferner wahr ist, was stets in die Welt hinausposaunt wird, daß wir die Neger nur aus Rücksichten der Humanität mit unserer Cultur und deren Früchten beglücken, so wären es gerade diese Rücksichten, die uns bestimmen sollten, die Neger sich selbst und ihrem Glücke zu überlassen. Es müssen uns daher doch wohl noch andere Passionen zu den Wilden hinziehen, und Cornelius [der Afrikaner David Cornelius Bardo] hat vielleicht nicht so unrecht, wenn er sagt: wir Europäer seien grausamer, hinterlistiger und gefährlicher als die Tiger, wir zeigten nur die Sammetpfötchen, aber darunter bergen sich die schärfsten Krallen. „Erst lockt ihr die Neger durch den Fusel, den ihr in eurem Lande nicht verwerthen könnt, an euch und macht sie mürbe, dann gebt ihr ihnen eure schlechten Baumwollstoffe, die kaum das Ansehen, aber nicht das Anziehen aushalten. Glücklicherweise haben wir die Anzüge nicht nöthig, doch werden wir durch den bunten Flitter eitel gemacht. Endlich bietet ihr uns euren Schutz an, den wir wohl oder übel annehmen müssen, wenn wir uns nicht größeren Injurien aussetzen wollen. So nistet ihr euch mit der Zeit immer fester bei uns ein, bis ihr schließlich die Herren des Landes geworden seid. Diplomatisch mag man diese Handlungsweise nennen; edel und human jedoch, wie ihr euch immer hinstellen beliebt, ist das nicht.“

LITERATURVERZEICHNIS

LITERATUR ZUR EINFÜHRUNG UND ALLGEMEINES

- Bade, Klaus J. (Hrsg.), ²1984: *Imperialismus und Kolonialmission. Kaiserliches Deutschland und koloniales Imperium*. Wiesbaden: Steiner.
- Barrett-Gaines, Kathryn, 1997: „Travel Writing, Experiences, and Silences: What is Left Out of European Travelers' Accounts – the Case of Richard Dorsey Mohun“, *History in Africa* 24: 53–70.
- Bastin, Marie-Louise, 1982: *La sculpture tshokwe*. Meudon: Alain et Françoise Chaffin.
- Beidelman, T.O., 1982: „The Organization and Maintenance of Caravans by the Church Missionary Society in Tanzania in the Nineteenth Century“, *International Journal of African Historical Studies* 15(4): 601–623.
- Blier, Suzanne Preston, 1993: „Truth and Seeing: Magic, Custom, and Fetish in Art History“, in: Robert H. Bates, V.Y. Mudimbe und Jean O'Barr, *Africa Disciplines. The Contribution of Research in Africa to the Social Sciences and Humanities*. Chicago und London: University of Chicago Press: 139–166.
- Bouba, Aissatou, 1996: „Lauter breite Negergesichter‘. Die Darstellung der äußeren Erscheinung einiger nicht-moslemischer Ethnien aus Deutsch-Nordkamerun in der Vorkolonial- und Kolonialzeit“, *Paideuma* 42: 63–83.
- Bridges, Roy C., 1987: „Nineteenth-century East African Travel Records, with an Appendix on ‚Armchair Geographers‘ and Cartography“, in: Beatrix Heintze und Adam Jones (Hrsg.), *European Sources for Sub-Saharan Africa before 1900: Use and Abuse*. Stuttgart: Steiner (*Paideuma* 33): 179–196.
- Capello, H[ermenegildo] und R[oberto] Ivens, 1881: *De Benguella ás terras de Iácca*. Lissabon: Imprensa Nacional, 2 Bände.
- 1886: *De Angola á contra-costa. Descrição de uma viagem através do continente africano*. Lissabon: Imprensa Nacional, 2 Bände.
- Carvalho, Henrique Augusto Dias de, 1890a: *Ethnographia e História Tradicional dos Povos da Lunda*. Lissabon: Imprensa Nacional.
- 1890b: *Methodo pratico para fallar a lingua da Lunda contendo narrações historicas dos diversos povos*. Lissabon: Imprensa Nacional.
 - 1890c: *Memoria a Lunda ou os Estados do Muatiânvua, dominios da soberania de Portugal*. Lissabon: Adolpho, Modesto & Ca..
 - 1890–1894: *Descrição da Viagem à Mussumba do Muatiânvua*. Lissabon: Imprensa Nacional, 4 Bände.
 - 1892: *Meteorologia, climatologia e colonisação*. Lissabon: Typographia do Jornal.
- Dias, Jill R., 1976: „Black Chiefs, White Traders and Colonial Policy near the Kwanza: Kabuku Kambilo and the Portuguese 1873–1896“, *Journal of African History* 17(2): 245–265.
- 1984: „Uma questão de identidade: Respostas intelectuais às transformações económicas no seio da elite crioula da Angola portuguesa entre 1870 e 1930“, *Revista Internacional de Estudos Africanos* 1: 61–94.
 - 1986: „Changing Patterns of Power in the Luanda Hinterland: The Impact of Trade and Colonisation on the Mbundu ca. 1845–1920“, *Paideuma* 32: 285–318.
- „Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a.M.“, 1882: *Globus* 42: 172–174.
- „Die Thätigkeit des Vorstandes der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin in Betreff des Planes, durch eine Reihe methodisch geleiteter Expeditionen auf die Erforschung

- Aequatorial-Afrika's hinzuwirken“, 1873: *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 8: 170–181, 257–262.
- „Eine portugiesische Stimme über die Afrika-Forschung“, 1877–1878: *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II: 48–52.
- Essner, Cornelia, 1985: *Deutsche Afrikareisende im neunzehnten Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner.
- 1987: „Some Aspects of German Travellers' Accounts from the Second Half of the 19th Century“, in: Beatrix Heintze und Adam Jones (Hrsg.), *European Sources for Sub-Saharan Africa before 1900: Use and Abuse*. Stuttgart: Steiner (*Paideuma* 33): 197–205.
- Evans, Richard J., 1998: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt: Campus.
- Gall, Lothar, 1997: *Bismarck. Der weisse Revolutionär*. Berlin: Ullstein.
- Geiss, Imanuel, 1988: *Geschichte des Rassismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gothsch, Manfred, 1983: *Die deutsche Völkerkunde und ihr Verhältnis zum Kolonialismus. Ein Beitrag zur kolonialideologischen und kolonialpraktischen Bedeutung der deutschen Völkerkunde in der Zeit von 1870 bis 1975*. Baden-Baden: Nomos.
- Gronemeyer, Reimer (Hrsg.), 1991: *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*. Reinbek bei Hamburg: Rohwolt.
- Gründer, Horst, ³1995: *Geschichte der deutschen Kolonien*. Paderborn et al.: Schöningh (¹1985).
- Güßfeldt, Paul, Julius Falkenstein und Eduard Pechuël-Loesche, 1879–1882: *Die Loango-Expedition ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas*. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen. Leipzig: Paul Froberg.
- Guimarães, Ângela, 1984: *Uma corrente do colonialismo português. A Sociedade de Geografia de Lisboa 1875–1895*. Porto: Livros Horizonte.
- Heintze, Beatrix, 1990: „In Pursuit of a Chameleon: Early Ethnographic Photography from Angola in Context“, *History in Africa* 17: 131–156.
- 1994: „Ethnohistorische Bildinterpretation im Kontext“, *Tribus* 43: 95–111.
- 1999: „Die Konstruktion des angolischen 'Eingeborenen' durch die Fotografie“, in Michael Wiener (Hrsg.), *Ethnologie und Photographie (= Fotogeschichte* 19 [71]): 3–13.
- 2000: „Feldforschungstreß im 19. Jahrhundert: Die deutsche Loango-Expedition 1873–1876“, in Sylvia M. Schomburg-Scherff und Beatrix Heintze (Hrsg.), *Die offenen Grenzen der Ethnologie. Schlaglichter auf ein sich wandelndes Fach*, Frankfurt a.M.: Lembeck: 39–51.
- 2002: *Afrikanische Pioniere: Trägerkarawanen im westlichen Zentralafrika (ca. 1850–1890)*. Frankfurt a.M.: Lembeck .
- 2003: „Propaganda Concerning ‚Man-Eaters‘ in West-Central Africa in the Second Half of the Nineteenth Century“, *Paideuma* 49: 125–135.
- 2004: *Pioneiros Africanos: Caravanas de carregadores na África Centro-Occidental (entre 1850 e 1890)*. Übersetzung von Marina Santos. Lissabon: Editorial Caminho / Luanda: Nzila.
- Henriques, Isabel de Castro, 1995: *Commerce et changements en Angola au XIX^e siècle. Imbangala et Tshokwe face à la modernité*. Paris: Editions L'Harmattan, 2 Bände.

- 1996: „Origens do empresariado angolano (séc. XIX)“, *Economia Global & Gestão* 1, 1996: 55–74.
- Hofbauer, Andreas, 1997: „Von Rasse zu Identität. Vom Ringen um Paradigmen in der „Wissenschaft vom anderen“, *Anthropos* 92(4/6): 569–577.
- Hoover, James Jeffrey, 1978: *The Seduction of Ruweji: Reconstructing Ruund History (the Nuclear Lunda; Zaire, Angola, Zambia)*. Ph.D. Yale University, Ann Arbor *et al.*
- Krieger, Kurt, 1965–1969: *Westafrikanische Plastik*. Berlin: Museum für Völkerkunde, 3 Bände.
- Lagercrantz, Sture, 1962: „The African Chigoe: a Study of its Advent and Migrations“, *Anthropos* 57, 1962: 547–567.
- Lee, Pamela M., 1995: „The aesthetics of value, the fetish of method: a case study at the Peabody Museum“, *Res* 27: 133–145.
- Likaka, Osumaka, 1967: „Colonialisme et clichés sociaux au Congo Belge“, *Africa* (Roma) 52(1): 1–27.
- MacGaffey, Wyatt, und John M. Janzen, 1974: „A propos *nkisi* figures of the Bakongo“, *African Arts* 7(3): 87–89.
- MacGaffey, Wyatt, 1977: „Fetishism revisited: Kongo *nkisi* in sociological perspective“, *Africa* 47(2): 172–184.
- Margarido, Alfredo, 1978: „Les Porteurs: forme de domination et agents de changement en Angola (XVII^e–XIX^e siècles)“, *Revue française d’Histoire d’Outre-Mer* 65(240): 377–400.
- Markmiller, Anton, 1995: „*Die Erziehung des Negers zur Arbeit*“. *Wie die koloniale Pädagogik afrikanische Gesellschaften in die Abhängigkeit führte*. Berlin: Reimer.
- Marques, Agostinho Sisenando, 1889: *Os climas e as produções das terras de Malange à Lunda*. Lissabon: Imprensa Nacional.
- Martin, Phyllis M, 1972.: *The External Trade of the Loango Coast 1576–1870. The Effects of Changing Commercial Relations on the Vili Kingdom of Loango*. Oxford: Clarendon Press.
- 1987: „Family Strategies in Nineteenth-Century Cabinda“, *Journal of African History* 28: 65–86.
- Miller, Joseph C., 1973: „Slaves, Slavers and Social Change in nineteenth Century Kasanje“, in: Franz-Wilhelm Heimer (Hrsg.), *Social Change in Angola*. München: Weltforum: 9–29.
- 1977: „Imbangala Lineage Slavery“, in: Suzanne Miers und Igor Kopytoff, *Slavery in Africa. Historical and Anthropological Perspectives*. Madison: University of Wisconsin Press: 205–233.
- 1988: *Way of Death. Merchant Capitalism and the Angolan Slave Trade 1730–1830*. London: James Currey.
- 1989: „The Confrontation on the Kwango: Kasanje and the Portuguese, 1836–1858“, in: *I Reunião Internacional de História de África. Relação Europa-África no 3.º quartel do Séc. XIX*. Lissabon: Instituto de Investigação Científica Tropical: 535–572.
- Müller, Klaus E., 1981: „Grundzüge des ethnologischen Historismus“, in: Wolfdietrich Schmied-Korwazik und Justin Stagl (Hrsg.), *Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion*. Berlin: Reimer: 193–231.

- ³1992: „Geschichte der Ethnologie“, in: Hans Fischer (Hrsg.), *Ethnologie. Einführung und Überblick*. Berlin, Hamburg: Reimer (¹1983).
- Nipperdey, H., 1886: „Fetisch und Fetischglaube im Westen Afrika’s“, *Das Ausland* 59: 712–714.
- Nowell, Charles E., 1982: *The Rose-Colored Map. Portugal’s Attempt to Build an African Empire from the Atlantic to the Indian Ocean*. Lissabon: Junta de Investigações Científicas do Ultramar.
- Obst, H., 1881: „Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens“, *Globus* 39: 10–13, 30–32.
- Open, Achim von, 1993: *Terms of Trade and Terms of Trust. The history and contexts of pre-colonial market production around the Upper Zambezi and Kasai*. Münster und Hamburg: Lit.
- Osterhammel, Jürgen, 1995: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*. München: C.H. Beck.
- Peschel, Oscar, ²1875: *Völkerkunde*. Leipzig: Duncker & Humblot (¹1874).
- Petermann, A., 1875: „Die Deutsche Afrikanische Expedition“, *Petermanns Mitteilungen* 21: 1–11.
- Pietz, William, 1985–1988: „The Problem of the Fetish“, I, II, III, *Res* 9, 1985: 5–17; 13, 1987: 23–45; 16, 1988: 105–122.
- Phillips, R.C., 1884: „Volksstämme am Congo. Eine sociologische Studie“, *Deutsche Geographische Blätter* 7(4): 313–350.
- Pinto, Serpa, 1881: *Como eu atravessei África do Atlantico ao mar indico, viagem de Benguella á contra-costa. A-través regiões desconhecidas; determinações geográficas e estudos ethnographicos*. London: Sampson Low, 2 Bände.
- Pratt, Mary Louise, 1992: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London und New York: Routledge.
- Ratzel, Friedrich, 1895, *Völkerkunde*. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut, 2 Bände.
- Santos, Maria Emília Madeira, 1987: *Capelo e Ivens: Um fecho europeu para uma tradição nacional*. Separatas do Centro de Estudos de História e Cartografia Antiga 184, Lissabon: Instituto de Investigação Científica Tropical.
- ²1988 *Viagens de exploração terrestre dos portugueses em África*. Lissabon (¹1978).
- 1998: *Nos caminhos de África. Serventia e Posse. Angola Século XIX*, Lissabon: Instituto de Investigação Científica Tropical.
- Schultze, Fritz, 1871: *Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte*. Leipzig: Wilfferodt.
- Simpson, Donald, 1975: *Dark Companions. The African Contribution to the European Exploration of East Africa*. London: Paul Elek.
- Spittler, Gerd, 1987: European Explorers as Caravan Travellers in the West Sudan. Some Thoughts on the Methodology of Journeys of Exploration. In: Beatrix Heintze und Adam Jones (Hrsg.), *European Sources for Sub-Saharan Africa before 1900: Use and Abuse*. Stuttgart: Steiner (*Paideuma* 33): 391–406.
- Torres, Adelino, 1989: „Legislação do Trabalho nas Colónias Africanas no 3.º Quartel do Século XIX: Razões do Fracasso da Política Liberal Portuguesa“, in: *I Reunião Internacional de História de África. Relação Europa-África no 3.º quartel do Séc. XIX*. Lissabon: Instituto de Investigação Científica Tropical: 65–79.

- 1991: *O Império Português entre o Real e o Imaginário*. Lissabon: Escher.
- Turner, Thomas, 1993: „Batetela“, „Baluba“, „Basonge“: Ethnogenesis in Zaire“, *Cahiers d'Etudes africaines* 132, XXXIII(4): 587–612.
- Vajda, László, 1995: „Greuelmärchen und Wunderland. Geschichten im Dienste des Fernhandels in vorindustrieller Zeit“, in: Helga Breuninger und Rolf Peter Sieferle (Hrsg.), *Markt und Macht in der Geschichte*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt: 20–44.
- Vansina, Jan, 1987: „The Ethnographic Account as a Genre in Central Africa“, in: Beatrix Heintze und Adam Jones (Hrsg.), *European Sources for Sub-Saharan Africa before 1900: Use and Abuse*. Stuttgart: Steiner (*Paideuma* 33): 433–444.
- Vellut, Jean-Luc, 1972: „Notes sur le Lunda et la frontière luso-africaine (1700–1900)“, *Etudes d'histoire africaine* 3: 61–166.
- 1989a: „The Congo Basin and Angola“, in: *General History of Africa*. Band 6: J.F. Ade Ajayi (Hrsg.), *Africa in the Nineteenth Century until the 1880s*. Berkeley: University of California Press: 294–324.
- 1989b: „L'Économie Internationale des Côtes de Guinée Inférieure au XIX^e Siècle“, in: *I Reunião Internacional de História de África. Relação Europa-África no 3.º quartel do Séc. XIX*. Lissabon: Instituto de Investigação Científica Tropical: 135–206.
- 1991: „La communauté portugaise du Congo belge (1885–1940)“, in: J. Everaert und E. Stols (Hrsg.), *Flandre et Portugal. Au confluent de deux cultures*. Anvers: Fonds Mercator: 315–372.
- Waitz, Theodor, 1859–1872: *Anthropologie der Naturvölker*. Leipzig: Fleischer, 6 Bände.
- Wesseling, H.L., 1996: *Divide and Rule. The Partition of Africa, 1880–1914*. Translated by Arnold J. Pomerans. Westport, Conn. und London: Praeger.
- Wichmann, H., 1885: Der Kongo-Staat und die europäischen Kolonien in Afrika, *Petermanns Mitteilungen* 31: 136–144.
- Weule, Karl, 1923: „Die deutsche Völkerkunde vor, während und nach der Kriegszeit“, *Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde* 63: 420–457.
- Youngs, Tim, 1994: *Travellers in Africa, British Travelogues, 1850–1900*. Manchester und New York: Manchester University Press.

QUELLEN UND LITERATUR ZU DEN KURZBIOGRAPHIEN

Wichtige Arbeiten der nachfolgenden Forscher, die keinen Bezug zu den hier im Mittelpunkt stehenden Reisen haben, sind in die entsprechenden Kurzbiographien integriert.

Johann Paul Augspurger

Quelle

Kurtze und wahrhafte Beschreibung der See-Reizen von Amsterdam in Holland nacher Brasilien in America, und Angola in Africa. Vom 4. Novembris 1640. biß 10. Julii 1642. Schleusingen: Joh. Michael Schalln 1644.

Hermann von Barth-Harmating

Quellen

Barth-Harmatin, Hermann von: „Angola-Fahrt“, *Das Ausland* 49, 1876, Nr. 26: 501–505 („I. Von Lissabon nach Madeira“), Nr. 29: 561–564 („II. Ein Morgenspaziergang auf Madeira“), Nr. 36: 701–705 („III. Von Madeira nach den Cap Verde’schen Inseln“), Nr. 47: 921–924, Nr. 48: 944–948 („IV. Von den Cap Verde’schen Inseln nach S. Thomé“), Nr. 50: 985–988 („V. Von S. Thomé nach S. Paolo de Loanda“).
– „Aufzeichnungen über die Inseln S. Jago und S. Antão vom Archipel der Capverdischen Inseln“, *Das Ausland* 51, 1878, Nr. 42: 821; Nr. 45: 890.

Literatur

„BARTH-HARMATING, HERMANN VON“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 2. Leipzig und Wien ⁶1905: Bibliographisches Institut: 404.
„BARTH-HARMATING, HERMANN VON“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 1. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1978: 184–185.
(Buchner, Max:) „Die Buchner’sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I, 1878–1879: 138–139 (Grab von H. v. Barth).
Dr. Hermann Freiherr v. Barth, Manuskript unbekannter Autorenschaft (Handschrift ist nicht diejenige Ratzels) im Nachlaß Friedrich Ratzel, 447, Institut für Länderkunde, Leipzig, s.d.
Globus 29, 1876: 144; 35, 1879: 31.
Erman, Wilhelm: (Besprechung von) „Otto Schütt. Reisen im südwestlichen Becken des Congo... Berlin 1881“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 8, 1881: 384–387.
Günther: „Hermann Freiherr von Barth-Harmating“. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 46. Leipzig: Duncker & Humblot 1902: 221–222.
Hellwald, Friedrich von: „Hermann v. Barth“. In: *Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik* 3, 1881: 302–306.
Karte in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 15, 1880, Taf. 6.
Kiepert, Richard: „Bemerkung zur Karte. In: Paul Pogge“, *Im Reiche des Muata-Jamvo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequato-*

- rial-Afrika's in die Lunda-Staaten unternommenen Reise*. Mit einer Karte von Dr. R. Kiepert. Berlin: Reimer 1880a: VI.
- „Deutsche Aufnahmen in Angola“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 15, 1880b: 241–249.
 - „Deutsche Aufnahmen in Angola. Dr. von Barth's Reise 1876 im Gebiet des Bengo und Lucalla und Ingenieur Otto Schütt's Aufnahmen am unteren Quanza 1877–1879“. Nach von Barth's Tagebüchern konstruiert und nach Schütt's Originalkarten gezeichnet von Richard Kiepert. In: Otto H. Schütt, *Reisen im südwestlichen Becken des Congo*. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin: Reimer 1881b.
- Schroeder, Klaus: „Hermann Barth v. Harmating“. In: *Neue Deutsche Biographie* 1. Berlin: Duncker & Humblot 1953: 607.
- Zittel, K. von: „Hermann Frhr. v. Barth-Harmating“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, 27. Februar 1877, Nr. 58: 865–866.

Adolf Bastian

Quellen

- Bastian, Adolf: *Afrikanische Reisen. Ein Besuch in San Salvador der Hauptstadt des Königreichs Congo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie*. Bremen: Heinrich Strack 1859, Reprint Münster: Lit 1988.
- „Die Loango-Küste“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 8, 1873a: 125–140.
 - (Hrsg.) „Eine Reise in's Innere von Afrika“, *Das Ausland* 46, 1873b: 301–304, 336–339 (Es handelt sich um Auszüge aus dem Tagebuch eines Ingenieurs C.C. über seine Reise von Luanda nach Lombige).
 - „Reiseberichte“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1874: 34–37, 39–42, 50–51, 57–61.
 - „Bericht über seine Reise nach den Congo-Ländern“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874a: 66–70.
 - „Schreibart des Namens Chinchoxo“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874b: 78–79.
 - „Die Grenzländer Angola's“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 5, 1874c: 420–439.
 - „Über die Bewohner der Loangoküste“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 6, 1874d: (8)–(9).
 - „Zum westafrikanischen Fetischdienst“, *Zeitschrift für Ethnologie* 6, 1874e: 1–16, 80–98.
 - *Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen*. Jena: Hermann Costenoble 1874/1875, 2 Bände.
 - Statistisches über Angola, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 10, 1875: 403–404.
 - (Besprechung von) „Monteiro: Angola and the River Congo, Vol. I. u. II. London 1875“, *Zeitschrift für Ethnologie* 8, 1878: 392.
 - „Ueber Ethnologische Sammlungen“, *Zeitschrift für Ethnologie* 17, 1885: 38–42.

Literatur (s.a. unter Güßfeldt*. Weitere Literatur findet sich in den Literaturverzeichnissen dieser kleinen Auswahl)

- (ohne Autor, Besprechung von) „Bastian, A.: Die Deutsche Expedition an der Loango-Küste... 2. Band“, *Petermanns Mitteilungen* 21, 1875: 316.
- „Adolf Bastian †“, *Globus* 87, 1905: 209.
- (Andree, Richard:) „Zum siebzigsten Geburtstag Adolf Bastians“, *Globus* 70, 1896: 1–4.
- Andree, Richard: „Adolf Bastian’s Werk über die Loangoküste“, *Globus* 25, 1884: 380–382.
- Ankermann, Bernhard: „Die Entwicklung der Ethnologie seit Adolf Bastian“, *Zeitschrift für Ethnologie* 58, 1926: 221–230.
- Acherson, P.: „Bericht über die botanischen Sammlungen der deutschen Expedition nach Westafrika“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 331–332.
- Behm, E.: „Die Deutsche Afrikanische Expedition“, *Petermanns Mitteilungen* 21, 1875: 1–6.
- (Büttner, Richard:) „Brief von Dr. R. Büttner an Prof. Bastian“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885a: 309–310.
- Büttner, Richard: *Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Hinrichs [†]1890.
- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874: 79–80 (Bastians Sammlungen), 133–134 (Bastians und Güßfeldts Sammlungen).
- „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
- Essner, Cornelia: „Berlins Völkerkunde-Museum in der Kolonialära. Anmerkungen zum Verhältnis von Ethnologie und Kolonialismus in Deutschland“. In: Hans J. Reichhardt, *Berlin in Geschichte und Gegenwart*, Jahrbuch des Landesarchivs Berlin, Berlin: Siedler 1986: 65–94.
- Fiedermutz-Laun, Annemarie: *Der kulturhistorische Gedanke bei Adolf Bastian. Systematisierung und Darstellung der Theorie und Methode mit dem Versuch einer Bewertung des kulturhistorischen Gehaltes auf dieser Grundlage*. Wiesbaden: Steiner 1970 (Studien zur Kulturkunde 27).
- „Adolf Bastian (1826–1905)“. In: Wolfgang Marschall (Hrsg.), *Klassiker der Kulturanthropologie von Montaigne bis Margaret Mead*. München 1990: 109–136.
- Gothsch, Manfred: *Die deutsche Völkerkunde und ihr Verhältnis zum Kolonialismus. Ein Beitrag zur kolonialideologischen und kolonialpraktischen Bedeutung der deutschen Völkerkunde in der Zeit von 1870 bis 1975*. Baden-Baden: Nomos 1983, Kap. A: 5–69.
- Koeping, Klaus-Peter: *Adolf Bastian and the Psychic Unity of Mankind. The Foundation of Anthropology in Nineteenth Century Germany*. St Lucia, Queensland et al.: University of Queensland Press 1983.
- Lange, Henry: „Die Loango-Expedition“, *Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage* 39, 15.5.1879: 233–235.

- Marx, Christoph: „*Völker ohne Schrift und Geschichte*“. *Zur historischen Erfassung des vorkolonialen Schwarzafrika in der deutschen Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: Steiner 1988, Kap. 4: 207–230.
- Penny, H. Glenn: „Bastian’s Museum: On the Limits of Empiricism and the Transformation of German Ethnology“. In: Penny, H. Glenn e Matti Bunzl (eds.): *Wordly Provincialism. German Anthropology in the Age of Empire*. Ann Arbor: University of Michigan Press 2003: 86-126.
- Seidensticker, Wilhelm: „Das Konzept der Ethnologie im Werk Adolf Bastians“, *Jahrbuch der Wittheit zu Bremen* 13, 1969: 25–104.
- Stelzig, Christine: *Afrika am Museum für Völkerkunde zu Berlin 1873-1919. Aneignung, Darstellung und Konstruktion eines Kontinents*. Herbolzheim: Centaurus 2004 (Kulturen im Wandel 10), Kap. 3.1.
- von den Steinen, Karl: „Gedächtnisrede auf Adolf Bastian“, *Zeitschrift für Ethnologie* 37, 1905: 236–249.
- Voß: „Bericht über die durch die deutsche Expedition an der Westküste Afrika’s in das Königliche Museum zu Berlin gelangte Sammlung ethnologischer Gegenstände“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 299–304.
- Westphal-Hellbusch, Sigrid: „Zur Geschichte des Museums“. In: Hundert Jahre Museum für Völkerkunde Berlin, *Baessler-Archiv N.F.* 21, 1973: 1–99.

Hugo Baum

Quelle

- Hugo Baum: „Reisebericht“. In: H. Baum *et al.*, *Kunene-Sambesi-Expedition*. Im Auftrag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees herausgegeben von Prof. Dr. O. Warburg. Berlin 1903: 1–153.

Literatur

- „Die Kunene-Sambesi-Expedition des Kolonialwirtschaftlichen Komitees 1899–1900“, *Globus* 83, 1903: 378–382.
- Mansfeld, Peter: Hugo Baum – eine Biographie. [1981], <http://baum.petermansfeld.de>.

Hermann Baumann

Quellen

- (Baumann, Hermann:) Akte „Hermann Baumann“, Ethnologisches Museum SMB, Berlin, I B 107.
- Baumann, Hermann: Tagebuch der Reise zu den Chokwe, 17. Juni bis 6. November 1930 (Manuskript, Privatbesitz).
- Chokwe-Texte, aufgenommen von Juni bis November 1930 (Manuskript, Archiv des Ethnologischen Museums SMB, Berlin).
 - Notizen der Reise nach Südwest-Angola 1954 (Manuskript, Archiv des Frobenius-Instituts, Frankfurt a.M.).
 - Fotosammlung Hermann Baumann/Heinrich Meinhard 1930, Ethnologisches Museum SMB, Berlin, VIII A 1934–VIII A 2700.

- (Film:) Tänze der Tschokwe in N. O. Angola. Prod. 1930. Begleitpublikation von Hermann Baumann, Veröffentlichungen der Reichsstelle für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht zum Hochschulfilm C 110, Berlin 1937a (heute: IWF Wissen und Medien, Göttingen, C. 110).
 - (Film:) Tänze der Frischbeschnittenen (N. O. Angola). Prod. 1930. Begleitpublikation von Hermann Baumann, Veröffentlichungen der Reichsstelle für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht zum Hochschulfilm C 122, Berlin 1937b (heute: IWF Wissen und Medien, Göttingen, C. 122).
 - (Film:) Handwerke und Fertigkeiten in N. O. Angola. Prod. 1930. Begleitpublikation von Hermann Baumann, Veröffentlichungen der Reichsstelle für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht zum Hochschulfilm C 124, Berlin 1937c (heute: IWF Wissen und Medien, Göttingen, C. 124).
 - (Film:) Feldbau und Nahrungsbereitung in N. O. Angola. Prod. 1930. Begleitpublikation von Hermann Baumann, Veröffentlichungen der Reichsstelle für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht zum Hochschulfilm C 145, Berlin 1937d (heute: IWF Wissen und Medien, Göttingen, C. 145).
 - Ethnographische Sammlung Baumann 1930, Ethnologisches Museum SMB, Berlin, Afrika III C 33869ff.
 - „Ethnologische Forschungsreise nach Nordost-Angola“, *Koloniale Rundschau* 1931a, Heft 7/8: 145–150.
 - „Ethnologische Forschungsreise nach Angola (Portugiesisch-Westafrika)“, *Zeitschrift für Ethnologie* 63, 1931b: 401–410.
 - „Reise nach Lunda, Die Angola-Forschungs-Expedition des Museums für Völkerkunde, Berlin“, *Die Woche* 33(13), 1931c: 401–404.
 - „Ein Volk des Mutterrechts“, *Die Woche* 33(15), 1931d: 476–478.
 - „Die Mannbarkeitsfeiern bei den Tšokwe (N. O. Angola; Westafrika) und ihren Nachbarn“, *Baessler-Archiv* 15, 1932a: 1–54.
 - (Besprechung von) „Jaspert, Wilhelm, Afrikanisches Abenteuer. Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe...“, *Ethnologischer Anzeiger* 2, 1932b: 311–312.
 - „Ethnologische Forschungen in Ostangola“, *Forschungen und Fortschritte* 8(31), 1932c: 392–393.
 - „Jünglingsweihe. Missionare beschneiden ihre Zöglinge“, *Die Umschau* 36(22), 1932d: 426–429.
 - „Die afrikanischen Kulturkreise“, *Africa* 7(2), 1934: 129–139.
 - *Lunda. Bei Bauern und Jägern in Inner-Angola. Ergebnisse der Angola-Expedition des Museums für Völkerkunde Berlin.* Berlin: Würfel 1935.
- Besprochen in:
- Zeitschrift für Ethnologie* 67, 1935: 197–198 (Sture Lagercrantz)
 - Africa* 9(1), 1936: 129–131 (Diedrich Westermann)
 - Anthropos* 31(1/2), 1936: 281–282 (Paul Schebesta)
 - Baessler-Archiv* 19, 1936: 133–135 (Gerhard Lindblom)
 - Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 66, 1936: 140–141 (Walter Hirschberg)
 - American Anthropologist* 38(1), 1936: 118–120 (Robert H. Lowie)
 - Petermanns Geographische Mitteilungen* 84, 1938: 73 (Otto Jessen)

- „Die Sambesi-(Angola-)Provinz“. In: Hermann Baumann, Richard Thurnwald, Diedrich Westermann, *Völkerkunde von Afrika. Mit besonderer Berücksichtigung der kolonialen Aufgabe*. Essen: Essener Verlagsanstalt 1940a: 123–143.
- „Die Südkongoprovinz“. In: Hermann Baumann, Richard Thurnwald, Diedrich Westermann, *Völkerkunde von Afrika. Mit besonderer Berücksichtigung der kolonialen Aufgabe*. Essen: Essener Verlagsanstalt 1940b: 143–161.
- „Steingräber und Steinbauten in Angola mit einem Beitrag von G. Boss“, *Koloniale Völkerkunde, Sprachforschung, Rassenkunde. Tagungsband 1 der Beiträge zur Kolonialforschung*, Berlin 1943: 45–56.
- (Hrsg.) „W. Mattenklodt, Die Kisama“, *Koloniale Völkerkunde 1* (= *Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik* 6), 1944: 71–108.
- „Vorläufiger Bericht über neue Felsbilder-Funde in Süd-Angola“, *Paideuma* 6(1), 1954a: 41–45.
- „Ethnologische Feldforschung und kulturhistorische Ethnologie“, *Studium Generale* 7(3), 1954b: 151–164.
- „Die Frage der Steinbauten und Steingräber in Angola“, *Paideuma* 6 (3), 1956: 118–151.
- „Angola“. In: *Enciclopedia dell'Arte*, I, Rom 1958 (nur Fahnen im Nachlaß gesehen).
- „Vorwort“. In: Alfred Hauenstein, *Les Hanya. Description d'un groupe ethnique bantou de l'Angola*. Wiesbaden: Franz Steiner 1967: VII–XVI.
- „Die Südwest-Bantu-Provinz (inkl. Jägerreste SW-Angolas)“. In: Hermann Baumann (Hrsg.), *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen*, Wiesbaden: Steiner 1975–1979, 2 Bände. *Teil I: Allgemeiner Teil und südliches Afrika*. 1975a: 473–511.
- „Die Sambesi-Angola-Provinz“. In: Hermann Baumann (Hrsg.), *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen*, Wiesbaden: Steiner 1975–1979, 2 Bände. *Teil I: Allgemeiner Teil und südliches Afrika*. 1975b: 513–648.
- *Die ethnographische Sammlung aus Südwest-Angola im Museum von Dundo, Angola (1954). Katalog / A coleção etnográfica do Sudoeste de Angola no Museu do Dundo, Angola (1954). Catálogo*. Bearbeitet und herausgegeben von / redigido e editado por Beatrix Heintze. Köln: Köppe (Afrika-Archiv 3).

Literatur

- Braun, Jürgen: *Eine deutsche Karriere. Die Biographie des Ethnologen Hermann Baumann (1902–1972)*. München: Akademischer Verlag 1995 (Münchner Ethnologische Abhandlungen 14).
- Estermann, Carlos: „In memoriam Prof. Dr. Hermann Baumann“, *Boletim Cultural da Câmara Municipal de Sá da Bandeira* 33, 1972 (Sonderdruck ohne Paginierung).
- Fischer, Hans: (Besprechung von) „Braun, Jürgen: Eine deutsche Karriere. Die Biographie des Ethnologen Hermann Baumann (1902–1972)“. München: Akademischer Verlag 1995, *Zeitschrift für Ethnologie* 122(2), 1997: 253–256.
- Heintze, Beatrix: „Bestattung in Angola – eine synchronisch–diachronische Analyse“. *Paideuma* 17, 1971: 145–205, darin: Kap. 10. Grabaufbau und Erkennungszeichen: 183–193.
- „Hermann Baumann. 9.2.1902 – 30.6.1972“, *Baessler-Archiv, N.F.* 20, 1972: 1–9.

- (Hrsg.) *Ethnographische Zeichnungen der Lwimbi/Ngangela (Zentral-Angola)*. Stuttgart: Steiner 1988 (Sonderschriften des Frobenius-Instituts 5). Angolanische Ausgabe: *Lwimbi, desenhos etnográficos dos Lwimbi/Ngangela do Centro de Angola*. Do espólio de Hermann Baumann. Tradução de Lotte Pflüger, revisão científica de M[aria] da Conceição Neto, edição revista pela autora. Luanda: Ler & Escrever 1994.
- „Ethnographische Zeichnungen aus Angola“, *Sterz. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kulturpolitik* 71/72, 1996: 6–7.
- „Hermann Baumann: Völker und Kulturen Afrikas“. In: Christian F. Feest und Karl-Heinz Kohl (Hrsg.), *Hauptwerke der Ethnologie*, Stuttgart: Kröner: 2001: 36–40.
- „Einführung“ / „Introdução“. In: Beatrix Heintze (Hrsg.), Hermann Baumann: *Die ethnographische Sammlung aus Südwest-Angola im Museum von Dundo, Angola (1954). Catálogo / A coleção etnográfica do Sudoeste de Angola no Museu do Dundo, Angola (1954)*. Bearbeitet und herausgegeben von / redigido e editado por Beatrix Heintze. Köln: Köppe 2002 (Afrika-Archiv 3): 11-30.
- Laubscher, Annemarie: „Publikationsliste von Prof. Dr. H. Baumann (Stand Juni 1967)“, *Paideuma* 13, 1967: 5–10.
- Linimayr, Peter: *Wiener Völkerkunde im Nationalsozialismus. Ansätze zu einer NS-Wissenschaft*, Frankfurt am Main et al.: Peter Lang 1994.
- Marschall, Wolfgang: „Hermann Baumann. 9. 2. 1902 – 30. 6. 1972“, *Tribus* 21, 1972: 11–13.
- Müller, Klaus E.: „Zum Geleit“. In: Hermann Baumann, *Das Doppelte Geschlecht: Studien zur Bisexualität in Ritus und Mythos*. (Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Berlin: Reimer 1955) Berlin: Reimer 1986: V–IX.
- Stelzig, Christine: „Heinrich Meinhard (1900-1975)“, *Newsletter der Friends of the Pitt Rivers Museum*, Oxford, 51 (Januar), 2005: 9.
- Straube, Helmut: „Hermann Baumann. 9. Februar 1902 – 30. Juni 1972“, *Paideuma* 18, 1972: 1–15.

Samuel Brun

Quelle

- Brun, Samuel: *Schiffahrten: Welche er in etliche neue Länder vnd Insulen / zu fünf vnderschiedlichen malen / mit Gottes hülf / gethan: An jetzo aber / auf begeren vieler ehrlicher Leuthen / selbs beschrieben: vnd menniglichen / mit kurtzweil vnd nutz zu läsen / in Truck kommen lassen*. Basel: Johan Jacob Genaths 1624. Reprint Den Haag 1913 (Hrsg. S.P. l'Honoré Naber); Facsimile: Basel: Ernst Reinhardt s.d. [1945] (Hrsg. Eduard Sieber); Graz 1969 (Hrsg. Walter Hirschberg). Englische Übersetzung: Samuel Brun's voyages of 1611–1620. In: Adam Jones (Übersetzer und Hrsg.), *German Sources for West African History 1599–1669*. (Studien zur Kulturkunde 66) Wiesbaden: Steiner 1983: 44–96.

Literatur

- Buess, Heinrich: „Samuel Braun“. In: *Neue Deutsche Biographie* 2. Berlin: Duncker & Humblot 1955: 557.

- Guebels, L.: „Le séjour de Samuel Braun à Sonyo en 1612“, *Bulletin des Séances de l'Académie Royale des Sciences Coloniales* 1(3), 1955: 429–446.
- Hantzsch, Victor: „Samuel Braun“. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 47. Leipzig: Duncker & Humblot 1903: 204–206.
- „BRUN (BRAUN), SAMUEL“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie und Erforschung der Erde* 1. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1978: 380–381.
- Henning, Georg: *Samuel Braun. Der erste deutsche wissenschaftliche Afrikareisende. Beitrag zur Erforschungsgeschichte von Westafrika*. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig. Basel: Emil Birkhäuser 1900.
- „Samuel Braun aus Basel, der erste deutsche Afrikareisende“, *Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel* 13(1), 1902: 1–141.
- Jones, Adam: „Samuel Brun's voyages of 1611–20“. In: Adam Jones (Hrsg.), *German Sources for West African History 1599–1669*. Wiesbaden: Steiner 1983: 44–96.
- Sieber, Eduard: „Nachwort“. In: Samuel Braun, *Schiffahrten*. Facsimile-Ausgabe Basel: Ernst Reinhardt s.d. [1945]: 135–142.

Max Buchner

Quellen

Heintze, Beatrix (Hrsg.): *Max Buchners Reise nach Zentralafrika 1878–1882. Briefe, Berichte, Studien*. Köln: Rüdiger Köppe 1999 (Afrika-Archiv 2). Enthält die meisten der nachstehenden Beiträge.

Primäre Reiseberichte

- Buchner, Max: „Die Buchner'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I: 1878–1879: 82–89, 133–161, 222–246.
- „Die Buchner'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* II: 1880–1881: 44–51, 157–178, 222–229 (auszugsweise u.a. auch veröffentlicht in *Globus* 35, 1879: 330–334; 39, 1881: 187–189, 201–202).
 - „Die Buchner'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* III, 1881–1883: 1–2, 88–95 (letzteres auch in *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde* 9, 1882: 81–87).

Spätere Ausarbeitungen über die Expedition

- Buchner, Max: *Recepção e conferencia do Ex.^{mo} Dr. Max Buchner, explorador alemão, na sessão d'assembleia da Sociedade [Propagadora de Conhecimentos Geographico-Africanos] em 1 de Setembro de 1881*. Luanda 1881.
- „Vortrag“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 9, 1882a: 77–103.
 - „Ueber afrikanische Reisetchnik“, *Das Ausland* 55, 1882b: 783–790, 806–812 (leicht variierende Zusammenfassungen: „Ueber die Technik des Reisens in Afrika“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 11, 1884: 59–61; und, mit anderen Worten, in: *Archiv für Post und Telegraphie* 12, 1884: 381–383).
 - „Ein Reisetag in Innerafrika“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1883: 297–299.

- „Fünf Tage Entdeckungsreise“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1883a, Nr. 119: 1737–1739; Nr. 120: 1746–1748.
- Afrikanische Reiseskizzen. Durch das Land der Songo“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1883b, Nr. 187: 2737–2739; Nr. 189: 2763–2764; Nr. 192: 2810–2812.
- „Afrikanische Reiseskizzen. Im Land der Minungo“ *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1883c, Nr. 219: 3210–3212; Nr. 220: 3226–3228.
- Afrikanische Reiseskizzen. Die Kioko“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1883d, Nr. 256: 3761–3763; Nr. 257: 3778–3779; Nr. 258: 3794–3795; Nr. 259: 3802–3803.
- „Die Grausamkeit des Muatiamvo“, *Von Fels zum Meer* 1883/84: 675–682.
- „Ein Tag in Mussumba“, *Oesterreichische Monatsschrift für den Orient* Nr. 9, 1884a: 213–215 (einiges daraus, teilweise mit anderen Worten, stammt aus *MAGD* II; manches, besonders über das Fotografieren, ist etwas detaillierter; wiederveröffentlicht in: *Archiv für Post und Telegraphie* 12, 1884: 758–761).
- „Afrikanische Reiseskizzen. Moansansa“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1884b, Nr. 10: 139–140; Nr. 11: 154–155.
- „Wie lebt man auf einer Afrikareise?“ *Schorers Familienblatt* 5, 1884c: 232–235.
- „Loanda, die Metropole Südwestafrikas“, *Westermanns Illustrierte Deutsche Monats-Hefte* 29 (57), 1885a: 343–350 (teilweise, mit anderen Worten, in *MAGD* I, 1878–1879 enthalten).
- „Reitochsen in Südwest-Afrika“, *Die Gartenlaube* 1885b: 432–434.
- „Meine Sklaven. Ein afrikanisches Stimmungsbild“, *Das Ausland* 60, 1887a: 781–786.
- „Über den Bau von Hütten und Häusern im tropischen Afrika“ *Deutsche Kolonialzeitung* 4, 1887b: 382–385.
- „Bei den Portugiesen in Südwestafrika“, *Das Ausland* 61, 1888a: 1–4, 25–28.
- „Eine Kongofahrt 1881“, *Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte* 12, 1914–1915: 344–354.

Ethnographische und sprachliche Arbeiten

- Buchner, Max: „Das Reich des Muatiamvo und seine Nachbarländer“, *Deutsche Geographische Blätter* 6, 1883e: 56–67.
- „Über die Ethnographie Südwestafrikas“, *Verhandlungen des Dritten Deutschen Geographentages zu Frankfurt a.M. am 29., 30. und 31. März 1883*, Berlin 1883f: 38–46. Zusammengefaßt in „Bericht über den III. deutschen Geographentag zu Frankfurt a.M. („Über die Ethnographie Südwest-Afrika’s“), *Mittheilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien* 26 (N.F. 16), 1883g: 299–300.
 - „Beiträge zur Ethnographie der Bantu, I. Somatisches“, *Das Ausland* 56, 1883h: 23–27.
 - „Beiträge zur Ethnographie der Bantu, II. Psychisches“, *Das Ausland* 56, 1883i: 107–110.
 - „Beiträge zur Ethnographie der Bantu, III. Linguistisches“, *Das Ausland* 56, 1883j: 442–449.
 - „Bewohner Südwestafrikas“, *Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht* 14, 1883k: 310–302 (nur Zusammenfassung eines Vortrags).
 - „Beiträge zur Ethnographie der Bantu, IV. Zusätze und Ergänzungen zu den vorhergehenden Artikeln“, *Das Ausland* 57, 1884d: 146–152.

- „Kunst und Witz der Neger“ *Das Ausland* 57, 1884e: 9–14.
- „Über einige Fertigkeiten der Bantu-Neger“, *Oesterreichische Monatsschrift für den Orient*, 15.4.1884f, Nr. 4: 103–106.
- „Afrikanische Waldteufel“, *Schorers Familienblatt* 5, 1884g: 168–169.
- „Muatiamvos Tribut“, *Vom Fels zum Meer* 1884/85: 195–208.
- „Neger-Musik“, *Oesterreichische Monatsschrift für den Orient* 12, 1886a: 198–201.
- „Kunstgewerbe bei den Negern“, *Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte* 61, 1886/87: 384–396, 514–525.
- „Das Kiella-Spiel der Neger“, *Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 51 (1), 1887c: 8.
- „Eine Totenfeier in Innerafrika“, *Das Ausland* 60, 1887d: 341–354.
- „Die Lukokessa, die gynokratische Königin des Lunda-Reiches“, *Globus* 51, 1887e: 135–137.
- „Metamorphosen des Christenthums bei den Negern“, *Nord und Süd* 47, 1888b: 110–117.
- „Afrikanische Komplimente und Ceremonien“, *Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte* 63, 1888c: 323–327.
- „Zur Mystik der Bantu“, *Festschrift Adolf Bastian zum 70. Geburtstag*, Berlin 1896: 159–165.
- „Benin und die Portugiesen“, *Zeitschrift für Ethnologie* 40, 1908: 981–992.
- „Die Ambakisten“, *Zeitschrift für Ethnologie* 47, 1915: 394–403.
- „Über den Lundatitel Muene“, *Zeitschrift für Ethnologie* 48, 1916: 217–218.

Sonstiges

Buchner, Max: *Reise durch den Stillen Ozean*. Breslau: J.U. Kern's 1878.

- „Herr Dr. Buchner aus München über die geographische Erschließung des Kongo-Bekkens“, *Mitteilungen des Vereins für Erdkunde* 23, 1883[I]: 30–31.
- „Ueber den Naturcharakter des südwestafrikanischen Hochplateau's zwischen 7° und 10° s. Br.“, *Das Ausland* 56, 1883m: 847–850.
- „Unsere Hoffnungen auf Afrika“, *Die Gegenwart* 30, 18.12.1886b: 385–387 (wiederveröffentlicht als Vorwort in: *Kamerun. Skizzen und Betrachtungen*. Leipzig: Duncker & Humblot 1887f: V–XIII).
- „Das Recht in Afrika“, *Gegenwart* 30, 7.8.1886c, Nr. 32: 81–82.
- „Afrikanische Verträge und ihr moralischer Wert“ *Deutsche Kolonialzeitung* 3, 1886d: 174–175.
- „Der den Umgang mit Negern“, *Deutsche Kolonialzeitung* 3, 1886e: 220–221.
- „Klima und Hygieine [sic] in Afrika und in Tropenländern überhaupt“ *Deutsche Kolonialzeitung* 3, 1886f: 559–562.
- *Kamerun. Skizzen und Betrachtungen*. Leipzig: Duncker & Humblot 1887f. (Das „Vorwort“ darin ist identisch mit „Unsere Hoffnungen auf Afrika“, *Die Gegenwart* 30, 1886b: 385–187.)
- „Zur Charakteristik der Bantu-Neger“, *Oesterreichische Monatsschrift für den Orient* 13, 1887g: 76–78.
- „Die Religionen der Heiden“, I. und II., *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 29.11.1895a, Nr. 331, Beilage-Nr. 276: 1–4; 30.11.1895b, Nr. 332, Beilage-Nr. 277: 3–6.

- „Brief an Franz Giesebrecht, München, 25.11.1896“. In: Franz Giesebrecht (Hrsg.), „Die Behandlung der Neger“, *Neue Deutsche Rundschau* 8, 1897a: 87–88.
- „Völkerkunde“, *Die Umschau*, I. Jg., Nr. 1, 2.1.1897b: 1–3.
- „Der ‚Völkergedanke‘“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, 5.4.1897c, Nr. 76: 1–4.
- „Das Porträt“, *Die Umschau*, I. Jg., Nr. 39, 25.9.1897d: 689–692.
- „Geographische Provinz und Anthropogeographie“. I und II, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, 24.2.1898a, Nr. 44: 2–6; 25.2.1898b, Nr. 45: 1–3.
- „Bedeutungen“ *Globus* 74, 1898c: 137–142.
- „Nochmals die ‚Bedeutungen‘“, *Globus* 74, 1898d: 393.
- „Völkerkunde und Schädelmessung“, I., II. und III., *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, 11.12.1899a, Nr. 282: 1–4; 12.12.1899b, Nr. 283: 1–4; 13.12.1899c, Nr. 284: 1–5.
- „Zur Geschichte der Neger“, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1907, Nr. 101: 209–211.
- *Aurora colonialis. Bruchstücke eines Tagebuchs aus dem ersten Beginn unserer Kolonialpolitik 1884/85*. München 1914.
- *Eine Orientalische Reise und ein Königliches Museum. Rücksichtslose Erinnerungen*. München: Piloty & Loehle 1919.

Literatur

- „BUCHNER, MAX“. In: *Ewald Banse's Lexikon der Geographie* I. Braunschweig und Hamburg: Georg Westermann 1923: 225.
- „BUCHNER, MAX“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 55.
- „BUCHNER, MAX“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 3. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut⁶1903: 550.
- „BUCHNER, MAX“. In: *Westermann Lexikon der Geographie* I. Braunschweig: Georg Westermann³1975: 555.
- „BUCHNER, MAX“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 1. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1978: 387–388.
- Heintze, Beatrix: Einführung, in: Beatrix Heintze (Hrsg.): *Max Buchners Reise nach Zentralafrika 1878–1882. Briefe, Berichte, Studien*. Köln: Rüdiger Köppe 1999 (Afrika-Archiv 2): 9–39.
- „Le voyage d’exploration de Max Buchner au royaume Lunda, 1878–1882“, in Pamphile Mabiala Mantuba-Ngoma (Hrsg.), *La Nouvelle Histoire du Congo. Mélanges eurafricains offerts à Frans Bontinck, c.i.c.m.*, Paris: l’Harmattan: 2004: 333–364 (Cahiers Africains 65-66-67).
- Gareis, Sigrid: *Exotik in München. Museumsethnologische Konzeptionen im historischen Wandel*. München: Anacon 1990 (Münchner Ethnologische Abhandlungen 9). *Globus* 25, 1879: 191; 27, 1881: 158; 34, 1878: 142, 362; 39, 1881: 239; 41, 1882: 96; 51, 1887: 223.
- Maull, Otto: „Max Josef August Heinrich Markus Buchner“. In: *Neue Deutsche Biographie* 2. Berlin: Duncker & Humblot 1955: 705–706.
- Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland*, I, 1878–1879: 12–13, 16, 20, 58, 106, 108, 172; II, 1880–1881: 129–130; 215–216, 251; III, 1881–1883: 82–83, 85, 86.

Petermanns Mitteilungen 67, 1921: 130; 62, 1916: 223.

Smolka, Wolfgang J.: „Völkerkunde in München (ca. 1850–1933). Zur Institutionalisierung einer Wissenschaft“. In: Matthias S. Laubscher und Bertram Turner (Hrsg.), *Völkerkunde Tagung 1991. I. Systematische Völkerkunde*. München: Akademischer Verlag 1994a: 363–373.

– *Völkerkunde in München. Voraussetzungen, Möglichkeiten und Entwicklungslinien ihrer Institutionalisierung (ca. 1850–1933)*. Berlin: Duncker & Humblot 1994b.

Richard Büttner

Quellen

Büttner, Richard: „Brief von Dr. R. Büttner an Prof. Bastian“, *Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885a: 309–310.

– „Aus Privatbriefen von Dr. R. Büttner“, *Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885b: 311–313, 314–315.

– „Aus Privatbriefen von Lieut. Tappenbeck und Dr. Büttner“, *Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885c: 318.

– „Regenmessungen der katholischen Mission in San Salvador. Mitgeteilt von Dr. R. Büttner“, *Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885d: 395–396.

– „Berichte von Dr. Büttner“, *Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885e: 310–311, 315–318, 369–372; V, 1886a: 2–12.

– „Über seine Reise von S. Salvador zum Quango und zum Stanley Pool. (5. Juni 1886)“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886b: 300–312.

– „Von der deutschen Expedition zur Erforschung des südlichen Kongobeckens“, *Tägliche Rundschau*, Nr. 192–194 („1. Von San Salvador zum Mbidisifall“): 755–766, 769–770, 773–775; Nr. 199 („2. Von Kisulu über das Quellgebiet von Toto nach San Salvador“): 773–774; Nr. 240–242 („3. Am Stanleypool“): 958–959, 962, 965–966, Berlin 1886c.

– „Reisen in West-Afrika: In der Mussumba des Muene Putu Kassongo“, *Sonntagsbeilage Nr. 45 zur Vossischen Zeitung* Nr. 521, 1886d.

– „Briefe aus West-Afrika (San Salvador, 6. Januar 1886)“, *Sonntagsbeilage* Nr. 26 *zur Vossischen Zeitung* Nr. 291, 1887a.

– „Der Maniok im tropischen Afrika“, *Erste Beilage zur Vossischen Zeitung* Nr. 349, 1887b.

– „Einige Ergebnisse meiner Reise in Westafrika in den Jahren 1884–1886, insbesondere des Landmarsches von San Salvador über den Quango nach dem Stanley Pool“, *Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* V, 1889: 168–274.

– *Neue Arten von Guinea, dem Kongo und dem Quango*, Berlin 1889–1890 (Verhandlungen des Botanischen Vereins 31–32), 2 Bände.

– *Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Hinrichs⁴1890.

Literatur

- „BÜTTNER, O.A. RICHARD“. In: Hermann A. L. Degener (Hrsg.), *Wer ist's?* 9. Ausgabe, Berlin 1928: 229.
- „BÜTTNER, RICHARD“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 3. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1903: 665.
- „BÜTTNER, RICHARD“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 1. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1978: 436–437.
- Danckelman, A. von: „Höhenmessungen des Dr. Büttner“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* V, 1886: 13–18. *Globus* 66, 1894: 356.
- (Kiepert, Richard:) „Skizze des Gebietes zwischen Vivi und Kuango mit den Routen von Lieutenant Schulze und Dr. Wolff“. Zusammengestellt von R. Kiepert, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: Taf. 12.
- Kiepert, Richard: „Begleitwort zu Tafel 12. Skizze des Gebietes zwischen Vivi und Kuango mit den Routen von Lieutenant Schulze und Dr. Wolff“. Zusammengestellt von R. Kiepert, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 367–369
- „Begleitwort zu Tafel 1“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* V, 1886: 12–13.
- (Kund, Richard:) „Bericht von Lieutenant Kund“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885a: 313–314, 372–379.
- (Kund, Richard:) „Dampferfahrt auf dem Congo von Stanley-Pool bis Bangala“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885b: 379–391.
- Kund, Richard: „Bericht über die von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland entsandte Kongo-Expedition“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886: 313–342.
- Petermanns Mittheilungen* 31, 1885: 430–431; 32, 1886: 150.
- (Schulze, Eduard:) „Die Schulze'sche Expedition. Auszüge aus den Berichten von Lieutenant Schulze“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 274–291.
- Tappenbeck, [Hans]: „Bericht über die Befahrung des Lokenje durch die Deutsche Kongo-Expedition“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886: 487–500.
- (Wolff, Willy:) „Bericht des Dr. Wolff über seine Reise von San Salvador zum Kiamvo Kassongo“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 362–367.
- Wolff, Willy: *Von Banana zum Kiamwo. Eine Forschungsreise in Westafrika, im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland*. Oldenburg und Leipzig: Schulzesche Hof-Buchdruckerei 1889a.

Josef Chavanne*Quellen*

- Chavanne, Josef: *Central-Afrika und die neueren Expeditionen zu seiner Erforschung*. Wien etc.: Hartleben 1876.
- „Das Gebiet des Kongo-Unterlaufes“, *Geographische Rundschau* 6 (1), 1883: 25–31.
 - (Brief vom 20.8.1884 in) „Geographischer Monatsbericht“, *Petermanns Mitteilungen* 30, 1884a: 432.
 - „Lettre du Congo“, *Mouvement géographique* (Bruxelles) I (8), 1884b.
 - „Carte du Congo inférieur entre Mboma et l'embouchure du fleuve. 1:200.000“. Bruxelles 1885a.
 - (Bemerkungen zu seiner Karte von 1884), *Petermanns Mitteilungen* 31, 1885b: 100–101.
 - „Reisen im Gebiete der Muschi-congo im portugiesischen Westafrika“, *Petermanns Mitteilungen* 32, 1886: 97–106.
 - *Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate*. Jena: Hermann Costenoble 1887.

Literatur

- Cappus, Wilhelm: „Josef Chavanne“. In: *Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik* 25, 1903: 278–281.
- „CHAVANNE, JOSEF“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 1. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1978: 560.
- „CHAVANNE, JOSEPH“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 3. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1903: 906.
- „CHAVANNE, JOSEPH“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 75–76.
- Danckelman, A. von: (Besprechung von) „J. Chavanne, Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate...“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 7, 1887: 1–5 (Sonderdruck im Nachlaß Pechuël-Loesche, München). *Globus* 52, 1887: 240.
- Kiepert, Richard: „Begleitworte zur Karte des Congo-Beckens“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 20, 1885: 70–79.
- Kirchhoff, A.: (Besprechung von) „J. Chavanne, Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate...“, *Petermanns Mitteilungen* 34, 1888: Literaturbericht S. 4–6. *Petermanns Mitteilungen* 30, 1884: 233; 31, 1885: 100–101, 397.
- Zintgraff, Eugen: „Der untere Congo von Banana bis Vivi und die Bedeutung des Congo für die Erforschung der Hinterländer des deutschen Schutzgebietes Kamerun“, *Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg* 1885–1886: 258–268.
- „Eindrücke vom unteren Kongo“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886: 83–94.

Julius Falkenstein*Quellen*

- Falkenstein, Julius: „Reiseberichte“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1876: 76–78, 110–115, 124–129, 144–150.
- „Berichte“ (Auszüge). In: Die Güssfeldt'sche Expedition, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874: 201–202, 205–214, 215–217.
 - „Brief“ (Auszug), *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876a: 289–290.
 - „Ein lebender Gorilla“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876b: 304–306. Auch veröffentlicht in *Zeitschrift für Ethnologie* 8, 1876: 60–61.
 - *Album der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas. Landschaftlicher Theil.* (1 Karte, 1 Plan und 42 Tafeln mit 60 Fotos) *Anthropologischer Theil.* (36 Tafeln mit Fotos). Berlin: Selbstverlag des Vorstandes 1876c.
 - *Die Loangoküste in 72 Originalphotographien nebst erläuterndem Text.* Berlin: J.F. Stiehm 1876d.
 - Einleitung zu Ant. Reichenow: „Die ornithologischen Sammlungen der deutschen Expeditionen nach der Loango-Küste“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877a: 162–173.
 - „Ueber Hygiene in den Tropen“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 4, 1877b: 194–207.
 - „Über die Anthropologie der Loango-Bewohner“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 9, 1877c: (163)–(187).
 - „Febris remittens haemorrhagia“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877–1878a: 189–208.
 - „Ueber Hygiene in den Tropen“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877–1878b: 253–261.
 - „Die Loango-Expedition“. In: Paul Güssfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Loesche, *Die Loango-Expedition. Ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas 1873–1876. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen.* Leipzig: Paul Froberg 1879-1882. Zweite Abtheilung. 1879.
 - *Ärztlicher Rathgeber für Seeleute, Colonisten und Reisende in südlichen Gegenden.* Berlin: Th. Chr. Fr. Enslin 1882.
 - „West-Afrika's Zukunft“, *Export* 6, 1884: 334, 349–352, 363–364.
 - *Afrikas Westküste.* I. Abt. *Vom Ogowe bis zum Damara-Land.* Leipzig und Prag: Freytag-Tempsky 1885a.
 - *Die Zukunft der Kongo- und Guineagebiete.* Weimar: Geographisches Institut 1885b.

Literatur (s.a. unter Güssfeldt* und Soyaux*)

- „Ansichten von der Loango-Küste, aufgenommen von Mitgliedern der Deutschen (Güssfeldt'schen) Expedition nach West-Afrika“, *Petermanns Mitteilungen* 23, 1877: 107–108.
- Boehr, Max: „Bericht über die Leistungen der deutschen Expedition an der Loangoküste, in medizinischer Hinsicht“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 315–325.

- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874: 80 (Eingang von 11 Photographien Falkensteins); 1876: 345 (Rückkehr).
- „FALKENSTEIN, JULIUS AUGUST FERDINAND“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 109–110.
- „FALKENSTEIN, JULIUS“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 6. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1904: 294.
- „FALKENSTEIN, JULIUS“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 2. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1983: 198.
- Pechuël-Loesche, Eduard: *Volkskunde von Loango*. Stuttgart: Strecker & Schröder 1907.
- Petermanns Mitteilungen* 63, 1917: 383.
- Reichenow, Ant.: „Die ornithologischen Sammlungen der deutschen Expeditionen nach der Loango-Küste mit einer Einleitung von Dr. Falkenstein“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877: 162–188, 208–216.
- Soyaux, Herman: „Die Loangoküste“ (Besprechung von Julius Falkenstein: „Die Loangoküste“ in 72 Originalphotos, Berlin 1876), *Das Ausland* 50, 1877: 272–274.

Curt von François

Quellen

- François, Curt von: „Reisen im südlichen Kongo-Becken“, *Petermanns Mitteilungen* 32, 1886a: 271–276, 322–326.
- „Ueber seine Reisen im südlichen Kongobecken“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886b: 151–163.
 - „Originalkarte der Itinerar-Aufnahmen & Erkundigungen des Prem. Lieut. Curt von François. Mitglied der 2. Wissmann'schen Forschungs-Expedition 1884–1885. Im Stromgebiet des Kassai 16. Juni 1884 bis 17. Juli 1885. Nach den Original-Aufnahmen im Maßstab von 1:400 000 reduziert auf den Maßstab 1:2000 000“, *Petermanns Mitteilungen* 32, 1886c: Taf. 13.
 - „Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko“ *Globus* 53, 1888a: 273–276.
 - *e Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Centralafrika*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1888b.
 - „Eine Fahrt auf dem Lulua. Erlebnisse aus dem zentralafrikanischen Forschungsleben“, *Das Ausland* 61, 1888c: 441–444, 465–468, 489–491.
 - „Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange. Mitgeteilt von Hermann von François“, *Globus* 55, 1889: 33–36, 49–53, 65–70.

Literatur

- „FRANÇOIS, KURT von“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 6. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1904: 824.
- „FRANÇOIS, CURT VON“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 2. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1983: 274–275.
- Globus* 53, 1888: 336.
- „Neue Literatur über das Congobecken“, *Weser Zeitung* 6/12, 1888, Nr. 15079.

- Schaafhausen, Friedrich Wilhelm: „François, v., Kurt Karl Bruno“. In: *Neue Deutsche Biographie* 5, Berlin: Duncker & Humblot 1961: 333–334.
- Wissmann, Hermann von, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Müller: *Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1888 (²1891).

Paul Güßfeldt

Quellen

- Güßfeldt, Paul: „Reiseberichte“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1876: 25–32, 33–34, 38, 43–45, 47–50, 61–65, 115–116, 122–123, 129–132, 137–139, 199–214, 215–230.
- „Reise nach Mayombe und Jangela (mit Karte)“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874a: 81–110.
 - „Zur Kenntnis des Loango-Luz-Flusses (mit Karte)“ *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874b: 160–169.
 - „Bericht über seine Reise an den Nhangä“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 10, 1875a: 142–159, 161–181 (Zusammenfassung veröffentlicht in *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1875: 191–193).
 - „Bericht über die von ihm geleitete Expedition an der Loango-Küste“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 2, 1875b: 195–218.
 - „Die Grundlagen der Karte von der Loango-Küste“, *Petermanns Mitteilungen* 22, 1876a: 41–42 (mit Karte, s. Tafel 3).
 - „Zur Kenntnis der Loango-Neger. Vortrag, gehalten in der Januar-Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft“, *Zeitschrift für Ethnologie* 8, 1876b: 203–216.
 - „Voyage à la côte occidentale d’Afrique“, *Bulletin de la Société Sultanienne de Géographie* 3, 1876c: 249–266.
 - „Die Loango-Küste“, *Deutsche Rundschau* 14, 1878: 103–121.
 - „Die Loango-Expedition“. In: Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuel-Loesche, *Die Loango-Expedition. Ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas 1873–1876. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen*. Leipzig: Paul Froberg 1879–1882. Erste Abtheilung. 1879.

Literatur (s.a. unter Bastian* und Soyaux*)

- Andree, Richard: „Neue Werke über Westafrika“, *Globus* 35, 1879: 137–140.
- „Die Afrikanische Gesellschaft und die erste deutsche Expedition nach der Loango-Küste“, *Das Ausland* 46, 1873: 395–396.
- Bastian, Adolf: „Brief an Prof. Dr. Neumayer, Ponta Negra 25. Juli 1873“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873: 34–37.
- Behm, E.: „Die Deutsche Afrikanische Expedition“, *Petermanns Mitteilungen* 21, 1875: 1–6.
- „Briefe des Herrn v. Hattorf an Frau Güßfeldt“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1874: 37–38, 46–47, 119–121.
- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1876: 51–54, 132–134, 135–137, 263–270, 289–291.

- „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
- „DR. PAUL GÜSSFELDT“. In: *Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik* 9, 1887: 185–186.
- „GÜSSFELDT, PAUL“. In: *Ewald Banse's Lexikon der Geographie*, I. Braunschweig und Hamburg: Georg Westermann 1923: 550.
- „GÜSSFELDT, PAUL“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 134.
- „GÜSSFELDT, PAUL. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 8. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut⁶1904: 534.
- „GÜSSFELDT, PAUL“. In: *Westermann Lexikon der Geographie* II. Braunschweig: Georg Westermann²1973: 319.
- „GÜSSELDT, PAUL“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 2. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1978: 415–417.
- Heintze, Beatrix: „Feldforschungstreß im 19. Jahrhundert: Die deutsche Loango-Expedition 1873–1876“. In Sylvia M. Schomburg-Scherff e Beatrix Heintze (Hrsg.), *Die offenen Grenzen der Ethnologie. Schlaglichter auf ein sich wandelndes Fach*. Frankfurt a.M.: Lembeck 2000: 39–51.
- Lange, Henry: „Die Loango-Expedition“, *Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage* 39, 15.5.1879: 233–235.
- Marquardsen, Hugo: „Paul Güssfeldt †“, *Petermanns Mitteilungen* 66, 1920: 27.
- Petermann, A.: „Die Deutsche Afrikanische Expedition und ihre Beförderungs-Mittel“, *Petermanns Mitteilungen* 21, 1875: 7–11.
- Peters, W.: „Uebersicht der Amphibien aus Chinchoxo (Westafrika), welche von der Afrikanischen Gesellschaft dem Berliner Museum übergeben sind“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877–1878: 261–266.
- Reichenow, Ant.: „Bericht über die ornithologischen Sammlungen der Expedition nach Westafrika“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874: 176–187.
- „Die ornithologischen Sammlungen der deutschen Expeditionen nach der Loango-Küste mit einer Einleitung von Dr. Falkenstein“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877: 162–188, 208–216.
- „Uebersicht der Fische aus Chinchoxo und anderen Gegenden Westafrika's, welche die Afrikanische Gesellschaft dem Berliner Zoologischen Museum übersandte“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877–1878, 266–268.
- Voß: „Bericht über die durch die deutsche Expedition an der Westküste Afrika's in das Königliche Museum zu Berlin gelangte Sammlung ethnologischer Gegenstände“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 299–304.

Alexander von Homeyer

Quelle

- (Homeyer, Alexander von:) „Die v. Homeyer'sche Expedition. Auszüge aus zwei Briefen des Majors v. Homeyer an den Vorstand der deutschen afrikanischen Gesellschaft“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1875: 258–262; 1876: 292–297.

Literatur

- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1875: 193; 1876: 332–334.
 „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
 „HOMEYER, ALEXANDER VON“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 150.
 „HOMEYER, ALEXANDER VON“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 9. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1906: 521.
 „HOMEYER, ALEXANDER VON“. In: L. Gebhardt, *Neue Deutsche Biographie* 9. Berlin: Duncker & Humblot 1972: 588–589.
 „HOMEYER, ALEXANDER VON“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 2. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1983: 617.
 „HOMEYER, ALEXANDER VON“. In: *Deutsche Biographische Enzyklopädie* 5. München 1997: 164.
 Lux, Anton Erwin: *Von Loanda nach Kimbundu. Ergebnisse der Forschungsreise im äquatorialen West-Afrika (1875–1876)*. Wien: Eduard Hölzel 1880.
 Pogge, Paul: *Im Reiche des Muata-Jamvo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's in die Lunda-Staaten unternommenen Reise*. Mit einer Karte von Dr. R. Kiepert. Berlin: Reimer 1880: Vorwort.
 Soyaux, Herman: *Aus West-Afrika. 1873–1876. Erlebnisse und Beobachtungen*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1879a, 2 Theile in einem Band.

Fritz und Willem Jaspert*Quellen*

- Jaspert, Willem: Tage in Angola, *Frankfurter Zeitung*, 15., 22., 29. Juli, 5., 14., 19. August 1928.
 – „Die Watschiwokwe. Ein neuentdeckter Negerstamm in Zentralafrika“, *Umschau* 33, 1929a: 208–213.
 – *Afrikanisches Abenteuer. Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe. Erlebnisse der Jaspert'schen Afrika-Expedition 1926/27*. Berlin, Minden und Leipzig: Wilhelm Köhler 1929b. Englische Ausgabe: *Through Unknown Africa. Experiences from the Jaspert Expedition of 1926–1927*. London: Jarrolds (ca. 1929).
 Jaspert, Fritz und Willem: *Die Völkerstämme Mittel-Angolas*. Frankfurt am Main: Joseph Baer 1930.

Literatur

- Baumann, Hermann: (Besprechung von) „Jaspert, Wilhelm, Afrikanisches Abenteuer. Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe...“, *Ethnologischer Anzeiger* 2, 1932b: 311–312.
 – *Lunda. Bei Bauern und Jägern in Inner-Angola. Ergebnisse der Angola-Expedition des Museums für Völkerkunde Berlin*. Berlin: Würfel 1935: 8 Fußnote 2.

- „JASPERT, WILLEM“. In: Hermann A.L. Degener (Hrsg.), *Wer ist's?* 10. Ausgabe, Berlin: Hermann Degener 1935: 755.
- „JASPERT, WILLEM“. In: *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Nekrolog 1936–1970*. Berlin, New York: Walter de Gruyter 1973: 312.
- Schachtzabel, Alfred: (Besprechung von) „Jaspert, F. u. W.: Die Völkerstämme Mittelangolas...“, *Petermanns Mitteilungen* 77, 1931: 322.
- Schomburgk, Hans: „Vorwort“. In: Willem Jaspert, *Das Geheimnis des schwarzen Erdteils*. Berlin: Reimer Hobbing s.d. (ca. 1930): 3–6.

Otto Jessen

Quellen

- Jessen, Otto: „Bericht über seine Angola-Reise“, *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, München* 24 (2), 1931: 2.
- „Reiseeindrücke in Angola“, *Koloniale Rundschau* 1932a: 74–79, 246–253.
 - „Berichte über seine Forschungsreise nach Angola“, *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft München* 24, 1931: 316–319 (Brief vom 20.7.1931); 25, 1932b: 82–90 (Briefe vom 13.10.1931, 3.1.1932).
 - „Reisen in Angola“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin*, 1933a: 62–63.
 - „Forschungen in Angola“, *Forschungen & Fortschritte* 9 (13), 1933b: 192–193.
 - *Reisen und Forschungen in Angola*. Berlin: Reimer 1936.

Literatur

- „JESSEN, OTTO“. In: Walther Killy und Rudolf Vierhaus (Hrsg.), *Deutsche Biographische Enzyklopädie* 5. München: K.G. Saur 1997: 327.
- Klute, F.: (Besprechung von) „Jessen, Otto: Reisen und Forschungen in Angola“, *Petermanns Mitteilungen* 84, 1938: 37–38.
- Petermanns Mitteilungen* 67, 1921: 163; 74, 1928: 180; 75, 1929: 35; 38, 1932: 199–200; 79, 1933: 27.

Anton Erwin Lux

Quellen

- Lux, Anton E.: „Reise von Malange bis Kimbundu und zurück“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 3, 1876: 33–38.
- „Bericht des Herrn k. k. Oberlieutenant Lux über seine Reise in Afrika im Jahre 1875“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877–1878: 78–107, 127–132.
 - (Brief von Anton Erwin Lux, Güns, 8.12.1878), *Globus* 35, 1879a: 16.
 - „Unter den Bangelas in Westafrika“, *Globus* 35, 1879b: 182–185.
 - *Von Loanda nach Kimbundu. Ergebnisse der Forschungsreise im äquatorialen West-Afrika (1875–1876)*. Wien: Eduard Hölzel 1880.

Literatur

- Andree, Richard: (Besprechung von) „A. E. Lux, Von Loanda nach Kimbundu. Ergebnisse der Forschungsreise im äquatorialen West-Afrika (1875–1876)“, *Globus* 37, 1880: 45–46.
- Bastin, Marie-Louise: „Le sceptre tshokwe de Vienne“, *Archiv für Völkerkunde* 23, 1969: 5–9.
- Behm, E.: „Geographischer Monatsbericht“. Darin: (Besprechung von) „A.E. Lux, *Von Loanda nach Kimbundu*. Ergebnisse der Forschungsreise im äquatorialen West-Afrika (1875–1876)“, *Petermanns Mitteilungen* 25, 1879: 467–468.
- „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
- Dworsky, Josef: „Anton Erwin Lux, auch einer von den Vergessenen“, *Völkerkunde. Beiträge zur Erkenntnis von Mensch und Kultur* 1 (10–12), 1925: 246–249.
- Ermann, Wilhelm: „Die Schütt'sche Expedition, Höhenmessungen einiger wichtiger Punkte östlich von Malange“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1880–1881: 11–14.
- „LUX, ANTON ERWIN“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 192.
- „LUX, ANTON ERWIN“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 12. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1905: 883.
- „LUX, ANTON ERWIN“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 3. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1993: 311–312.
- „LUX, ANTON ERWIN“. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950* 5. Wien: Hermann Böhlhaus Nachf. 1972: 381.
- Mießler, Adolf: „Anton Erwin Lux, ein österreichischer Afrikareisender“, *Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik* 14, 1892: 281–283.

Wilhelm Mattenklodt*Quellen*

- Mattenklodt, Wilhelm: *Verlorene Heimat. Als Schutztrupper und Farmer in Südwest*. Berlin: Paul Parey 1928. Englische Ausgabe: *A Fugitive in South West Africa 1908 to 1920*. London: Thornton Butterworth 1931.
- *Afrikanische Jagden und Abenteuer*. Bearbeitet und herausgegeben von Hauptmann Steinhardt. München: F.C. Mayer ²1942.
- „Die Kisama. Herausgegeben und bearbeitet von Hermann Baumann“, *Koloniale Völkerkunde* 1 (*Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik* 6), 1944: 71–108.

Literatur

- Baumann, Hermann: (Einleitung zu) „Die Kisama. Hrsg. von Hermann Baumann“, *Koloniale Völkerkunde I (Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik* 6), 1944: 71–73.

Alexander von Mechow*Quellen*

- Mechow, Alexander von: „Bericht über die von ihm geführte Expedition zur Aufklärung des Kuango-Stromes (1878/81)“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 9, 1882: 475–489.
- *Karte der Kuango-Expedition, aufgenommen, entworfen und gezeichnet vom Führer derselben, dem Major Alexander von Mechow*. Berlin: A. Ascher & Co 1884.

Literatur (siehe auch unter Güßfeldt*)

- (Buchner, Max:) „Die Buchner’sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I: 1878–1879: 82–89, 133–161.
- Büttner, Richard: „Über seine Reise von S. Salvador zum Quango und zum Stanley Pool. (5. Juni 1886)“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886b: 300–312.
- *Reisen im Kongolande: Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Hinrichs 1890.
- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 290–291.
- „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
- Globus* 34, 1878: 142, 362; 39, 1881: 16.
- Hanemann, F.: „Die Deutsche Afrikanische Expedition“, *Petermanns Mittheilungen* 21, 1875: 1–7.
- Hann, Jul.: „Einige Resultate aus Major v. Mechow’s meteorologischen Beobachtungen im Innern von Angola“, *Sitzungsberichte der Königlichen Akademie der Wissenschaften*, Wien, II. Abt., LXXXIX, Februar 1884: 189–217. Auch als Abdruck erschienen in Wien: C. Gerolds Sohn 1884.
- Kiepert, Richard: „Begleitworte zur Karte des Congo-Beckens“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 20, 1885: 70–79.
- „MECHOW, ALEXANDER VON“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 205.
- „MECHOW, ALEXANDER VON“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 13. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut 1906: 498–499.
- Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I, 1878–1879: 13.
- „Die Quango-Expedition des Majors v. Mechow“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* II, 1880–1881: 155–156.
- Petermanns Mittheilungen* 30, 1884: 233; 31, 1885: 69, 186; 32, 1886: 29.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 11, 1884: 180.
- Wolf, Ludwig: „Reisen in Central-Afrika“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886b: 79–95.

Eduard Mohr*Quellen*

- Mohr, Eduard: „Aus einem Brief des Herrn Ed. Mohr an Herrn Nachtigal“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 3, 1876: 186.

- „Zwei Briefe von Eduard Mohr an die Deutsche Afrikanische Gesellschaft, Dondo, 5. und 6. Oktober 1877“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* 2, 1877–1878: 38–48.

Literatur

- (Buchner, Max:) „Die Buchner'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I: 1878–1879: 133–161.
Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft I, 1876: 326–329, 334, 346–347; II, 1877–1878: 110.
- Focke, W.O.: „Mohr, Nicolaus Carl Eduard“. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 22. Leipzig: Duncker & Humblot 1885: 66–67.
Globus 30, 1876: 16; 31, 1877: 192
- „MOHR, EDUARD“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 209–210.
- „MOHR, EDUARD“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 14. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1906: 24.
- „MOHR, EDUARD“. In: *Westermann Lexikon der Geographie* III. Braunschweig: Georg Westermann ²1973: 379.
- „MOHR, EDUARD“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 3. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1993: 504–505.
- Petermanns Mitteilungen* 23, 1877: 39, 80.
- Schütt, Otto H.: *Reisen im südwestlichen Becken des Congo*. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit 3 Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin: Reimer 1881b: 12–13.
- „Uebersetzung eines portugiesischen Schreibens des Herrn C.J. de Souza Machado an Herrn A. F. H. Pape zu Loanda, mitgetheilt von der: ‚Afrikaansche Handelsvereinigung‘“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877–1878: 153–156.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 3, 1876: 79, 235–236; 4, 1877: 42–43, 48.

Eduard Pechuël-Loesche

Quellen

- (Pechuël-Loesche:) Bayerische Staatsbibliothek, München: Nachlaß Eduard Pechuël-Loesche, u.a. mit den Reisetagebüchern von der Loangoküste und von seiner Kongoreise.
- Institut für Länderkunde, Leipzig: Nachlaß Eduard Pechuël-Loesche.
 - Geographisches Institut der Universität Hamburg: Geographische Charakterblätter aus den bereisten Gebieten (Aquarelle u.a. Bilder).
- Pechuël-Loesche: „Loango und die Loangoküste“, *Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig*, 1876a: 37–67.
- „Bericht des Herrn Dr. Pechuel-Loesche an den Vorstand über seine zweite Quillureise“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876b: 271–281.
 - „Fussumrisse der Eingeborenen der Loangoküste, nebst Text“, *Zeitschrift für Ethnologie* 8, 1876c: Tafel XXIV.

- „Die deutsche Loango-Expedition im Kriege“, *Gartenlaube* 1876d: 348–350, 365–367.
- „Aus dem Leben der Loango-Neger“, *Globus* 32, 1877a: 10–14, 237–239, 247–251.
- „Das Kuilu-Gebiet“, *Petermanns Mitteilungen* 23, 1877b: 10–17.
- „Ein Hexenproceß in Loango“, *Gartenlaube* 1877c: 177–180.
- „Die Calema“, *Globus* 32, 1877d: 119–121, 136–140.
- „Die Palmen an der Westküste von Afrika“, *Petermanns Mitteilungen* 24, 1878a: 169–170.
- „Indiscretos aus Loango“, *Zeitschrift für Ethnologie* 10, 1878b: 17–32.
- „Ein Palaver in Loango“, *Gartenlaube* 1878c: 627–632.
- „Abnorm gefärbte Menschen“, *Globus* 34, 1878d: 122–124.
- „Westafrikanisches Leben“, *Aus allen Welttheilen* 9, 1878e: 302–307, 321–324 („1. Eine Küstenreise“); 10, 1879a: 75–80 („2. An der Bai von Yumba“).
- „Handel und Producte der Loangoküste“, *Geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft* 1, 1879b: 273–336 (mit 1 Karte).
- „Die Loango-Expedition“. In: Paul Güssfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Loesche, *Die Loango-Expedition. Ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas 1873–1876. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen*. Leipzig: Paul Froberg 1879–1882. Dritte Abtheilung. Erste Hälfte. 1882. (Die zweite Hälfte ist die *Volkskunde von Loango*. 1907.)
- „Im Congoland“, *Gartenlaube* 1883: 324–327, 339–343, 484–488, 730–734, 794–796.
- „Ethnologische Forschung“, *Verhandlungen des Vierten Deutschen Geographentages zu München am 17., 18. und 19. April 1884*. Berlin 1884a: 156–160.
- „Das central-afrikanische Problem“, *Oesterreichische Monatsschrift für den Orient* 10, 1884b, Nr. 2: 33–39; Nr. 6: 153–158; Nr. 7: 173–176.
- „Congoforschung und die Congofrage“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 11, 1884c: 184–211.
- „Westafrikanische Laterite“, *Das Ausland* 57, 1884d: 401–407, 422–428. Nachtrag: 477.
- „Das Kongogebiet“, *Deutsche Kolonialzeitung* 1, 1884e, Nr. 13: 257–264.
- „Deutschland und das Kongogebiet“, *Deutsches Montagsblatt* Nr. 23 vom 9.6.1884f.
- „Südafrikanische Laterite“, *Das Ausland* 58, 1885a: 501–504.
- *Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen. Eine Entgegnung*. Leipzig: Ernst Keil's Nachfolger 1885b.
- „Offener Briefe an Henry M. Stanley“, *Gartenlaube* 1885c: 714–715, 726–727, 748–750.
- *Die Bewirtschaftung tropischer Gebiete*. Vortrag gehalten am 22. September 1885 in der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Strassburg: Carl T. Trübner 1885d.
- *Herrn Stanley's Partisane und meine offiziellen Berichte vom Kongolande*. Leipzig: Ernst Keil's Nachfolger 1886a.
- „Ruder und Canoes in Westafrika“, *Globus* 50, 1886b: 74–77.
- „Zur Kenntis des Herero-Landes“, *Das Ausland* 59, 1886c: 821–825, 849–852, 869–872, 889.
- „Zu Herrn Wißmann's Einwendungen gegen mein Urteil über das Kongoland“, *Deutsche Kolonialzeitung* 3, 1886d: 233–236.

- *Kongoland*. Jena: Hermann Costenoble 1887.
- „Der Kongofreistaat, Stanley und England“, *Deutsche Kolonialzeitung*, Neue Folge 1, 1888, Nr. 13 vom 31.3.1888: 97–99.
- „Brief an Franz Giesebrecht, Erlangen, 2.11.1896“. In: Franz Giesebrecht (Hrsg.), *Die Behandlung der Neger*, *Neue Deutsche Rundschau* 8, 1897: 10–11.
- *Volkskunde von Loango*. Stuttgart: Strecker & Schröder 1907.

Literatur (siehe auch unter Güßfeldt*)

- Asherson, P.: „Bericht über die botanischen Sammlungen der deutschen Expedition nach Westafrika“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 331–332.
- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874: 136–137, 345.
- „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
- Dreyer, A.: „Pechuel-Loesche, Eduard“. In: *Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog* 18, Berlin: Georg Reimer 1917: 179–182.
- Günther, Siegmund: „Eduard Pechuël-Loesche †“, *Petermanns Mitteilungen* 59, II. Halbband, 1913: 25.
- Lehmann, Steffen und Maximilian Oettinger: „Eduard Pechuël-Loesche, Erforscher Äquatorialafrikas (1840–1913)“. In: Adam Jones (Hrsg.), *Afrika in Leipzig. Erforschung und Vermittlung eines Kontinents 1730–1950*. Leipzig (vervielfältigte Vorlage) 1995: 23–24.
- Linnenberg, Friedrich: „Eduard Pechuel-Loesche als Naturbeobachter“, *Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft* 10, 1963: 340–356 (mit Verzeichnis der Veröffentlichungen von Eduard Pechuël-Loesche).
- „PECHUEL-LOESCHE“, Eduard. In: Heinrich Schnee (Hrsg.), *Deutsches Koloniallexikon* III. Leipzig: Quelle & Meyer 1920: 29.
- „PECHUEL-LOESCHE“. In: *Ewald Banse's Lexikon der Geographie* II. Braunschweig und Hamburg: Georg Westermann 1923: 288.
- „PECHUEL-LOESCHE, Moritz Eduard“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 228.
- „PECHUËL-LOESCHE, EDUARD“. In: *Westermann Lexikon der Geographie* III. Braunschweig: Georg Westermann 1973: 783–784.
- „PECHUEL-LOESCHE, EDUARD“. In: Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde* 17. Lieferung, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1995: 65–66.
- Petermanns Mitteilungen* 31, 1885: 478–479
- Wissmann, Hermann von: *Meine Ansichten über Herrn Dr. Pechuël-Loesches Beurtheilung des Kongo-Unternehmens enthalten in seiner an Herrn Stanley gerichteten Entgegnungsschrift*. Brüssel: P. Weissenbuch's Hofdruckerei 1886.
- Wobeser, H. von: *Henry M(orten) Stanley und Dr. Pechuel-Loesche*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1886.
- Voß: „Bericht über die durch die deutsche Expedition an der Westküste Afrika's in das Königliche Museum zu Berlin gelangte Sammlung ethnologischer Gegenstände“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 299–304.

Paul Pogge*Quellen*

- Pogge, Paul: (Brief von Paul Pogge vom 3. Mai 1876), *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde* 3, 1876: 193-195.
- „Brief von Paul Pogge an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, Kibondo 3. September 1875“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876a: 288.
 - „Dr. Pogge bei dem Muata Jamwo“, *Globus* 30, 1876b: 343–344.
 - „Brief von Paul Pogge an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, Malange 8. Oktober 1876“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* II, 1877a: 23–24 (hier irrtümlich unter F. Pogge, 6. Oktober 1876; Auszug in *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 3, 1876: 193–195, 237).
 - „Itinerar von Kimbundo bis Quizememe, dem Mussumba oder der Residenz der Muata Jamvo, und weiter östlich bis Inchibaraka vom 16. September 1875 bis 28. Februar 1876“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 12, 1877b: 199–210.
 - „Das Reich und der Hof des Muata-Yamvo“, *Globus* 32, 1877c: 14–15, 28–31.
 - „Bericht des Herrn Dr. Pogge an die Deutsche Afrikanische Gesellschaft über das Reich und den Hof des Muata Yanvo“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1876: 193, 237; II, 1877–1878: 23, 111–127.
 - „Ueber die Verwendung von Elefanten bei Afrika-Reisen und Anlage von Stationen“, *Globus* 35, 1879a: 119–121.
 - „Brief von Dr. Paul Pogge“, *Globus* 35, 1879b: 128; 42, 1882: 167–169.
 - *Im Reiche des Muata-Jamvo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's in die Lunda-Staaten unternommenen Reise*. Mit einer Karte von Dr. R. Kiepert. Berlin: Reimer 1880.
 - „Über die in Mussumba zu begründende deutsche Station“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* II, 1880–1881a: 134–140.
 - „Briefe des Reisenden“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* II, 1880–1881b: 251–252 (2.4.1881); III, 1881–1883: 79–80 (31.5.1881), 146–148 (30.7. und 11.8.1881), 216–223 (27.11.1881).
 - „Bericht über die Reise von Mukenge nach Nyangwe und zurück; und über die Begründung der Station in Mukenge (20.9. und 27.9.1882)“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885a: 56–74 (eine leicht gekürzte und stilistisch bearbeitete Version findet sich in *Globus* 43, 1883: 315–318, 327–329).
 - „Bericht über die Station Mukenge bis October 1883 (Mitte October 1883)“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885b: 179–206.
 - „Mittheilungen aus Dr. Pogge's Tagebüchern“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885c: 228–274.
 - (Brief Paul Pogges an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft vom 12.2.1884), *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 11, 1884: 176–177.
 - „Pogge's Aufenthalt in Lubuku, Rückkehr und Tod. In: Hermann [von] Wissmann“, *Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880 bis 1883 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wissmann*. Berlin: Walther & Apolant 1889: 305–395. (Es handelt sich um Auszüge aus den in den *Mittheilungen der*

Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV, 1883–1885, abgedruckten Briefen und Tagebuchnotizen.)

Literatur (s.a. unter von Homeyer*)

(Afrikanische Gesellschaft in Deutschland:) „Überbringung Allerhöchster Geschenke an den Sultan von Wadi und den Negerfürsten Muata Yanvo“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I, 1878–1879: 15–16.

(Afrikanische Gesellschaft in Deutschland:) „Nachrichten über Pogge's letzte Tage und über seinen Tod“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 207–208.

A[ndree], R[ichard]: (Besprechung von) „Paul Pogge: Im Reiche des Muata Jamwo“, *Globus* 37, 1880: 44–45.

Bastian, Adolf: (Nachruf auf Paul Pogge), *Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* in *Zeitschrift für Ethnologie* 16, 1884: 246.

Büttner, Richard: *Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Hinrichs ⁴1890.

Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft I, 1876: 345–346.

„Denkschrift über die Thätigkeit der Afrikanischen Gesellschaft vom Mai 1883“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV: 1883–1885: 215–227.

Erman, Wilhelm: „Nachruf für Dr. Paul Pogge“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV (3), 1884: 149–157.

Förster, Brix: „Die Pogge-Wißmann'sche Reise quer durch das südliche Kongo-Gebiet“, *Das Ausland* 56, 1883: 31–35, 117–119, 134–136, 156–158, 594–598.

„Der gegenwärtige Stand der deutschen Afrikaforschung“, *Das Ausland* 55, 1882, Nr. 32: 621–626.

Globus 35, 1879: 287; 37, 1880: 44, 272; 38, 1880: 240; 40, 1881: 46; 41, 1882: 76, 368; 42, 1882: 368; 43, 1883: 176; 47: 1885: 91.

Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland I, 1878–1879: 12–13; II, 1880–1881: 121, 126; III, 1881–1883: 84–85.

Petermanns Mitteilungen 23, 1877: 39, 116, 312; 26, 1880: 74, 118, 197, 359–360, 470; 27, 1881: 191; 28, 1882: 116, 390; 29, 1883: 29, 74, 117; 30, 1884: 231, 353; 31, 1885: 147, 186.

Marx, Christoph: „*Völker ohne Schrift und Geschichte*“. Stuttgart: Steiner 1988, Kapitel über Paul Pogge: 109–115.

„POGGE, PAUL“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 233.

„POGGE PAUL“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 16. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut ⁶1907: 63–64.

„POGGE, PAUL“. In: *Westermann Lexikon der Geographie* III. Braunschweig: Georg Westermann ²1973: 855.

Pogge von Strandmann, Hartmut (Hrsg.): *Ins tiefste Afrika. Paul Pogge und seine präkolonialen Reisen ins südliche Kongobecken*, Berlin: trafo 2004 (Cognoscere Historias, Band 14)

- „Pogge’s Route von Mukenge zur Lulua-Mündung und nach Kikassa am Kassai. Construiert von W. Ermann. 1:750 000“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*: 1883–1885: Taf. 9.
- „Eine portugiesische Stimme über die Afrika-Forschung“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* 2, 1877–1878: 48–52.
- Ratzel, Friedrich: „Paul Pogge“. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 26. Leipzig: Duncker & Humblot 1888: 359–364.
- „Route der Pogge-Wissmann’schen Expedition von Malanshe bis zum Tanganika-See. Aufgenommen von Wissmann. Construiert von R. Kiepert. 1:750 000. Blatt 1.2.3.4.“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885: Taf. 4, 5, 7, 8.
- „Skizze von Pogge’s und Wissmann’s Zug durch den Südosten des Kongo-Beckens 1881–82. 1:4 000 000“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885: Taf. 2.
- Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 9, 1877: 76.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 4, 1877: 44–47 (Adolf Bastian in der Sitzung vom 3.2.1877), 11, 1884: 175–179 (Brief Pogges vom 12.2.1884; Briefe Wissmanns vom 22.2. und 6.3.1884 über sein Zusammentreffen mit Pogge und Brief des deutschen Konsuls in Luanda vom 17.3.1884 Pogges Tod betreffend).
- (Wissmann, Hermann von) „Die Pogge-Wissmann’sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland III*, 1881–1883: 68–79, 149–154, 248–254; *IV*, 1883–1885: 29–74; 117–132.
- „Von San Paulo de Loanda nach Zanzibar“, *Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien* 26, 1883: 97–105.
 - *Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von Loanda nach Zanzibar*. Nach der siebenten Auflage des großen Werkes vom Verfasser selbst bearbeitete kleinere Ausgabe. Berlin: Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung 1892.

Alfred Schachtzabel

Quellen

- Schachtzabel, Alfred: „Angewandte Völkerkunde in Afrika“, unveröffentlichtes Manuskript eines Vortrages, den Alfred Schachtzabel auf der Arbeitszusammenkunft deutscher Völkerkundler in Göttingen am 22. November 1940 gehalten hat (Manuskript, Privatbesitz).
- Wissenschaftlicher Nachlaß Alfred Schachtzabel (Manuskripte, Ethnologisches Museum SMB, Berlin).
 - Akte Alfred Schachtzabel, SMPK Museum für Völkerkunde Berlin.
 - *Die Siedlungsverhältnisse der Bantu-Neger*. Leiden 1911 (Supplement zu Band XX von *Internationales Archiv für Ethnographie*).
 - „Die Eingeborenen Süd-Angolas und ihre kolonial-politische Bedeutung“, *Koloniale Rundschau* 12, 1920: 204–208.

- *Im Hochland von Angola. Studienreise durch den Süden Portugiesisch-West-Afrikas.* Dresden 1923. (Nur leicht verändert und mit teilweise anderen Fotos wiederveröffentlicht als: *Angola. Forschungen und Erlebnisse in Südwestafrika.* Berlin 1926.)
- In: Beatrix Heintze (Hrsg.): *Alfred Schachtzabels Reise nach Angola 1913–1914 und seine Sammlungen für das Museum für Völkerkunde in Berlin. Rekonstruktion einer ethnographischen Quelle.* Köln: Köppe 1995 (Afrika-Archiv 1).

Literatur

- Blome, Hermann: „Bericht über die Arbeitszusammenkunft deutscher Völkerkundler in Göttingen am 22. und 23. November 1940“. In: gleicher Titel ohne Herausgeber, Göttingen 1941: 6–36.
- Heintze, Beatrix: „Plädoyer für eine integrierte Quellenedition“, *Baessler-Archiv N.F.* 41, 1993: 323–339.
- (Hrsg.) 1995: *Alfred Schachtzabels Reise nach Angola 1913–1914 und seine Sammlungen für das Museum für Völkerkunde in Berlin. Rekonstruktion einer ethnographischen Quelle.* Köln: Köppe (Afrika-Archiv 1).
 - Einführung. In: Beatrix Heintze (Hrsg.), *Alfred Schachtzabels Reise nach Angola 1913–1914 und seine Sammlungen für das Museum für Völkerkunde in Berlin. Rekonstruktion einer ethnographischen Quelle.* Köln: Köppe 1995 (Afrika-Archiv 1): 11–41.
 - „Alfred Schachtzabel, Völkerkundler (1887–1981)“, in: Adam Jones (Hrsg.), *Afrika in Leipzig. Erforschung und Vermittlung eines Kontinents 1730–1950.* Leipzig: vielfältigte Vorlage 1995a: 24–25.

Otto H. Schütt und Paul Gierow

Quellen: Otto Schütt

- Schütt, Otto: „Karte des Rio Quanza in Angola und der angrenzenden Gebiete von der Mündung des Flusses bis Malange im Maasstab von 1 : 400 000 in 2 Blättern; nebst Geleitwort von W. Ermann“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1878: Tafeln VII, VIII und S. 373.
- „Verlauf der Schütt’schen Expedition bis zum 1. September 1877“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland I*, 1878–1879a: 61–67 (Zusammenfassung der Redaktion und Briefe vom 12.8. und 1.9.1878).
 - „Die Schütt’sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland I*, 1878–1879b: 110–111 (Zusammenfassung der Redaktion und Brief vom „Quicapa-Ufer“; auch veröffentlicht in *Globus* 36, 1879: 128).
 - „Bericht über die Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai, und zurück, Juli 1878 bis Mai 1879“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland I*, 1878–1879c: 173–207.
 - „Bericht über seine Reisen in Inner-Afrika“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 6, 1879: 307–317.
 - „Der Kaiserin-Augusta-Fall in Westafrika“, *Globus* 37, 1880: 295–297.
 - „Im Reich der Bangala“, *Das Ausland* 54, 1881a: 381–384.

- *Reisen im südwestlichen Becken des Congo*. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit 3 Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin: Reimer 1881b.
- „Begräbnißgebräuche in Westafrika“, *Die Natur* 30, 1881c: 317–318.

Quelle: Paul Gierow

Gierow, Paul: „Die Schütt'sche Expedition. Bericht des Mitgliedes der Expedition, Herrn Paul Gierow“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* III, 1881–1883: 96–135.

Literatur

- Andree, Richard: (Besprechung von) „Otto Schütt's Reisen im südwestlichen Congo-becken“, *Globus* 40, 1881: 173–174.
- Bastin, Marie-Louise: „Tshibinda Ilunga: A propos d'une statuette de chasseur ramenée par Otto H. Schütt en 1880“, *Baessler-Archiv N.F.* 13, 1965: 501–537.
- Ermann, Wilhelm, „Die Schütt'sche Expedition. Höhenmessungen einiger wichtiger Punkte östlich von Malange“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* II, 1880–1881: 11–14.
- (Besprechung von) „Otto Schütt. Reisen im südwestlichen Becken des Congo... Berlin 1881“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 8, 1881: 384–387.
 - „Begleitworte zu Otto Schütt's Karte des Rio Quanza“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1878: 373–374.
- Globus* 32, 1877: 240; 34, 1878: 142, 361; 35, 1879: 16; 36, 1879: 191.
- Kiepert, Richard: „Einige Bemerkungen über die Schütt'schen Aufnahmen“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* II, 1880–1881: 14–17.
- „Otto Schütt's Reisen von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück (Juli 1878 bis Mai 1879)“, *Globus* 36, 1879: 358–361; 38, 1880: 11–13, 30–31; 59–62 (Zusammenfassung nach Schütts Bericht in den *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I, 1878–1879: 173–207).
- Petermanns Mitteilungen* 25, 1879: 32, 312, 466–467; 28, 1878: 35, 116, 275.
- Reichenow, Ant.: „Über eine Vogelsammlung aus Malange in Angola, eingesandt von dem Reisenden Otto Schütt“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I, 1878–1879: 207–212.
- Kiepert, Richard: „Deutsche Aufnahmen in Angola“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 15, 1880: 241–242.
- „SCHÜTT, OTTO“. In: *Brockhaus' Conversations-Lexikon*. Leipzig: F.A. Brockhaus, Band 14, 1886: 528.
- „SCHÜTT, OTTO“. In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 264.
- „SCHÜTT, OTTO“. In: *J. C. Poggendorff's Biographisch-Literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften [...]*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth, dritter Band, II. Abtheilung, 1898: 1216.
- „Die Schütt'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* I, 1878–1879: 12, 21–23, 61–64, 110 (Zusammenfassungen der Redaktion).

„Die Schütt'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* III, 1881–1883: 95–96 (Kritik der Redaktion).

Eduard Schulze

Quelle

Schulze, Eduard: „Die Schulze'sche Expedition. Auszüge aus den Berichten von Lieutenant Schulze“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 274–291.

Literatur

Büttner, Richard: „Ueber seine Reise von S. Salvador zum Quango und zum Stanley Pool. (5. Juni 1886)“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde* 13, 1886b: 300–312.

– *Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft.* Leipzig: Hinrichs ⁴1890.

(Kiepert, Richard): „Skizze des Gebietes zwischen Vivi und Kuango mit den Routen von Lieutenant Schulze und Dr. Wolff. Zusammengestellt von R. Kiepert“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: Taf. 12.

Kiepert, Richard: „Begleitwort zu Tafel 12. Skizze des Gebietes zwischen Vivi und Kuango mit den Routen von Lieutenant Schulze und Dr. Wolff. Zusammengestellt von R. Kiepert“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 367–369.

(Schulze, Eduard): „Die Schulze'sche Expedition. Auszüge aus den Berichten von Lieutenant Schulze“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 274–291.

„Nachruf für Dr. Nachtigal, Dr. Böhm und Lieutenant Schulze“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 293–295.

Petermanns Mitteilungen 30, 1884: 353; 31, 1885: 69.

Herman Soyaux

Quellen

Soyaux, Herman: „Berichte und Reisebriefe“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1873–1876: 73–76, 139–144, 170–174.

– „Vegetations-Skizzen von der Loango-Küste“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 10, 1875: 62–70.

– „Ein Gottesgericht in West-Afrika“, *Grenzboten* 35, 1876a, 2. Semester, 2. Band: 412–417.

– „Eine Reise in Angola“, *Grenzboten* 35, 1876b, 2. Semester, 2. Band: 95–106.

– „Flußbilder aus dem tropischen Afrika“, *Das Ausland* 50, 1877a, I. Am Coanza: 1–4, 35–37, 191–193; II. Am Kuilu: 449–454, 1008–1011, 1035–1039.

– „Die Oelpalme“, *Die Natur* 26, 1877b: 535–539.

- „Angola. Ein Stück Culturgeschichte in Afrika“, *Die Gegenwart* 11, 1877c, Nr. 10: 148–151.
- „Ambriz“, *Aus allen Welttheilen* 8, 1877d: 362–364.
- „Die Loangoküste“. (Besprechung von Julius Falkenstein: „Die Loangoküste“ in 72 Originalphotos, Berlin 1876), *Das Ausland* 50, 1877e: 272–274.
- „Nur ein Neger“, *Die Gegenwart* 13, 1878a, Nr. 10: 152–156.
- „Aus dem Leben des Europäers im tropischen Westafrika“, *Grenzboten* 37, 1878b, 2. Semester, 1. Band: 13–24, 51–60.
- *Aus West-Afrika. 1873–1876. Erlebnisse und Beobachtungen*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1879a, 2 Theile in einem Band.
- „Nachrichten vom Gabun“, *Petermanns Mitteilungen* 25, 1879b: 344–347.
- *Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1888.

Literatur (s.a. unter Falkenstein*, Güßfeldt* und von Homeyer*)

- Ascherson, P.: „Bericht über die botanischen Sammlungen der deutschen Expedition nach Westafrika“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1876: 331–332.
- Büttner, Richard: *Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Hinrichs⁴1890.
- Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1875: 190; 1876: 345.
- „Die deutschen Expeditionen im Westen des äquatorialen Afrika. 1873–1877“, *Aus allen Welttheilen* 9 (7), 1878: 193–199, 230–234.
- (Hellwald, Friedrich von?:) „Aus Westafrika“ (Besprechung von und Auszüge aus Hermann Soyaux: *Aus Westafrika 1873–1876*. Leipzig 1876), *Das Ausland* 52, 1879: 901–906, 930–936, 944–948.
- Kiepert, Richard: „Reisewerke über Westafrika. III.“ (Besprechung von Herman Soyaux: *Aus West-Afrika, 1873 bis 1876. Erlebnisse und Beobachtungen*), *Globus* 38, 1880: 91–92.
- Schweinfurth, G.: „Bericht über die erste Sendung getrockneter Pflanzen aus Chinchoxo“, *Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft* I, 1874: 187–190.
- „SOYAUX, HERMANN“ (*sic*). In: Friedrich Embacher, *Lexikon der Reisen und Entdeckungen*. Leipzig 1882 (Nachdruck Amsterdam 1961): 274.
- „SOYAUX, HERMAN“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 18. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut⁶1907: 633.

Georg Tams

Quelle

- Tams, G[eorg]: *Die portugiesischen Besitzungen in Süd-Westafrika. Ein Reisebericht*. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Carl Ritter. Berlin 1845. Engl. Übersetzung von H.E. Lloyd, *Visit to the Portuguese possessions in south-western Africa*. London s.d. (1845), 2 Bände, New York 1969. Portugiesische Übersetzung aus dem Englischen von M.G.C.L., *Visita ás possessões portuguezas na costa occidental d’Africa*. Porto 1850, 2 Bände.

Literatur

- Drost, Dietrich, „Gustav Klemms kulturhistorisches Museum“, *Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig* 26, 1969: 41–83, S. 72 (mit Abb.).
- Klemm, Gustav, *Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit*. Leipzig: Teubner 1843–1852, 10 Bände, Band 3, 1844.
- Rödiger, Iris, „Ethnographische Sammeltätigkeit und Theorie im 19. Jahrhundert: Der Kulturgeschichtler Dr. Gustav Klemm“. Unveröffentlichte MA-Arbeit Frankfurt am Main 1995.

Helmuth Wilhelm*Quellen*

- (Wilhelm, Helmuth:) Aktenstücke 1919/31, 1920/28, 1921/31, 1921/38, 1925/10, 1928/34; Sammlung: SAf 2408–1440; 2446–1462; 2469–2489, Dbl. 6922–2928 (verbrannt); MAf 28200–28278 (es ist zur Zeit nicht prüfbar, welche Objekte noch vorhanden sind); Fotos: PhSAf 486–489; 594–602; 4041–4146. Museum für Völkerkunde Leipzig.
- 53 Fotos von J.H. Wilhelm, erworben vom Museum für Völkerkunde Leipzig, VIII A 14047–14099. Museum für Völkerkunde, SMPK, Berlin.
- Wilhelm, Helmuth: „Aus dem Wortschatz der !Kung- und der Hukwe-Buschmannsprache“, *Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen* 12 (4), 1921/1922: 291–304.
- „Die !Kung-Buschleute. Mit einer Einführung, Anmerkungen und einer Karte von F. R. Lehmann“, *Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig* 12, 1953: 91–189 (Das Manuskript befindet sich im Museum für Völkerkunde, Leipzig.)
 - „Die Hukwe“. Mit 21 Federzeichnungen von J. H. Wilhelm und mit einer Einführung, Anmerkungen, Schlußbetrachtung und einer Karte von F. R. Lehmann, *Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig* 13, 1954: 8–44. (Das Manuskript von 1917 befindet sich im Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Hermann von Wissmann*Quellen*

- Wissmann, Hermann (von): (Die Pogge-Wissmann'sche Expedition: Berichte und Briefe von Leutnant Wissmann), *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* III, 1881–1883: 68–79, 149–154, 249–254; IV, 1883–1885: 35–37, 37–56, 207–208, 319–321.
- „Die Durchquerung des äquatorialen Afrika“, *Verhandlungen des III. Deutschen Geographentags zu Frankfurt a/M.* 1883a: 65–78.
 - „Von San Paulo de Loanda nach Zanzibar“, *Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien* 26, 1883b: 97–105.
 - „Die in Innerafrika stattgehabten Völkerverschiebungen“, *Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft* 15 (6), 1883c: (453)–(460).
 - *Meine Ansichten über Herrn Dr. Pechuël-Loesches Beurtheilung des Kongo-Unternehmens enthalten in seiner an Herrn Stanley gerichteten Entgegnungsschrift*. Brüssel 1886.

- „Ueber seine letzte Reise in Centralafrika“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 14, 1887: 398–408.
- (zusammen mit Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Müller:) *Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1888; ²1891.
- *Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost*. Berlin: Walther und Apolant 1889 (⁸1902). Nach der siebenten Auflage des großen Werkes vom Verfasser selbst bearbeitete kleinere Ausgabe. Berlin: Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung 1892.
- *Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887*. Frankfurt a.O.: Trowitzsch & Sohn 1890.
- *Afrika. Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung und den Aufenthalt und den Dienst in den Deutschen Schutzgebieten*. Berlin: Siegfried Mittler u. Sohn 1895.
- „Briefe an Franz Giesebrecht, 23.6.1895; 8.8.1895“. In: Franz Giesebrecht (Hrsg.), *Die Behandlung der Neger, Neue Deutsche Rundschau* 8, 1897: 3–4.

Literatur

- Bastian, Adolf: „Neue Erwerbungen des Königlichen Museums“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 15, 1883: (215)–(216).
- „Sammlungen aus Adamaua und Südcentralafrika, vom Amazonas, der Osterinsel und den Agomes“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 15, 1883: (301).
 - „Sammlung des Leutnant Wissmann“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 19, 1887: (682)–(684).
- „DR. HERMANN VON WISSMANN“. *Deutsche Kolonialzeitung* 22, 1905: 253–254.
- Förster, Brix: „Die Pogge-Wißmann'sche Reise quer durch das südliche Kongo-Gebiet“, *Das Ausland* 56, 1883: 31–35, 117–119, 134–136, 156–158, 594–598. *Globus* 44, 1883: 207; 47, 1885: 272; 50, 1886: 208, 336.
- Hassenstein, B.: „Major v. Wissmanns zweite Reise quer durch Zentralafrika, 1886 und 1887“, *Petermanns Mitteilungen* 37, 1891: 57–60.
- Hantzsch, Viktor: „Wissmann, Hermann, Wilhelm Leopold Ludwig (von)“. In: *Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog* 10. Berlin: Georg Reimer 1907: 139–148.
- Kiepert, Richard: „Begleitworte zur Routenkarte der Pogge-Wissmann'schen Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1883–1885: 208–212.
- Luwel, Marcel: *König Leopold II. und Hermann von Wissmann: Beispiele eines vertrauensvollen Zusammenwirkens (1883–1896)*. Greifenstein 1993 (Beiträge zur deutschen Kolonialgeschichte 7).
- Mau, Erwin: *Hermann von Wissmann, Deutschlands größter Afrikaner*. Leipzig: Hermann Hillger s.d. (ca. 1934).
- Ntambwe Luadia-Luadia: „Les Luluwa et le commerce luso-africain (1870–1895)“, *Etudes d'Histoire africaine* 6, 1974: 55–104.
- Pechuël-Loesche, Eduard: „Zu Herrn Wißmann's Einwendungen gegen mein Urteil über das Kongoland“, *Deutsche Kolonialzeitung* 3, 1886d: 233–236.

- Perbandt, Conradin v., Georg Richelmann und Rochus Schmidt (unter Mitwirkung von Dr. Becker und Dr. Steuber): *Hermann von Wissmann. Deutschlands größter Afrikaner. Sein Leben und Wirken unter Benutzung des Nachlasses*. Berlin: Alfred Schall 1906.
- Petermanns Mitteilungen* 27, 1881: 191; 31, 1885: 271, 396–397; 38, 1892: Literaturbericht S. 41 (F. Ratzel).
- „Die Pogge-Wissmann'sche Expedition“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* III, 1881–1883: 248; IV, 1883–1885: 29–34, 117–132.
- „Schriften des Majors von Wissmann †“, *Deutsche Kolonialzeitung* 22, 1905: 327–328.
- „Singer, H.: Hermann von Wissmann †“, *Globus* 88, 1905: 81–82.
- „WISSMANN, HERMANN VON“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 20. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut⁶1908: 695–696.
- „WISSMANN, HERM. (v.), MAJOR“. In: *Ewald Banse's Lexikon der Geographie* II. Braunschweig und Hamburg: Georg Westermann 1923: 757.
- WISSMANN, HERMANN VON. In: *Westermann Lexikon der Geographie* IV. Braunschweig: Georg Westermann²1973: 1001.
- Wolf, Eugen: „Gedenkblatt für Hermann von Wissmann“. In: Hermann von Wissmann, *Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887*. Frankfurt a.O.: Trowitzsch & Sohn 1890: VII–XXV.

Ludwig Wolf

Quellen

- Wolf, Ludwig: „Bericht des Stabsarztes Dr. Ludwig Wolf über die 3 untersuchten Tuschilange“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 16, 1884: (603)–(610).
- „Volksstämme Central-Afrika's“, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 18, 1886a: (725)–(745).
- „Reisen in Central-Afrika“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 13, 1886b: 79–95.
- (zusammen mit Hermann von Wissmann, Curt von François, Hans Müller:) *Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885*. Leipzig: F.A. Brockhaus 1888; ²1891.

Literatur

- Hantzsch, Viktor: „Wolf, Heinrich Ludwig“. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 25. Berlin: Duncker & Humblot 1971 (¹1910): 112–115.
- Mießler, Adolf: „Dr. Ludwig Wolf“. In: *Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik* 12, 1890: 332–334.
- Ratzel, Friedrich: „Nekrolog“, *Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig* 1889: 107–114.
- „WOLF, LUDWIG“. In: *Meyers Großes Konversations-Lexikon* 20. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut Band⁶1908: 723.
- (Nachruf), *Koloniales Jahrbuch* 3, 1890: 144–147.

Willy Wolff*Quelle*

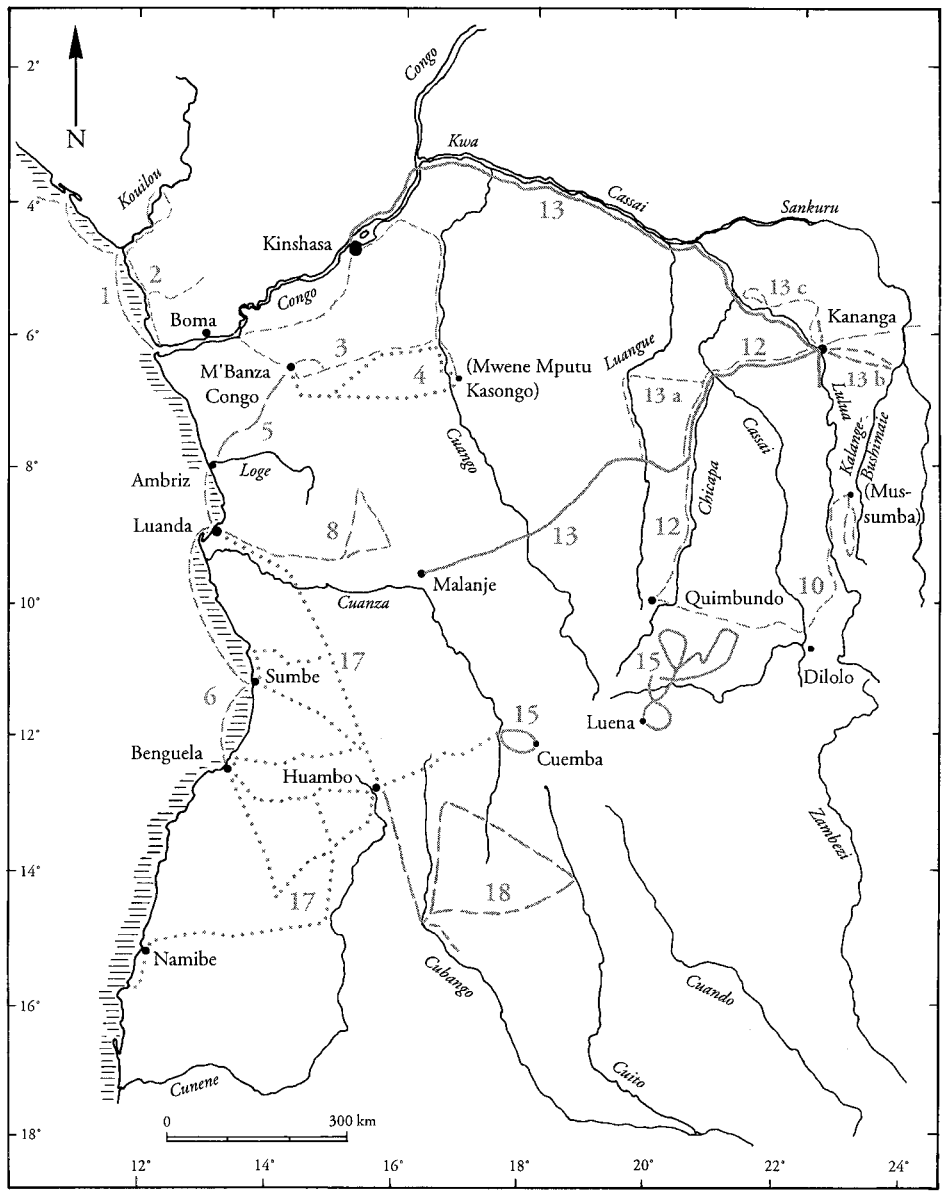
- Wolff, Willy: „Bericht des Dr. Wolff über seine Reise von San Salvador zum Kiamvo Kassongo“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885: 362–367.
- (und Richard Kund:) „Missionär Grenfells Aufnahmen von Nebenflüssen des Congo. Nach Mittheilungen der Herren Kund und Wolff“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885: 391–392.
 - „Ueber seine Reise von S. Salvador zum Quango“, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 13*, 1886: 46–64.
 - *Von Banana zum Kiamwo. Eine Forschungsreise in Westafrika, im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland*. Oldenburg und Leipzig: Schulzesche Hof-Buchdruckerei 1889a.
 - *Die Verwerthung unserer äquatorialen Kolonien in West-Afrika*. Berlin: Georg Reimer 1889b.

Literatur

- (Büttner, Richard:) „Berichte von Dr. Büttner“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885e: 315–318, 369–372.
- Büttner, Richard: *Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Hinrichs⁴1890.
- (Kiepert, Richard:) „Skizze des Gebietes zwischen Vivi und Kuango mit den Routen von Lieutenant Schulze und Dr. Wolff. Zusammengestellt von R. Kiepert“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885a: Taf. 12.
- Kiepert, Richard: „Begleitwort zu Tafel 12. Skizze des Gebietes zwischen Vivi und Kuango mit den Routen von Lieutenant Schulze und Dr. Wolff. Zusammengestellt von R. Kiepert“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885b: 367–369.
- Petermanns Mittheilungen 31*, 1885: 430–431.
- (Schulze, Eduard:) „Die Schulze'sche Expedition. Auszüge aus den Berichten von Lieutenant Schulze“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland IV*, 1883–1885: 274–291.
- „WOLFF, DR. WILHELM ALBERT“. In: Richard Wrede und Hans von Reinfels (Hrsg.), *Das geistige Berlin. Eine Encyclopädie des geistigen Lebens Berlins*. Berlin: Strom Band 3, 1898.

Karte 1:

- 1 Samuel Brun (1611–1613)
- 2 Adolf Bastian (1873) und Loango-Expedition unter Paul Gießfeldt (1873–1876)
- 3 Richard Büttner (1884–1885)
- 4 Willy Wolff, ab M'Banza Congo (1884–1885)
- 5 Adolf Bastian (1857)
- 6 Georg Tams (1841–1842)
- 8 Hermann v. Barth-Harmating (1876)
- 10 Paul Pogge, ab Quimbundo (1875–1876)
- 12 Paul Pogge und Hermann von Wissmann, ab Quimbundo (1881–1882)
- 13 Cassai-Expedition unter Hermann von Wissmann, ab Malanje (1883–1885)
 - 13a Abstecher Hans Müller
 - 13b Abstecher Curt v. François
 - 13c Abstecher Ludwig Wolf
- 15 Hermann Baumann (1930)
- 17 Otto Jessen (1931)
- 18 Alfred Schachtzabel, ab Huambo (1913–1914)



Karte 2:

- 7 Alexander v. Mechow, ab Malanje (1880–1881)
- 9 Anton Lux, ab Malanje (1875)
- 11 Max Buchner, ab Malanje (1879–1881)
- 14 Otto Schütt und Paul Gierow, ab Malanje (1878–1879)
- 16 Fritz und Willem Jaspert (1926–1927)
- 19 Hermann Baum (1899–1900)

